

✓
Bayreuther Blätter.

Zeitschrift

zur

Verständigung über die Möglichkeiten einer
deutschen Kultur.

Redigirt und herausgegeben

von

HANS VON WOLZOGEN.

Sechster Jahrgang 1883.

Im Verlage der Redaktion.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Agarischer Blätter.

Zeitschrift

zur

Verständigung über die Möglichkeiten einer
deutschen Kultur.



Sechster Jahrgang 1883.

Im Verlage der Expedition.

Verlag von J. B. Metzger, Leipzig.

Inhalt des sechsten Jahrganges.

Ein spezifizirtes Generalregister, nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Erstes Vierteljahrsheft. (I.—III. Stück.)

	Seite
Ein Gedenkwort	1
<i>Helden und Welt.</i>	
I. Richard Wagner, ein Briefwechsel	3
II. H. v. Stein, Solon und Krösos, ein Dialog	11
Hans von Wolzogen, die Ungleichheit der menschlichen Racen.	
V. Die Keltoslaven und Rom	16
VI. Die Germanen und Amerika	25
Bernhard Förster, ein Deutschland der Zukunft	44
<i>Parsifal-Nachklänge.</i>	
I. Von H. v. Wolzogen	57
II. Von J. H. Löffler	61
<i>Beiträge zur Charakteristik der Zeit.</i>	
XIX. Oswald Zimmermann, aus der Verstandeskultur der Gegenwart	67
<i>Litteratur.</i>	
Adolf Wahrmund, B. Förster, H. v. Stein, Besprechungen	77
Bühnenfestspiele in Bayreuth 1883	92
Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 3.	

Zweites Vierteljahrsheft. (IV.—VI. Stück.)

Friedrich Franz II, Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin	93
Hans von Wolzogen, die Religion des Mitleidens	
I. Im neuen Paradiese	99
II. Unter dem Kreuze	117
III. „Das Ende ist die That“	131
<i>Helden und Welt.</i>	
Eduard Baltzer, Pythagoras	147
Oskar Schlemm, über gymnasiale Erziehung.	
I. Dazu hat er gar keine Zeit	157
II. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen	170
III. Von der Höhe nach der Höhe	180
Bühnenfestspiele Bayreuth: Stipendien-Stiftung	188
Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 4.	
Beilagen: Allg. Richard Wagner-Verein. — Aufruf. — Statuten.	

Drittes Vierteljahrsheft. (VII.—IX. Stück.)

	Seite
Bernhard Förster, zur Frage der nationalen Erziehung	189
Ernst Grysanowski, die Vivisektionsfrage vor dem preussischen Landtage	228
Ludwig Schemann, unsere Stylbildungsschule	250

Parsifal-Nachklänge.

III. Wolfgang Körber, Bekenntnisse eines Neulings	264
---	-----

Stimmen aus der Vergangenheit.

H. Sommer, über die Entstehung der Oper	273
C. Beyer, Nürnberg — nicht Hamburg — Geburtsstätte und Wiege der deutsch-nationalen Oper	282
Geschäftliche Mittheilungen des Allgemeinen Richard-Wagner-Vereines	284

Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 5.

Beilagen: I. Generalversammlung des Allg. R. Wagner-Vereines. — Vertreterliste.

Viertes Vierteljahrsheft. (X.—XII. Stück.)

	Seite
Luther	285

Helden und Welt.

Constantin Frantz, die Märtyrer von Costnitz	288
Hans von Wolzogen, die Sprache Luther's in Wagner's Kunst	297
Heinrich von Stein, über die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen	305
Theodor Fontane, Wilibald Alexis	344

Stimmen aus der Vergangenheit.

H. v. Wolzogen, alte und neue Aesthetiker	367
Geschäftliche Mittheilungen des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines	381
Generalregister des Jahrganges 1883	382/3

Umschlag: Litterarische Anzeigen Nr. 6 und 7.

An die Abonenten der „Bayreuther Blätter.“

Der Meister, dem diese Zeitschrift ihre Begründung verdankt, ist von uns geschieden. Hätten vielleicht einmal Wechsel des Lebens unserer gemeinsamen geistigen Thätigkeit für das Bayreuther Werk eine andere Form anweisen können: die strenge Bestimmtheit des Todes verpflichtet uns zum treuesten Festhalten an Dem, was uns als eine Schöpfung des von uns Geschiedenen auch in der Gestaltung dieser Blätter hinterlassen ist. Unendlich gross ist unser ganzes Erbtheil, und viel haben wir zu thun es überall gleicherweise rein zu bewahren und sorglich zu pflegen. Thun wir es auch an dieser Stelle stäts in dem Sinne, welchen der Meister in seinen Blättern ausgesprochen wünschte: so dürfen wir versichert sein, dass sein Geist unter uns fortlebt und fortwirkt. Ist Er von uns geschieden — nichts scheidet uns von Ihm! Solange ich Freunde weiss und finde, welche mir ihre Theilnahme und Hilfe bei der treuen Pflege unseres theueren Erbes gewähren, werde ich diese Zeitschrift im Sinne des Meisters weiterführen.

Gedenken wir seines letzten Mahnwortes, das an uns Alle gerichtet ist, die wir zusammenstehen bei der Arbeit für sein Werk: „Das Reinmenschliche mit dem ewig Natürlichen in harmonischer Uebereinstimmung zu erhalten“, und „auf solchem maassvollen Wege besonnen vorzuschreiten“. Hat er selbst uns dabei des segenvollen Zuwinkes unseres grossen Dichters versichert: so wollen wir denn auch daran gedenken, dass wir einem Volke angehören, aus welchem während nur eines halben Jahrhunderts ein Goethe und ein Wagner von hinnen geschieden sind. Zwei Helden — zwei Welten! Zu welcher Treue, zu welcher Arbeit, zu welcher Hoffnung verpflichtet und kräftigt uns dieser Gedanke!

Hehre Sterne blicken auf den Weg, den wir zu wandeln haben: Der über allen Sternen waltet, gebe seinen Segen!

Bayreuth, am 25. Februar 1883.

Hans von Wolzogen.

Der Meister, dem diese Zeitschrift ihre Begründung
verdankt ist von uns geschieden. Hätten vielleicht einmal
Wesens des Lebens unserer gemeinsamen Aufgabe die Thätig-
keit für das Bayerische Werk eine andere Form annehmen
können: die strenge Bestimmtheit des Lebens verpflichtete uns
zur treuesten Festhalten an Dem, was uns als eine Schöpf-
ung des von uns Geschriebenen auch in der Gestaltung dieser
Blätter hinterlassen ist. Hauptsächlich muss es unser eigenes
Lebensziel und viel haben wir zu thun es führt gleich-
weise kein zu bewahren und sorgfältig zu pflegen. Denn
wir es auch an dieser Stelle in dem Sinne, welchen
der Meister in seinen Blättern ausgesprochen wünschte:
so dürfen wir versichert sein, dass sein Gedächtnis uns
fortlebt und forwirkt. In Er von uns geschieden - nicht
scheidet uns von ihm. So lange wir lebende sind und
leben werden wir ihm Theilnahme und Hilfe bei der Lösung
Bayerischer Aufgaben leisten können. Würde ich diesen
Zeitschrift im Sinne des Meisters weiterführen.

Leben wir seine letzten Mahnworte, das an uns
Alle gerichtet ist, die wir zusammenstehen bei der Arbeit
für ein Werk. Das fernmenschliche von dem wir nicht
leben in bairischer Lebensbeziehung zu stehen; und
als solchem massvollen Wege besonnen vorzuschreiten,
hat er selbst uns dabei das geeignete Verhalten anzu-
weisen. Inwiefern wir nicht so wollen wir denn nach dem
großen Ziel streben: so wollen wir leben und leben
gedenken; das wir einen Volk zu werden, aus welchem
während der Jahre haben Jahrhunderte einzuwirken und ein
Wort von ihnen geschrieben sind. Zwei Hefen - zwei
Wörter zu welcher Tage zu welcher Arbeit zu welcher
Hoffnung verpflichteter und kräftiger aus dieser Gedank-

liche Sterne fliehen auf den Weg, den wir zu ver-
folgen haben. Der über allen Sternen waltet, gibt seinen
Segen!

Bayreuth, am 25. Februar 1885.

Hans von Wolzogen.

Helden und Welt.

I.

Dezember 1882.

Hochverehrter Meister!

Nachdem die hier vorliegenden Arbeiten durch die Art ihrer Abfassung bereits während sie entstanden Ihnen zugeeignet worden waren, bringe ich Ihnen nun heute diese zur Veröffentlichung bestimmte Sammlung derselben dar. — Sehr deutlich bin ich mir bewusst, dass der zuerst verfasste Dialog, „Der junge Imperator“, ein Versuch war, durch eine künstlerische Thätigkeit an dem Leben theilzunehmen, in dessen weihevollen Kreis mich eine ernste Absicht, in ahnendem Unbewusstsein, gezogen hatte. Ihre diesem Versuche geschenkte Aufmerksamkeit belebte mich zu den ferneren Arbeiten. Durch diese nun versuchte ich es, auch jetzt, als Sie die Künstler zur Darstellung des Parsifal um sich versammelten, mich nicht als gänzlich Fremden zu empfinden; vielmehr erschien mir eine bescheidene und mittelbare Theilnahme an diesem Werke als der Sinn des Abschlusses der vorliegenden Sammlung. —

Sie beschrieben einst das Kunstwerk als die begeisterte Darstellung des ungemeynen Vorganges durch eine, von dem Einflusse eines Einzelnen beseelte Genossenschaft von Künstlern. Wie wir es dort angedeutet fanden, sehen wir diess heute verwirklicht: die ideale Gestalt jenes Einflusses in Ihren Werken zu dauerndem Vorbilde ausgeprägt; das Beispiel von Auführungen derselben gegeben, deren Ausserordentlichkeit die Betheiligten unwiderstehlich einnimmt und bestimmend fernerhin erfüllt. Worin dagegen jener ursprüngliche Gedanke unverwirklicht geblieben ist, bezeichnet, in den heutigen Bayreuther Aufführungen, deren Ueberlassung an ein Publikum. Jene künstlerischen Genossenschaften waren nicht als Kaste, oder Berufsgattung vorzustellen; sie sollten allerwärts aus dem Volke hervorgehen, als dessen geistige Vertreter, demnach auch das Volk lebendig beeinflussend, ja, immer mehr gänzlich in sich aufnehmend. Uns hätte ein Volk als Kulturvolk in dem Maasse zu gelten, als es zu solchen künstlerischen Genossenschaften in immer bewussterer Gemeinsamkeit zusammenträte, und also Ideale schauete und schüfe; denn die Formen seines Lebens würden sich einer solchen lebendigen Kunst mit Nothwendigkeit annähern. Gehen wir nun dieser Vorstellung weiter nach, so ersehen wir, dass diejenigen, welche auf ein durchaus gleichgestimmtes Schauen der künstlerisch darstellbaren Vorgänge innerlichst und wahrhaft angelegt sind, solchen künstlerischen Genossenschaften, auch abgesehen von den natürlichen Gaben zu künstlerischer Kundgebung, beizuzählen wären. Diese nämlich sind

wahre Zu„schauer“ des Kunstwerkes; ihnen rufen ihre Freunde, die darstellenden Künstler, wenn sie die Bretter betreten, zu: ihr gehört zu uns — verweilet, indessen wir sagen, was Ihr sinnt. — Solchen Zuschauern aber könnte man versucht sein, noch eine besondere selbständige Bedeutung insofern zuzuschreiben, als sie möglicherweise durch grössere Bewusstheit ihrer sinnlich mittelbaren Theilnahme Werth verleihen: sie erscheinen berufen, den ideellen Gehalt der künstlerischen Exaltation im Gedanken festzuhalten, und auf reale Gestaltungen anzuwenden, demnach also die oben in das Auge gefasste künstlerische Gestalt der allgemeinen Kultur vermittelnd herbeizuführen.

So deute ich mir denn Goethe's von diesem als noch gänzlich unerfüllt bezeichnete Anforderung an das Publikum, dem Künstler gegenüber sich produktiv zu verhalten, etwa dahin: der durch die Kunst zum Schauen befähigte Blick sei der Wirklichkeit zu weiser Lebensführung zuzuwenden. Die Welt-Anschauung, welche ein solcher Blick sich gewinnt, ersieht sich kenntliche Gestalten aus dem Wirrsal der Geschichte. Die Worte, welche dem also sich Besinnenden aus diesem Wirrsal heraus vernehmbar werden, befähigen dann ferner zu Begriff und Urtheil über die historische Gegenwart: unbeirrt durch das Trugbild der Zivilisation, vermag er die menschlichen Züge in dieser Gegenwart von den ebenfalls noch vorhandenen bestialischen zu unterscheiden und wirklich zu sehen; er erblickt das „andere Ufer“, das Land der Zukunft, und gehört demselben an, daher er zur Ausfahrt mahnt, indessen der lebenskluge Herr des Augenblickes am Horizont nur Wasser und Himmel sieht und davor warnt, sich den Elementen anzuvertrauen. Vielmehr einzig diesen ist zu vertrauen! Einzig auch von elementaren Ereignissen ist eine Regeneration des „Publikum's“ zu erwarten, da dessen heutige Gestalt sich ebenfalls aus keiner oberflächlichen Zufälligkeit, sondern aus der tiefen Unkultur der zivilisirten Nationen erklärt.

Um in diesem Sinne mit Ihnen zu warten, mit Ihnen zu schauen, bieten Sie, verehrter Meister, den ernstlich Gesinnten heute in Ihrem Werke eine Zufluchtstätte. Der Glaube an das Ideal, welcher sich so oft in missverständliche Bestrebungen verlor, findet hier ein Symbol gemeinsamen Verständnisses; diess Beispiel vor Augen, würde es uns übel anstehen, der Tugend der Hoffnung uns zu versagen: vielmehr wenn auch alle Erfahrungen des Lebens uns verzagen liessen, so lehrt uns diess vertrauen, dass zu dem ernst gemeinten Worte ein klangvoller Wiederhall, wenn auch kein „Publikum“ sich finde.

So werden sich diese meine Arbeiten den Freunden als ein einfachstes Beispiel jenes Schauens darstellen, dessen weiteste Bedeutung ich soeben erwo. Welchem Theile der Geschichte überhaupt, oder ob es sich auf Anschauungen der Natur richtet, stäts gelangt es zu wahrhaften, folgenreichen Erkenntnissen. So enthalten meine Dialoge die Andeutung einer Form, welche dazu auffordert, sie mit immer neuem, reichen Inhalt zu er-

füllen. Sie drücken eine Tendenz aus, insofern aus der wahrhaftigen Betrachtung überlieferter Geschichten ein diesen Begebenheiten innewohnender, übereinstimmender Hinweis sich ergab — so also, wie der Magnet aller Orten die Richtung des unsichtbaren Aetherweges nach seinem Pole festhält und anzeigt. Solon, in ein chaotisches Weltenwesen seinerseits unent-rinnbar gebannt, behauptet die mögliche Milderung dieses Verhältnisses, und die Behauptung dieser Möglichkeit kehrt als Andeutung in den sämtlichen Gesprächen wieder — am bestimmtesten zu Ende des zwölften Gespräches, verglichen mit dem Ende des neunten — die uns befangende Noth, und das Erklingen des erlösenden Noth-Schreies. Demnach bleibt die Richtung des Weges nicht unbestimmt, wohl aber der Weg selbst unsichtbar. —

Hier ist eine neue, grosse Aufgabe zu lösen, und jenem „Schauen“ eine weit bestimmtere Offenbarung abgefordert. Dass dieselbe durch eine Darstellung des Deutschen Wesens zu tiefstem Verständnisse zu bringen sei, ward mir durch die Eindrücke dieses Sommers hoffnungsvoll gewiss: und so verdanke ich Ihnen das ernstliche Erfassen einer noch in weiteste Fernen weisenden Aufgabe, wie ich Ihnen jene erste Ermuthigung zu den eigenen, vorliegenden Versuchen verdanke.

Ihr in treuester Liebe und Ehrfurcht Ihnen ergebener

Heinrich von Stein.

Lieber Herr von Stein!

Da ich Sie aufforderte, mit den vor zwei Jahren von Ihnen begonnenen Darstellungen ausdrucksvoller geschichtlicher Vorgänge in dramatischer Form fortzufahren, nahm ich mir zugleich vor, eine kleinere oder grössere Sammlung solcher Scenen, sobald Sie sie veröffentlichen wollten, unseren Freunden mit der Kundgebung der Bedeutung, die ich ähnlichen Arbeiten beilege, anzuempfehlen. Zum Erscheinen im Drucke fast überreif, wartet Ihr Werkchen nur auf die Ausführung meines Vorsatzes, um dem Leser vorgelegt zu werden. Während ich nun durch Abhaltungen aller Art verhindert war, theilten Sie sich mir selbst in einem für mich so erfreulichen Schreiben über den Charakter mit, welchen Sie dieser Sammlung zuerkannt zu wissen wünschten, und das von Ihnen hierbei Berührte und Gesagte dünkt mich so werthvoll zur Verwendung für das wiederum von mir darüber zu sagende, dass ich nicht besser thun zu können glaube, als, jenes Ihr Schreiben dem meinigen voranstellend, den uns interessirenden Gegenstand in dieser Form eines Briefwechsels vor unseren Freunden zu erörtern.

Sie drückten sich darüber aus, dass Sie, in so nahe Berührung mit mir gerathen, einem Verlangen nach Bethheiligung an künstlerischem Gestalten nachgaben, als Sie jene dramatischen Scenen entwarfen. Eine Aufmunterung zur Verwendung gerade dieser Form der künstlerischen Darstellung ge-

wannen Sie durch die geistvollen Arbeiten A. Rémusat's, namentlich dessen Abälard, sodann wohl besonders durch die geniale Behandlung der charakteristischen Hauptmomente der Renaissance durch unseren Gobineau. Gewiss konnten Sie keinen glücklicheren Vorschritt thun, als diesen vom philosophirenden Nachdenker zum dramatisirenden Klarseher. Sehen, sehen, wirklich sehen, — das ist es woran Allen es gebriecht. „Habt ihr Augen? Habt Ihr Augen?“ — möchte man immer dieser ewig nur schwatzenden und horchenden Welt zurufen, in welcher das Gaffen das Sehen vertritt. Wer je wirklich sah, weiss woran er mit ihr ist.

Mehr als alle Philosophie, Geschichts- und Racenkunde belehrte mich eine Stunde wahrhaftigsten Sehens. Es war diess am Schliessungstage der Pariser Weltausstellung des Jahres 1867. Den Schulen war an diesem Tage der freie Besuch derselben gestattet worden. Am Ausgange des Gebäudes durch den Einzug der Tausende von männlichen und weiblichen Zöglingen der Pariser Schulen festgehalten, verblieb ich eine Stunde lang in der Musterung fast jedes Einzelnen dieses, eine ganze Zukunft darstellenden, Jugendheeres verloren. Mir wurde das Erlebniss dieser Stunde zu einem ungeheuren Ereigniss, so dass ich vor tiefster Ergriffenheit endlich in Thränen und Schluchzen ausbrach: diess wurde von einer geistlichen Lehrschwester beachtet, welche einen der Mädchenzüge mit höchster Sorgsamkeit anleitete und am Portale des Einganges wie verstohlen nur aufzublicken sich erlaubte; zu flüchtig nur traf mich ihr Blick, um, selbst wohl im günstigsten Fall, von meinem Zustande ihr ein Verständniss zu erwecken; doch hatte ich mich soeben bereits gut genug im Sehen geübt, um in diesem Blicke eine unaussprechlich schöne Sorge als die Seele ihres Lebens zu lesen. Diese Erscheinung erfasste mich um so eindringender, als ich nirgends sonst in den unabsehbaren Reihen der Gefährten und Führer auf eine gleiche, ja nur ähnliche getroffen war. Im Gegentheile hatte mich hier Alles mit Grauen und Jammer erfüllt: ich ersah alle Laster der Weltstadtsbevölkerung im Voraus gebildet, neben Schwäche und Krankhaftigkeit, Rohheit und boshaftes Begehren, Stumpfheit und Herabgedrückttheit natürlicher Lebhaftigkeit, Scheu und Angst neben Frechheit und Tücke. Diess Alles angeführt von Lehrern allermeist geistlichen Standes in der hässlich eleganten Tracht des neumodischen Priesterthums; sie selbst willenlos, streng und hart, aber mehr gehorchend als herrschend. Ohne Seele Alles — ausser jener einen armen Schwester.

Ein langes tiefes Schweigen erholte mich von dem Eindrucke jenes ungeheuren Sehens's. Sehen und Schweigen: diess wären endlich die Elemente einer würdigen Errettung aus dieser Welt. Nur wer aus solchem Schweigen seine Stimme erhebt, darf endlich auch gehört werden. Sie, mein noch so junger Freund, haben, wenigstens vor mir, diesen Anspruch sich erworben, und was ich damit meine möchte ich hier deutlicher bezeichnen. —

Ueber die Dinge dieser Welt zu reden scheint sehr leicht zu sein, da alle Welt eben darüber redet: sie aber so darzustellen, dass sie selbst reden, ist nur Seltenen verliehen. Zu der Welt reden kann man nur, wenn man sie gar nicht sieht. Wer vermöchte z. B. zu einer Reichstags-Versammlung zu reden, sobald er sie genau sähe? Der Parlamentsredner wendet sich an ein Abstraktum, an Parteien, an Meinungen, die sich selbst wieder für *Anschauungen* halten; denn mit Anschauungen verwechseln sich die dort sitzenden Personen selbst, welchen desshalb bei Beleidigungen vor Gericht so schwer beizukommen ist, weil sie behaupten, sie meinten nie eine Person, sondern nur eine Anschauung. Ich glaube, wer einmal solch eine Versammlung mit wirklich sehendem Auge Mann für Mann so musterte, wie es mir mit jenem Pariser Schulheere beschieden war, würde nie in seinem Leben ein Wort mehr zu ihr reden. Wie sollte er in Wahrheit noch zu Leuten sprechen können, bei denen Alles Schatten ist, Anschauung ohne Ersichtlichkeit? Haltet ihnen die Bildnisse Gustaf Adolf's und Wallenstein's neben einander vor, und fragt sie, wer von diesen Beiden der freie Held, und wer der hinterhältige Ränkeschmied war, so zeigen sie auf Wallenstein als Helden und auf Gustaf Adolf als Intriguanten, weil diess eben ihre *Anschauung* ist. —

Diese nichtigsten und uninteressantesten Wesen, wie anders erscheinen sie uns aber plötzlich, wenn ein Shakespeare sie wieder zu uns sprechen lässt: jetzt lauschen wir dem albernsten ihrer Worte, denen der grosse Dichter einst im Leben sein erhabenes Schweigen entgegengesetzt hatte. Hier ward dieses zur Offenbarung, und die Welt, aus der wir jetzt entrückt sind, zu der wir kein Wort zu reden haben, sie dünkt uns im Lächeln des Dichters erlöst.

Und diess ist eben das Drama, welches keine Dichtungsart ist, sondern das aus unsrem schweigenden Inneren zurückgeworfene Spiegelbild der Welt. Schreiben jene Herren von der *Anschauung* zu hunderten Theaterstücke, in denen sich wieder ihre Anschauungen spiegeln, so hat uns das nicht irre zu machen, wenn wir für jetzt das Drama auf unsere Weise versuchen, indem wir zunächst uns des Vortheils bemächtigen, nicht mehr über Menschen und Dinge zu reden, sondern diese selbst sprechen zu lassen. Dass Ihnen, lieber Freund, bei diesem Unternehmen sofort die ersten Versuche gelangen, ward mir alsbald daraus erklärlich, dass Ihnen das sehende Schweigen zu eigen geworden war; denn nur aus diesem Schweigen keimt die Kraft der Darstellung des Gesehenen. Sie hatten die Geschichte und ihre Vorgänge gesehen und konnten sie nun sprechen lassen, weil sie nicht eigentlich die Geschichte, noch selbst die Vorgänge, die uns ein ewiges Dunkel bleiben werden, sondern die Personen, die in ihrem Handeln und Leiden ersehenen Personen, sprechen liessen. Jene Geschichte, in welcher es nicht ein Jahrhundert, nicht ein Jahrzehnt giebt, das nicht fast einzig von der Schmach des menschlichen Geschlechtes erfüllt ist, überlassen wir, zur

Stärkung ihres stäten Fortschritts-Glaubens, den Anschauungen unserer Professoren; wir haben es mit den Menschen zu thun, mit welchen, je hervorragender sie waren, die Geschichte zu keiner Zeit etwas anzufangen wusste: ihre Ueberschreitungen des gemeinen Willensmaasses, zu denen eine leidenschwere Nothwendigkeit sie drängt, sind es was uns einzig angeht und die Welt mit ihrer Geschichte uns soweit übersehen lässt, dass wir sie vergessen, — die einzig mögliche Versöhnung des Sehenden mit ihr.

Und hierdurch haben Ihre Scenen, die man ihrer Ankündigung nach für blosse Abhandlungen in dialogischer Form halten möchte, das wahre dramatische Leben gewonnen, welches uns sofort mit der Freude des Sehens fesselt. Sie behandeln keine Abstrakta: mit Allem, was sie umgiebt, treten Ihre Gestalten lebendig, durchaus individuell und unverwechselbar auf uns zu, — hier Katharina von Siena, dort Luther — leibhaftig und vertraut Alle wie diese.

Doch bleibt es unverkennbar, dass die Lust am Dramatisiren Sie nur bestimmte, weil Ihnen Ungeheures am Herzen lag. Das, worüber wir endlich immer weniger gern mehr sprechen und reden, soll aus sich und für sich selbst reden. Es ist wahr, wir haben Anschauungen, und zwar eigentliche, wirkliche, während jene Reichs-Professoren sich der Anschauungen nur aus Sprachverwirrung bedienen, da sie merken, dass sie selbst nicht einmal von Ansichten bei sich reden könnten, sondern höchstens von Meinungen, unter der Anleitung der verschiedenen öffentlichen Meinungen. Unsere Anschauungen von der Welt sind uns aber zu grossen, unabweisbar innerlichen Angelegenheiten geworden. Wir fragen uns über das Schicksal dieser so erkannten Welt, und da wir in ihr leiden und leiden sehen, so fragen wir uns nach Heilung oder wenigstens Veredelung der Leiden. Sind wir mit allem Bestehenden zum Untergange bestimmt, so wollen wir auch in diesem einen Zweck erkennen, und setzen ihn in einen würdigen, schönen Untergang.

Die Bestimmung, die wir hiermit unserm Leben geben, haben Sie mit so vollendeter Deutlichkeit, Einfachheit und überzeugender Beredtheit durch eine Antwort Ihres Solon's auf eine Frage des Krösos bezeichnet, dass ich jene Worte als das Grundthema für unsere weiteren Verständigungen festgehalten wünschte, und Sie desshalb auch bestimmte im Buchdruck sie für das Auge hervortreten zu lassen. Einzig von dem Ausspruche Ihres Weisen aus die Welt betrachtet, muss diese uns werth dünken die schwersten Mühen unseres Lebens ihr zuzuwenden, da einzig in diesen Mühen wir sie begriffen sehen dürfen. Hat den Plan Ihrer folgenden dramatischen Ausführungen auch wohl nicht eigentlich die Absicht einer Ausarbeitung der weiteren, durch jenes Grundthema bestimmten Gedanken Ihnen eingegeben, so war es doch natürlich, dass jede ihrer Eingebungen in einer Beziehung dazu stehen musste. Sie gelangen hierbei in der Folge der Uebersicht der Sie anziehenden Erscheinungen zu einem letzten Bilde: „Heimathlos“, mit

welchem Sie für jetzt, schwerer Gedanken voll, die Reihe beschliessen. Wie hier ein Erlebniss vorliegt, sehen wir uns dadurch auch unmittelbar wieder auf das Leben hingewiesen. Hier stehen wir wieder vor dem Abgrunde, von dem wir uns nicht mit verzagtem Grausen abwenden dürfen, wenn wir unsere wahrhaftige Durchdrungenheit von jenem Grundgedanken bezeugen wollen. Nun scheint es der Thaten mehr als je zu bedürfen; und doch haben gerade auch Sie uns soeben wahrhaftig gezeigt, dass auf allem Thun der Edelsten ein Fluch lastet, der dem dunklen Bewusstsein der Welt von ihrer Unrettbarkeit sich zu entladen scheint. Will uns nun der Muth sinken, so gedenken wir Ihres Solon's. Können wir die Welt nicht aus ihrem Fluche erlösen, so können ihr doch thätige Beispiele der ernsthaftesten Erkenntniss der Möglichkeit der Rettung gegeben werden. Wir haben die Wege zu erforschen, auf welchen uns die Natur selbst mit zart pflegendem und erhaltendem Sinne vorgearbeitet haben dürfte. Diese suchte Goethe auf, und ward uns dadurch ein so beruhigendes und ermuthigendes Vorbild. Dass seinem greisen *Faust* zur Herrichtung eines Asyles für freie menschliche Thätigkeit der Teufel selbst helfen musste, lässt uns zwar diese seine Gründung noch nicht als die dauerhafte Freistätte des Reinen erkennen: aber dem Teufel selbst war damit die Seele des Verschuldeten entwunden, denn ein Engel des Himmels liebte den Rastlosen. Wie ernst der Dichter den im Schaffen der Natur aufgefundenen erhaltenden Bildungstrieb auch in diesen Instinkten der menschlichen Gesellschaft aufzusuchen sich angelegen sein liess, haben Sie, mein Freund, in den Zusammenstellungen seiner *Wanderjahre* so vorsichtig als ersichtlich nachgewiesen: unverkennbar nahm ihn der Gedanke der Möglichkeit einer gesellschaftlichen Neubegründung auf einem neuen Erdboden lebhaft ein. Mit klarem Sinne erkannte er, dass von einer blossen Auswanderung wenig zu erwarten sei, wenn im Mutterschoosse der alten Heimath selbst eine geistig sittliche Neugeburt nicht vorangegangen wäre, und für diese eben suchte er uns sinnige Vorbilder von ergreifendem Ausdruck darzustellen.

In welchem Verhältnisse Kolonien zu ihrem Mutterlande ganz naturgemäss verbleiben, hat uns Carlyle deutlich nachgewiesen: wie die Aeste des Baumes, welche von ihm losgelöst und neu verpflanzt, immer nur das Leben dieses Baumes in sich tragen, mit ihm altern und sterben, so bleiben die fernsten Verpflanzungen der Zweige eines Volkes dem Leben desselben unmittelbar zugehörig, sie können durch scheinbare Jugendlichkeit täuschen, und doch leben sie nur noch von derselben Wurzel, aus welcher der Stamm wuchs, alterte, verdorrt und stirbt. Die Geschichte lehrt uns, dass nur neue Völkerstämme selbst auf dem Boden alternder und dahinsiechender neues Leben erwachsen liessen, durch die Vermischung mit diesen aber einem gleichen Siechthume verfielen. Sollte jetzt noch den deutschen Stämmen durch Zurückgehen auf ihre Wurzeln eine Fähigkeit zugesprochen werden, die der gänzlich semitisirten sogenannten lateinischen Welt verloren

gegangen ist, so könnte eine solche Möglichkeit etwa daraus geschöpft werden, dass diese Stämme, durch ihr Eintreten und Einleben in jene Welt, an ihrer natürlichen Entwicklung eben erst noch verhindert worden seien, und nun, durch schwere Leiden ihrer Geschichte zur Erkenntniss ihrer nahen völligen Entartung angeleitet, zur Rettung ihres Kernes durch Verpflanzung auf einen neuen, jungfräulichen Boden hingetrieben würden. Diesen Kern zu erkennen, ihn endlich noch lebensvoll und zeugungskräftig in uns nachzuweisen, möchte denn jetzt unsere wichtigste Aufgabe sein: gelänge es uns, durch solche Nachweisung ermuthigt, der Natur selbst, die uns für jede Gestaltung des Individuum's wie der Gattung die einzig richtige Anleitung in sichtbarem Vorbilde darbietet, mit verständnissvoll ordnendem Sinne nahe zu treten, so dürften wir uns wohl berechtigt dünken, dem Zwecke dieses so räthselvollen Daseins der Welt vertrauenvoller nachzufragen.

Eine schwierige Aufgabe, die wir uns hiermit stellen würden; jede Voreiligkeit müsste dem Versuche ihrer Lösung grosse Gefahr bringen: je schärfer wir die Linien des Bildes der Zukunft zu ziehen uns veranlasst sähen, desto unsicherer würden sie den natürlichen Verlauf der Dinge bezeichnen. Vor Allem würde unsere im Dienste des modernen Staates gewonnene Weisheit gänzlich zu schweigen haben, da Staat und Kirche uns nur als abschreckend warnende Beispiele belehren könnten. Nicht fern genug von der erzielten Vollendung könnten wir beginnen, um das Reimenschliche mit dem ewig Natürlichen in harmonischer Uebereinstimmung zu erhalten. Schreiten wir auf solch maassvollem Wege besonnen vor, so dürfen wir uns dann auch in der Fortsetzung des Lebenswerkes unseres grossen Dichter's begriffen erkennen, und von seinem segenvollen Zuwinke geleitet uns des *rechten Weges* bewusst fühlen.

Nicht brauche ich Sie, mein Freund, zur Theilnahme an solcher Arbeit erst aufzufordern: im besten Sinne sind Sie darin bereits begriffen.

Venedig, 31. Januar 1883.

Richard Wagner.

II.

Solon und Krösos.

Ein Dialog von Heinrich von Stein.

(Krösos empfängt den Solon zu Throne, umgeben von höchster Pracht; im Unterschiede von allen Uebrigen überwiegt in seiner eigenen Kleidung die Kostbarkeit der Stoffe deren Buntheit, so dass weiss und gold vorherrschen: er ist von grosser jugendlicher Schönheit, doch nicht ohne Härte in Zügen und Blick.)

Krösos: Der Ruf Deiner Weisheit eilte Dir voran, grosser Athener, und bereitere Dir einen Empfang, welchen der König der Meder kaum von mir erhielt.

(Solon, in ruhiger, kräftiger Haltung und vollkommener Einfachheit — der Chiton von rauhem, gelbbraunen Stoffe — neigt leise das Haupt und blickt dann wieder dem König ernst in das Auge.)

Krösos *(sich unwillig erhebend)*: Das ist mir eine Antwort zum Erstaunen! Kargst du mit deiner Weisheit, oder spricht Thorheit aus deinem Schweigen, und log das Gerücht?

Solon: Würde einem Thoren an meinem Platze zu schweigen möglich sein?

Krösos: Doch auch dem Weisesten stände, bei solchem Anblick, ein Wort nicht übel an. Oder sahest du Schöneres je?

Solon: Ja, König Krösos: Fasanen und Pfauen, die schienen mir, von Natur, ebenso bunt und schmuckreich und, recht betrachtet, schöner zu sein.

Krösos: Entfernt euch! Lasst mich mit dem Athener allein. — Ich verstehe deinen Ernst. Du hast mich insgeheim zu sprechen, mir einen Auftrag deines Staates auszurichten. Du thuest Recht, der Menge den Zweck deiner Reisen durch den Philosophenmantel zu verbergen.

Solon: Zu keinem Fürsten fühlte ich mich eher gewiesen, wenn Athen der Hilfe bedürfte —

Krösos: Verständig gesprochen! Ihr würdet sehr wohl thun, euch euren Schwesterstädten in meinem Reiche auf's engste anzuschliessen, und euch mit mir zu verbinden.

Solon: Inzwischen haben wir aus Athen ein schlichtes, wohl auskömmliches Anwesen gemacht, welches weder Neid und Feindschaft auf sich zieht, noch auch der Bündnisse mit fremden Mächten bedarf.

Krösos: Milet und Ephesos bedeuten an sich selbst weit mehr als Athen, und haben sich dennoch unter meinen Schutz begeben.

Solon: Sehr klug thaten sie daran, denn ich vermuthe, dass ihre Bedürfnisse sie nach aussen wiesen. Der athenische Boden dagegen vermag bisher seine Bürger zu ernähren, und das Wenige, was uns etwa sonst noch nöthig ist, tauschen wir zu Schiffe gegen den Ueberfluss unserer Oel-

bäume ein. Da können wir denn sehr wohl in unserem engen Bereiche verharren, einzig Sorge tragend, dass Niemand unsere Ruhe stört. Denn freilich genügt es nicht, die braven Bürger ihren Weg gehen zu lassen, wenn man nicht auch im Stande ist die weniger Guten, die Störenfriede, die Verbrecher im Zaume zu halten. Daher wollte ich, dass es so bestellt sei, dass wer Uebel thut nicht allein den gerade von diesem Uebel Betroffenen, sondern die ganze Stadt zum unerbittlichen Feinde habe — und diess machte ich, in mannigfacher Form, zum Inhalt einer Reihe wohl begründeter und von Allen gut geheissener Gesetze.

Krösos: Achtest du auch das Thun Anderer gering, so scheint dir doch der Werth deiner Thaten sehr wohl bekannt. Und so zürne mir nur nicht, wenn ich dir zu widersprechen scheine — wenn ich dich warne, nicht allzu unbedachtsam dem Schicksale deiner Stadt zu vertrauen. Ihr lernt zu Schiffe unsere Küsten kennen: diese Schiffe werden nicht stäts nur Oel bringen und — Ziegenhaar dafür einladen. Vielmehr werden deinen Mitbürgern gar bald die Augen aufgehen, wenn sie unseren Besitz mit ihrer Habe vergleichen. — Also selbst wenn deine Gesetze euch so stark machen könnten, uns zu widerstehen, falls es etwa einmal den Königen Asiens beikäme, euer widerspänstiges Ländchen völlig zur Wüste zu machen; mehr noch, du weiser Solon, wird diesen deinen Gesetzen der eigene Wunsch der Athener zuwider sein, wenn sie erst von uns gelernt haben werden, ihre Stadt dem Zustande ihrer jetzigen Oede zu entreissen.

Solon: Ich kenne das Volk der Athener viel zu gut, als dass ich dir in dem, was du da aus reicher Erfahrung erschlossen hast, Unrecht geben könnte. Ich weiss gar wohl, dass meine Gesetze den mächtigsten Heeren sicherer widerstehen werden, als dem lydischen Purpur. Denn was sind geschriebene Worte nütze, wenn sie nicht durch den, der sie handhabt und ausführt, werthvoll werden: handhaben aber wird diese Satzungen, wer gerade in der Gunst des Volkes steht. Spinneweben, wahrlich, sind auch die besten Verfassungen; das einzelne Mücklein, das sich verirrt hat, fangen und fassen sie fest, aber fällt etwas Gewichtigeres in ihr Netz, so zerreißen sie: nun ist aber die grösste Wucht von allen der Wille, ja die Laune der Menge.

Krösos: Gingst du in alle Lande, um den Ruhm deiner Weisheit auch über den Bestand deines Werkes hinaus zu erhalten, so hast du deine Sätze wohl ausgesonnen. So ist es denn auch wohl der Beifall der Aegypter für diess und dergleichen, der dich so kühn gemacht hat, als ich dich heute vor mir erblicke?

Solon: Ist Weisheit in den wahrlich bescheidenen Worten, welche ich eben gesprochen, so verdanke ich diese eher meinen ägyptischen Freunden, als dass ich sie mit dergleichen Sprüchen geblendet haben sollte. Denn als ich Athen verliess, glaubte ich an mein Werk und entfernte mich, nur um seinetwillen: die Athener sollten es erproben, unverändert, wie ich

es ihnen gegeben; und da sie beschlossen hatten, nur ich solle es verbessern dürfen, verhinderte ich jede Aenderung durch meine Abreise. So kam ich nach Aegypten. Ich lernte ein Volk kennen, dessen Gesetze und Verfassung vordem für die Summe der Weisheit gehalten wurden, und das ich nun dennoch dem äussersten Verfall preisgegeben sah. Ich befreundete mich und besprach mich viel mit verständigen Männern und ehrwürdigen Priestern; da erfuhr ich, wie diese, obwohl voller Liebe zu ihrem Volke, dennoch keinerlei Hoffnung mehr an den vaterländischen Boden anknüpfen: vielmehr pflegen sie sich von einem Lande der Ahnung zu unterhalten, Atlantis genannt. Dort, so meinen sie, möchte den unseligen Verkettungen des Völkergeschickes zu entgehen, dort ein taghelles Werk jugendlicher, menschlicher Kultur von Neuem, mit gereiftem Bewusstsein zu beginnen sein.

Krösos: Und was versprichst du dir Neues von jenem Lande der ägyptischen Priester, ausser Gesetz und Ordnung, welche du, so schien es dir ja selbst, doch auch in Athen erträglich begründet hast?

Solon: Glück; wenn überhaupt dieses Namens irgend ein menschliches Geschick jemals werth gehalten werden darf. Meinest du denn, weil sie mich einen Philosophen nennen, ich halte Liebe und Leben für nichtig oder gering? Vielmehr nichts weiss ich sicherer, als diess: wie auch immer der gewaltige, dunkle Hintergrund der Dinge in Wahrheit beschaffen sein mag, der Zugang zu ihm steht uns einzig in eben diesem unserem armen Leben offen, und also schliesset auch unser vergängliches Thun diese ernste, tiefe und unentrinnbare Bedeutung ein. Wie sollte ich nun nicht auch hoffen und darauf denken müssen, diesem vergänglichen Thun eine würdige Gestalt zu verleihen? Wem anders als jenem Ziele sollen sich alle meine Gedanken zuwenden, da zum ersten Male eine menschliche Gemeinschaft dem Spiele vernunftloser Uebermächte entzogen erscheint — da wir unserer und unseres Geschickes einmal in Treuen sicher werden, nicht mehr auch die heitere Miene uns mit einem im Busen verborgenen Gifte bedroht, und also aus allem, was wir anfangen und thun, umstrickt von tausend Lügen, endlich selber ein Trug wird? Und wenn nun ein reicher Boden sich einem besonnenen, kräftig geeinten Geschlechte auf einmal herrlich erschlösse, dann brähe wohl wirklich ein solches Tagen herein: ein Staat aus gemeinsamer Arbeit in heiliger Freundschaft, und ein Volk, dem durch Liebe und edelste Natur der Sitte schöne Vollkommenheit stärker als der Bann der Eide gälte — wohl ist das, o König Krösos, ein Gedanke, den es sich verlohnt zu fassen, und ginge man auch einsam mit ihm einher und schritte unverstanden, ja ungehört von dannen.

Krösos (*nach kurzem Stillschweigen*): Du sprichst das ergreifende Wort der Glückseligkeit aus, weiser Solon; und sogleich verlierst du dich in entlegene Träume. Nicht also! Blicke auf uns, die wir leben und athmen. In dieser unserer Welt, lässt du dich einmal aus deinen Träumen zu ihr

herab, wer scheint dir da das Rechte erwählt zu haben, und wahrhaft glücklich zu sein?

Solon (*sich besinnend, ohne Nachdruck*): Ich habe einen Greis in Athen gekannt, Tellus mit Namen, der in der Schlacht von einem Pfeil in's Herz getroffen wurde, nachdem er zuvor neunzehn Söhne und Enkel zu tüchtigen Bürgern der Stadt hatte heranwachsen sehen.

Krösos (*mit einem kurzen Auflachen*): Weiche mir nicht aus! Brave Männer gibt es allenthalben; da aber nicht jeder tüchtige Bürger dann auch ein glücklicher ist, konnte diess allein, dem Staate eine Anzahl solcher Nachkommen zu hinterlassen, den Tellus nicht beseligen.

Solon: Doch hielt er sie für glücklich und starb beruhigt. Nun antworte aber du selbst: wenn eine fromme Mutter von den Göttern das Glück ihrer Söhne erfleht, kann es etwas Höheres auf Erden geben, als ihre Gedanken da ermessen?

Krösos: Sicherlich nicht. Und die Götter werden alle Borne ihrer Gnade erschliessen müssen, um dieses Gebet zu erhören.

Solon: Von einer solchen Erhörung ward mir berichtet. Kleobis und Biton, die allem Volk bekannten, edlen und schönen Söhne der Priesterin des Apollon halfen ihrer Mutter einst freudig und schnell entschlossen aus, als das Opfer der Priesterin harrte, und doch die Zugthiere nicht zur Stelle waren: sie zogen den Wagen der Mutter unter dem Zuruf des Volkes von der entlegenen Wohnung zum Tempel hin. Die Priesterin erflehte dafür ihr Glück von dem Gotte. Am anderen Morgen vermisste man die Jünglinge auf dem Markte; man eilte in ihre Wohnung und erbrach die Thüre: da lagen sie auf ihrem Bette dahingestreckt — sie hielten sich umschlungen, und waren todt.

Krösos: Du willst andeuten, die Götter haben diesen den ganzen Reichthum ihrer Gaben erst in einem anderen Leben spenden wollen?

Solon: Oh wahrlich, nein! Denn wir müssten sogar die Götter geradenweges für Thoren halten, wenn wir glauben wollten, dass sie Tugend in einem zweiten Dasein mit Genuss belohnten: so dass es zwar heute sittlich und gut wäre, zu entsagen — einstmals aber das Gegentheil; und uns mit denselben Gütern, welche wir hier verwerfen und verachten lernten, nun am Ende für diese Gelehrigkeit vergolten würde.

Krösos: Nun hüllst du dich also in eine Wolke von Räthseln ein. Ist denn der Tod ein Lohn?

Solon: In allen Dingen musst du, o König, auf's Ende schauen, wie es ausgeht. Ein einziger Augenblick enthüllt dir da, was lange Tage vorher gewesen sind und bedeutet haben; wie der zündende Blitz dir plötzlich die Wolkenberge zeigt, deren Schwüle die Nacht hindurch dich bange umfing. Nun ist ein solches bang Geheimes das Menschenleben; es daure, so lange es mag, scheine so schön, als es mag, dennoch: sieh auf's Ende. Und wohl kann man also ein ehrenvolles Alter den Lohn einer kämpfe-

reichen Jugend nennen, und in einem erhabenen Sterben den einzigen, irgend kundbaren Lohn des heldenhaften Lebens erblicken: wahrlich mag Erlösung oder Verdammung in diesem Einen Augenblicke enthalten sein, in dieser letzten Offenbarung und endlichen Beruhigung. — Und nun, König Krösos, siehest du wohl, dass ich dich nicht, wie du es wolltest, allein ob deiner Macht und deines Reichthums glücklich preisen kann. Denn bist du auch Vielen furchtbar, so hast du nur um so Mehrere zu fürchten. Hast du aber Reichthum, so hast du auch Ueberdruss, und aus Ueberdruss keimt Frevel und Unheil empor. Worin bestünde denn das Glück, reich zu sein? Der Vorzug des Reichen vor dem, der auf Einen Tag hat, wäre doch allein, dass ihm der gleiche Besitz bis zum Ende seines Lebens gewiss wäre: nun aber ist diess unmöglich; denn nur du selber bleibst dir sicherlich und gewiss, dagegen alles was du besitzt und zu sein scheinst, ist flüchtig und trügerisch.

Krösos: Bist du so weise, als du mit deinen Reden mich zu erschüttern weisst, so rathe mir, sage es mir, was ich thun solle — wem entsagen, und was beginnen?

Solon: Das stehet einzig bei dir, dich ernstlich zu besinnen und achtsam zu sein in allem, was du beschliesst. Rath nehmen wir kaum von Leben und Sterben an, viel weniger von Menschen. So ist es denn auch vielleicht nicht in dir, was mich beseelt und in Glück und Unglück getrost, ja kühn und sicher macht, und was es mir sonderlich erscheinen liesse, wollte ich Reichthümer erwerben und auf Machtstellen bedacht sein. — Du hast mich hören wollen, und so stand es auch bei dir, mir Schweigen zu gebieten: inzwischen redete ich, wie ich von Herzen gesinnt bin. Andere Wege mögen dir vom Schicksal gewiesen sein. Aber wohl möchte ich nicht umsonst zu dir gesprochen haben. Wohl möchte ich dich warnen, dass du nach allem Glanz und allen Wonnen deines Lebens nicht in der Todesstunde mit Schrecken erfahren müssest, wie du um wahre Seligkeit dennoch seiest betrogen worden.

Krösos: Bis dahin getraue ich mir, dich zu vergessen. Zieh hin und erfahre du, was es heisst, einen Freund zu verschmähen, zu dem sich König Krösos dir bot. Wandre von Land zu Land, sag' deine weisen Sprüche, bis man dich in dem grauen Gewande begräbt, in dem du mir gegenüberstehst, einem Bettler gleich, den man abzuweisen Mühe hat. Diesem deinem Stolze lasse ich dich.

Solon (*tief aufathmend*): Ich lasse dich — deinem Golde und Schätzen Assyriens.*)

*) Das Buch „Helden und Welt, dramatische Bilder von H. v. Stein, eingeführt durch Richard Wagner“, welchem der oben mitgetheilte Dialog entnommen ist, erscheint demnächst im Druck bei E. Schmeitzner, Chemnitz.

Die Ungleichheit der menschlichen Racen.

Nach des Grafen Gobineau Hauptwerke

von Hans v. Wolzogen.

V.

Die Keltoslaven und Rom.

Gegenüber der schwarzen Urbevölkerung der südlichen Welthälfte, welche in Verbindung mit weisser Race die grosse assyrische Zivilisation des Orients hervorbrachte, finden sich auf der Nordhälfte der Welt und in dem Grunde der späteren okzidentalen Zivilisation weithin verstreut übereinstimmende Spuren einer ganz anders gearteten vorgeschichtlichen Menschheit, deren ältestes lebendiges Abbild wir in der Erscheinung der gelben Race wiederzufinden glauben. In Gallien, Hispanien, Italien, Britanien, der Schweiz, Deutschland, Dänemark, Skandinavien, Russland, Hoch-Sibirien, Nord-Amerika bis zum Mississippi trifft man auf dieselben rohen obelischenartigen Steinmale, auf jene im Gleichgewichte schwebenden Felsen, welche dem Volksglauben für Zwergen- und Feenwerk gelten, auf jene Grabhügel von Erde und Kieselhaufen über granitene Kasten, aus mehren Blöcken schlicht zusammengestellt. Das sind die deutschen Hunensteine und Hunenbetten, die französischen Dolmen, die britischen Cromlechs, die skandinavischen Stendösar, Ganggrifter und Hällkistor, welche mit ihren unverbrannten Skeletten auf eine der arischen fremde Begräbnissart zurückweisen, mit ihren Messern und Waffen aus Knochen und Stein, gleich den Küchenabfallfunden in Nordeuropa und Amerika, von Zeiten und Völkern vor dem Bronzealter zeugen, und in ihren Ueberresten einfacher, meist nur mit der finnischen Spiralfigur verzierter Töpferwaaren uns ein Bild ursprünglicher kunstloser Kulturversuche überliefern. Während ausgesogene Menschenknochen noch von antropophagischen Gelüsten sprechen, welche der weissen Race fremd geblieben sind, so zeigen andererseits die Skelette in jenen Grabhügeln bereits Spuren erweiterter chirurgischer Kenntnisse, wie des Gebrauches falscher und plombirter Zähne, welche z. B. auch die Römer, in Folge ihrer Berührung mit den von gelber Race beeinflussten naturkundigen Etruskern, vor den Grossgriechen voraus hatten. Der Mangel an Respekt vor dem Todten ist der gelben Race eigenthümlich und mag wohl zusammenhangen mit jener ursprünglichen Antropophagie, welche ihrerseits mit der genaueren Kenntniss von dem Inneren des menschlichen Körpers eine z. B. noch jetzt bei den Südsibiriern angetroffene frühere und rücksichtslosere Entwicklung physiologischen und anatomischen Wissens vorbereiten konnte, als wie diess für den zarter gesitteten Arier möglich war. Ein anderes Kulturmerkmal der gelben Race, welches, wie das vorige auf die Knochen, vielmehr

auf die rohen Thonscherben jener uralten Grabhügel zurückführt, ist die eigenthümliche Bereitung und Benutzung der Ziegelsteine, welche in den ältesten turanisch-chamitischen Weltstädten, wie Niniveh, zu so grossartiger, nicht nur architektonischer, sondern auch litterarischer Bedeutung gelangen sollte. Das vielleicht seltsamste und urthümlichste europäische Zeugniß solchen Ziegelwerkes liegt in jenem lothringischen Sumpfe, wo heute die Städte Dieuze, Marsal, Moyenvic und Vic mit 29000 Bewohnern auf einer künstlich in den Schlamm des Thalgrundes geworfenen 7—8 Fuss starken Decke oder Kruste aus gebrannten Thonstücken stehen, — einer Arbeit wahrscheinlich von Generationen mühselig-flaissiger Urvolksmassen, welche in ihrer Emsigkeit und Arbeitsthätigkeit den Zwergenvölkern aus der Sagenwelt entsprechen. Auch in diesen Zwergensagen, welche, in den finnischen und keltischen Ländern am stärksten vorhanden, an Menge und Bedeutung nach dem Süden zu abnehmen, jemehr der Einfluss des orientalischen Asiens wirksam wird, erkennen wir noch dasselbe unterworfenen, fleissig und gutmüthig dienende, doch auch wohl boshafte und grausame, uralte gelbe Vorvolk der späteren arischen Einwanderer in Europa, dessen Grab- und Opferstätten mit ihrem gleichen dürrtigen Inhalte auf der ganzen Nordhälfte der Welt den modernen Archäologen über die Urgeschichte der Menschheit belehren.

Unter diese europäische Vorbevölkerung von gelber Race ergossen sich schon in frühesten Zeiten die ersten Ströme der Auswanderung weisser Familien von den Ariern Mittelasiens und bildeten in manigfachen Vermischungen die ethnische Grundlage der späteren historischen Völker Europa's. Als grössere Gruppen treten daraus hervor die nach Westen hin tendirenden *Kelten* und die mehr im Osten sich ausbreitenden *Slaven*.

Die *Kelten* rückten als die früheren Einwanderer auch am weitesten vor und nahmen dabei je nach der Verschiedenheit der Völkerschaften, mit denen sie in Verbindung traten, auch sehr stark unterschiedene Charakterformen an. So sind die am meisten nach Nordwesten bis auf die britischen Inseln hinübergezogenen kymrischen und gälischen Stämme, wohl am stärksten vermischt mit den nördlichen Wilden der Vorzeit, ein ganz anderes Volk geworden, als die kulturschaffenden, edelen Kelten von Gallien, welche (vorzüglich nach Holtzmann's neueren trefflichen Untersuchungen) uns in Typus, Sprache und Sitte wie ein germanischer Stamm, oder zum wenigsten doch mit den schon in Asien ihnen benachbarten und nach Europa nachgerückten reinen arischen Germanen eng verbunden erscheinen müssen. Der älteste Name der keltischen Völker, welche die biblische Tradition als Söhne Gomer's, die alt-persische Inschrift von Bisitun als Gumiri, die Hellenen als Kymmerier bezeichnen, hat sich sowohl bei jenen britischen Kymren als auch bei den für germanisch geltenden Kimbern erhalten. Gleich dem Namen der Kelten und Gallier scheint er auf Kämpfer und Helden zu deuten, und der darin ausgesprochene kriegerische Ariergeist, der diese Völker einst aus Asien über das ganze europäische Festland nördlich der Alpen erobernd dahin führte, wirkte

auch in der späteren Geschichte noch wie explosiv in plötzlichen, gewaltsamen Einfällen und Ausbrüchen nach. Die nach Asien zurückgewandten Verheerungszüge der Kymmerier zu des Kyaxares Zeit, der Gallier des Brennus und Galater des Lutarius durch Griechenland und Kleinasien im 3. Jahrhundert, und der frühere Einfall in Italien unter Sigovesus und Bellovesus legen davon blutiges Zeugniß ab. Zu einer eigentlichen Kultur von sozialer Bedeutung und politischer Dauer brachten es aber nur jene germano-keltischen Gallier in den linksrheinischen Landen, welche über der Sklavenbevölkerung der eroberten Gebiete einen arischen Feudalstaat mit Wahlfürsten und einem halb priesterlichen, halb militärischen Adel begründeten. Innerhalb desselben äusserte sich zwar der angeborene kriegerische Muth des Stammes immer noch in vorübergehenden Konvulsionen zwischen längeren Zeiten sozialer Ruhe; im Allgemeinen jedoch zeigt sich charakteristisch vorwaltend ein gewisses, den gelben Mischungselementen verdanktes Streben des Volksgeistes nach Lebensgenuss und materiellem Glück durch Arbeit und Erwerb, in eifriger Pflege der Agrikultur, der Industrie und des Handels, bis zum wechselnden Behagen am bunten, schmuckvollen Luxus. So gründeten die gallischen Kelten bereits bedeutende Städte (Bourges u. A. zählte 40 000 Einwohner), befestigten sie mit kyklopischen Mauern, füllten sie an mit allerlei Bequemlichkeit und Ausstattung des täglichen Lebens, prägten schon 300 Jahre vor Cäsar Münzen aus Gold, Silber und Kupfer und sandten ihre Wollen- und Leinenwaaren, ihr verzinntes Kupfer nach Marseille zum Markte. Ein unruhiger Sinn, dem arischen Schaffensdrange entsprossen, doch nicht durch eine edlere Reinheit des Blutes zur höchsten Fassung in intellektueller Kulturform genugsam gestärkt, suchte sich dergestalt aus den verfeinerten Instinkten eines unterworfenen sinnlicheren Barbarenthums die Umfriedung eines dauernden sozialen Glückszustandes im Diesseits zu gewinnen, während andererseits demselben Barbarenthume gewisse düstere und grausame Kultusformen für die priesterliche Vermittelung mit dem Jenseits entnommen erscheinen.

Auch bei den Slaven, den Letzten der vorgermanischen weissen Wander-völker aus Asien, welche von den Finnen gedrängt immer im nächsten Kontakt mit ihnen blieben, finden wir ein ähnliches dunkles Wesen religiöser Superstition und Schreckhaftigkeit, verbunden mit einem lebhaften Geschmack für positive sinnliche Genüsse, der sich aus der Rohheit unkultivirter gelber Race unter dem Einflusse des weissen Blutes bereits umgeformt hat zu einem agrikolen, industriellen und kommerzialen Geiste. Doch mochte hier von frühe her das Wesen der kulturbaren Gelben, durch welche die späten und locker verbundenen Wanderer sich hindurchzudrängen hatten, bei der Vermischung derart vorwiegen, dass es Diesen versagt bleiben musste, irgendwo zu einer eigenen slavischen Kultur, nach Art der keltischen in Gallien, zu gelangen. Obwohl tapfer in hohem Grade, besaßen sie doch nicht die Energie einer Intelligenz, welche ihre Ziele kennt: jenes ausgezeichnete Besitzthum des reinen arischen Geistes. Sie waren keine Eroberer, welche in militärisch

geschlossenen Massen vorrücken und in den bezogenen Gebieten eine feste Herrschaft organisiren; sondern sie verloren sich in versprengten Haufen bis in die keltische Welt des Westens hinein, wobei ihr arischer Unabhängigkeitssinn, in eine gewisse formlose Weichheit und Passivität entartet, nur sporadische politische Bildungen hervorbrachte, wie er auch später noch seinen höchsten Stolz in dem freien Bürgerthume eines beschränkten Munizipiums, nicht aber in grosser herrschkräftiger Kulturwirksamkeit fand. So behielten die Slaven, die unterworfenen Bevölkerungen vermehrend, wohl den Boden, aber nicht die Herrschaft ihrer Wandergebiete, worin sie vielmehr nach einander allen Eroberern reineren Blutes und stärkerer arischer Mischung, Kelten, Thrakern, Skythen, Sarmaten und Germanen, als lebendig dienender Besitz anheim zu fallen hatten. Noch heute lagert die zahlreich übrig gebliebene Masse dieses Stammes, welcher einst mit seiner Vermischung erst die südlichen und hernach die nördlichen, germanischen, Kulturvölker Europas bilden half, verstärkt durch einen neuen barbarisch-mongolischen Zufluss aus Asien, im Osten der europäischen Zivilisation, wie eine lebendig sich fortzeugende Frage nach einer Zukunft, die schon in grauer Vergangenheit verloren worden war.

„Keldo-slavisch“, mit diesem allgemeinen Namen, entnommen den eben betrachteten Hauptgruppen der weissen Einwanderer, bezeichneten wir bereits andeutungsweise jene aus Gelb und Weiss gemischten Vorvölker im Norden von Hellas: *Thraker* und *Illyrier* (Albanesen), deren hohe Gestalten, edler Typus und kriegerischer Charakter, etwa wie bei den späteren Magyaren und Türken, auf eine gewisse überwiegend bestimmende Stärke des arischen Blutes schliessen lassen. Aehnliche Mischvölker erscheinen nun auch im Norden der italischen Halbinsel, als *Veneter* im Osten, deren Namen auf slavische Wenden hindeutet, und als *Ligurer* im Westen, nebst den später südwärts ziehenden *Sikulern*, welche mitsammen für *Kelt-Iberer* gelten können, d. h. also eine Mischung darstellen aus dem Blute der Kelten und der stärker mit fremden Raceelementen durchsetzten *Iberer*, dem Vorvolke in Spanien, deren dunkle Reste wir in den heutigen Basken erhalten glauben. Diese Kelt-Iberer nun, im Norden gedrängt von den keltischen Galliern, drangen allmählich tiefer in die langhingestreckte Zufluchtsstätte der europäischen Nationen, in die italiänische Halbinsel ein, und trafen daselbst mit anderen arischen Einwanderern, *Latinern*, *Umbrenn*, *Sabellern*, *Oskern* u. A. zusammen, die bereits zu Acker- und Städtebauern geworden, gleich den ihnen vermuthlich näher verwandten Alt-Hellenen, wohl auch mit dem — nicht ethnisch gemeinten — Gesamtnamen *pelasgischer* Völkerschaften bezeichnet werden*). Während aber das Drängen und Schieben durch diese italiotischen Stämme unter vielfachem Gemenge bis in den schon von semitisirten Hellenen besetzten (japygischen) Süden sich fortpflanzt und schliesslich auf der sizilischen Insel endet, bleibt im Nordwesten, in Etrurien, die älteste und grösste Schicht

*) Vgl. Mommsen, römische Geschichte, 2. Aufl. I. S. 18. ff., worin im Verlaufe vielfach Abweichendes aufgestellt wird.

der Vorbevölkerung, von den Alpen her südwärts in das italische Land gezogen, unter einer charakteristisch gebildeten Kulturform haften, als welche mit dem Typus des Volkes selbst für ein entschieden noch vorhandenes Ueberwiegen der gelben Urrace Europa's zeugt. Diese *tuskischen Rasener*, deren Name einestheils seltsamer Weise mit dem der nordsibirischen Tuski (Tschuktschen) am Beringsmeere übereinstimmt*), andernteils auf das Alpenvolk der Rhäter hindeutet, — nach den Denkmälern kleine Gestalten mit grossen Köpfen, schiefen Augen, bräunlicher Haut, gelblichen Haaren und bartlosem Gesicht —, besaßen eine abergläubische Weissagerreligion mit einer gewissen schreckhaften Beobachtung der Naturereignisse, eine produktivschwache Phantasie bei einer in der Führung von Annalen sich ausdrückenden historischen Tendenz, kein eigentliches Heroenthum, aber einen ausgeprägten Sinn für gouvernementale Ordnung und für materielle Interessen, bethätigt in der Pflege von Ackerbau und Industrie, nützlichen Einrichtungen, Erbauung von Strassen, Aquädukten, Festungen u. s. w. Unter diesem Volke von gleichsam chinesischem Charakter siedelten sich der Sage nach, etwa 250 Jahre vor Rom's Gründung, semitisirte Pelasger von der ionischen Küste an, welche unter dem Namen der *Tyrrhenier* über das Meer gekommen sein und die Stadt Tarquini in Etrurien gegründet haben sollen. Wie in Süditalien die Hellenen von Grossgriechenland, so würden in Norditalien diese Tyrrhenier von Etrurien zuerst das Band zwischen der östlichen Zivilisation und dem westlichen Europa knüpfen. Aber indem sie mit ihrer griechischen Bewaffnung und Befestigung, ihren griechischen Tempeln und Vasen, die griechische Tendenz zur Unruhe in das etruskische Land mitbrachten, trugen sie zwar immerhin bei zu einer weiteren Machtentfaltung, verhinderten jedoch zugleich eine, über die Sonderstadtbünde hinausreichende, starke Konsolidation zum einheitlichen Staatswesen, wodurch sowohl die keltische Nachbarschaft im Norden der etruskischen Herrschaft hätte dienstbar gemacht, als auch die tyrrhenische Verknüpfung Italien's mit dem Osten zivilisatorisch verwerthet werden können. Was in dieser Hinsicht Etrurien versagt blieb, ward nunmehr zur Aufgabe für das von dort aus in das Leben gerufene *Rom***).

Die Etrusker wollten sich nach Süden ausdehnen, bedurften hierfür einer Ueberbrückung des Tiber in Latium, und gewannen sich dazu (als *pontifices*) fürstliche Abkömmlinge der latinischen Tribus (von Alba) mit herangezogenen Kolonisten aus sabinischen und sikulischen Landläufern. Unter einem fremden etruskischen Adel, mit einem Könige als Administrator der pontifikal-militärischen Herrschaft, bildete sich dergestalt ein zusammengeströmtes Volk von den kräftigsten Wildlingen italiotischer Stämme, als ein fruchtbarer Wurzelboden revolutionärer Demokratie. Wie nun die Etrusker ihre liberalen Regungen

*) Peschel, Völkerkunde S. 417.

**) Dionys von Halikarnass bemerkt, dass nach verschiedenen alten Schriftstellern Rom eine *tyrrhenische Stadt* zu nennen sei. (I. 29.) Mommsen behauptet bekanntlich ihre ursprüngliche Latinität, wie die Tuscität der Tyrrhenier selber.

erlebten, indem die rasenische Bevölkerung gegen die tyrrhenischen Zivilisatoren aufständisch ward, da schloss auch Rom sich der liberalen Partei an, welche sich in Volsinii vereinigte, und gewann sich die Verfassung des Servius Tullius. Siegte gleichwohl in Etrurien die bedrohte Aristokratie, und kehrte selbst in Rom die etruskische Königsfamilie der Tarquinier zurück, so war doch hier der sabellisch-sikulische Volksgeist stärker als jener rasenische im grossen Nachbarlande, und indem er durch revolutionären Aufstand im Innern die fremden Herrscher wiederum vertrieb, riss er sich zugleich nach Aussen hin von der nachbarlichen Obmacht los. Rom ward selbständig, und lebt von nun an sein eigenes Leben.

Diess ist Gobineau's Darstellung der Ursprünge der römischen Geschichte. Seine Idee würde sich auch mit Berücksichtigung der Abweichungen neuerer Forschung darstellen und entwickeln lassen, was jedoch nicht Aufgabe dieser Arbeit sein kann. Ob z. B. italiotische Mischlinge, ob reine Latiner das alte Rom bevölkerten: die Gleichartigkeit der Bevölkerung bleibt in beiden Fällen bestehen. In der neuen Republik ist der fremde Königstitel verschwunden, aber die Herrschaft des Patriziates geblieben, nur dass — wie Gobineau sagt — an die Stelle des „etruskischen“ ein sabinischer Adel getreten ist. Diese Sabiner-Familien waren aber keineswegs von reinerer und höherer Race als selbst die nichtbürgerliche italiotische Plebs in Rom. Damit war das Kastenwesen vom Anfang ausgeschlossen. Der Plebejer, als nicht angehörig einem, etwa durch Eroberung unterworfenen, niederern Volke, sah demzufolge in dem bürgerlichen Patriziat nur die patronisirende Macht der Regierung.*) Dieser schenkte er seine fortwährende politische Aufmerksamkeit, mit welcher er stäts bereit blieb, den Staat zu korrigiren. Wenn nun auch die Plebs durch immer neue Zuzügler von Aussen sich stätig vermehrte, und dadurch die inneren Verhältnisse sich umgestalteten, so drehte sich das Ganze doch immer in einem bestimmten Zirkel des republikanischen Staatswesens, und niemals ward Alles durchaus umgekehrt; denn zu kluge Egoisten waren diese römischen Plebejer, als dass sie den Staat umgestürzt hätten, der ihnen selbst Bestand gewährte. Jene anarchistische Unruhe der leidenschaftlich-künstlerisch bewegten Griechen, welche ihre Staaten durch Revolutionen vernichteten, lag nicht in dem überall praktischen und utilitaristischen Charakter der Römer. Sie genossen darin den Vorzug einer bei aller Vermischung doch im Grunde einheitlichen, und zwar durch die Noth der Bedürfnisse geeinigten, wesentlich arischen Bevölkerung, welche, wenn auch nicht ganz unbeeinflusst durch die Tendenzen gelber Race, sich jedenfalls bisher doch noch der gefährdenden Berührung mit der grossen semitischen Zivilisation entzogen hatte. Auch die ersten Anfänge äusserer Machterweiterung führten noch nicht, wie bei den anderen Weltvölkern, zu einer solchen Berührung, sondern hielten sich in den Gränzen der von der oberen Hälfte der italischen Halbinsel behaupteten okzidental

*) Vgl. die übereinstimmende Stelle bei Mommsen, a. a. O. S. 69/70. Auch S. 43/44.

Selbständigkeit. Die Etrusker wurden durch die Gallier von Norden bedrängt und flohen; die Römer schlugen die Gallier zurück und gewannen auch die Obmacht über die etruskischen Städte. Als der rühmliche Repräsentant der militärisch wohlgerüsteten arischen Kriegerkraft in Italien erhebt sich der Römer aus seinem engen Stadtgebiete zum Herrn über die italiotischen Nachbarn, bis nach Samnium, das in seinen Bergen den kampfrüstigsten Sabinerstamm rein erhalten hatte. So begründet er mit seinem mannhaften, straff und klug geordneten Wesen eine reisige Macht, welche in Europa weder bei Kelten noch bei Griechen einen ebenbürtigen Rivalen fand. Anders wird es erst, als ein solcher Rival in dem chamitisch-semitischen Karthago hervortrat und nach schwerem Ringen siegreich niedergeworfen ward. Damit begann die Periode der Eroberung der grossen semitischen Welt in Afrika, Asien und Hellas. Durch diese Hinzuziehung der manigfachen Gebiete jener im semitisirten Hellenismus fortlebenden alten assyrischen Zivilisation ward Rom die Erbin ihrer Weltmacht, aber auch ihrer Korruption. Ueberall pflügt sich diese in einer auffälligen Zunahme von Laster, Litteratur und Luxus deutlich auszudrücken. Der Römer will nun nicht mehr etruskischer Herkunft sein; er spielt die Rolle eines Kenners des Hellenismus, und selbst die Sprache setzt ihre Ehre darein zu vergessen, dass sie italisch ist: man bemüht sich griechisch zu reden mit latinischer Zunge. Der Reaktionsversuch Sulla's, welcher durch eine reinigende Dezimirung der Aristokratie die Republik zu retten hoffte, führte ihn selbst zur persönlichen Entsagung, wenn er auch der republikanischen Verfassung noch ihre letzten Lebensjahre, bis zu Caesar, schenken mochte. Als aber Dieser die römische Weltmacht, von dem Orient fort, vielmehr nach Norden hin über Gallien, Britannien und Germanien auszudehnen suchte, da war die Weltmacht selber schon derart semitisirt, dass auch Gallien, welches über die Zeit seiner eigenen keltischen Kultur bereits hinaus war, anstatt neu erfrischende Kräfte in die Geschichte einzuführen, nur als ein weiteres Gebiet der orientalischen Zivilisation sich vor ihr aufzuthun hatte.

In den grossen asiatischen Reichen gab es immer eine siegreiche Race, welche mit Gewalt über den Massen ihre Herrschaft einsetzte und erblich auf dem Throne erhielt. Nicht so in Rom, wo Alles nur der römische Bürgername einte, und ausser den Interessen des Staatsfiskus und der Militärmacht des Caesarenthums, für die ganze Manigfaltigkeit der zum Weltreich verbundenen selbständigen Völkergruppen ein einheitlich bindender Ausdruck ihrer politischen Zusammengehörigkeit kaum vorhanden war. Das caesarische Prinzipat beruhte nicht auf einer Würde der Vergangenheit, sondern auf den materiellen Nothwendigkeiten der Gegenwart: es gab keine römische Nation, und somit auch kein erbliches Kaiserhaus; man konnte den Kaiser vergöttern, nicht aber seinen Kindern angestammte Thronrechte verleihen. Den sabinischen Juliern und Claudiern folgten die italiotischen Fabier; dann wechseln Spanier, Afrikaner, Syrier, Araber, Pannonier, Germanen, und nur noch ein wirk-

licher Römer besteigt nach ihnen den römischen Thron. Bald auch genügt ihnen nicht Rom als einzige Hauptstadt: Tiberius zieht nach Capua, Nero nach Griechenland, Trajan und Septimius durchreisen das Reich; dann wird Antiochia, dann Trier, endlich Mailand und Byzanz zur Residenz erhoben. In Rom sitzen nur noch die alten machtlos intrigirenden Senatoren und fingiren in dem allgemeinen Indifferentismus und Skeptizismus eine mattherzige Liebe zur hellenistischen Litteratur, während aus Rom selbst kein wahrer Dichter und grosser Schriftsteller römischen Wesens hervorgeht. Für diesen absterbenden städtischen Adel, dessen Geschichte nicht die seinige war, konnte ein aus aller Welt zusammengemischtes Reich keine Achtung und kein Verständniss haben. Die heroischen Ahnen der Römer waren nicht die der Bürger des römischen Reiches, vielmehr feierte ein jeder Theil seine besonderen Helden, die einst den Römern widerstanden hatten (wie denn Septimius Severus dem Hannibal ein Denkmal errichten liess); wobei jedoch seltsam genug die Völker selbst gar nicht mehr die Völker jener von ihnen als national gefeierten Helden waren. In dem Pandämonium dieses römischen Weltreiches ward zugleich die Religion zu einem Pantheon der Götter und Heroen aller zusammengescharrten Völkerschaften, und das Recht zu einem Kollektaneum ihrer verschiedenartigen Gesetze. Dieses Reich berühmte sich mit dem Verluste aller wirklichen Religion der grössten Toleranz, und mit der Verwischung aller echten Nationalität der grössten Humanität; aber es bringt keine neuen und eigenen Helden mehr hervor, wie sie sich aus einer in Race und Religion homogenen Nation als Höhepunkte ihrer Entwicklung erheben. An die Stelle der genialen Heroen treten die zahlreichen Talente für jede Spezialrichtung, welche nur für die Gegenwart arbeiten, und mitunter irrende Reaktionäre, welche das Vergangene als das Grosse erkennen, ohne seine Grösse als das Vergangene zu verstehen. Unter allen Spezialeinrichtungen aber bleibt die stärkste, durch ihre Nothwendigkeit bedeutendste, die militärische, welche dem Reiche die kräftigsten Kaiser gab, in allen Unruhen immer wieder auf eine Weile Ordnung schaffte und die allgemeine Auflösung unter äusserlicher Krafrüstung hinhielt; während die Ziviltalente, Rhetoren, Grammatiker, Advokaten, Philosophen, Künstler, in immer tiefere Verwahrlosung versanken und in keinem Momente der Gefahr eine Rettung wussten. Diese Letzteren waren die eigentlichen Repräsentanten jener grossen semitischen Zivilisation in einer Welt, welche durch Rom so gut wie möglich in Thätigkeit und Ordnung erhalten ward, bis die *germanischen* Erben auf dem Schauplatze der Geschichte erschienen. Diese aber, welche zunächst wie ein Typus der Urgesundheit in die römisch-semitische Weltverrottung hineintreten, um dort nun den stätig wachsenden Kern jener einzig noch kräftigen römischen Militärmacht zu bilden, haben damit die antike Zivilisation nicht etwa vernichtet, sondern was irgend darin noch zu retten war, zu einem neuen dominatorischen Fortleben durch die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit gerettet.

Man hat in unseren Tagen den gegenwärtigen Zustand der zivilisirten alten Welt vielfach mit jenem in langsamer Auflösung begriffenen römischen Reiche der Kaiserzeit verglichen. Schon vor 22 Jahren, etwa zu derselben Zeit, als Gobineau sein Hauptwerk vollendet hatte, schrieb in Deutschland Konstantin Frantz:*)

„Jede ausschliesslich städtische Bildung geht dem Verderben entgegen, wovon uns das klassische Alterthum das grossartigste Beispiel darbietet. Frisch und gesund war Rom, solange man die Konsuln noch vom Pfluge herholte, krank aber in seinem innersten Wesen, als sich der Geschmack am Landleben verlor; als die Reichen und Vornehmen sich ihre Villen anlegten, nicht um ländlich zu leben, sondern um mit um so grösserer Behaglichkeit hier den städtischen Luxus zu geniessen. Die sogenannte Kultur schritt dabei fort, indessen das innere Leben erstarb. Möge uns das eine Warnung sein, nicht allzu sicher auf unsere fortschreitende Kultur zu bauen! Noch mehr eine Aufforderung, uns nach Erfrischungsmitteln umzusehen, die uns nöthiger sind, als Kulturmittel.“

Und an den Anfang des hier zitierten Kapitels hatte Frantz die Sätze gestellt:

„Nicht aus der Eitelkeit dieser Welt kann hervorgehen, was die Welt erneuern soll, sondern nur aus dem, was selbst ewig neu ist, ungetrübt durch die Thorheit des Menschen. Zweierlei sind daher die Elemente der Erneuerung. Die müssen wir beide zusammenfassen. Es ist die Natur und es ist das Evangelium.“

Nun, in die römische Kaiserwelt drangen einst die gleichen Erneuerungsmomente oder Erfrischungsmittel ein: die reine Naturkraft der germanischen Race und das göttliche Evangelium des Christenthums, beide berufen ein Kulturwerk zu vollenden, wofür hellenische Bildung und gallische Nationalität die Kraft nicht besessen hatten. Welches Schauspiel erblicken wir? Die germanische Kraft stützt und schützt den Semitismus des Römerreiches, bis sie selbst den assyrischen Purpur der Herrschaft seiner ganzen uralten Zivilisation sich um die Schultern hängt und die Krone empfängt aus der Hand des römischen Papstes, als des in der goldenen Ueppigkeit der Hierarchie erglänzenden Vertreters jener „katholischen Kirche“, in welcher andererseits das schlichte Evangelium des Christenthumes, ursprünglich die ideale Verneinung seiner semitischen Herkunft, dem blühendsten Assyriertume wiederum anheim gefallen war. Das folgende Mittelalter, welches mit Vorliebe „das dunkele“ genannt wird, zeigt uns vielmehr das Zwielficht eines fortgesetzten Kampfes zwischen den in bedeutsamen Formen sich auszudrücken strebenden germanischen Volksinstinkten und der immer wieder zerstörend und vergewaltigend in Glauben und Recht, in Sprache und Kunst obsiegenden semitisch-römischen Zivilisation. Derselbe Kampf konzentriert sich im dreissigjährigen Kriege, womit das germanische Europa in ein romanisches sich verwandelt. Bezeichnet man die feindlichen Mächte mit den abstrakten Begriffen des Individualismus und Universalismus, so erkennt man heutzutage diesen Uni-

*) „Die Erneuerung der Gesellschaft und die Mission der Wissenschaft.“ (Anonym, in Commission bei G. Brandis, Berlin 1850. S. 5.)

versalismus als einen Kosmopolitismus von ausgesprochenem semitischen Charakter, während man den germanischen Individualismus zum modernen Nationalismus erweitert wiederfindet, der einestheils noch auf den ursprünglich germanischen Staatenbildungen des Mittelalters, andererseits aber auf den sich stätig verschärfenden nationalen Gegensätzen gegen ein politisch mächtiges Germanenthum beruht. So bedroht uns der Nationalismus mit äusseren Gefahren, während der Kosmopolitismus, wie er oben näher bezeichnet ward, für uns und für die ganze moderne Welt die weit gefährlicheren, unheilbaren inneren Schäden und Leiden nährt. Das Heil in diesem Wirrsal römisch-germanischer Erbschaft könnte nur wiederum aus einem Universalismus entstehen, welcher nicht wie der Kosmopolitismus semitischer Zivilisation eine Macht der *Bildung* ist, die in aller Weltgeschichte nur zur Auflösung, niemals zur Rettung geführt hat; sondern welcher ein Universalismus ist des *Gemüthes* und der *Gesinnung*, wie der religiöse Universalismus des wahrhaften reinen Christenthums. Die Ueberzeugung, dass zur Erreichung dieses Zieles der Nationalismus eines sich auf sich selbst besinnenden germanischen Geistes uns dennoch einzig könne behilflich sein, soll uns auch die Betrachtung der Schicksale der germanischen Race nicht zerstören, womit wir nun wieder nach dieser Abschweifung zu Gobineau zurückkehren, um auch ihn am Schlusse seines Werkes ahnungsvoll zu jenem letzten ewigen Heilsgestirne der *Religion* aufblicken zu sehen.

VI.

Die Germanen und Amerika.

Die Germanen erscheinen an den Gränzen der westlichen Zivilisation wie die Kinder der Götter, welche in entlegener Waldwiege ihre Zeit verschlafen haben und nun verwundert in eine ohne sie vertheilte fremde Welt hineinschauen. Sie haben es wohl verstanden, sich ihren Theil davon nachträglich zu nehmen, und aus dem Theile ist ein Ganzes geworden: die germanisirte Welt der neuen Zeit. Wenn sie aber ihren Theil nahmen, so geschah es in einem Antheilnehmen an der gesammten vorhandenen alten Zivilisation, in deren Gebiete sie eindringen; und wenn daraus ein neues Ganze ward, so geschah es, indem die einzelnen Theile der aufgelösten antiken Gesammtheit von dem gleichen jugendkräftigen Blute der neuen Ankömmlinge durchdrungen und zu frischem Leben befähigt wurden. Der derbe Handgriff der Jugend nach den Gütern der Alters ward nicht zum zerschmetternden Faustschlage auf das Haupt der historischen Zivilisation; vielmehr kam ihr damit Kraft in die dienenden Glieder, um ihre Güter von Hand zu Hand in neugierig lustiger Verwerthung weiter zu tragen, bis hinter die gereuteten Urwälder altgermanischer Wiegenstätte. Recht wie die Kinder waren diese germanischen Stämme hineingefallen in die semitisch-römische Zivilisation

und hatten die reine Kraft ihres Blutes in ihren Sold gegeben: so ihren Theil sich nehmend von der Welt der westlichen Geschichte, gaben sie selbst ihr Ganzes dahin, ihre ursprüngliche heroische Natur, dieses göttliche Erbe aus der östlichen Urheimath der arischen Menschheit. Wie sie in die Geschichte treten, zeigen sie sich dem ersten Blicke in ihre offenen blauen Augen, auf ihre stolzen Heldengestalten, ihre einfach patriarchalischen Sitten, ihre freien Gemeindeverbände und kriegerischen Treubünde, ihre schlichterhabenen Göttervorstellungen und heroischen Traditionen, ganz zweifellos als das echte, ungetrübte und ungemischte Abbild jenes edelsten Urstammes weisser Race. Das ist der Arier, wie noch einmal aus dem Schoosse der Natur nachgeboren, zur erschreckenden Mahnung an die durch die Jahrhunderte des zivilisatorischen Fortschrittes entarteten älteren Sprösslinge seiner Familie, die historischen Völker der europäischen Antike.

Wohl konnten die Germanen dieser gealterten Menschheit gegenüber gleichwie Kinder sich darstellen, die der graue Saturn der Geschichte nur zu bald wieder verschlang; und doch hatten sie schon über ein halbes Jahrtausend, durchaus nicht schlafend, unter stättem Drängen, Ringen und Kämpfen, ein weites blutiges Gebiet eigener Geschichte, mit dem Verluste mancher schwächeren Theile, siegreich durchwandert, bis sie von der asiatischen Heimath, vom Kaspi-See und dem Kaukasus her, an die Grenzen der Westwelt vorgedrungen waren. Auf diesem ganzen langen Wege, hinter Kelten und Slaven von Skythen und Mongolen gedrängt, vermochte stätts ein starker Kern ihrer Schaaren, der Inbegriff so vieler später weltbeherrschender Stämme, sich völlig rein zu erhalten in der edelen Eigenart ihres arischen Ursprunges; denn wohin ihre gewaltige, kampfbereit blitzende Kraft in das dunkele Wolkenmeer des Völkergeschiebes zwischen Asien und Europa traf, da brach sie sich rings vernichtend ihre freie Strasse, oder wandte vor übermächtig hemmenden Massen den Weg ihres rastlosen Wandertriebes mit ungestümer Entschlossenheit in andere offene Steppen fort, ohne sich gleich den Nächstverwandten, die um sie her schon Land und Beute gefunden, in rascher Vermischung zu verlieren und die göttergleiche Reinheit ihres Typus einzubüssen. Durch dreissig Menschenalter mochten sie gewandert sein, ohne in Berührung zu gerathen mit Dem, was sich inzwischen als Weltzivilisation so üppig ausgebildet hatte; und so waren sie Germanen geblieben, echte Söhne der arischen Natur: — da blickten sie über Rhein und Alpen zum ersten Male hinein mit ihren erstaunten Kinderaugen; da drängt sie die Noth hinüber in den lockend schimmernden Glanz der Verwesung historischer Weltmacht: und der bräunliche Enkel, der noch den spät ergrauenden blonden germanischen Aelternvater gekannt, wie er Speer und Schild im römischen Solde schwang, der fühlt sich schon selbst mit Vergnügen und Stolz zum neuen Romanen verwandelt und arbeitet gebieterisch mit am Gebäude der grossen modernen Latinität. Die germanischen Fürstenthümer römischer Zivilisation, welche dieses Gebäude umschliesst, präsentiren sich nach seiner kaiserlichen Krönung

endlich unter dem Namen eines „Römischen Reiches deutscher Nation“; aber nachdem hintereinander die reinsten und edelsten Stämme der germanischen Arier, die Goten, Vandalen, Langobarden, Burgunden, Franken, Normannen und Sachsen, alle vom Norden herab, sich in die römische Zivilisation ergossen und verloren hatten, da war zuletzt der wie unaufhörlich nachströmende Quell doch endlich versiegt, und von wirklicher „deutscher Nation“, soweit sie auf wirklicher deutscher Natur beruht, nichts übrig geblieben, als einige kraftvolle Spuren des reinen alten Sachsenblutes in England und dem nördlichen Deutschland, tüchtig genug immerhin, um jenseit des Meeres eine neue Welt, und in der eigenen kontinentalen Heimath ein neues deutsches Reich zu schaffen. Da ist nun der römische Name verschwunden, aber die römische Kirche besteht, und der Semitismus blüht, und daraus erwachsen und nähren sich die politischen Mächte, die Guelfen und Ghibellinen, des modernen Germanenthums. Der letzte germanische Arier in Europa ist der norwegische Bauer, der seine Ahnen bis zu den Göttersprösslingen der Wikingerfürsten hinaufzählt — und bei dem Kriege der zivilisirten Nationen des Kontinents, in welchem das neue deutsche Reich sich bildet, mit der neuen französischen Republik sympathisirt.

Wir haben gesehen, wie von der vermuthlichen Heimath der Arier zwischen Oxus und Jaxartes nach Süden und Westen die Stämme der späteren Iranier und Inder, Hellenen, Kelten und Slaven ausgezogen waren, während von dem zurückbleibenden Kerne aus vornehmlich nach dem weit offenstehenden Norden hin jene Menge arischer Stämme sich ausbreitete, welche den Alten unter der gemeinsamen Bezeichnung der *Skythen* bekannt waren. Wir haben auch gesehen, wie unter diesen skythischen Stämmen besonders häufig und bedeutend die Namen der *Saken* und *Geten*, daneben die der *Daken* und *Asen*, unter manigfachen Wandelungen und Verbindungen hervortreten. Während die nach Nordosten bis zur chinesischen Gränze vorgerückten Theile mehr und mehr mongolisirt wurden, und diese Mogolisirung, westwärts fortgesetzt, endlich schon auf europäischem Boden mit der von der thrakischen Nachbarschaft ausgehenden Slavisirung zusammentraf: so erhielten sich die südlicheren Theile naturgemäss reiner, von denen uns z. B. am Jaxartes die *Indo-Skythen* (die Szu der Chinesen, Sacae der Römer, Sakas der Altperser und Inder), in den armenischen Bergen die *Sakasunas* (Sakensöhne) und vor Allem auch noch späterhin am Paropamisus die *Sarmaten* aus den antiken Berichten bekannt geworden sind. Die Sarmaten galten den pontischen Griechen für Abkömmlinge der Saken und Amazonen, was sie als echte Arier bezeugt, indem sich hier den väterlichen Trägern des edelsten und ältesten arischen Stammnamens jene sagenhaften weiblichen Gestalten verbinden, welche in den kriegerischen Walküren der Germanen wiederkehren, und deren Name, von seiner völlig unmaassgebenden gräzisirten Deutung abgesehen, sie nicht unzutreffend als die „Mütter der Asen“ (oder Arier) zu bezeichnen scheint. Auch im persischen Schanameh treten die turanischen Sarmaten auf,

und zwar als metallgerüstete Krieger, ähnlich den mittelalterlichen Helden, und wie die Germanen von ihren Frauen und Kindern begleitet auf Wagen, diesen rollenden Häusern, welche, ganz verschieden von den rasch aufgeschlagenen und abgebrochenen Zelten der Nomaden, die ältesten Wohnungen der arischen Wandervölker bilden. Das sind die Völker, die nach einer Heimath suchen, wo sie ihre fahrenden Hütten fest auf den Boden stellen können, — wie sie noch heute in der Schweiz, in Russland und in Norwegen wirklich stehen.

Man kann nun eine immer weitere Ausbreitung der Sarmaten nach Nordwesten hin verfolgen, indem sie zunächst zwischen dem kaspischen und dem schwarzen Meere über den Kaukasus fort als die letzten reinarischen Einwanderer den europäischen Landen sich nähern. Ein kleiner Theil setzt sich in den Schluchten des Gebirges fest, lässt dort das alte asiatische „Açagarta“ in einem neuen „Asciburgium“, der Stätte des Aspurgionstammes, bei Hermonassa am Kimmerischen Bosphorus wieder aufleben, mischt sich späterhin unter Osmanen und Perser zur Erfrischung ihres Blutes und Stärkung ihrer kriegerischen Kraft, und bewahrt noch heute, als Osseten, mit dem alten Asennamen den Typus des Nordarier's auf der Scheide zwischen Asien und Europa. Der Hauptzweig der Sarmaten erstreckte sich dagegen unter dem berühmten Namen der *Alanen* oder *Roxolanen* bis nach Zentralrussland hinein. Aus vorchristlicher Zeit dringt die Kunde eines grossen Reiches am untern Laufe der Wolga, in der Gegend des Berges „Arsagar“ (Asagard) zu den späteren Generationen. Auch am Dniepr, etwa an der Stelle des heutigen Kiew, wird ein solcher Asgard („Asagarium“) gefunden. Der Weg nach der südwestlichen Welt, in die beginnende europäische Zivilisation, war auf allen Seiten versperrt durch die bereits näher aufeinander gedrängten, mehr oder minder verwandten Stämme der Geten und Daken, der Kymren und Thraker. Als nun auch von Südosten her zu beträchtlicher Stärke vereinigte sakische Stämme aus Asien ihnen nachdrängten, mussten die edelen Roxolanischen Familien, in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten, ihren Weg immer weiter nach dem öden Norden hinein sich suchen. Hinter ihnen breitete sich die weite barbarische *Sarmatia* aus, eine Welt vielfältig slavischer und mongolischer Mischung verfallender arischer und halbarischer Nachzügler, die unermessliche Beute für spätere hunnische, tatarische und russische Eroberer. Einen nach Westen versprengten Theil traf Tacitus unter den uraltedelen Namen der Aarii, Gotini und Osi (Oswieczim), doch schon mit fremden pannonisch-keltischen Idiomen, an den Höhen des Riesengebirges wieder, worauf sie den alten kaukasischen Namen von „Asciburgium“ übertragen hatten. Die nach Norden gewandten reinen Stämme erscheinen dagegen dort schon im dritten Jahrhundert dem Pytheas auf seiner Umsegelung des nördlichen Europa am frischen Haff als germanische *Gutonen* und auf den dänischen Inseln als *Teutonen*. Hiermit tritt zuerst der Name der Goten und der Deutschen an Stelle der sakisch-sarmatischen Roxolanen zur Bezeichnung der germanischen

Arier in die europäische Geschichte. Ader auch der Saken-Name erhält sich dort oben in der neuen nordischen Sammelstätte jener Stämme, dem jüngsten „Asgard“ germanischer Götter und Helden, in *Skanzia* oder Skandinavien, und bei den *Saxonen* (Sakasunas) der Kimbrischen Halbinsel (Jütland). In der noch jetzt bei den Finnen vorhandenen Benennung des Schwedenvolkes, *Ruotslaine*, lebt sogar der altgeweihte Ehrentitel der Roxolanen fort. *)

Aus der unwirthlichen Oede und Kälte der nordischen Gebiete um das Becken der Ostsee, in welche die übrig gebliebenen reinsten Theile der grossen nordarischen Wanderschaaren durch Jahrhunderte drängender, ringender, sichtender Nöthe unentmuthigt endlich als in die *ultima Thule* des Arierstammes sich hinaufgerettet hatten, ergossen sich nun wieder, rückwärts getrieben durch das rasche Anwachsen der eigenen Familien, germanische Heldenzüge in steigender Anzahl über das südliche und westliche, von den nahe verwandten Kelten besetzte Land. Kimbern und Teutonen, von neuen Zuglern aus Norden gedrängt, drangen ihrerseits durch Gallien schon im 2. Jahrhundert v. Chr. gegen Marius vor. Durch den Einfluss ihrer und ähnlicher Schaaren der Edelsten germanischer Stämme, welche vor dem Nachströmen der nordischen Verwandten dergestalt kriegerisch auswanderten, ward das nördliche Deutschland zwischen Rhein und Donau mehr und mehr germanisirt, das dort sitzende Keltenthum seinerseits zu den verheerenden Plünderungszügen der späteren römischen Zeit südwärts hinausgetrieben, im Westen aber, in Gallien, dem römischen Eroberer nicht nur bereits kräftig germanisirte Kelten, sondern auch der reine germanische Eroberer selbst, dem *Caesar* der *Ariovist* (Ariogast, der Wirth der arischen Helden), drohend entgegengestellt. Das Glück entschied sich damals gegen den Germanen, aber nicht gegen sein Volk; denn er selbst hatte kein Volk, nur eine Armee aus abenteuerlich muthvollen Sprösslingen transrhenanischer Stämme, und diese Armee vertheilte sich nach seinem Tode und mischte sich brüderlich unter die keltogermanischen Völker des Rheines. Das waren die ersten „Germanen“, welche der Römer mit diesem Namen bezeichnete, mochte er nun die Bezeichnung germanischem Munde entnehmen, welcher damit im Allgemeinen die „Kriegsmänner“, Germänner, benannte, oder in römischer Zunge die Fremdlinge des Ostens als keltogermanische „Brüder“, *germani*, zusammenfassen. Brachten sie überhaupt eigene Stammesnamen mit über den Rhein, so verschwinden diese, und zwar auch in der Heimath selbst, binnen weniger Jahrhunderte gänzlich, jemehr im germanischen Westen der römische Einfluss anwächst. Die grosse Niederwerfung der römischen Weltmacht durch die Kraft der germanischen Natur gelang erst, nachdem erneute mächtige Zuströmungen reiner

*) Nach Munch, *det norske folk historie*, welchem Gobineau im Wesentlichen folgt, soll der Name *Ruotslaine* die Völker, welche *reden* bedeuten, etwa wie die Deutschen als die „Deutlichen“ erklärt worden sind. *Roxolani* scheint jedoch weit besser zu deuten: *Hruods-Alani* d. h. Berühmte Alanen, und *Alani* von germanisch: *Aljan*, Kraft, Stärke; die Starken.

Heldenstämme aus dem hohen Norden an den östlichen Gränzen des römischen Reiches, bis wieder hinab in die alten sarmatisch-thrakischen Gebiete, zu mächtigen Stammesherrschaften sich konsolidirt hatten. Hier taucht im fünften Jahrhundert n. Chr. der sagenhaft ehrwürdige nordische *Gotenname* zuerst als bedeutende historische Macht im Süden wieder auf, in dem Reiche des Hermanarik vom götterentsprossenen Geschlechte der edelsten *Amaler*, d. h. in uralt arischer Sprache: der Reinen. Durch die Reinheit des Blutes, durch den Adel der Art zur Herrschaft berufen, erobernd und gebietend, wie der Arier stäts unter den Völkern Asiens und Europas erscheint, so tritt auch der edele Gote, und nach ihm der Langobarde vom baltischen Meere (Tacitus), der Burgunde vom dänischen Sund (Plinius), und endlich der merovingische Franke von der friesischen Küste (Beowulf) hinein in die geschichtliche Welt der fremden südländischen Zivilisation. Die neue Geschichte aber, die nun sein siegreiches Schwert darin aus den Trümmern des Alterthums mit hallenden Schlägen erweckt, ist wohl ein kräftig erklingender Heldengesang, doch wahrlich furchtbar und gewaltsam wie alles geschichtliche Werden und Walten, eine blutige Glorie des Racengeistes, und durchaus nicht wohlthuend und erhebend durch die Seelenschöne edeler Menschlichkeit, selbst nachdem das Christenthum — das römische! — die blondlockigen Häupter der wilden Merovinge mit dem heiligen Nass der Taufe genetzt hat.

Die reale Suprematie, welche der Arier durch sein ganzes Erscheinen beweist, ist nicht in moralischen Qualitäten zu suchen, wengleich in solchen Eigenschaften, aus denen, wie aus einer heroischen Energie und hohen Intelligenz, eine gewisse Hebung auch der moralischen Kräfte des Menschen, eine Unterdrückung zerstörender Leidenschaften und Ermöglichung dauernd menschenwürdig geordneter Gesellschaftszustände sich ableiten lässt. Je intelligenter der Mensch ist, um so bedürftiger, und um so mehr geneigt zum Schlechten, während er zur Befriedigung der wachsenden Bedürfnisse die Bahn des zivilisatorischen Fortschrittes betritt. Zugleich aber erwacht mit der Zunahme des Verstandes ein moralisches Korrektiv, welches auch schon in unvollkommenen Religionen dem menschlichen Willen untersagt, in jedem Falle seinen zerstörenden Neigungen zu folgen. So ist der Arier, und so der Germane, zwar nicht der beste Mensch in Betreff seiner praktischen Moral, aber der aufgeklärteste über den Werth seiner Thaten. Hierbei ist es bedeutend, wie in dem hohen Selbstgeföhle des arisch-germanischen Individuums einerseits der Trieb zur oft gewaltsamen Bethätigung des freien Eigenwillens, andererseits aber auch die ehrfürchtige Achtung vor dem Werthe der Persönlichkeit begründet liegt, zwischen welcher dämonischen und ethischen Macht das möglichste Gleichgewicht herzustellen als die dominirende Tendenz aller echten arisch-germanischen Lebens- und Gesellschaftsordnungen hervortritt. Während man überall sonst in den Völkererscheinungen zuerst die Masse sieht, so bemerkt man beim Auftreten der Germanen vor den Augen der römischen Welt sehr entschieden das Individuum, ehe man den Staat sieht;

und dieses germanische Individuum zeigt in Glaube und Sitte durchaus die ältesten Züge der freien Arier von Indien und Iran. Seinen Göttern, jünger als die Natur, steht auch er als echtbürtiger Sprössling stolz und selbständig gegenüber, er leidet keinen Priesterstand zwischen sich und ihnen, jeder Krieger ist der eigene Priester seines Hauses. Den Willen des Königs aus edelstem Stamme beschränkt der Wille jedes adeligen Individuums in der beratenden Gemeinde, dessen Adel wiederum an seinem freien Besitze (*Od*) hängt, worauf er, wie das eigene Sacrificium, auch die eigene Jurisdiktion ausübt. Dagegen erscheint im Kriege das Gefühl der gehorsamen Achtung vor der hervorragenden Persönlichkeit des erwählten tapfersten Herzoges bei der wandellos getreuen Gefolgschaft am Glänzendsten. Seinen Treuen vergalt der Herzog durch seine Freigebigkeit, neben seinem Muthe sein höchster Ruhm, wodurch die Güter und Gebiete der eroberten „Reiche“ als fürstliche „*Feod's*“ unter die kriegerischen Adelsprösslinge vertheilt wurden, jedoch mit der Voraussetzung ihrer möglichen Zurücknahme oder Aufgabe, je nach den veränderten Verhältnissen und Intentionen des erobernden Führers. Die Treue des Germanen hing eben nicht an der Sache, sondern an der Person; die Welt aber, in welche jene edelsinnigen Gefolgschaaren der germanischen Helden hereindrangen, war bis auf wenige, vereinzelte Nachbilder antiker Würde, der grossen Personen verlustig gegangen, Macht und Recht der Sachen herrschten, ja, sie war selbst eine todte Sache geworden, das reiche Erbstück uralter Zivilisation, wonach die rasch entflammte Begier der erobernden Fremdlinge mit der ganzen ungestümen Gewaltsamkeit ihrer energischen Individualität erbeutend griff, um sie in hastigem, blutigem Wechsel unter sich zu theilen und weiter zu vererben*). So vollzog sich durch die germanische „Persönlichkeit“ jene Germanisirung des römischen Reiches, welche in Folge der wachsenden Macht der neubelebten römischen „Sache“ vielmehr zur völligen Romanisirung der germanischen Stämme ausschlagen sollte; und den Konzentrationspunkt wie die eigentliche Werdestatt der neuen Weltmacht finden wir in demselben, nun fränkisch gewordenen Gallien, in welchem zuerst der fremde „arische Gast“ mit der deutschen Gefolgschaft dem alten römischen Weltherrn und seinen Legionen zum Kampfe gegenüber getreten war.

Als die Römer in Gallien erschienen, fanden sie dort schon ein Volk in seiner Dekadenz, welches ohne Halt und Zusammenhang, verrätherisch untereinander, den Römern sich ergab, stolz selber Römer zu heissen, und nur in

*) „Von jeher haben die Besitzverhältnisse den Hauptausschlag bei allen Revolutionen und gewaltsamen Aenderungen gegeben. Das römische Reich ging zum grössten Theile an der Ungeheuerlichkeit seiner *Latifundien*-Verhältnisse zu Grunde, und der sogenannte moderne Musterstaat würde mit derselben Bestimmtheit an seinen ungesunden und unnatürlichen *Kapital*-Anhäufungen zu Grunde gehen.“ Diess schreibt der Reichsfreiherr von Fechenbach-Laudenbach in Betreff der „Macht der *Sache*“ auf S. 10 seiner für alle unsere Leser wohl beachtenswerthen, trefflichen kleinen Broschüre „*Ein Beitrag zur Lohn- und Arbeiter-Frage*“ (Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht.)

den östlichen Theilen widerstandskräftiger sich erwies, wo der germanische Zufluss eine neue Kraft erzeugte. Dieser bald mehrseitige Zufluss über die nördlichen Grenzen des Reiches gewann mit der Zeit eine solche Bedeutung im römischen Heere selber, dass schon im Jahre 252 der Sohn eines germanischen Kriegers, Julius Verus Maximinus, römischer Kaiser werden konnte. Von hier an germanisirt sich die Herrschaft in Rom, der germanische Söldner wird zur entscheidenden Macht, die späteren Kaiser sind alle mehr oder weniger germanischen Stammes. Despotisch streng gegen alle Seditio nen, auch gegen das revolutionär erscheinende Christenthum, suchen sie die Ordnung des Staates zu konserviren, ohne von seiner Geschichte, von den römischen Heroen etwas zu wissen, noch die römische Litteratur zu achten; daher sie von den gebildeten Römern zugleich gehasst und gefürchtet werden. So theilt sich die Bevölkerung in die semitisirte Masse und die germanische Herrschaft, die sich gegenseitig nicht verstehen. Immerhin konnten diese Theile sich endlich vermischen, der eine im anderen aufgehen, derweil die Goten in Germanien ungestört zur Entwickelung einer eigenen Zivilisation gelangt wären; dann wäre einige Jahrhunderte später vielleicht dasselbe geschehen, was nun geschah, als durch das allmählich vorgerückte Andrängen der mongolisirten Stämme vom asiatischen Osten her die Goten ebenfalls in das römische Reich getrieben wurden und das germanische Wesen dort so mächtig umwandelnd verstärkten. Zunächst von den Kaisern als Kolonen in den unsicheren Gränzgebieten angesiedelt, dann ebenfalls als Söldner im kaiserlichen Heere aufgenommen, hernach bei wachsenden Ansprüchen bis in das Innere Italiens selbst verpflanzt, nahmen sie sich endlich, als ihrer drohenden Masse Sold und Wohnung verweigert ward, eigenmächtig das Land von der Donau bis zum Tajo, und nachträglich gab der Kaiser seinen legitimen Konsens. Die Könige der Goten, Langobarden, Burgunden und Franken waren nun Magistrate des römischen Reiches und zugleich Heerführer der deutschen Stämme, als welche sie nach germanischer Sitte Feode und Allode vertheilten. Sie akzeptirten die römische Bildung, ohne der eigenen Erinnerungen zu vergessen, ihre Herrschaften gewannen einheitliche Form in Sachen der Administration und des Fiskus, niemals aber in Sachen der Nationalität und der Moral. Die Verhältnisse der Länder, die Mischungen der Völker verwandelten und verschoben sich unter ihnen; aber die neugebildeten Nationen wussten und hielten sich nach wie vor unterschieden, und gemeinsam nur blieb ihnen nach wie vor die grosse romanische Zivilisation. Die Könige, mächtiger als römische Magistrate denn als germanische Grafen, begünstigten die römischen Unterthanen vor den germanischen, und diese selbst hörten auf Landbewohner zu sein, indem es sie in die romanischen Städte drängte, wo Handel und Reichthum, Kurialgewalt und römische Bildung verlockend ihnen winkten. Dagegen wurden die einst unterworfenen Kolonen auf dem Lande, welche das semitisirte Rom zur Sklaverei herabgedrückt hatte, mit dem allmählichen Verschwinden des Sklaventhumes unter dem Einflusse der christlichen Religion

nun selbst zu Grundbesitzern und Arbeitgebern, wie auch die königlichen Domänensklaven zu Fiskusverwaltern, reichen Kaufleuten, fürstlichen Favoriten und Grafen aufstiegen und ihre Töchter selbst zu Königinnen erhoben sehen konnten. Diese Umwandlungen waren das Werk einiger Jahrhunderte, in welchen auch die römische Kaiserwürde allmählich untersank und ganz verschwand, da das merkwürdige Konglomerat dieses neuen germanisirten Reiches eines persönlichen Hauptes schliesslich gar nicht mehr bedurfte, und doch durch die allgemeine Ansicht der Völker erhalten blieb. In der ganzen Zeit von 325 Jahren seit Odoaker bis auf Karl d. Gr. hat das Bewusstsein von dem römischen Reiche mit der römischen Zivilisation fortgelebt; ja, die germanischen Könige selbst waren mit der erlangten Selbständigkeit aus römischen Magistraten schon römische Fürsten geworden. Nur die Franken, durch die Austrasier verstärkt, konnten noch für die einzigen ernsthaften Repräsentanten der barbarischen Welt im römischen Reiche gelten, und an diese ging daher die Herrschaft mit der erneuten römischen Kaiserwürde rechtmässig über. Der Kaiser musste ein Deutscher sein, der Deutsche musste ein Franke sein, der Franke musste ein Austrasier sein, und der Austrasier musste Karl d. Gr. sein. Mit ihm kehrte die germanische Herrschaft, als ein römisches Kaiserthum, auch über die Grenzen der germanischen Heimath zurück, woselbst sie uns seitdem an Stelle eines Reiches ohne Kaiser einen Kaiser ohne Reich zu zeigen hat.

Erst mit dem fünften Jahrhundert treten aus der alten und ältesten Heimath des germanischen Stammes in Nordeuropa die *Sachsen* und *Normannen*, nun als die reinsten Theile der ganzen Familie, in die Geschichte der germanisch-romanischen Mischwelt ein. Damals lagerte sich schon die slavische Masse, von den Hunnen gedrängt, zwischen Nord- und Südgermanien, sodass es ausser in Nordwest-Deutschland auch dort bald keine echten Germanen mehr gab. Das rein germanische Wesen kam erst wiederum von Norden her in Berührung mit den Slavo-Kelten des inneren Kontinents. In das wüste Völkergewirr des grossen östlichen Slavengebietes brachten zunächst die nordischen Waräger eine gewisse Kohäsion; aber die wenig zahlreichen Normannenfamilien mussten im Schoosse der slavischen Masse rasch verschwinden, und diese hielt sich nur lebendig durch neue Zuflüsse von Tataren, welche ihnen keine höhere Kultur zu geben vermochten. Wenn auch späterhin deutsche Provinzen, deutsche Fürsten und deutsche Beamte einen fremden westländischen Geist in die von der slavischen Indolenz bewahrten Ueberreste vorgermanischen Völkerlebens verpflanzt haben, so bleibt dieser weite Osten doch stäts seinem ethnischen Wesen und seiner politischen Bedeutung nach ein Land des Orients, das grosse moderne Skythenreich, welches dereinst mit den beiden Grundelementen altskythischen Blutes und Geistes, dem Mongolenthume von China und dem Ariethume von Englisch-Indien, über die Herrschaft Asiens abzurechnen haben wird. Jene normannischen Piraten von Skandinavien aber, deren Brüder, als sie Meer und Küstenland verliessen, der

slavische Osten verschlang, — sie fuhren als Wikinger auf ihren Drachenschiffen weiter um ganz Europa, nach Irland, Schottland, Island, Französisch-Neustrien, Spanien, Sizilien, und überallhin brachten sie in die Uferlande der romanischen Welt eine Neuerfrischung des germanischen Blutes, und nach den ersten plündernden und verwüstenden Ausbrüchen eines barbarischen Eroberungsgeistes, durch ihre ethnische Superiorität auch eine Hebung der zivilisatorischen Kräfte im Innern der siechenden Latinität von Europa.

Zuletzt eroberten sie auch England, ein damals noch vorzüglich germanisches Land. Schon die Römer hatten dort im Südosten germanisirte Belger und Koritaner angetroffen, durch Kaiser Probus waren Vandalen, später Quaden und Markomannen auf die Insel verpflanzt worden, und lange vor der Einwanderung der Angelsachsen unter Hengist und Horsa ernannte die römische Hierarchie für Britannien bereits einen eigenen „*Präfekten der sächsischen Küste*.“ Ihren Stammesgenossen zur Hilfe gegen die Brito-Romanen kamen die Sachsen, selbst von den Slaven gedrängt, auf kleinen Schiffen von Jütland her; die ihnen verwandte Bevölkerung unterwarfen sie nicht zur Sklaverei, sondern im Ringen mit anderen, gleichfalls rein-germanischen Eroberern, wie es die Dänen waren, blieb eine gewisse Freiheit ohne eigentlichen Feudalismus dem englischen Volke auch unter der sächsischen Herrschaft gewahrt. Wohl brachten die romanischen Räte den Königen den Begriff des Kaiserthumes bei, sie nahmen den byzantinischen Titel eines „Basileus“ an und standen in Verkehr mit Konstantinopel, Karl d. Gr. selbst nannte den Angelsachsen Egbert „Kaiser der okzidentalen Christen“; dennoch durchdrang das germanische Wesen bestimmend die auf dem Landbesitze fundirten Einrichtungen des Staates, die individuelle Freiheit und die repräsentative Gewalt erhielten sich in entschiedener sozialer Bedeutung, und eine herbe Abneigung gegen die römische Zivilisation machte sich in einer energischen Bewahrung fast barbarisch rohen Wesens, durchaus ohne die Eleganz und den Esprit des byzantinischen Europäismus, auch in der höheren, ritterlichen angelsächsischen Gesellschaft geltend. Die kräftigsten, trotzigsten, gewaltsamsten Elemente des ursprünglichen Germanenthums hatten sich auf dieser britischen Insel in den belgischen, dänischen und sächsischen Eroberern zusammengedrängt und nach leidenschaftlichen und grausamen Bekämpfungen mit jener überlegenen Vernünftigkeit, welche wir auch in Rom bei der staatlichen Uebereinkunft der gleichartigen italienischen Stämme bemerkt haben, zur praktischen Ordnung einer dauernd möglichen Existenz vereinigt, wobei zugleich die tüchtigsten Anlagen dieser begabten Repräsentanten der reinen Race zu bewunderungswerther Entwicklung gelangen konnten.*) Hierzu

*) „La vertu et la morale entrent fort peu dans cette alliage; mais la longue expérience de ce qu'il faut admettre ou repousser pour que des natures vigoureuses vivent ensemble sans user leur valeur à s'entre-détruire, n'en a pas moins créé un ordre social plein de vérité et de droiture.“ *Gobineau*, histoire d'Ottar Jarl, pirate norvégien, conquérant du pays de Bray en Normandie, et de sa descendance. Paris, Didier & Co. 1879. Livre II. Ch. 1. S. 148. —

kamen nun endlich noch die an brutaler Kraft und intelligenter Begabung ähnlich gearteten Normannen und brachten die romanischen Bildungselemente mit, welche England noch fehlten. Ward es seitdem auch ein Land des zivilisirten grossen Europa, so blieb es doch immer bis zu einem gewissen Grade germanischer als alle anderen sogenannten „Kulturvölker“ desselben; es bewahrte sich die limitirte Fürstengewalt, den praktischen Sinn, die Abneigung gegen intellektuelle Genüsse bis in die neueste Zeit. Erst mit dem Aufblühen des Handels und mit den Religionskämpfen, wonach 100,000 Protestanten in England Aufnahme fanden, strömten auch unter das englische Volk, in welchem das Sachsenblut bisher vorherrschend geblieben war, immer neue Zuflüsse aus verschiedenen europäischen Völkern. Nun verliert das System der englischen Gesetze seine Solidität, die Pandekten beginnen zu gelten, die Aristokratie findet ihre Gegner, die Demokratie erhebt Prätionen von nicht angelsächsischem Charakter: kurzum, auch England geht mit starken Schritten dem *modernen Romanismus* entgegen und verbreitet mit der immer noch bewahrten eigenthümlich germanischen Kraft seiner ungeheueren Kolonialausdehnung nach West und Ost, den Geist derselben europäischen Mischzivilisation über die ganze Welt.

Inzwischen hatten auch auf dem europäischen Kontinente Romanismus und Barbarei sich wechselseitig immer mehr zu jener modernen Zivilisation durchdrungen, welche nun seit Jahrhunderten schon unsere Völker beherrscht. Wie zur Erleichterung der Arbeit hatte diese sich hier an gewisse unbestimmt begränzte Approximativ-Nationalitäten vertheilt, als deren wichtigste *Italien, West-Deutschland* und *Frankreich* zu betrachten sind. Zunächst der alten römischen Zivilisation, in der Lombardei, gab das germanische Wesen dem römischen und hellenistischen Geiste die neue Kraft, um jene glänzenden Resultate in der Geschichte der *freien lombardischen Städte* hervorzubringen. Weniger glänzend fielen die Nachbildungen aus, zumal in Süd-Italien, wo dagegen Sizilien unter dem Einflusse der Normannen und der Hohenstaufenherrschaft seine eigene Glanzzeit erleben durfte. In Mittel-Italien erzeugte das dort vertheilte germanische Blut noch während des fünfzehnten Jahrhunderts eine ähnliche Situation, wie sie einst in Griechenland nach den Perserkriegen sich darbot. An Stelle politischer Machtentfaltung entwickelte sich hier ein reiches *künstlerisches Leben*, welches die Unmenschlichkeit und Verrottung eines niedersinkenden Volksgeistes doch nur auf eine kurze Dauer mit dem sinnenberauschenden Schimmer bildnerischer Schönheit bedeckte. Die folgenden Jahrhunderte haben die ideale Schönheit verschwinden, die nationale Grösse nicht wiederkehren gesehen. Dem endlich geeinigten Italien gegenüber zeigt das endlich geeinigte Deutschland noch heute sehr entschieden das Uebergewicht des germanischen Blutes.

Dieses germanische Blut hatte, trotz dem auch hier langsam fortschreitenden Einflusse des Romanismus und der Einführung des römischen Rechtes, in West-Deutschland noch bis zur französischen Revolution die feudale Ordnung

der Gesellschaft, die politische Selbständigkeit des Adels, bei zunehmender Landesfürstengewalt und hinschwindender Kaisermacht einigermaassen aufrecht erhalten. Die Bürgerschaft aber hatte Dem gegenüber mit den mehr slavisch-keltischen, praktischen Tendenzen ihres Mischcharakters, verstärkt durch den thatkräftigen germanischen Geist, das Gebäude der *Hansa* errichtet. Hierbei legte sie jedoch, unter kaiserlicher Protektion, minderes Gewicht wie die italienischen Städte auf die eigentlich politische Freiheit als auf die freie Bewegung ihres Handels, die freie Ermöglichung ihres Gewinnes. Ihrem Reichthume mehr denn ihren aktuellen Neigungen entwachsen zu Flandern und Deutschland jene idealen Denkmale ihrer nun lange vergangenen Macht in den blühenden Formen der gotischen Architektur. Hier erlebte der germanisirte Romanismus seine ausdrucksvolle Glanzperiode. In Oesterreich stand man gänzlich unter dem rheinischen und italienischen Einflusse, auch in England und Schweden sympathisirte man mit dem holländisch-rheinischen Geiste; bis über dem Untergange der deutschen Kraft und Selbständigkeit im dreissigjährigen Kriege der französische Geist sich zur Erbherrschaft in der Welt der modernen Zivilisation erhob.

Paris ist das dritte Zentrum dieser Zivilisation. Dort aber war das germanische Wesen weit mehr als sonst durch den Gallo-Romanismus beeinflusst, sodass es niemals zu rein-germanischen Bildungen kam. Die Königsgewalt suchte sich zu vergrössern, das Volk sich frei zu erhalten, und zwischen Beiden fand der Adel seine Ehre in ritterlicher Ergebenheit unter den Willen des Monarchen. Eine grosse Unordnung war die Folge dieser Bewegungen im Inneren, und der Ausdruck dieser Unordnung war eine ungemein lebendige, von dialektischem Geist und Witz sprühende und glühende Litteratur, welche der germanischen Universalzivilisation die entsprechende romanische Welt-sprache gab. Nichts konnte sich der Herrschaft dieses Geistes entziehen, nachdem er sich in dem glänzenden Absolutismus des französischen Königthumes konzentriert hatte. Das elend niedergeworfene Deutschland verfiel ihm durchaus, und selbst das kaum erst zu herrlicher nationaler Sprach- und Kunstblüthe gelangte Spanien ging bildungsergeben alsbald in die grosse französische Akademie. Diess war die wahre *Renaissance*, welche dem Romanismus den Boden der ganzen europäischen Welt gewann. Von dem allzutief im entkräfteten Romanismus versunkenen Italien mit der politischen Macht übergegangen auf das weltgewandte Frankreich, verbreitete sie eine „Egalität“ der Bildung, an welche nun jeglicher Theil nach seinem natürlichen Vermögen, mit der mehr oder minder stark ausgeprägten Nuancirung eines selbst schon höchst gemischten und unsicheren modernen Nationalismus, sich anzuschliessen suchte. Die französische Revolution vollendete das Werk auch auf dem Gebiete der europäischen Politik; wogegen nun in jüngster Zeit der letzte Rest des germanischen Nationalismus, noch einmal wiederum vom Norden her, mit der Errichtung eines neuen deutschen Kaiserreiches,

sein siegreiches Schwert in die politische Wagschale der Völkergeschichte Europa's geworfen hat.

Preussen erscheint uns wie ein modernes Makedonien, indem es die letzten, verhältnissmässig reinsten Elemente des alten vielgemischten Arierthums auf dem nordeuropäischen Kontinente, in den ursprünglichen Stammsitzen der Goten, Burgunden, Langobarden, Franken und Sachsen, unter straffer militärischer Ordnung nach und nach verbunden und in Kraft erhalten hat. So schuf es der romanischen Weltmacht gegenüber eine germanische, ohne doch damit jene älteste Weltmacht der semitisch-hellenistisch-romanisch-französischen Zivilisation überwältigen oder auch nur schwächen, geschweige denn etwa durch eine noch unerschaffene, nur in einzelnen grossen persönlichen Anzeichen durch die Jahrhunderte aufleuchtende germanische Kultur ersetzen zu können. Ueber allem Glück und Glanz auch der neuesten Weltmachttriumphe, die doch mit den alten und ältesten die gleichen, so oft schon verbrauchten geschichtlichen Mittel und Kräfte gemein haben mussten, ruht eine nur mühsam verleugnete Trübsal, eine pessimistische Stimmung, wie eine greisenhafte Vorempfindung des Endes, welche das ganze alte Europa beherrscht, und baar der Hoffnung, dass aus seinem ruinenbedeckten Boden noch einmal neue belebende und aufbauende Kräfte sich entwickeln könnten, die Blicke der Weisen wie der Völker sehnsuchtsvoll nach einem Lande der Zukunft im Westen hinlenkt, welchem man auch dann noch ein jugendkräftig aufstrebendes Leben gerne zutrauen möchte, wenn diese alte Welt von dem Eise des Nordens, dem auch das letzte reine Arierblut versiegte, mit ewiger Grabesstille bedeckt sein wird.

Amerika wird von Gobineau, wie wir schon mehrfach angedeutet haben, als die eigentliche Urheimath der gelben Race betrachtet. Ueber die seichte Beringsstrasse, woselbst in Vorzeiten bei wärmerem Klima ein vollständiger Zusammenhang der Erdtheile bestanden haben muss, wären die Uramerikaner, vielleicht durch Naturereignisse gedrängt, unter Zurücklassung geringfügiger Reste in Massen nach Nordasien hinüber geströmt. Dort hätten sie, getheilt durch den Widerstand der weissen Race, im Südosten die Schwarzen mehr oder minder durch Mischung malayisirt und so in die polynesische Inselwelt gedrängt, auf welchem Wege diese dann allmählich nach Südamerika hinüber gelangten, um sich abermals mit den dortigen Ueberbleibseln der Gelben zu vermischen. Die physische Erscheinung des amerikanischen Kontinents, als ein zarteres Abbild des alten europäisch-asiatischen Erdkörpers, und dem entsprechend auch seine Fauna mit ihren verkleinerten und geschwächten Nachbildungen der orientalischen Thierwelt, scheinen allerdings der Vorstellung Amerika's als eines Urlandes zu widersprechen. Auch beobachtete man, wie die altamerikanische Bevölkerung im Norden noch Ueberreste früherer Kultur, als Hügel- und Schanzenbauten und am Eriesee selbst Kupferbergwerke, gleichsam europäische Erinnerungen gelber Race, hinterlassen hat, je weiter nach

Süden aber, dort nicht Kultur sondern nur Wildniss findend, selbst um so mehr der Kultur vergessen und verwildert sich zeigt. Diese Beobachtung mag zur Bestätigung der entgegengesetzten Annahme dienen, wonach die gelbe Race vielmehr aus ihrer Urheimath in Nordasien, gegenüber der Urheimath der Schwarzen in Südasiën, theils durch die Entwicklung der Weissen im Centrum zersprengt, theils durch eigene starke Vermehrung gedrängt, westwärts nach Europa, ostwärts nach Nordamerika und südwärts als Malayen unter die schwarze Welt gemischt bis nach Südamerika sich ausgebreitet habe. Die racengeschichtlichen Verhältnisse in Asien, wie sie Gobineau uns dargestellt hat, werden durch eine solche Umkehrung der Bewegungsrichtung nicht modifizirt; und für beide Annahmen bleibt die eine sichere Erkenntniss gleichbedeutend, dass von den finnischen Eskimos, Tuskis oder Namollo's an, deren grosse Familie von Russland über Nordsibirien bis nach Grönland sich verbreitet, nach dem Süden zu durch alle noch so verschiedenartigen Indianerstämme Amerika's physiologisch wie psychologisch ein gemeinsamer Zug von Urverwandtschaft geht, der sie unmittelbar mit der gelben Race in Asien verknüpft. „Alle Ureinwohner Amerika's gleichen einander wie Vollblutjuden“ sagt Peschel in seiner „Völkerkunde“ (430) und führt ebendort interessante Beispiele übereinstimmender Sitten und Gebräuche an; sowie Bastian in seinem Werke über die „heilige Sage der Polynesier“ (IX) bemerkt: „dass ein einheitlicher Gedankenbau in etwa 120 Längen- und 70 Breitengraden ein Viertel unseres Erdbodens überwölbt.“ Selbst die Mexikaner, welche sich in ihrer Tradition aus Norden herstammend wissen, und die Peruvianer, welche schon stärkeren schwarzen Einfluss verrathen, deren Inka's jedoch auch als nördliche Eroberer auftreten, am meisten aber die Guarani von Brasilien, halten in Etwas an dieser Verwandtschaft fest. Es geht s. z. s. ein gelber Urton hindurch, der südwärts immer bräuner wird, bis hinunter zu den schwarzen Feuerländern. Damit stimmt auch der Grundcharakter dieser Stämme überein, welcher uns einen kühlen Verstand, Mangel an Kunstsinn bei starkem Sinn für das Materielle, besonders für den Genuss des Essens, ungemeinen Individualismus bis zum Egoismus, der sich durch eine kluge Ueberredungskunst zur Geltung bringt, und dazu eine gewisse schroffe Grausamkeit ohne Leidenschaft aufweist, worin er wiederum an die malayische Mischrace auf den Südseeinseln erinnert, deren Vielfältigkeit zudem am meisten derjenigen der amerikanischen Indianerstämme nahekommmt. Trotz allen gelehrten Einwänden lässt es sich in der That nicht begreifen, warum nicht ebensogut, wie Madagaskar, Ceylon, Japan, Polynesien eingewanderte malayische Bewohner zeigen, solche auch bis nach Amerika hinüber gelangt sein sollten. Erinnern doch selbst gerade jene beiden merkwürdigen Kulturstaaten Mexiko und Peru in ihrem ganzen Wesen, ihrer vorzüglich praktisch-technischen Zivilisation, ihrem ausgeprägten Utilitarismus ohne Idealismus, auffallend an den chinesischen Staat, als dessen Kulturgrundlage gleichfalls eine malayische Mischung der Bevölkerung vorausgesetzt werden durfte. Während

diese beiden amerikanischen Kulturstaaten in Blüthe stehen, erscheint die älteste indianische Kultur, welche die Eskimo's einst mit ihren Steinwerkzeugen im hohen Norden einzuführen begonnen hatten, bereits jenen verwandten Stämmen verloren, die im weiten Lande sich selbst überlassen, nicht zur grösseren Masse konzentriert worden waren. Aus den ehemaligen Städtebauern und Kupfergräbern wurden die noch heute dort schweifenden, allmählich verschwindenden Jagdgenossenschaften, deren grosse Männer nicht Weise und Religionsstifter sondern gefeierte Jäger sind. Selbst in dem zivilisirten Mexiko hatte man es nie bis zur rationellen Viehzucht und Milchwirthschaft, ja sogar bei einer Meereslage wie Kleinasien und Griechenland nicht zur Ausbildung der Schifffahrt gebracht. So blieben die amerikanischen Zivilisationen immer ein wunderbares Stückwerk aus der Barbarei, in welche sie so bald wieder versinken konnten, und einzelnen zivilisatorisch sich äussernden Kulturelementen, welche jedoch durch keinen dauernden Einfluss höherer Race befördert und verallgemeinert wurden. Die beiden blühenden Zivilisationen in Nord- und Südamerika vermochten, wie Oasen, nicht einmal mit einander in Berührung zu treten und wussten gegenseitig nichts von ihrer Existenz; beläuft sich doch der Abstand Mexiko's von Cuzco, wie Peschel sagt (472), auf 630 deutsche Meilen, während Babylon, Niniveh, Athen, Sydon und Tyrus von Memphis am Nil nur 70—170 Meilen entfernt lagen. Eine einheitliche amerikanische Zivilisation nach Art der assyrischen in der alten Welt konnte sich dergestalt nicht ausbilden. Nach Humboldt hat die soziale Bewegung in Amerika überhaupt nur 500 Jahre gedauert, und die spanischen Europäer fanden sie an den einzig noch bestehenden Kulturstätten bereits in ihrer entschiedenen Dekadenz. Will man, wie Gobineau, dennoch auch diesen zivilisatorischen Ephemeriden einen befruchtenden Keim aus weisser Race zugeführt wissen, der wie in China die südlichen Kshatrija's in die malayische Mischbevölkerung eingedrungen wäre, so könnte dieser fremde Zufluss in Mexiko und Peru jedenfalls nur schwach und vorübergehend stattgefunden haben; wofür denn allerdings die geschichtlichen Daten auch nicht mangeln würden. Wir wissen, dass schon um das Jahr 1000 n. Chr. die normannischen Seefahrer zwischen Island, Grönland und Amerika nicht unbedeutende Beziehungen angeknüpft und unterhalten haben, welche noch einige Jahrhunderte später aus der skandinavischen Heimath freilich vergebliche Nachforschungen nach ihren etwa noch lebendigen Ueberresten veranlassten. Nur die alten Runensteine zeugen noch von den einstigen Niederlassungen der Normannen auf der amerikanischen Ostküste, von Kanada, woher die grönländischen Skandinavier ihr Bauholz bezogen, durch Hyitmannaland und Vinland (Virginien) bis hinab nach Florida. Sagenhaft erscheint dagegen der Eroberungszug des irischen Helden Madok, nach welchem 1121 der grönländische Bischof Erich suchend auszog; und äusserst zweifelhaft sind die Spuren nordgermanischer Sprache, wie der Göttername *Votan* bei den Chiapaneken und die Worte *teoll* (Gott) und *metl* (Wein) bei den Mexikanern,

denen man dann ebensowohl noch die viel allgemeiner arisch klingenden Bezeichnungen in Südamerika, wie die Stammnamen der Botokudischen *Cren* (Häupter, Krania), der Amazonischen *Ore Manoa's* („Wir die Männer“), an die Seite stellen könnte! Die Tradition der Inka's von Peru ihrerseits erzählte allerdings ausdrücklich von einem weissen bärtigen Mann, (Manko Kapac, der Männer Kämpe, nord. manna Kappi), der den Peruanern Religion und Gesetze gebracht habe; unter welchem man sich also — wenn man auch hier an der Nothwendigkeit eines Einflusses weisser Race zur höheren Entwicklung der peruanischen Zivilisation festhalten will — einen südlichst versprengten Sendling der normannischen Kolonisatoren denken mag. Verschwunden aber sind alle lebendigen Spuren und thatsächlichen Wirkungen jener ersten germanischen Einwanderer aus der Periode des Jahres 1000, untergegangen auch die beiden amerikanischen Kulturreiche unter der Gewalt der zweiten, romanischen, Zuwanderung aus Europa ein halbes Jahrhundert später, niedergesunken endlich in entartender Vermischung dieses stolze Spanierthum selbst nach abermals kaum 500 Jahren: wie wird es aussehen auf diesem noch immer als „jungfräulich“ gepriesenen Boden also kurzlebiger Völkerexistenzen nach wiederum einem halben Jahrhundert der letzten, von Jahr zu Jahr sich fortsetzenden europäischen und zweiten grossen germanischen Einwanderung in das Paradies des Westens, das Ideal der Zukunftshoffnungen einer absterbenden alten Welt?

Die Spanier, meist aus dem semitisirten Andalusien, vermischten sich leicht mit den von der schwarzen Race stark beeinflussten Südamerikanern, die Franzosen, meist aus der Bretagne und der Normandie, mit denen ihnen nächstehenden Kanadiern aus der gelben Race im Norden. Dagegen bewiesen die Angelsachsen die absolute Superiorität der Weissen über alle übrigen Arten und Mischungen, indem sie sich keinerlei Verbindungen mit den anderen Racen gestatteten, sondern mit der ganzen barbarischen Grausamkeit der weissen Eroberer die Indianer verdrängten und ausrotteten, die Neger als Sklaven ausnutzten. Sie hatten hier mit keiner überlieferten Zivilisation zu rechnen, sondern standen auf neuem Boden und handelten frei nach den Instinkten ihrer Race, deren energischer Unabhängigkeitssinn sich in ihrer Förderativverfassung mit temporär gewählten Magistraten deutlich ausspricht. Noch nicht wie in den antiken, semitisirten Staaten erlangte hier eine Demokratie die Obmacht, welche zur Demagogie unaufhaltsam fortdrängt, sondern immer noch lebendig bleibt im heutigen Amerikaner ein starker arischer Zug zu den Vorrechten des Standes, wie zur Behauptung des Titels eines modernen „Arya“ d. h. des (im Wesentlichen doch immer noch angelsächsisch-britischen) „Gentleman;“ — was denn auch für einen Jeden durch die eigene freie Arbeit im republikanischen Gemeinwesen zu erreichen ist. Aber innerhalb dieser ursprünglich angelsächsischen Schöpfung der Vereinigten Staaten sind nun doch nach und nach die heterogensten Elemente zusammengelaufen. Der Neger und Chinesen zu geschweigen: von Jahr zu Jahr nehmen die Zuflüsse

von Iren und Deutschen zu; und wenn sie auch sämmtlich ihrer europäischen Heimath verloren gehen, amerikanische Bürger werden und jenen für Kaufleute und Advokaten vortrefflich passenden Jargon des amerikanischen Englisch reden, welchen der Präsident Grant einst als die „Weltsprache der Zukunft“ bezeichnet hat: in ihrer ethnischen Gesammtheit sind doch nur eben alle dieselbigen Mischungstheile des Völkerblutes enthalten wie in dem alten Europa. Mit ihrer nun noch übrig bleibenden Neumischung unter die hispaniolischen Halbnegers des Südens erscheint dann endlich die allgemeine Konfusion aus den im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte degradirtesten Racenwesen der Menschheit für Gobineau's in die Zukunft schauendes Auge vollendet.

Dieser durch die rücksichtslos scharfe Betrachtung der Entwickelungen und Schicksale der Völker zum Gelehrten gewordene Staatsmann und zum Weisen gewordene Gelehrte vermag also am Schlusse seines grossen Werkes nicht mit einzustimmen in die letzten, nach dem Westen gerichteten Hoffnungen der europäischen Welt. Solchen Hoffnungen, genährt an vergänglichem Erscheinungen einer immerhin vielleicht mehrhundertjährigen Gegenwärtigkeitsperiode, stellt er die Erkenntniss eines Gesetzes entgegen, als das sichere Resultat eines den historischen Erfahrungen folgenden Denkens über die Gesammtheit der Weltgeschichte. Was Karthago und Konstantinopel nicht zu Stande brachten, eine Erneuerung der Welt und Menschheit, das wird nach seiner Ueberzeugung auch Amerika nicht können; denn es hat kein einziges neues Element in sich, welches eine neue Zivilisation schaffen könnte. Wir haben die Racen in die Welt treten und wechselseitig auf sich wirken sehen, um die Varietäten der Gattung einander näher zu bringen und zu einer grösseren Einheitlichkeit zu vermischen. Wenn eine reine Race ganz in den Mischungen untergegangen war, dann trat eine neue auf und erweiterte durch fernere Verbindungen den Kreis der Weltgeschichte. So folgten sich Assyrien, Rom und das Germanenthum, welches nun endlich in Amerika bereits das Vorbild giebt von der schliesslichen Universaleinheit des Geschlechtes. Dieses amerikanische Volk der Zukunft ist und bleibt demnach das alte Volk von Europa, welches von einem Ende der Welt zum anderen auswandern mag und doch sich selber nicht entwandern kann. Noch erscheint es den europäischen Sklaven einer uralten, an ihren ewig sich steigenden Bedürfnissen erstickenden und verarmenden Mischzivilisation als ein glückliches Land der Jugend und eine unermessliche Quelle des Reichthumes, weil es auf lange Zeiten hinaus noch den unersetzlichen Vortheil besitzt, die freien Weiten un bebauten Bodens der ursprünglichen und echten menschlichen *Kultur*, der *Agrikultur*, gewinnen zu können. Wie aber, wenn die Arbeit dieser Kultur doch einmal vollbracht ist, und die grosse gemischte Menschheit, welche das kultivirte Amerika dann bewohnt, wie das heutige Europa, allein noch auf den durch Industrie und Handel gebahnten Weg der *Zivilisation* sich angewiesen findet? Schon jetzt wird Europa dadurch tödtlich beängstigt, dass seine letzte Gegenwehr wider die durch massenhafte

Getreideeinfuhr erdrückende Uebermacht der amerikanischen Kultur, — dass seine Industrie auch bereits in die geschickten Hände seiner ihm entzogenen westlichen Auswanderer überzugehen und von ihnen gegen das Mutterland selbst auf dem Wege des Handels zurückzulenken begonnen wird. Damit ist der Uebergang der alten europäischen, wesentlich industriell-kommerziellen Zivilisation nach Amerika angezeigt; und in der That — wo wären, nach der Vollendung der kolonisirenden Kulturarbeit, für das amerikanische Volk die Elemente irgend einer höheren Zivilisation zu finden, als nur wiederum in jener einzig vorhandenen und durch alle Jahrtausende der Weltgeschichte sich fortvererbenden asiatischen Zivilisation, welche einst das jugendliche Europa, wie jetzt schon das jugendliche Amerika, einfach in sich aufzunehmen und seinen fortgesetzten Völkermischungen anzupassen hatte?

Wir sahen nacheinander auch die kräftigsten nachgeborenen Sprösslinge der reinsten und edelsten Race dieser Zivilisation anheimfallen, der sie ihr junges Blut nur opferten zur temporär erneuten Stützung ihrer unvermeidlichen Dekadenz wiederum für ein neues Jahrtausend der Weltgeschichte. Sieht nun aber der weise gewordene Gelehrte, nach der letzten Hinopferung des angelsächsisch-deutschen Blutes in Amerika, gar keinen Rest des reinen, rettenden Racenelementes mehr auf der ganzen bewohnten Kugel unserer Erde, als welche nur noch von derselben Zivilisation der gleichen universalen Mischbevölkerung überzogen zu werden als ihr geschichtliches Schicksal zu erwarten hat, — wer kann sich dessen verwundern, wenn er sein Buch beschliesst mit einem ergrausenden Blicke auf diese jeder Erfrischung des Blutes verlustige, in der Allvermischung nach Mestizenart immer schwächer und geringer werdende und so in sich selber aussterbende Menschheit!? Der Tod ist ihm das Ende, und zwar nicht der heroische Tod eines grossen Augenblickes, sondern ein langsames Dahinwelken unter den stätig zunehmenden, innerlich vergiftenden Einflüssen der eigenen ethnischen Erniedrigung und endlich völligen Nichtswürdigkeit dieses unseres weltbeherrschenden Geschlechtes. Nur ein Stern scheint auch ihm noch im letzten Momente aus dem Dunkel der Zukunft aufzuleuchten, wenn er zum Schlusse sagt: das einzige Land, die einzige Erbschaft dieser untergehenden Menschheit, wodurch sie noch zusammenhänge mit einer edeleren Vergangenheit und dem Betrachter auch bei der allgemeinen Entartung noch Theilnahme und Liebe einzufliessen vermöge, das sei die *Religion*.

„Aber,“ fügt er hinzu, „selbst die Religion verspricht uns keine Ewigkeit.“

Dieses Schlusswort Gobineau's ist für uns das Stichwort zur Fortsetzung unserer eigenen Arbeit. Was der Mensch ist, vom Standpunkte der *Geschichte* aus betrachtet, darüber hat uns Gobineau's Erkenntniss, in seiner grandiosen Einseitigkeit, gründlich belehrt, und an dieser Belehrung halten wir fest. Was aber der Mensch ist, betrachtet vom Standpunkte der *Moral*, darüber hat sein ganzes Werk geschwiegen und musste diess thun, während wir, je aufmerksamer wir den geschichtlichen Menschen darin durch seine Schicksale

verfolgt haben, um so lebendiger gerade zu dem innigen Mitgeföhle mit ihm als dem Leidenden, dem Menschen im Reiche der Moral, uns hingedrängt fühlen mussten. Auf diesem Geföhle beruht eine Religion, welche uns wohl eine Ewigkeit verspricht, aber nicht eben die Ewigkeit des „geschichtlichen“ Menschen, die unendliche Fortsetzung und Erneuerung seiner irdischen Existenz, und wäre es unter der idealen Form einer *unendlichen Perfektibilität*: sondern die Ewigkeit des *Guten*, und wäre es unter der tragischen Form der tiefsten Leiden des Individuums und des Geschlechtes, ja, im gänzlichen Untergange der menschlichen Weltexistenz, wo dann an die Stelle der ganz verlorenen letzten Rettung durch die Race die göttliche Erlösung selber tritt.

Somit werden wir nun gemeinsam dorthin zurückkehren, wovon wir ausgegangen waren, und die inzwischen genossene Belehrung durch Gobineau, nach ihrer positiven und negativen Seite hin, für die Verständigung über die Bedeutung und Möglichkeit einer *moralischen Kultur* mitsammen zu verwerthen suchen in den weiteren abschliessenden Betrachtungen und Erwägungen unseres Grundthemas: „*die Religion des Mitleidens*.“

Ein Deutschland der Zukunft.

Von Bernhard Förster.

Ein unserm Leserkreise bekannter scharfsinniger und vielseitiger Schriftsteller hat in den letzten Monaten den zahlreichen Büchern, welche wir schon von ihm besitzen und zum Theil wohl zu schätzen wissen, ein neues angereicht, in welchem er nach einer, an zutreffenden Beobachtungen reichen Einleitung die Gelegenheit vom Zaune bricht, sein Urtheil über Richard Wagner abzugeben. Die Neugeburt eines Volkes, meint Eugen Dühring in seiner letzten Schrift, könne von der Kunst überhaupt nicht ausgehen, und jedenfalls nicht von der Musik; — hiermit meint er sich mit Wagner's Schaffen und Wirken auseinandergesetzt zu haben. Wohl werden auch die intimeren Anhänger des Bayreuther Werkes der Meinung sein, dass Richard Wagner nicht lediglich wegen seiner gewaltigen musikalischen Schöpfungen für einen der Regeneratoren unseres Volkes zu halten sei; vielmehr, weil uns in dem Bayreuther Meister die Grundform unseres Volksthums so ursprünglich und so ausdrucksvoll entgegen tritt, wie nur in ganz Wenigen sonst vor ihm, und weil der Gehalt unseres nationalen Lebens vor allem auch in der Wagner'schen Musik seinen ihm entsprechenden und es bezeichnenden Ausdruck gefunden hat, desshalb war Wagner im Stande seinem Volke die Pfade zu weisen, welche zu seiner Neugeburt, zu seiner idealeren Gestaltung führen können. Nicht weil er herrliche Musik hervorgebracht hat, erscheint uns Wagner als Reformator, sondern sein reformatorischer Geist setzte ihn in den Stand, die Seele des deutschen Volkes auch in der Form der Musik zum glaubwürdigsten Ausdruck zu bringen.

„Wir verstehen aber nichts von Musik!“ — sagen uns die Leiter eines „deutschen Familienblattes“, welches seine Leser nach Hunderttausenden zählt, um sich durch diese Entschuldigung der ihnen lästigen Verpflichtung zu entziehen, das Bühnenweihfestspiel zu würdigen. Wir erwidern jenen Herren in Leipzig: „dann versteht Ihr das Leben und die Seele des deutschen Volkes nicht!“ — Denn seit mehr als hundert Jahren hat sich dasselbe nirgends bestimmter, erkennbarer und leidenschaftlicher geäußert, als durch die Kunst der Musik. — „Wagner, den Componisten lasse ich gelten“, sagt ein Andrer, „aber sein sonstiges Thun als Schriftsteller, Agitator etc. ist mir unverständlich und widerwärtig.“ — Dann verstehst Du auch den Musiker und den dramatischen Künstler nicht völlig, denn all sein Wirken ging aus der nämlichen centralen Kraft seines Wesens hervor; jene scheinbar so verschiedenartigen Aeusserungen seiner Kraft sind ja eben nur Bethätigungen seines deutschen, rein arischen Wesens. Wagner konnte zum einzigen Künstler, zu unserem Herzenskündiger, er kann zum Reformator

seines gemischhandelten Volkes vor Allem desshalb werden, weil sein Wesen die gelungenste, glücklichste und allgemein gültigste Verkörperung des Typus der arischen Rasse darstellt.

So werden wir die viel besprochene und unseren Gegnern so anstössige Thatsache als etwas ganz Natürliches ansehen können, dass mit dem Bayreuther Werke alle gesunden Reformgedanken — keineswegs blos auf dem Felde der Kunst — zusammenhangen: die soziale Frage mit ihrem ganzen Gefolge von „Fragen“, und somit auch die Angelegenheit der deutschen Kolonien.

Mit der Thätigkeit R. Wagner's hängt die Kolonisationsfrage schon aus dem einfachen Grunde zusammen, weil sie einer Frage der deutschen Kultur, der Gesundheit und Lebensfähigkeit unseres Volkes ist. Ein Jeder macht an sich die Erfahrung, dass er sich in dem Maasse lebensmüde vorfindet, als er nichts Erspriessliches zu thun hat, dass aber die Lebenslust mit Einem Schlage in ihm erwacht, sobald ihm erstrebenswerthe Ziele zu harter Arbeit winken. Wenn wir uns Aufgaben stellen, deren Lösung uns möglich und der Mühe werth erscheint, so möchten wir leben — hunderte von Jahren, wenn es sein muss! — nur um diese Aufgabe gelöst, diese Ziele erreicht zu sehen. Was von jedem Einzelnen gilt, trifft auch das Volk, man kann den eben angewandten Maassstab in umgekehrter Weise an das Leben des ganzen Volkes anlegen und sagen: ein Volk, welches erkennen lässt, dass es leben will, welches Symptome freudiger Lebenslust zeigt, beweist damit, dass es noch Aufgaben zu erfüllen hat, deren Lösung vor ihm als lohnendste und schönste Arbeit liegt.

Nun giebt es keine sicherern Symptome der Lebenskraft und Lebensfähigkeit eines Organismus als den Trieb nach Ausdehnung, Vergrösserung, Erweiterung seines Wesens. Wie die Fortpflanzungsfähigkeit der natürlichste und untrüglichste Maassstab für die Gesundheit, Kraft und Lebensfähigkeit eines Menschen ist, so gilt für ein Volk die Thatsache, dass es als gesund und normalen Zustandes zu betrachten ist, so lange es sich zu vergrössern und erweitern, neue ähnliche Erscheinungen aus sich zu gebären trachtet und vermag. Wenn dieser Trieb erschlaft und Stillstand eintritt, dann ist der Volkskörper an dem „toten Punkte“ angelangt, dringen gar fremde Bestandtheile in den Organismus ein, ohne auf Widerstand zu stossen, dann ist diess ein Beweis, dass derselbe der Zersetzung entgegen eilt. Wer also ein Volk stark und gesund erhalten will, der hat dafür Sorge zu tragen, dass ihm die physische Fortpflanzungsfähigkeit in dem eben angegebenen Sinne erhalten bleibe, dass es in den Stand gesetzt werde, neue volksthümliche, von ihm moralisch und physisch bedingte Organismen hervorzubringen.

Betrachten wir unser Volk von diesem soeben gewonnenen Standpunkte aus! Es wird uns schwer erscheinen, das Resultat unserer Untersuchungen in wenige, ganz kurze und knappe Urtheile zu zwingen. Denn wer des

deutschen Volkes gegenwärtigen Zustand mit Hingebung und Treue beobachtet, der wird bald auf Aeusserungen so ganz unmittelbarer germanischer Kraft, unverdorbenster Gesundheit, ursprünglichen arischen Lebens stossen, dass er staunend und freudig ausruft: Nichts als gesunde Natur, normal pulsirendes Leben, unverdorbene Kraft! Dann aber begegnen ihm wiederum Symptome zweifellosester Krankheit und Entartung. Da sieht er „tolerante“ Bürgermeister, „gebildete“ Assessoren, „humane“ Pastoren, „geheime“ Kommissionsräthe und „vivisicirende“ Professoren, die sich indessen wohl auch „wirkliche“ oder nicht wirkliche „geheime“ Regierungsräthe nennen lassen; das deutsche Land wird von Räten 1.—4. Klasse regiert, und sie tragen Orden mit unaussprechbaren Namen 1.—4. Klasse; er sieht ferner Einjährig-Freiwillige mit Untersecundaner-Bildung, Zeitungschreiber, Referendarien, — alle diese pflegen Augengläser und Stöcke zu tragen, ohne doch schwache Augen oder Beine zu haben; er entdeckt „Konzerte“ mit Bier- und Tabakgenuss, „Bälle“ mit niedrigster Lustmusik, zu welchen Väter ihre halberwachsenen Töchter führen; — was er an schriftlichen und mündlichen Aeusserungen dieser „gebildeten“ Klassen erkennen kann, ist der trostloseste Gallimathias unverdauter Phrasen. Er blickt weiter in die „Schulen“ und muss bemerken, dass sie Stumpfheit und Gedankenlosigkeit befördern. Er sieht hochadelige Spiel-Casino's, Bankier- und Künstler-Festlichkeiten, eitlen Repräsentationsluxus aller Art, wobei Millionen vergeudet werden, während unsere arbeitenden Brüder nothleiden; er sieht, wie sich Deutsche von Juden ihr Recht sprechen lassen müssen, er sieht Hoffjagden, welche mit Chorälen eingeleitet werden und „Hofprediger“, neben anderen Predigern, welche für diese ganze ungeheuerliche Anhäufung von Lüge, Unnatur, Brutalität, Schwindel und Geschmacklosigkeit unserer modernen Zivilisation kein Wort des Tadels haben. All das nennt sich keck und gutgläubig „deutsche“ Kultur in einem „christlichen“ Staate! — Da möchte sich derselbe Beobachter, den die Aeusserungen der Gesmdtheit eben noch so wohlthuend berührt haben, voll Abscheus von dem offiziösen Byzantinismus und dem fortgeschrittenen Kretinismus wieder abwenden und glauben, dass der deutsche Volkskörper ein verwesender Leichnam ist.

Der Beobachter hat beide Male Richtiges gesehen. Nach unten zu finden wir in Deutschland mächtige Schichten des Volkes, welche völlig gesund und durchaus unverdorben sind: der westfälische, der bayerische, der pommersche Bauer, wenn er seinen vom Vater ererbten Acker selbst bestellt, ohne sich „Oekonom“ zu nennen, wenn er sich den zudringlichen Juden vom Halse hält und nichts von Zeitungen weiss, der ist gesund und ein Stück echter Natur; der Grobschmied hinter dem Ambos, der Tischler in der Werkstatt, der Maurer auf dem Bangerüst, der Matrose am Steueruder — das sind heute noch, im Zeitalter des Schulzwanges, der Bildungs- und Druckpapier-Krankheit, gesunde und normale Typen deutschen Lebens. Selbst in der Sozialdemokratie, besonders sofern man die unberufenen und

vielfach undeutschen Führer dieser Strömung ausser Augen lässt, entdeckt man noch einen Zug gesunden arischen Wesens. Sobald wir aber höher steigen und aus dem gewachsenen Boden in die Humusschicht der sogenannten „Bildung“ kommen, hört es auf — bis auf ganz Vereinzelte. Diese Ausnahmen bekunden dann freilich dadurch, dass sie dem modernen „Geiste“ der sog. deutschen „Bildung“ Widerstand zu leisten vermochten, eine solche unerhörte Spannkraft und Widerstandsfähigkeit ihres Wesens, dass wir berechtigt sind, ganz besondere Hoffnungen an sie zu knüpfen. Dagegen alle jene Blüthen und Typen des modernsten deutschen Kultur- und Bildungslebens: der cigarrenverkaufende Jüngling hinter dem Ladentisch (Abonntent der „Gartenlaube“), der cigarrenrauchende „Geheime“ Rath hinter dem Schreibtische (Abonntent des „Daheim“), der einjährig Freiwillige (Abonntent der „National-Zeitung“), der Referendar, der Börsianer, der „liberale“ Hauptmann, der „humane“ Stadtverordnete, der „tolerante“ Professor — sie Alle würde man viel zu günstig beurtheilen, wenn man sie als „krank“ bezeichnen wollte, denn das liesse die Möglichkeit zu, sie auch als gesund zu denken. Es sind vielmehr so unerträgliche Verkümmierungen und chinesenhafte Verbildungen, dass an die Pforte all jener Schulen, Schreibstuben, Börsen, Akademien, das trostlose Wort gehört: „*lasciate ogni speranza!*“

Somit würde die Zukunft des Deutschen Volkes davon abhängen, ob die oben angedeuteten unverdorbenen Schichten unseres Volkes, jene vereinzelteten noch nicht zerstörten Charaktere und die wenigen noch nicht unverbesserlich verwirrten Denker der „höheren Klassen“ sich der grossen Gefahr, die über uns schwebt, bewusst werden, in Folge dessen ein Element des Widerstandes zu bilden lernen und gegen die Verkrüppelung und die sichtlich zunehmende Verblödung der Bildungsmenschen einen derartig energischen Protest formuliren, dass eine Krisis herbeigeführt werden muss, welche schliesslich all das Fremde, Krankhafte und Falsche aus unserem Volkskörper aussondert. Indessen sehe ich nichts, was uns zu der Hoffnung berechtigt, dass dieses bald geschehe, und dass die dabei unvermeidliche Revolution einen guten Verlauf nehme. Sollen wir also zu Grunde gehen, weil unsere „höheren Stände“, die „Gebildeten“ und Besitzenden in Folge physischer, moralischer, intellektueller Entartung ihren Beruf verkennen, die Erzieher und Leiter des Volkes zu sein? Soll die deutsche Nation, bevor sie ihre Aufgabe vollendet, ihren hohen Beruf erfüllt hätte, mitten in ihrer Arbeitslust und ihrem Schaffenstrieb ausgestrichen werden aus der Reihe der lebenden, arbeitenden, vorwärts drängenden Organismen, weil sich auf das reine Gewässer eine stockende faulige Schicht gelagert hat? Nein und tausendmal nein! Wir sind noch nicht zu greisenhafter Impotenz, noch nicht zur Decomposition verurtheilt, sofern wir nur den Muth fassen, leben zu wollen, und das Ende des langen Arbeitstags, der vor uns liegt, noch zu erleben. Nur hier im alten Lande scheint mit den vorhandenen

Mitteln und den uns bekannten Elementen eine Rettung in unserm Sinne nicht möglich, das Stadium der Entdeutschung durch Juden, Journalisten, Kapellmeister und Bureauschreiber, in welchem wir uns befinden, scheint nicht mehr aufzuhalten. Der Wagen rollt sichtlich und unaufhaltsam bergab. Wir müssen es den gutmüthig Harmlosen, die hier ungläubig den Kopf schütteln und uns der Schwarzseherei bezichtigen, überlassen sich die Wissenschaft durch Schaden und trübe Erfahrung zu holen, wir haben die Hoffnung auf den Siegfried, der unser Volk von den schlimmen Dämonen erlösen könnte, aufgegeben. Wohl aber wäre Rettung denkbar und Hoffnung vorhanden, sofern das, was in Deutschland noch unverdorben deutsch ist, sich entschliessen könnte, das entartete und preisgegebene Vaterland zu verlassen, um an einer anderen Stelle der Planetenoberfläche unter günstigeren klimatischen Bedingungen mit frischem Muthe die unverdrossene Wanderschaft zu den Idealen der arischen Rasse anzutreten.

Den grossen, unendlich fruchtbaren Gedanken einer Regeneration unseres Volkes, eines Aufbauens aus gesunden Elementen von unten auf, wie ihm schon Goethe in den Wanderjahren verfolgte, hat uns Wagner hingestellt und angebahnt; in dem „Kunstwerke der Zukunft“ hat er bereits durch ein überzeugendes Beispiel bewiesen, wie die Verwirklichung dieses Gedankens auf dem Gebiete des musikalischen Dramas möglich ist; — die weitere Verwirklichung desselben liegt in der fernen Zukunft; zu seiner Vollendung gehören viele auf einander folgende Geschlechter von tapferen, hingebenden und klaren Männern, und Jahrhunderte, angefüllt mit Mühsal und Aufopferung. Aber die so wünschenswerthe Vollendung dieses Werkes erscheint uns innerhalb einer sogenannten Zivilisation, in welcher der unerträglichste Despotismus des Papiere und der Gedankenlosigkeit und der noch unerträglichere des Geldsackes und Erfolges herrscht, als eine offen einzugestehende Unmöglichkeit. Es giebt Raupenarten, welche die Blätter und Blüthen des Baumes, den sie bewohnen, nicht abnagen, sondern mit einer dünnen, schleimigen Masse derart überspinnen, dass der Baum abstirbt. Die Raupenarten, welche dem Baume des Deutschen Volksthums diesen Dienst leisten, haben wir kennen gelernt.

Somit wird die kleine Zahl von Männern, welche ihre Lebenskraft der Vollendung des Bayreuther Werkes unterthänig zu machen entschlossen ist, sich mit dem Gedanken befreunden müssen, dass es nöthig sei, für diese grösste deutsche Kulturarbeit einen neuen, unentweihten, fruchtbaren Boden zu gewinnen. Aber auch die, welche den Wagnerschen Ideen noch ferner stehen, müssen durch Erwägungen anderer Art nichts destoweniger zu der Ueberzeugung gelangen, dass eine gedeihliche Fortentwicklung unserer deutschen Kultur, eine Wiederherstellung und Erhaltung der physischen, moralischen, intellektuellen Gesundheit unserer Nation nicht möglich ist ohne geregelte, in bestimmte Kanäle zu leitende Auswanderungen, — ohne Kolonien.

Der Thatendrang, der Wissenstrieb, der kühne Unternehmungsgeist unserer Jünglinge und Männer kann im Eisenbahnwagen, auf der Börse, in der Schreibstube, auf dem Exerzierplatze, im Hörsale nie und nimmer seine Befriedigung finden; er sucht nach Gelegenheiten sie zu bethätigen, aber er kann diese Gelegenheiten im alten Lande nicht finden. Vielleicht hätte ihn die Trägheit und die schwer zu bekämpfende Macht der Gewohnheit noch lange in seiner Thatenlosigkeit festgehalten, triebe ihn nicht am Ende die liebe Noth hinaus! Eingekeilt zwischen Slaven und Romanen und thatsächlich eingeengt, wie wir sind, entbehren wir Deutschen die Möglichkeit uns in unsrer Nachbarschaft auf natürliche Weise auszubreiten, während die kinderreichen Familien der physisch und moralisch gesunden Schichten unseres Volkes uns einen Ueberschuss der Geborenen über die Sterbenden sichern, welcher jetzt im Jahr ca. 600,000 beträgt und der sich naturgemäss beständig steigern muss. Ein Rückgang dieser lehrreichen Ziffer könnte nur durch unvorhergesehene, nicht wahrscheinliche und desshalb nicht in die Rechnung zu ziehende Ereignisse eintreten. Wohin mit diesem, an sich beneidenswerthen Reichthum von Arbeitskräften? Es giebt nur Eine Antwort: „hinweg, über's Meer in ein glücklicheres Land, welches der redlichen Arbeit ihr Recht giebt!“ — Wen endlich weder Thatendurst noch Noth zur Auswanderung treibt, der sollte sich der Erwägung nicht verschliessen, dass wir Deutschen noch eine grosse Aufgabe in der Geschichte der Völker zu lösen haben, und hier im alten Lande von Jahrzehnt zu Jahrzehnt ungeschickter werden, sie zu erfüllen. Wer unter den Nationen Europas ist denn jetzt ausser uns Deutschen noch Träger eines grossen Kulturgedankens?? Wenn wir unser Volksthum aber selbst so hoch schätzen, so haben wir auch für seine Erhaltung und Erweiterung zu sorgen. Nun sind die Gefahren, welche unserer Kultur leicht den Untergang bereiten können, mannigfaltige und schwere. Von Osten drohen die russifizirten und tatarisirten Slaven, von Westen die semitisirten Wälschen; innerhalb unseres Volkes sind durch den ungemein geschickt geleiteten Einfluss der Juden alle bösen Dämonen des Deutschthums: Faulheit des Denkens, Genusssucht, Käuflichkeit, Erniedrigung des Körpers und Geistes wachgerufen und haben ihr Vernichtungswerk schon ein recht erhebliches Stück gefördert. Denn der schlimmste Feind der Deutschen ist deren eigene Untreue gegen die Ideale, das Anbeten fremder Götzen. Bevor nun hier im Lande die Verderbung bis zu einem unheilbaren Grade gefördert ist, gilt es, möglichst viele noch nicht infizirte Elemente zusammenzufassen und von dem todt-kranken Mutterkörper zu trennen, damit, falls dieses Deutschland zwischen Felsen und Meere einmal den Russen, den Juden oder den Wälschen anheimfällt, das ideale Deutschland verjüngt und voller Kraft lebe, um die grossen Gedanken deutscher Kultur wieder aufzunehmen und in redlicher Arbeit fortzuführen. — Von jenem mit unverdorbenen physischen und geistigen Kräften zu gründenden neuen Deutschlande aus wäre dann

auch wohl eine heilsame Rückwirkung auf das alte Land denkbar. Betonen wir es noch einmal aufs nachdrücklichste, um uns namentlich denen gegenüber recht deutlich zu äussern, denen unsere Meinungen noch neu und fremdartig klingen: kein falscher Radikalismus, kein krankhaft abenteuernder Trieb führt uns hinweg, sondern der unerschütterliche Glaube an die Ideale unseres Volkes, an die Erfüllbarkeit der grossen Aufgabe, welche der deutschen Geschichte gesteckt ist. Nur was undeutsch, verkehrt und verlogen ist, stossen wir von uns ab; alles Echte, unserm Wesen Eigenthümliche nehmen wir mit uns; die falschen Götzen lassen wir hier, die wahren Götter begleiten uns auf unsern Schiffen und unserer Wanderschaft in das neue Land, um sich dort eines wahrhaften Gottesdienstes zu erfreuen.

Noch zwei Fragen werden gestellt und müssen erledigt werden: Ist die Verwirklichung dieses Traumes möglich? und in welcher Weise ist sie denkbar? Wir hören gelegentlich den Einwand der Kleinmüthigen: „die Erdoberfläche ist schon vertheilt; wir Deutschen spielen die Rolle des Poeten in dem Schiller'schen Gedicht; Zeus kann uns kein Stück der Erde mehr, nur noch einen Winkel im Himmel seines Idealismus anweisen“. — Allerdings die rauhere, ungünstiger gestaltete, nördliche Hemisphäre hat schon längst ihre Besitzer; hier würden wir Deutschen uns vergeblich mühen, der angelsächsisch-irischen, der russisch-tatarischen, der mongolischen Rasse die wohlerworbenen Erfolge noch streitig zu machen. Anders sieht es in den glücklichen Länderformationen des südlichen Halbkugel aus. Bevor wir noch die Bevölkerungs- und statistischen Verhältnisse jener Länder untersuchen, lässt uns ein flüchtiger Blick auf die Karte erkennen, dass dort alle Kontinente eine keilförmige, nach dem Pole zu sich verjüngende Gestalt haben, und dass somit alle jene Gefahren des Kontinentalklimas, vor Allem die in Folge der massenhaften Völkeranhäufungen auftretenden seuchenartigen Krankheiten durch die reinigende und mildernde Wirkung der Seewinde gemindert werden müssen. Dann aber erfahren wir, dass es hier thatsächlich noch grosse Strecken herrenlosen Gebietes giebt. Bei vielen jener Länder ist die angebliche Zugehörigkeit zu einem staatlichen Körper nur eine formelle und scheinbare. In Australien sowohl und auf einzelnen Südsee-Inseln, wie auf Madagaskar und gegenüber dieses Eilandes oberhalb der Delagoa-Bai und nördlich vom Kap wäre schon Raum für deutsche Bauern, für Ruhe und Arbeit suchende Idealisten. Noch glücklicher aber von der Natur bedacht scheinen die weiten Gebiete des Amazonas- und Plata-Stromes zu sein, welche mit ihren ungemessenen, unaufgeschlossenen Länderstrecken trefflich bewässerten fruchtbarsten Bodens und unvergleichlichen Klima's uns Deutsche aus unseren winterlich unfruchtbaren Haiden und dem ärmlichen Acker förmlich und dringendst einzuladen scheinen. — Warum zögern wir? Das Klima halten Viele für gefährlich. Freilich, wer seine gepfefferten Fleischschüsseln, sein Bierfass und seine Cognac-Flasche glaubt mit unter die Tropen nehmen zu müssen um leben

zu können, wird dort wohl nicht leben können. Im Uebrigen verstehe ich nicht, warum die Arier es nicht lernen sollten sich am Amazonas heimisch zu fühlen, nachdem sie vor Tausenden von Jahren in fast gleichem Klima am Ganges als Helden und Denker festen Fuss zu fassen und eine Kultur zu entwickeln vermochten. Doch könnte diese Frage noch auf längere Zeit vertagt werden. Zuvörderst ist es ja bereits eine völlig gesicherte Thatsache, dass die von der Natur so gesegneten *subtropischen* Landstriche Süd-Afrikas und Süd-Amerikas dem Deutschen zum Wohnsitz taugen; die Boers, sowie die in 3. Generation in Südbrasilien lebenden Deutschen (circa 150,000) führen den thatsächlichen Beweis, dass der Deutsche sich dort wohl zu fühlen und seine Rasse und Art festzuhalten und fortzupflanzen im Stande ist. Nach den Mittheilungen des trefflichen und deutsch gesinnten Herrn von Eye, welcher sich in Süd-Brasilien angesiedelt hat, (im „Kultur-Kämpfer“ und anderwärts) scheint es sogar, dass das germanische Element daselbst in der Veredelung begriffen ist. Es würde sich dann später herauszustellen haben, ob von der subtropischen Zone aus ein Vordringen der arischen Rasse in die Tropen möglich ist oder nicht.

Dieser Gedanke eröffnet uns nun eine unendlich tröstliche und weite Perspektive: Von dem übermässig harten und anstrengenden physischen Kampfe um die Existenz, zu welchem uns hier Klima und Magerkeit des Bodens verurtheilen, wären wir mit Einem Schlage erlöst, die ganze Technik des Lebens wäre uns aufs Wesentlichste vereinfacht und erleichtert. Die physische Kraft, welche wir jetzt im alten Lande auf die Herstellung widerstandsfähiger Wohnungen, kälteschützender Kleider, genügender Mahlzeiten selbst dann noch verwenden müssen, wenn wir unsere Ansprüche auf das geringste Mass zurückzuführen verstehen, könnte erspart und an ihrer Stelle Kraft, Zeit und Lust zu höherer Art gewonnen werden. Die Klarheit und Sicherheit des Denkens zu steigern, die Kraft der Phantasie zu üben, das Wesen der Dinge zu ergründen, unsere Moral zu veredeln, kurz den Idealen der Menschheit entgegenzueilen, das wären Aufgaben, an deren Lösung man im neuen Lande mit weit höherer Aussicht auf Erfolg herantreten würde.

Die Schwierigkeiten, welche uns von jenem neuen Lande trennen, sind leichter Art, als die Gefahren und Mühen waren, durch welche ihrer Zeit die Hellenen zum Pontus und nach Süd-Italien vordrangen: für unsere Dampfschiffe ist die Mündung des Plata-Stromes und des Congo nicht weiter als für die Trieren der Phókäer die Mündung des Rhone, für die Milesier die Mündung des Don war. Auch möchte wohl die Frage hier ihre Stelle finden, ob es nicht vielmehr deutsch ist, sich durch Gefahren zu der Ausführung eines grossen Werkes anreizen, als sich davon abschrecken zu lassen. Unsere Vетtern an den nordischen Fjords fanden schon vor 1000 Jahren, wie im Spiel aufs Gerathewohl, die Küsten des neuen Continents, und wir, die wir wissen, was uns dort erwartet, die wir hier nicht

bleiben dürfen, falls wir nicht an Leib und Seele Schaden nehmen wollen, wir sollten zögern?

Die Ausführung eines solchen Unternehmens kann nur in einer, dem Geiste der arischen, insonderheit der germanischen Rasse angemessenen Weise geschehen. Es erleichtert uns die Orientirung, wenn wir einen Blick auf die grössten kolonisorischen Arbeiten dieser Völker werfen, wenn wir die räumliche Ausbreitung des *Hellenenthums* und des *Germanenthums* betrachten.

Die jugendlich frische, gesunde, unvergleichlich energische und sichere Entwicklung der hellenischen Politik, Kunst und Religion vom 8.—5. Jahrhundert ist völlig unerklärbar ohne das gleichzeitige Ausströmen griechischer Volkskraft nach den gesegneten Buchten und Inseln des Mittelmeergestades. Keine vorhandene nach Bethätigung sich sehrende Kraft brauchte damals sich in schmerzlichem Harren zu verzehren, und zu warten, bis sie stumpf geworden war. Alle praktischen, theoretischen, poetischen Talente konnten sich ihr Arbeitsfeld nach Belieben suchen und waren sicher, es zu finden. Mit welcher Frische und Unmittelbarkeit muss damals in Jonien und Sicilien und Grossgriechenland, auf Rhodos, Kypros und Kreta, am Pontos, und an der gallischen Küste, That an That, Gedanke an dem Gedanken sich entzündet und zum heilsamen Schaffen angeregt haben. Alle die unlieb-samen Stockungen der Säfte, diese Anhäufung von Missvergnügten, die viel-besprochene Ueberproduktion von sog. „Gebildeten“ blieben den griechischen Gemeinwesen jener Zeit erspart. Man wird vergebens versuchen, die bei-spiellose Frische und Gesundheit des hellenischen Volksthums von der Zeit nach der dorischen Wanderung bis zu der Ueberwindung der Meder anders zu erklären als durch die fortgesetzte glückliche Bethätigung der Expansionskraft dieser physisch und moralisch gesunden Stämme. Und wenn auch schliesslich die Kulminationspunkte der hellenischen Kultur vorwiegend im Mutterlande sichtbar werden, so sind doch die zahlreichen segenvollen Einwirkungen des Kolonialgebietes auf das Letztere, in direkter und indirekter Weise, wohl erkennbar.

Die Deutschen haben im Verlaufe des Mittelalters das Land zwischen Elbe und Saale einerseits und Weichsel andererseits, ferner Preussen, Lithauen, Kurland, Livland, Oesterreich, Kärnthen, Ungarn und Siebenbürgen, soweit diese Länder deutsch sind, germanisirt, sie mit dem Schwerte und Pfluge deutscher Gesittung und christlichem Glauben gewonnen. Einige dieser Kolonialländer haben in verschiedenen Epochen der deutschen Geschichte eine hervorragende Energie und Widerstandsfähigkeit bewiesen; Kant und Schopenhauer, Friedrich II. und Wagner, Franz Schubert und Bismarck, Blücher und Schinkel stammen u. A. aus diesen Gebieten. Noch ist der Zug der Deutschen nach Osten und Südosten in die Stromgebiete des Dniester, Dnieper und der unteren Donau keineswegs zum dauernden Stillstand gekommen; diese menschenarmen, fruchtbaren Gefilde sehnen sich

offenbar nach germanischen Kolonisten, welche die einstigen Sitze der Goten wieder bebauen möchten, aber die Möglichkeit eines Abströmens deutscher Volkskraft dorthin ist durch die zeitweiligen unglücklichen politischen Verhältnisse gehemmt.

Wie verfahren nun Griechen, wie die Deutschen bei solchen kolonisationischen Unternehmungen? Sie gingen von den natürlichen Formen ihres Volksthum aus, die Griechen von dem *Kanton*, die Germanen von dem *Bunde*, oder der *Zunft*, und schritten dann kühn ans Werk. Eine griechische Kolonie war eine *πόλις*, eine cantonale Vereinigung mit städtischem Mittelpunkte von Anfang an; in dieser Form occupirten die kühnen Unternehmer das Thal, die Küste, das Eiland, das Gefilde, welches sie zur Niederlassung reizte, und setzten, ähnlich wie die Bienen, wenn sie schwärmen, einen neuen Stock an; — wie er gedieh, sagt uns die Geschichte. Die Germanen kennen als äussere staatliche Form ein gemeinsames Vorgehen in Form eines Bundes, einer Gaugenossenschaft, unter der Führung eines selbstgewählten oder freiwillig anerkannten Oberhauptes. Ritterbünde mit Bürgern und Bauern erobern, unabhängig von Kaiser und Reich, die es allenfalls geschehen liessen, die Länder zwischen Weichsel und Newa. Gaugenossen mit ihren Grafen und Fürsten hatten an der Havel festen Fuss gefasst, Mönchsgilden in Schlesien und Ungarn für Deutschthum praktische und erfolgreiche Propaganda gemacht. In der Zeit der Rechtlosigkeit und des Verfalls der deutschen Adelsgenossenschaft und der Entartung der Mönchsstände tritt alsdann die gewaltigste Kaufmannszunft auf, welche die neuere Geschichte kennt, der Bund der Hansa; aber als er am Ausgange des Mittelalters seine grösste That vollziehen und arisches Wesen über den atlantischen Ocean tragen sollte, erwiess er sich bereits als stumpf und verbraucht und überliess diese gewaltige weltgeschichtliche Arbeit zunächst den Portugiesen und Spaniern, deren völlige Unbrauchbarkeit für diesen hohen Beruf der fernere Verlauf der Geschichte dargethan hat, weiterhin den stammverwandten Niederländern und Briten. Welch Unheil, dass der heute noch nicht wieder beseitigte Kleinmuth der deutschen Hansastädte an der Nordsee schon damals an Stelle des grossen Sinnes der älteren deutschen Seefahrer getreten war. Warum fassten Hamburger Kaufleute im 16. Jahrhundert nicht die Aufgabe so kühn und energisch auf wie die spanischen und später die holländischen und englischen? — Unseliges Verhängniss des deutschen Volkes, dessen kaufmännische Talente freilich — vielleicht zu seinem Glücke! — so geringe sind, dass es sich von der gemeinsten Kaufmanns-Rasse der Welt, dem Judenvolke, geschäftlich bedienen lassen muss! Durch solcherlei Missgeschick ist es gekommen, dass, als die herrlichsten Länder herrenlos vor uns lagen, wir nicht zugriffen. Später lernten wir es zwar wieder, von unserm Wandertrieb, der Unternehmungslust und der Akklimatisationsfähigkeit unserer Rasse Gebrauch zu machen; seit zwei Jahrhunderten

strömen Jahr aus Jahr ein deutsche Arbeitskräfte aus dem zu eng gewordenen Vaterlande in die „neue Welt“. Weit aus der grösste Theil dieser Europamüden, lebensfrohen Menschen wendet sich den in klimatischer Beziehung ähnlich veranlagten Vereinigten Staaten zu, deren Rasse in ihrer Bildung wesentlich von den zahlreichen deutschen Einwanderern beeinflusst worden ist. Das Deutsche Element — Germanen Englands und Skandinaviens nicht mitgezählt — bildet etwa den vierten Theil der nordamerikanischen Bevölkerung und übt sicherlich das kräftigste Gegengewicht gegen die irischen, die negerhaften und neuerdings auch gegen die mongolischen Bestandtheile des Yankeethums aus. Aber trotz dieser beachtenswerthen Theilnehmung der Deutschen an der Bildung der neuen Yankeeasse ist noch an keiner Stelle ein Stück neuen wahrhaft deutschen Landes drüben zu bemerken. Der Grund hiervon liegt in der Thatsache, dass seit Jahrhunderten kein planvoll geleitetes deutsches Auswanderungs-Unternehmen zu Stande gekommen ist, dass unsere deutschen schwerfälligen Bauern und Arbeiter vielmehr allemal dahin gingen, wohin der Zufall sie führte, und dann vielfach der Feindschaft des Klima's und der Menschen erlagen. Etwas Verstand, guter Wille und Ueberlegung zu dieser Masse von Volkskraft gefügt, hätte längst ausgereicht, ein Neu-Germanien zu begründen.

Zu der Bewältigung dieser ihrer Hauptaufgabe hat es bisher, wenn wir von dem kühnen Versuche Friedrich Wilhelm's des Grossen absehen, den deutschen Regierungen an dem Schatten eines Verständnisses gefehlt, und dasselbe wird ihnen vermuthlich nicht kommen; in Abhängigkeit von dem modernen Semitismus gerathen wie sie sind, ermangeln sie der Fähigkeit einen so echt arischen Gedanken aufzufassen und durchzudenken. Soll der gesunde Strom deutscher Volkskraft, der sich alljährlich über die Ränder des zu eng werdenden Gefässes ergiesst, in vernünftige Bahnen gelenkt werden, so müssen wir zurückgreifen zu der alten deutschen Form für derartige Unternehmungen, zum *Bunde*, zur *Zunft*. Es scheint nur darauf anzukommen, dass bereits hier im alten Lande vor dem Beginne der Unternehmung das neue Gemeinwesen mit allen nothwendigen und wesentlichen Elementen des arischen Volksthums — aber auch nur mit diesen — fertig ist. Wir bedürfen intellektuelle, moralische, physische Kräfte, Regierende und Regierte; Sänger und Helden neben Bauern und Gärtnern, Denker und Künstler neben Handwerkern und Handlangern; — keine Advokaten, keine Schacherjuden, keine Zeitungsschreiber. So geordnet gehen wir hinüber und suchen uns eine Landschaft aus, ut fons ut nemus ut campus placebit. Eine *Stadt* wollen wir nicht bauen, sie ist nichts arisches, nur ein übles Erbtheil des semitischen Römerthums, sondern eine Gaugenossenschaft begründen voller Kraft, Gesundheit, Ehrfurcht vor dem Grossen mit den Arbeiten echter Kunst und Wissenschaft, ohne Bierhäuser, Museen, Zeitungen und vor allem ohne „moderne Bildung.“ Wir verlassen den rauhen heimathlichen Boden von Neu-Rom. Tausende von

ehrlichen Arbeitern, vermuthlich viele Sozialdemokraten, mit denen wir, abgesehen von einzelnen ihrer Führer, Mitleiden empfinden, sind ebenfalls bereit, ein Land zu verlassen, in welchem sie sich trotz ehrlicher Arbeit offenbar nicht mehr ernähren können, während dem ehr- und würdelosen Erwerb alle höchsten „Ehren“ zu Theil werden. Wir weisen diesen Unzufriedenen die Wege in die menschenleeren fruchtbaren Gefilde Südamerika's und gründen dort nicht als Eroberer sondern als möglichst bedürfnisslose Ansiedler unsere Wohnsitze. Unser Gepäck ist verhältnissmässig leicht, denn alle die Vorurtheile und Krankheiten, von denen wir uns hier gedrückt fühlen, lassen wir gern daheim. Die Ideale im Herzen, die Gedanken klar auf das Ziel gerichtet, gesunden Körpers gehen wir an die Arbeit, den reichen Boden der neuen Erde um die Befriedigung der nöthigsten und einfachsten Bedürfnisse zu bitten. Er giebt sie uns leicht und gern, denn das milde Klima gestattet uns einfachste Kleidung und leicht herzustellende Wohnungen. Dann merkt auch der Widerwillige und Abergläubige zu seiner Ueberraschung, dass die blutigen Mahle, welche den Mord friedlicher Thiere zur Voraussetzung haben, nicht nur kein Genuss, sondern die Quelle der Pein und des körperlichen Unbehagens sind; er entdeckt, dass dort die Natur noch viel bereiter und freigebiger uns mit den Gaben beglückt, die zur Sättigung und Stärkung gehören, als hier. Dass jenes unser Neu-Germanien den ekelhaften und Krankheit erzeugenden Fleischgenuss des entarteten alten Landes nicht kennen darf, versteht sich von selbst, aber wir überlassen es Jedem, sich nach gewonnener besserer Einsicht zu bekehren. Ebenso wenig sollen alle die anderen Krankheiten der alten Welt den Weg in die neue schönere Heimath finden, so vor Allem das auf den Grund und Boden angewandte, verkehrte und verderbliche Eigenthumsrecht, diese Hauptquelle aller unserer sozialen Leiden, durch welches auch das Judenthum erst in den Stand gesetzt worden ist, festen Boden unter uns zu fassen und seine vergiftenden Wirkungen zu äussern.

Diese Krankheit aus dem Volkskörper des alten Deutschland noch zu vertreiben scheint hier unmöglich; drüben muss der Grund zu einem reinen, gesunden Volksthum gelegt werden.

Versetzen wir uns nunmehr in die Lage, Bewohner jenes neuen Landes zu sein, welches die oben genannten Mängel nicht aufweist, voller Kraft, Gesundheit, Wahrhaftigkeit, Muth und Treue — ist uns da nicht zu Muthe, als ob alle Tage Weihnachten wäre? Solch' ein Gewimmel möcht ich sehen, mit freiem Volk auf freiem Grunde stehen! —

In dem eben erläuterten Sinne wagt es der Verfasser dieses Aufsatzes, gerade jetzt Spaten und Axt mitten im Gebiete des Platastromes anzusetzen, um den ersten Baustein zu dem neuen idealen Deutschland zu legen; — *ὁ δυνάμενος χορεῖν χορεύτω!* Er verkennt keineswegs die unendlichen Schwierigkeiten dieses Werkes, ist auch durchaus nicht sicher, ob ihm die Durchführung desselben gelingen wird, nur das weiss er ganz sicher, dass

die nothwendigsten Erfordernisse hierzu, wie zu jedem grossen Menschenwerke, reine Hände, reine Herzen, unbeugsamer Wille, unbestochenes Urtheil sind. Auch glaubt er, dass die Kunde von dieser kolonialisatorischen Arbeit durchaus zur Kenntniss und vor das Forum der Bayreuther Gemeinde gehört; aus ihrer Mitte können ihm, wie er meint, am ehesten warme Sympathien kommen. Vielleicht kann er auch auf thätige Hilfe rechnen. Diese könnte etwa darin bestehen, dass man uns, dem noch kleinen Häuflein, ehrliche Männer, Arbeiter mit Kopf, Herzen und Händen, einiger Maassen vorbereitet und mit dem Nöthigsten ausgerüstet zuweist und hinübersendet. Sie sollen als neue Gau-Genossen und Mitarbeiter gut empfangen und treu geliebt werden.

Von dem, was wir gefunden und etwa erreicht haben werden, erfahren unsere Freunde an dieser Stelle gelegentlich ein Weiteres. Jedem aber, den wir schon jetzt überzeugt haben, dass unsere Arbeit erspriesslich und im Sinne des Bayreuther Werkes ist, rufen wir ermutigend zu, jenen ersten schweren Entschluss zu fassen und sich uns baldigst anzuschliessen:

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag! —

Parsifal-Nachklänge.

I.

Obenan über eine vielleicht späterhin fortzusetzende Reihe von offenen Mittheilungen aus dem Kreise unserer „Mitarbeiter“ im weiteren Sinne, setzen wir den Titel eines bemerkenswerthen Büchleins, welches unser Freund Bernhard Förster bei seinem Scheiden von Europa uns, die wir noch in Lieben, Glauben und Hoffen, oder auch in Noth und Zwang, an der alten Scholle kleben, als einen mannhaften Abschiedsgruss zurückgelassen hat*). Er nennt seine Schrift noch weiter: „allerhand Gedanken über Deutsche Kultur, Wissenschaft, Kunst, Gesellschaft“, wie sie „von Mehren empfunden“, von ihm „aufgezeichnet“ worden seien. Nun, was er dort verzeichnet hat, diese reisige Schaar empfundener Gedanken, — es ist sicherlich das Edelste, Tüchtigste — ja, und Tröstlichste, was er selbst mit sich fort nimmt in das neue Land des Westens, wo er mit wenigen Getreuen, ihm Vertrauenden, dem ersten Acker eines Neu-Germanien die schuldlöse Frucht eines reinen, idealen Wollens abzugewinnen trachtet. Alle seine Worte erinnern uns noch einmal mit ausserordentlicher Schärfe und Sicherheit an den von uns Geschiedenen, an das ganze, und als Ganzes allein recht zu erfassende Wesen und Wollen, Erfahren und Gebahren des „Deutschen Mannes“ Bernhard Förster — einer Persönlichkeit, von der man — Gott sei Dank — noch sagen kann: „man muss sie nehmen, wie sie ist.“ Seine Worte dringen aus einem tief erregten Gemüthe mit solcher gleichsam grimmigen Energie, als bereuten sie es schon im Augenblicke ihrer Aeusserung oder Niederschrift, dass sie nicht gleich als gewappnete Arbeiter, mit Axt und Karst, in's grüne Leben hervorspringen konnten und Hand anlegen an das gute, neue Werk. Man fühlt es diesen Worten an, dass sie eigentlich verankerte Thaten sind, die an ihrer Kette rütteln; und wer sie nicht also versteht, der mag wohl mitunter erschreckt zurückfahren und meinen: „ei, so sollte man doch nicht sprechen!“ —

Wir haben es in diesem selben Hefte unserer „Blätter“ gelesen, wie der Meister, dessen Worte und Werke in den Wort-Thaten Förster's nachklingen, von dem Sehen und von dem Schweigen gedacht hat. Der Verfasser der „Parsifal-Nachklänge“ ist ein Mann, der gesehen hat, aber der nicht schweigen zu dürfen glaubte, eben weil er zum Handeln entschlossen war. Was er nun spricht, immer scharf geschaut, gross gefasst, anregend, ja erregend vorgetragen aus dem Buche des Lebens, welches ihm das Leben seines Volkes ist — freilich muss es Allen, die weniger darin gesehen haben, als er, wie „zu viel gesagt“ erscheinen; und doch ist es nicht zu viel gesagt, sondern nur, dass es überhaupt gesagt ward, darin liegt jene erschreckende Wucht, welche leicht die Vorstellung eines Uebermaasses hervorrufen könnte. Was aber will diese Vorstellung bei einer Sache, die gar nicht auf das Messen, Schätzen und Wägen, sondern nur auf das Sehen, Empfinden und Beschliessen angelegt und dergestalt auch mannlich durchgeführt ist? Solches unverzagte und ungemessene Sagen ist doch keineswegs jenes leere Schwatzen, welches dem Schweigen, wie es der Meister meinte, mit dem Gestus der Albernheit gegenübersteht, die sich in dieser Welt, von welcher Förster scheidet, so wohl fühlt. Auch wenn solches Sagen in der Eile des zur

*) In Kommission bei Th. Fritsch, Leipzig, Windmühlenstr. 13. Auch zu beziehen von der Red. der „Bayr. Bl.“ gegen Einsendung von Mk. 1,50.

That Drängenden nach den bequemsten, jedem Griffe bereit liegenden Wendungen der modernen Rede greift, haben wir es niemals mit der hohlen Phrase des Zeitgeistes zu thun. Nur dass der „Zeitgeist“ die Sprache, welche sich seiner Wendungen bedient, vielleicht besser versteht, und sich noch mehr getroffen fühlt. Diess aber wird ihm nicht erspart, auch wenn die Kritik dessen, was sein ist, eitel Uebermaass und Verkennung seiner Tugenden wäre. Eines trifft den Zeitgeist sicher mit einer sieghaften Gewalt; denn es ist etwas, was man bei ihm selbst am Wenigsten trifft — der Grundton der „Nachklänge“ vom Anfang bis zum Schluss, ja, Alles in Allem, das einzige Wort, welches aus dem ganzen Buche uns entgegönt, und welches wir Alle recht aufmerksam und gründlich zu vernehmen die Zeit und den Muth wohl haben sollten: diess Wort lautet „*Treue!*“ —

Das ist wahrlich nicht jener Alberich-Ruf des in die Tiefe versinkenden Dämons einer überwundenen Geisterwelt; sondern es ist der kräftige Gruss des guten Deutschen Geistes, welcher auch, wenn er die Brücken der alten Welt hinter sich abgebrochen hat, doch das „Vaterland“ im eigenen Gemüthe mit sich fortträgt nach allen Stätten, wo er auf seine Weise, mit reinem Herzen und reiner Hand, für deutsche Art und deutsche Kultur zu wirken sucht. Arier nennt Förster uns noch nicht gänzlich selbstvergessene Deutsche mit stolzer Vorliebe; das sind: die Treuen. Vielleicht die schönsten Seiten seiner Schrift, die reinsten im geistvollen Entzücken am Grossen und Echten, hat er der Darstellung des arischen Wesens gewidmet. Er hofft, dass aus dem unbefleckten Schoosse eines neuen Germanien jenseits der Meere einstmals auch neue Arier, frei von dem Mischungsverderben der alten Welt, wie vor Jahrtausenden aus den Steppen Mittelasiens, wieder hervorgehen und auch das greise Europa, nun von Westen her, mit gereinigtem Blute und verjüngtem Geiste erfrischen werden!

Und was hat ihm diese über die Maassen kühne Hoffnung eingegeben? Nicht eigener Dünkel noch irrender Wahn des Nochnichtseienden. Nein, er zeigt es uns selbst mit sicherem Finger: der wahrhaftige Typus des Ariers — das lebendige Ideal des deutschen Mannes, der Held, oder, wie er ein Kapitel überschreibt: „*Der Sänger und der Held.*“

Wie selig musste es den jungen deutschen Mann ergreifen, als er, schon im Beginne einer tief niederdrückenden und zehrenden Erkenntniss von der Entdeutschung der vaterländischen Zustände, in den Nebeln der „Meinungen“ nach Licht suchend, den Einen Mann erkennen durfte, in dessen Wirken und Werken ihm noch einmal inmitten derselben Zeit, welche ihm die Vernichtung des deutschen Wesens zu bedeuten schien, der reine Typus desselben als neu geboren, als möglich, ja als wirklich vor das Auge trat! Diess Erkennen Richard Wagner's hat ihm den Glauben an Deutschland — wo es auch sei — wiedergegeben, und diese gläubige Erkenntniss, noch zu wirkungsvollster Unmittelbarkeit angeschwellt in den Klängen des „Bühnenweihfestspiels“, dem seine Schrift so treffliche Züge verdankt, — sie zieht nun auch mit ihm fort, als das durchaus ideale Element seines grossartigen Strebens nach „Wirklichkeiten“. Diese Erkenntniss ist ihm gleichsam das weihevollste Heroenbild, welches, in der Wildniss des neuen Germanien aufgepflanzt, ein ganz neues, uns längst verloren gegangenes Verhältniss des Helden zur Welt bezeichnen würde, — wenn es dem kühnen Wanderer wirklich gelänge, dort aus der Wildniss eine Welt zu schaffen — eine deutsche Welt, wenn auch nur erst als kleine Oase der Arbeit, die der Quell des Glaubens unversieglich trinkt. Doch, ob es ihm nun gelingt, ob nicht — und warme Wünsche aller Derer, die seine Schrift mit Sinn gelesen, gelten gewiss dem Gelingen —: das Heroenbild bleibt ihm, dem Treuen, getreu; und er wird es unverletzt wieder mit sich bringen, wenn das Schicksal ihm

einst die Bahn zur alten Heimath weisen sollte. Wir Zurückbleibenden wissen es, oder müssen es doch lernen einzusehen, wie es sich auch hier damit leben lässt, schauend, schweigend, arbeitend, trotz Allem, was die Parsifal-Nachklänge so schrill durchschreit, mitten im Drangsal und Unsal dieser selben lärmigen Welt, welche jener stürmische Freund, der Idealist der radikalen That, verlässt, und der er seine letzten, so unverhohlenen, scharfen, schneidigen Scheideworte über die Untreue und Lüge ihrer Zivilisation auch recht zu unserer eigenen Mahnung sagt.

Zu unserer Mahnung? — Wenn wir nun nicht geartet noch gesonnen sind, dem Lande unserer Väter das gleiche kettenbrechende Valet zu geben und mit in den Nachen der Hesperiden zu springen? Was sagt und soll uns dann das Scheidewort des Freundes?

Man wird auch unter dem Schutze der heimischen Heroenbilder den Mann, der jene Scheideworte spricht, und die Zustände, welche er behandelt, aufmerksamer und ernster als zuvor betrachten lernen; und gewiss ist es überall vortheilhaft für den sittlichen Charakter: „Männer“ kennen zu lernen und gegebene „Zustände“ nicht für unantastbare Heiligthümer zu halten. Solange wir der Männer noch besitzen, sollen uns auch die Zustände nicht erdrücken. Diese Männer haben wir noch, solange wir noch Wirkungen sehen, welche von „Helden“ auf die „Welt“, oder in der Welt auf lebendige Seelen, ausgeübt werden, — solange es noch „Nachklänge“ giebt im Deutschen Volke, wenn Einer seiner wahrhaft Grossen ein Wort zu ihnen gesagt hat. Sollen uns aber die Zustände nicht erdrücken, weil wir noch Männer unter uns sehen: so gilt es auch vor Allem, dass wir diese Männer selbst in ihrer Eigenart, gerade so, wie sie sind, und wie in ihnen das Grosse mit kulturgestaltender Naturgewalt nachklingen muss, wirklich erschauen, begreifen, lieben und achten lernen. Hüten wir uns also, dass sie uns nicht eben durch ihre abgeschlossene sichere Eigenart etwa mehr erschrecken als die Zustände selbst, und dass wir im Suchen nach dem Guten und Erträglichen innerhalb der Zustände, in denen wir leben müssen, das wirklich und thatkräftig Gute des Idealisten, der sie nicht mehr ertragen zu können glaubt, selbst etwa für unerträglich und uns fremdartig halten. Wie man sich gewöhnen muss an das Grosse, wenn es inmitten des Kleinlichen und Engen sein mächtiges Wort spricht, so muss man sich auch daran gewöhnen, seine Nachklänge in den einzelnen Männerseelen, die es erfassen konnten, als den eigenthümlichen Ausdruck einer tief inneren Verwandtschaft recht zu verstehen. In solchem Bemühen, das allein schon, wie alles Mitempfinden, von Werth für die Bildung der eigenen Persönlichkeit ist, wird man dann auch in einer so extravagant erscheinenden Natur, wie die des Verfassers der „Parsifal-Nachklänge“ sich giebt, alle die Anschauungen und Wirkungen wiedererkennen, welche von dem Einen Grossen ausgegangen, hier mit besonderer Kraft wiederum in Eine charaktervolle Persönlichkeit zusammengefloßen sind, um sich alsbald im ungestümen Drängen des absoluten Idealismus aus dieser Persönlichkeit in die Form der realen That zu ergiessen*). Diess einmal mit klarem und theilnehmendem Blicke gesehen, wird es uns auch über das wirkende Wesen des also in Thaten nachklingenden Grossen besser zu belehren vermögen, als hundert ästhetisch-philosophische Lehrbücher und Leitfäden, in denen wiederum eine andere Art von Nachklängen dem psychologischen Interesse vernehmbar werden mag.

*) Man kann diese Entwicklung schon an den Ueberschriften der Kapitel verfolgen: „Das Kunstwerk der Zukunft — Kunst und Kultur der Idealisten — das Bühnenweihfestspiel — Der Sänger und der Held — Kampf gegen die Vivisektion — Empfehlung des Vegetarismus — Die soziale Frage — Neu-Germanien.“

Eine andere, sehr bestimmte Art von Nachklängen haben wir übrigens schon vernommen in jenem Briefe und Dialoge eines unserer eifrigsten „Mit- arbeiter“ zu Anfang dieses Heftes. Da ist die Kunst des Helden wiederum in Kunst nachgeklungen; und so liegt denn die reine Ruhe besonnener Schönheit über den hier gewonnenen Wirkungen wie über tönenden Spiegelbildern des erschauten Ideals. Darin haben wir nun einen bedeutsamen Gegensatz zu der stürmenden Unruhe, zu den brausenden Worten, die über das Weltmeer drängen, um neues Land dem alten Geiste, und neue Kraft dem alten Lande zu erobern. Und dennoch sind diese beiden Nachklänge der tief verwandte Widerhall desselben grossen Wortes, desselben hellen Tones von den Höhen des Ideals. Der Held hat gesprochen, und aus der Welt tönt es wieder. Wir aber wollen froh sein, dass es so vielfältig wiederzutönen vermag aus den Individualitäten tüchtiger und edeler Männer, und wollen es recht von Herzen schätzen lernen, dass bei uns ein Jeder, der offenen Ohres, empfänglichen Herzens und reinen Willens, den grossen Klang einmal vernahm, auf seine eigene Weise sich darüber auszusprechen vermag: denn in dieser natürlichen Vielfältigkeit der Wirkung des Echten und Grossen giebt sich uns und aller Welt das rechte Leben des Ideals, das Heranwachsen einer Kultur vom Geiste unserer wahren Heroen aller Zeiten kund. Niemand darf, auf Diesen oder Jenen in der gegenwärtigen kleinen Schaar hindeutend, im spöttischen Tone des allgemeinen Missverständes der Oeffentlichkeit sagen: „seht dort den echten Jünger des Meisters — den wahren „Wagnerianer“ — den reinen „Bayreuther“ — und wie die Spitznamen der klassifizirenden Unvernunft unserer statistischen Weltweisheit lauten mögen. Den „Wagnerianer“ giebt es nicht; aber der einzelnen lebendigen Beispiele — wenn man so will: Wagnerianische Wirkungen oder Bayreuther Erfahrungen oder auch „Parsifal-Nachklänge“, deren giebt es im Grossen und Kleinen glücklicherweise noch gar mancherlei. Ihnen Allen widmet unser scheidender Freund sein eigenes und eigenartiges Lebensbekenntniss, das zusammengefasste Resultat seines Sehens und Hörens auf Welt und Held, als das unter uns vielleicht beste Beispiel einer solchen Wirkung, wie sie Goethe in dem bekannten ethischen Recepte ausgedrückt hat: „*Im Grossen, Ganzen, Schönen resolut zu leben.*“ Die energische Aufrichtigkeit, mit welcher dieses Thema, als Leitmotiv seines Lebens, von unserem Freunde durchgeführt worden ist, verleiht seiner Schrift ihren grossartigen Charakter. Auch in diesen Blättern werden wir noch Gelegenheit finden, einige weitere Ausführungen derselben kräftigen Weise zu vernehmen, welche der kühne Wanderer uns hinterlassen hat; und wir werden uns nicht scheuen, ihn in dieser seiner eigenthümlichen Weise Alles offen aussprechen zu lassen, was er sich auf seiner Wanderschaft, diesseits und jenseits des Meeres, von einem „echten Arier“ oder „Germanen“, von der Bildung seiner Jugend und den Formen seiner Gesellschaft, sei es hier, sei es dort, im nachtdurchhellenden Morgenlichte des Ideals zu träumen wagte. Es hallen auch da die „Nachklänge“ aus dem tönenden Heroenbilde des deutschen Geistes nach, welcher auch über den Grüften der Zeit noch mitten unter uns lebend dem Sehenden seine Wunder, dem Schweigenden seine Weihen darbeut.

Lassen wir aber neben dem „Künstler“, der sein Erlebtes in schön erschaute Gestalten fasste, und neben dem „Wanderer“, der es als den grossen Aufruf zur That empfunden hat, — lassen wir neben diesen auf den Höhen ruhenden und in die Weiten ziehenden Genossen auch den stillen, wackeren „Arbeiter“ im Winkel des lieben deutschen Heimathlandes zum Worte! Auch hierhin dringen die Wirkungen des Helden auf die Welt, und wahrlich sind es nicht die schlechtesten und geringsten, welche so schlicht und treu mit den Worten des zart

und warm empfindenden Volksherzens sich aussprechen. Der „Heldensaal“ verödet im Deutschen Lande, aber die Deutsche Welt ist doch noch nicht ganz darüber zu Grunde gegangen: sie lebt fort inmitten der grossen und deutschen Welt moderner Zivilisation, als jene still anwachsende neue Kultur, in den Werkstätten, auf den Wanderstrassen, in den Winkeln, überall wo die deutschen Männer leben, welche starke, gute, treue Seelen haben, in denen das Grosse, Edle und Schöne, als das Wahre, Echte und Gesunde, nachzuklingen vermag mit gar mancherlei Getön und Weisen, aber wahr und echt und gesund wie jenes, und darum auch im Kleinsten und Bescheidensten, in der Volksschulstube und auf der Orgelbank, von Herzen gross und edel und schön gleich ihm. Auch für diese Wirkungen giebt es kein Maass; unermesslich ist alle Kraft, die aus dem Gemüthe des Menschen quillt, und darum ist die Kultur des Gemüthes der wägenden und messenden Verstandeskultur überlegen, und ihr leises Aufsteigen am Horizonte der Geschichte, auch in ihren geringsten Anfängen, in den gewagtesten Wanderplänen und in der bescheidensten Winkelarbeit, sie ist für Alle, die an ihre Wahrheit glauben, ein hehres Siegeszeichen, ein goldener Morgenschein, der die Riesenhäupter der Helden und Märtyrer dieser Kultur auf dem freien „Ritterholm“ des Weltgedenkens mit selig widertönenden Lebensgrüssen licht umspielt.

H. v. W.

II.

„Ich glaube nicht, dass ein ähnlicher Zauber des anmuthigst Mädchenhaften durch Gesang und Darstellung, wie er in der betreffenden Scene des *Parsifal* von unseren künstlerischen Freundinnen ausgeübt wurde, je sonst wo schon zur Wirkung kam.“ —

So sprach sich unser Meister im Novemberstück der Bayr. Bl. 1882 über die sogenannte Blumenmädchen-Scene aus. Wir haben wohl Alle diesen Glauben, diese feste Ueberzeugung. Wer könnte ein Moment des Bühnenweihfestspielles *Parsifal* bezeichnen, dem nicht Einzigkeit zugesprochen werden müsste in jeder Beziehung.

Ich hatte vom „*Parsifal*“ kein Motiv gesehen noch gehört, keinen Ton, — als ich das Festspielhaus betrat. Mit dem Gedicht war ich vertraut. Aber aus dem Musik-Heiligthum des Genius hatte ich mir nicht die geringste Spur vorausgenommen, und sass nun ahnungslos wie ein „Thor“ hinter der Kluft, aus welcher das Vorspiel aufsteigen sollte. Dieser Eindruck aus dem Vollen, Ganzen ist unbeschreiblich. Es zog mir das Herz zusammen wie zum Sterben, und das Herz ward mir wieder weit und voll zum Zerspringen. — Diese grandiosen Tonzüge! Dieses bald in die Tiefe sinkende, bald zum Himmel sich empor windende Leid in edelster, weihvollster Sprache! Dieses liebende Umspannen und Versenken! Diese Gewalt, welche die Barmherzigkeit Gottes herunterzwingt zur Erlösung der leidenden Kreatur! —

Wenn man mir nach dem Vorspiel zum „*Parsifal*“ gesagt hätte: Es ist genug für einen Dummen, gehe! — ich wäre zufrieden gewesen, — man hätte Recht gehabt. Solchen Gewinn hatte ich schon aus dem Vorspiel. Soll ich denn nun Scene um Scene, Bild um Bild vom Anfang bis zum Ende den Freunden die Erinnerung aufwecken und Schritt vor Schritt fragen: „Wo seid Ihr dessen je inne geworden?“ — Man könnte schon getrost sterben, wenn man den „*Parsifal*“ einmal gehört hat. Als ich ihn zum zweitenmal gehört hatte, ward mir eine freundliche Einladung zur dritten Aufführung. Und nun muss ich gestehen, dass ich mich zu dieser nicht frisch genug mehr fühlte. — Am Grossen erstarkt man ja; die Kraft wächst ja durch Anstrengung; aber das Jährlein, welches zwischen

der zweiten und dritten Aufführung für mich zu liegen kommt, wird mir doch gesund sein. Wie wächst in der Erinnerung schon die Sehnsucht! —

Welch ein Unsinn ist über diese erhabene Schöpfung, den „Parsifal“, schon geschwätzt und geschrieben worden von „konvertirten Juden“ und auch Nichtjuden! Die Lüge liegt auf flacher Hand, wenn Leute, die sich endlich doch — wenn auch nur mit Widerstreben — der zwingenden Gewalt des Genius beugen müssen, respektlos, ja schamlos eben diesen Genius antasten aus (erheuchelter) Pietät vor dem Heiligen. Sie werden in ihren Widersprüchen noch ersticken. Wenn sich solche nichtskönnende Miethlinge in der Kunst und in der Kirche gebahren, als hätten sie ein zartes Herz, als hätten sie auch Religion, und sich in frecher Anmaassung zu Kunstrichtern und Beschützern des Sakramentes aufwerfen: da wird die Misère tragikomisch. — Ich habe in den unvergesslichen Parsifal-Tagen zu Bayreuth zwei Dorfpfarrer kennen gelernt, einen älteren und einen jüngeren; jener schien der rationalistischen, dieser einer strengeren Richtung anzugehören. Aber beide waren gleich begeistert durch das erhabene Werk, das die Mysterien der Kirche dem Dogma entrückt und durch das Medium der Kunst zu einem Wunderleben gestaltet. Wie waren diese Männer überrascht, das, wofür sie in ihrem Amte leben und wirken sollen, und das sie in ihren Gemeinden sorgenvoll dem Siechthum verfallen sehen, hier in so grossartiger Belebung und mächtiger Gestaltung aufgerichtet zu finden als ein Unvergängliches, — hier, von einer Seite her, wo man sich mit „Verfluchten und Verdammten“ und eben noch mit „heidnischen Göttern und allerhand Unholden herumgequält hatte“! — Das Weihelicht des Parsifal wird in seiner Leuchtkraft auch den Vorgängern zum Segen gereichen. —

Die Predigt des Parsifal lautet: Der gläubig Leidende wird erlöst; der ungläubig Leidende verfällt der Vernichtung. — Leidende sind wir Alle! —

Die erlösende Macht tritt in den verschiedensten Formen und Gestaltungen an den Menschen heran und fügt ein Moment zu dem anderen. Naturereignisse, menschliche Leidenschaften: überhaupt das Leben dringt mit tausend Stacheln und Hebeln an das Herz. Ist das verhärtet und verstockt, ist es von der Bosheit des Egoismus erfüllt; dann kann nicht der Glaube darin wohnen. Denn der Glaube ist Selbstverleugnung, Hangen am Hohen und Göttlichen, — ist das hoffende Hangen an der erlösenden Macht, wo und wie sie ihm auch entgentreten mag. Sie tritt uns auch entgegen in dem Genius Richard Wagner, in seinem Kunstwerk. Und darum müssen ihm gegenüber alle diejenigen, welche seine Kunst auf sich wirken lassen, in Gläubige und Ungläubige sich scheiden, — in solche, welche hoffend und genesend an diesem Genius hangen, und solche, welche in verblindetem Hochmuth sich ablehnend verhalten. Sieht man sich diese beiden Haufen daraufhin an, so wird ihr Verhalten zu Christus, zu dem leidenden Mitmenschen, und ihr Verhalten zur Erlösungsmacht in der künstlerischen Form, wie sie uns von Bayreuth her entgentritt, sich decken: es wird in allen Fällen Glaube und Unglaube durch dieselbe Linie geschieden sein. Und das Loos wird und muss sein: den Gläubigen Erlösung, — den Ungläubigen „Versinken und Vergessen.“

Wie das Dogma der christlichen Kirche im „Parsifal“ nicht als solches auftritt, sondern durch die Kunst zum Leben aufgerichtet wird; — wie durch das Medium der Kunst die, den Sakramenten der Kirche zu Grunde liegenden Handlungen sich als einfache Symbole der ewigen Liebe gestalten: so wird auch nicht das wirkliche Glockengeläute der Kirche im Parsifal verwendet, sondern in einem musikalischen Motiv durch besonders dazu erfundene Schlaginstrumente nur äusserst zart angedeutet. Und so konnte vielleicht realistischen Naturen das Glocken-

geläute im „Parsifal“ als eine verunglückte Nachahmung erscheinen, während es als Beispiel dienen kann zur Veranschaulichung echt künstlerischen Waltens. In solcher Zartfühligkeit ist das ganze Werk gestaltet. Das Rittermahl ist nicht das Abendmahl der Kirche, nicht, wie in der oft damit verglichenen Scene der „Maria Stuart“, das wirkliche, dogmatische Sakrament: — es ist so neu und erhebend als natürlicher Lebens- und Liebesakt, dass sich nichts damit vergleichen lässt: und doch erinnert es an das Kirchen-Sakrament, aber nicht profanisierend, sondern nach der schönsten Seite hin auslegend, belebend. Auch die Taufe der Kundry stellt sich nicht dar als kirchliches Sakrament: es tauft nicht ein Priester; sie ist ein wunderbarer Glaubensakt, der im Gang des Ganzen unaufhaltsam ist und mit eindringlicher Gewalt den erlösenden Umschwung im Kundrygemüth manifestirt. —

Wo Gut und Böses, Licht und Finsterniss, Glaube und Unglaube mit einander kämpfen; da müssen die heterogensten Lebensakte zur Erscheinung kommen. Wie können die Ungläubigen, welche wie Zeloten sich gebahren, den zweiten Aufzug des „Parsifal“, darin dieser Kampf zur Darstellung kommen muss, als gegen die religiöse Weihe des Festspiels verstossend tadeln? Hat doch die Kunst in ihrem grossartigsten Walten, so wie sie im ersten und dritten Aufzuge das Heilige im weisesten Maasse zur Darstellung brachte, auch im zweiten Aufzuge den Teufel in seinem Wirken über alle Beschreibung fein, ohne zu verletzen, ja wunderschön zur Darstellung gebracht. Warum tadeln die Herrn Kunstrichter und Sakramentswächter nicht auch die Evangelisten, die so alt sind und immer noch gepredigt werden? Sie stellen auch den Teufel neben den Heiland. Und wenn die alten Maler diesen Teufel als erfundene Schreckensgestalt zeichnen; so ist mir die Wagner'sche Teufelei bei Weitem lieber, eben weil sie schön und wahr zugleich ist. Es ist ja bekannt, dass sich der Teufel am schönsten zu maskiren versteht. Das Leben, darinnen er wirkt, ist der grosse Carneval, mag es sonst noch so erhabene Namen führen. Aber auf den Carneval folgt das Osterfest, wo alle Masken fallen, und die Todten auferstehen! — Die Herren der Lüge haben Anstoss an den schönen Blumenmädchen genommen und an der schönen Kundry und haben doch in ihrer frivolen Weise, hinter dem Operngucker, sich geärgert, dass alles so fein züchtig und unanständig hergegangen ist. O, sie haben sich sehr verständnissvoll, als gewiegte Kenner des Ballets, darüber zu äussern gewünscht! — Solche Bursche muss man billig verachten. *„Dahero sind sie in ihren Gedanken und Redensarten so niedrig und gemein, dass wenn ich solche lese, ich mich eher auf dem Markte unter den Krämern, Hökern und solchem Zeuge, als auf dem Parnass unter den Musen glaube.“* (Hunold, genannt Menantes: Die allerneueste Art, zur reinen und galanten Poesie zu gelangen etc., den 28. Jul. 1706).

Welch ein schöner Kontrast stellt sich uns dar in dem Parsifal und der Kundry des zweiten Aufzuges! Hier der urkräftig reine Jüngling in seiner elementaren Gemüthsgewalt, dort das schönste Weib im Dienste des Teufels. In der psychologischen Entwicklung dieses Dialoges (Seite 52 bis 62 der Textausgabe von 1877) kulminirt der „Parsifal“. Der unwissende Knabe erfährt von Kundry die Geschichte seiner Kindheit und seiner Mutter in kurzen, drastischen Zügen, in einer weckenden, zum Bewusstsein und Besinnen über sich selbst aufrüttelnden Schilderung. Kundry bringt ihm vom sterbenden Vater den Namen; sie erzählt ihm von seinen ersten Lebenstagen an der Mutter Brust, von ihrem Wittwenleid und ihren Mutterfreuden und Sorgen. Da geht dem „Thoren“ der Begriff der Kindschaft und der Mutterliebe auf, und damit wird die erste menschliche Gefühlsregung erweckt: die Liebe zur Mutter. Kundry er-

zählt, dass die Thorheit des Knaben der Mutter grosses Leid brachte und den Tod herbeiführte. Da gebiert die kaum erweckte Liebe zur Mutter das erste Schuldbewusstsein. Das erste Schuldbewusstsein senkt den ersten Schmerz in die Brust. Daran knüpft die Botin des Teufels die Erweckung der Sehnsucht nach Trost. Und Liebe beut Kundry als Trostquell:

„War dir fremd noch der Schmerz,
des Trostes Süsse
labte nie auch dein Herz:
das Wehe, das dich reut,
die Noth nun büsse,
im Trost, den Liebe beut!“

— — — — —
„Die Liebe lerne kennen,
die Gamuret umschloss,
als Herzeleid's Entbrennen
ihn sengend überfloss:
die Leib und Leben
einst dir gegeben,
der Tod und Thorheit weichen muss,
sie beut'
dir heut' —
als Muttersegens letzten Gruss
der Liebe — ersten Kuss.“

Weil der reine Thor die Liebe noch nicht kennt, wird sie von der Teufelin an die Mutterliebe geknüpft, als schützend gegen Tod und Thorheit gepriesen, welche dem Parsifal den ersten Schmerz brachten. Wie teuflisch fein verwendet die Verführerin das von ihr in dem Thoren kaum Aufgebaute sofort als Mittel für ihre Bestrickung!

Der Kuss weckt in Parsifal das zweite Schmerzgefühl. In dem reinen Thoren tritt die entzündete physische Lust mit solcher Heftigkeit auf, dass sie für ihn nur als ein dumpfes Schmerzgefühl zum Bewusstsein kommt. Und diese Schmerzempfindung weckt in ihm die Erinnerung an die Schmerzäusserung des Amfortas:

„Amfortas! — —
Die Wunde! — die Wunde! —

So schlägt an dem Reinen die Kunst des Teufels in ihrer Wirkung in das Gegentheil vom beabsichtigten Ziel. — Parsifal fühlt sich als Leidensgefährte des Amfortas. Das Amfortasleiden wird ihm immer deutlicher, es beginnt zu wachsen in seinem Bewusstsein: sein eigenes Leid wächst mit: Mitleid erfüllt ihm die Brust.

„Die Wunde! — die Wunde! —
Sie brennt in meinem Herzen. —
Oh, Klage! Klage!
Furchtbare Klage!
Aus tiefstem Inner'n schreit sie mir auf.
Oh! — Oh! —
Elender! —
Jammervollster! —
Die Wunde sah' ich bluten: —
nun blutet sie mir selbst —
hier — hier!“

Das ist der Ausbruch des dumpfen Schmerzgefühls, aus welchem die erste Erinnerung des Thoren spricht: „Die Klage!“ — die Amfortasklage. Sie hat sich ihm einst in die Seele gesenkt und ruhte da wie ein Samenkorn unter der Schneehülle. Nun erwacht sie, nun reckt und streckt sich die Klage des Sünders mit furchtbarer Gewalt in der Brust des Reinen. Der in ihm durch Kundrys Kuss erweckte Wehesturm übertobt aber die Amfortasklage und kommt

in dem Bewusstsein des wie aus einem Taumel sich Ermannenden als „Qual der Liebe“ als „sündiges Verlangen“ zur Erkenntniss. Die Sünde hat Parsifal erkannt. Diese Erkenntniss ruft das Verlangen nach Entsündigung hervor, die Sehnsucht nach dem Heil. Das Heilsgefäß, der heilige Gral, steigt auf in seiner Erinnerung: Erkenntniss des Heil-Thums geht ihm auf:

„Es starrt der Blick dumpf auf das Heilsgefäß: —
das heilige Blut erglüh: —
Erlösungswonne, göttlich mild,
durchzittert weithin alle Seelen:“

Wie sicher und psychologisch meisterhaft wird Parsifal vor unserem schauenden Geist zum Wissenden, wird er hingestellt vor seine zweite, furchtbare Schuld! Wie eine Vision war es über ihn gekommen. Kraft der Spontaneität seiner reinen Seele sondert sich bald das anfangs im Sturm sich kreisende Erkannte zu festen Vorstellungen, klar Begriffenem. Dort das Heil: hier im Herzen die Qual! — Die Klage in seinem Herzen siegt ob über das sündige Verlangen: die Amfortas-klage, die er einst nicht verstanden, ist nimmermehr zum Schweigen zu bringen: sie bäumt sich auf. Ihr konnte er den Rücken kehren: nun wird sie zur Heilandsklage, zur furchtbaren Anklage.

„nur hier, im Herzen, will die Qual nicht weichen.
Des Heiland's Klage da vernehm' ich,
die Klage, ach! die Klage
um das verath'ne Heiligthum: —
„erlöse, rette mich
aus schuldbeleckten Händen!“
So — rief die Gottesklage
furchtbar laut mir in die Seele.
Und ich? der Thor, der Feige?
Zu wilden Knabenthaten floh' ich hin!
Erlöser! Heiland! Herr der Huld!
Wie büß' ich Sünder solche Schuld?“

Zur Fleischeslust, zur Sünde gedachte Kundry den Thoren zu verführen: auf die Gralsburg ward er im Geist geführt, das Verständniss für den Heiland war ihm aufgegangen: das Bewusstsein der Schuld, des Heilandverrathes erfüllt seine Seele und macht ihn namenlos elend, dass er sich nach Busse sehnt, dass er sich sehnt, dem leidenden Amfortas, für dessen Leiden er keinen Sinn gehabt hatte, dem erbarmenden Heiland, dem er den Rücken gekehrt, Genugthuung zu geben.

Die staunende Kundry bezeichnet seinen Seelenzustand als Wahn und ruft ihm zu:

„Blick auf! Sei hold der Huldin Nah'n!“

Alle Affekte: Liebe, Schuldbewusstsein, Schmerz, Sehnsucht nach Trost, Erinnerung an Amfortas, das Mitleid, der Heilandsbegriff, das Bewusstsein von der Versündigung am Heiland sind durch dieses Weib in Parsifal heraufbeschwoeren worden; die Berührung mit ihm, der Kuss, hatte ihm die Perspektive des Leidens und des Elendes aufgeschlossen, hatte ihn zum Wissenden gemacht. Ihm gilt dieses Weib als Urheberin alles Leidens, alles Elendes. Nur einmal hatte er das Leid, den Schmerz des Schuldbewusstseins gleichsam verkörpert gesehen: die blutende Wunde: Amfortas! Des Amfortas's Elend tritt sofort in Beziehung zu diesem Weibe als Urheberin desselben. Die Plötzlichkeit dieser Beziehung ist tief begründet, als psychologische Nothwendigkeit, in der Einzigkeit der beiden Vorgänge in dem Leben gerade dieses Einen ganz weltunkunden, leides- und weibesfremden Knaben, dieses reinen Thoren, Parsifal! —

„Ja! Diese Stimme! So rief sie ihm; —
 und diesen Blick, deutlich erkenn' ich ihn, —
 auch diesen, der ihm so friedlos lachte.
 Die Lippe, — ja — so zuckte sie ihm; —
 so neigte sich der Nacken, —
 so hob sich kühn das Haupt; —
 so flatterten lachend die Locken, —
 so schlang um den Hals sich der Arm, —
 so schmeichelte weich die Wange. —
 Mit aller Schmerzen Qual im Bund,
 das Heil der Seele
 entküsste ihm ihr Mund! —
 Ha! — dieser Kuss! —

— — — — —
 Verderberin! Weiche von mir!
 Ewig — ewig — von mir!“

Der Thor ist durch seine Reinheit zum Mitleid geführt und durch dieses zum Wissenden geworden.

Er sieht wahr, in dem schönen Weib die Verderberin.

Und nun wird die Scene hochtragisch. Des Amfortas Leiden, sein eigenes, das Leiden der Welt wogt in des Jünglings Brust. Kundry erkennt an diesem hochgehenden, allumfassenden Mitleid den „Erlöser“, den Einzigen, der ihr Hilfe, Rettung bieten könnte: sie glaubt an ihn. Aber ihr Glaube ist durch den Teufel in's Fleisch gebannt: sie will Erlösung im Fleisch. Darum stösst sie der „Erlöser“ jetzt noch von sich. Und sie schreit zu ihm:

„Grausamer! — Ha! —
 Fühlst du im Herzen
 nur Anderer Schmerzen,
 so fühle jetzt auch die meinen!“

Sie will sein Mitleid auf sich lenken, für sich erzwingen. Sie schildert glühend ihr Fluchleiden, ihres Wahnsinns Nacht, ihre brennende Sehnsucht nach der Erbarmung des Erlösers, als welchen sie eben Parsifal erkennt. Aber sie ist mit ihrem Sinnen und Ringen ins Fleisch gebannt, sie ist dem Klingsor-Wahn verfallen und umnachtet von der Sinnlichkeit; von daher hofft sie Rettung: sie kann nicht entsagen: für sie giebt es keine Erlösung. Das, wonach sie schmachtet, ist nicht Erlösung, ist Verdammniß. Darum ruft Parsifal aus:

„Oh, Elend! Aller Rettung Flucht!
 Oh, Weltenwahns Umnachten:
 in höchsten Heiles heisser Sucht
 nach der Verdammniß Quell zu schmachten!“

In dem Wahn der Kundry ist Logik:

„So war es mein Kuss,
 der Welt-hellsichtig dich machte?
 Mein volles Liebes-Umfangen
 läßt dich dann Gottheit erlangen!“

Je weiter Kundry in ihren leidenschaftlichen Ueberredungskünsten vorschreitet, desto schrecklicher erscheint dem Parsifal dieses Weib in seinem Wahn, — desto klarer tritt in ihm das Bewusstsein seines Berufes heraus: die Sündigen zum Erlöser zu führen, den Erlöser aus der Hand der Sünde zu befreien!

„Lieb' und Erlösung soll dir lohnen, —
 zeigst du
 zu Amfortas mir den Weg.“

Diese Bedingung weist auf Entsagung hin; aber Kundry kann nicht entsagen und stellt ihrerseits die Bedingung:

„Nur eine Stunde mein, —
 nur eine Stunde dein: —
 und des Weges —
 sollst Du geleitet sein!“

Parsifal sieht das Heilsgefäß im Geiste, das seiner wartet, und den leidenden Amfortas. Nur sein Nahen dem Gral kann seine Schuld tilgen, dem Amfortas Heil bringen und auch der Kundry.

Diese Erkenntniss ist ihm geworden im Kampf mit diesem Weibe, mit dem Teufel.

Und die Leidenschaft für diesen Reinen, Erlösungsmächtigen wächst weiter in dem Weibe, welches blind ist für das wahre Heil und in furchtbarer Sucht nur das Eine begehrt, — dessen Geist umnachtet und verschlossen ist für den Geist, und welches nur am Sinnlichen hängt als ein fleischliches Gemächte des Teufels. Der kranke Amfortas ekelt diese Kundry an; zu ihm will sie den Parsifal erst dann geleiten, wenn sich ihr dieser mächtige Gesunde ergeben hat. Der Konflikt ist zu solcher Höhe gestiegen, dass Parsifal die Teufelin von sich stösst mit dem Ausruf: „Vergeh', unseliges Weib!“

Kundry's Leidenschaft schlägt in Verzweiflung: sie flucht dem Erlöser und ruft ihren Meister: ein Abbild des Ich in ungebrochener Begierde. Die heiligste Waffe aber erringt der Reine im Kampfe mit dem Bösen. — Klingsor's Zauber ist gebrochen. Kundry ist befreit und erwartet einst im Gralsgebiet zur Erlösung. Das Reich des Teufels versinkt und verschlingt die Ungläubigen in Vernichtung.

J. H. Löffler.

Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XIX. Aus der Verstandes-Kultur der Gegenwart.

Von Oswald Zimmermann.

Auf allen Gebieten des menschlichen Denkens und Wirkens hat sich in den letzten Jahrzehnten eine Richtung bethätigt, gegen welche eine energische Reaktion erforderlich wird, wie sie in diesen Blättern zum entschiedenen Ausdruck gebracht worden ist — eine Reaktion gegen die egoistischen und utilitaristischen Bestrebungen der Zeit, deren Quelle nicht das Herz, welches den Stürmern und Drängern vor 100 Jahren noch als Inbegriff aller Kraft galt, sondern allein der Verstand ist. Aus der wissenschaftlichen und halbwissenschaftlichen Litteratur unserer Tage lassen sich reichliche Belege entnehmen, um den Nachweis zu führen von der Unzulänglichkeit einer intellektuellen und utilitaristischen Zivilisation und zugleich von der Nothwendigkeit einer Kultur des Gemüthes.

Wenn ich nun eine Reihe solcher Beispiele aus der Litteratur der modernen Verstandeskultur mit der Hinweisung auf ein Buch aus dem Jahre 1845 eröffne, so geschieht es, weil meines Wissens nirgends der Egoismus so keck und rücksichtslos seine Ansichten ausgesprochen hat als hier, und weil ferner unsere Zeit erst die dort ausgesprochenen Meinungen praktisch bethätigt hat, meist ohne sich davon Rechenschaft zu geben. Ich meine das Buch von Max Stirner „*Der Einzige und sein Eigenthum*“. In demselben ward versucht, die idealen Bestrebungen eines politischen, sozialen und humanen Liberalismus zu zermalmen, — eines Liberalismus, welcher in der Folge nur allzusehr sich selber mit dieser vernichtenden Gewalt verquickt hat, sodass sein „Fortschritt“ das Ziel auch nur

im Bankerott des absoluten Egoismus finden dürfte! — Eben in der Idee des Ich suchte Stirner den absoluten Standpunkt für alles Handeln. Seine Einleitung schliesst mit den bezeichnenden Worten:

„Fort denn mit jeder Sache, die nicht ganz und gar Meine Sache ist! Ihr meint, Meine Sache müsse wenigstens die „gute Sache“ sein? Was gut, was böse! Ich bin ja selber Meine Sache, und Ich bin weder gut noch böse. Beides hat für Mich keinen Sinn. Das Göttliche ist Gottes Sache, das Menschliche Sache „des Menschen“. Meine Sache ist weder das Göttliche noch das Menschliche, ist nicht das Wahre, Gute, Rechte, Freie u. s. w., sondern allein das Meinige, und sie ist keine allgemeine, sondern sie ist — einzig, wie Ich einzig bin. Mir geht nichts über Mich.“

Die gleiche Sprache führt der Egoismus durch das ganze Buch. Bisweilen möchte man glauben, eine Satyre auf das selbstsüchtige Treiben unserer Tage zu lesen. So heisst es S. 340:

„Der Egoismus denkt nicht daran, etwas aufzuopfern, sich etwas zu vergeben; er entscheidet einfach: Was Ich brauche, muss Ich haben und will Ich Mir verschaffen.“ S. 391: „Dem Egoisten ist nichts hoch genug, dass er sich davor demüthigte, nichts so selbständig, dass er ihm zu Liebe lebte, nichts so heilig, dass er sich ihm opferte. Die Liebe des Egoisten quillt nur aus dem Eigennutze, fluthet im Bett des Eigennutzes und mündet wieder in den Eigennutz.“ — „Nur als eines Meiner Gefühle hege Ich die Liebe, aber als eine Macht über Mir, als eine göttliche Macht, als eine Leidenschaft, der Ich Mich nicht entziehen soll, als eine religiöse und sittliche Pflicht verschmähe Ich sie.“

In diesen widerwärtigen Zügen egoistischen Betragens meldet sich bereits die Sucht, Alles für den Augenblick nutzbar zu machen.

„Ich will an Dir nichts anerkennen oder respektiren, weder den Eigenthümer, noch den Lump, noch auch nur den Menschen, sondern Dich verbrauchen. Am Salz finde Ich, dass es die Speise Mir schmackhaft macht, darum lasse Ich's zergehen; im Fische erkenne Ich ein Nahrungsmittel, darum verspeise Ich ihn; in dir entdecke Ich die Gabe, Mir das Leben zu erheitern, daher wähle Ich dich zum Gefährten. Oder am Salze studire ich die Krystallisation, am Fische die Animalität, an dir die Menschen u. s. w. Mir bist du nur dasjenige, was du für Mich bist, nämlich Mein Gegenstand, und weil Mein Gegenstand, darum Mein Eigenthum.“ (Seite 184.)

„Wo Mir die Welt in den Weg kommt, da verzehre Ich sie, um den Hunger Meines Egoismus zu stillen — und sie kommt Mir überall in den Weg. Du bist für Mich nichts als — Meine Speise, gleichwie auch Ich von Dir verspeist und verbraucht werde. Wir haben zu einander nur Eine Beziehung, die der Brauchbarkeit, der Nutzbarkeit, des Nutzens.“ (S. 395.)

Alle übrigen Menschen, welche diese Ansichten nicht theilen, sondern noch über sich in die Sterne blicken, erklärt Stirner (S. 57) für „veritable Narren.“

„Ob ein armer Narr des Tollhauses von dem Wahn besessen ist, er sei Gott der Vater, Kaiser von Japan, der heilige Geist u. s. w., oder ob ein behaglicher Bürger sich einbildet, es sei seine Bestimmung, ein guter Christ, ein gläubiger Protestant, ein loyaler Bürger, ein tugendhafter Mensch u. s. w. — zu sein, das ist beides ein und dieselbe fixe Idee.“ (S. 58.)

Dem klassischen Alterthum gegenüber nimmt der moderne Egoismus eine sehr selbstbewusste Stellung an. Stirner erklärt:

„Da das Herkommen einmal unseren vorchristlichen Ahnen den Namen der „Alten“ beigelegt hat, so wollen Wir es ihnen nicht vorrücken, dass sie gegen Uns erfahrene Leute eigentlich die Kinder heissen müssten, und sie lieber nach wie vor als unsere guten Alten ehren.“

Anlass zu dieser Selbstüberhebung giebt zumeist die neuere Naturwissenschaft. Gewiss sind die Ergebnisse derselben nicht zu unterschätzen, aber noch giebt es genug Disziplinen, in denen wir von den Alten, und zwar gerade das Wesentlichste, die Fundamente des Denkens und Wirkens selber lernen können. Unsere Zeit ist eifrigst bemüht, die Genüsse und Wissenschaften zu demokratisiren; leider gelingt der Versuch, Alles Allen zugänglich zu machen, oft nur durch trügerische Beimischung, jedenfalls durch allgemeine Verschlechterung. Die Dilettanten des

Materialismus arbeiten besonders nach dieser Richtung. Die gegenwärtige Verachtung der Philosophie ist zum grossen Theil ihr Werk. Die maasslose Ueberhebung der Hegel'schen Spekulation trug das ihrige dazu bei, die Philosophie in Misskredit zu bringen. Vor Allem verdankt, wie ein neuerer Jünger des Pessimismus bemerkt, „die grossgezogene temporäre Wahrheit von der absoluten Nutzlosigkeit und Unfruchtbarkeit der spekulativen Philosophie ihre Verbreitung bei den Massen, ihre Erhebung zu einem allgemeinen Glaubensartikel der allerdings unbestreitbaren, gerade für unsere Zeit maassgebenden Erfahrung, dass die Erkenntnisse der Philosophie nicht gleich manchen Entdeckungen der Naturforscher einen Gewinn versprechen, welcher durch eine Aktien-Gesellschaft ausgebeutet werden könnte.“

Das fleissige Sammeln von Einzelercheinungen, das Aufhäufen und Schematisiren des Materials ohne Hinblick auf einheitliche Konzeption, gehören zu den verderblichen Folgen der heutigen Verstandesrichtung. K. du Prel charakterisirt in seinem Buche: „*Die Planetenbewohner und die Nebularhypothese*“ diese Bestrebungen ganz treffend:

„Es lässt sich nicht wohl verkennen, dass gerade innerhalb der letzten Generationen die synthetische Anlage durch die Ueberfülle des angesammelten empirischen Materials Gefahr lief erstickt zu werden. Ueber den eingetretenen Widerwillen gegen apriorisches Konstruiren ohne Rücksicht auf die Empirie gerieth man in das entgegengesetzte Extrem des blossen Sammlerfleisses, der für das geistige Band der Erscheinungen kein Interesse hat. Zur Aufführung eines wirklichen Baues kommt es aber auf diesem Wege so wenig als auf jenem. Der Architekt ohne Handlanger bringt nur ein Luftschloss zu Stande, die Handlanger ohne Architekten bringen es nur zum ungeordneten Haufen.“ —

Solche Mahnworte verhallen meist unbeachtet, oder sie fanden, wie es in Bezug auf Zöllner der Fall war, nur Spott und Hohn als Erwiderung. Dagegen durfte Carl Vogt des Beifalls in den weitesten Kreisen gewiss sein, als er in seinem Aufsatz „*über den Ursprung des organischen Lebens*“ (im Oktoberheft 1881 der internationalen Revue „Auf der Höhe“) folgendes Urtheil über die Philosophie zum Besten gab:

„Ich habe durchaus nicht die Absicht, Sie mit metaphysischen Nebelbildern zu unterhalten. Je mehr ich fortschreite, desto fester wurzelt in mir die Ueberzeugung, dass das sogenannte Philosophiren noch niemals irgend eine wissenschaftliche Frage gelöst hat, sondern nur dazu dient, unsere Unkenntnis oder unsere Ohnmacht zu bemänteln.“

Diese Aeusserung zeugt von einer bedauerlichen Unkenntnis der Philosophie überhaupt. Vogt müsste sonst wissen, dass die Philosophie auf rein spekulativem Wege die wichtigsten Entdeckungen der empirischen Wissenschaft antizipirt, vorausbewiesen hat. Schopenhauer's spekulative Apriorität des Kausalgesetzes findet die empirische Bestätigung in Helmholtz's „*Physiologie der Optik*“. Wenn Wallace keine Ahnung hat, dass er durch Thatsachen erhärtet, was Schopenhauer von Materie, Kraft und Willen bereits bewiesen hat, so ist es dem Engländer zu verzeihen, da die Kenntniss der Schopenhauer'schen Philosophie erst neuerdings im Auslande Fortschritte macht; wenn ein Deutscher, wenn Vogt in seinem genannten Aufsätze diese Bestrebungen Wallace's erwähnt, ohne Schopenhauer's zu gedenken, zumal bald nach der oben zitierten Schmähung der Philosophie, so ist das absichtliche Verkennung oder merkwürdige Ignoranz.

Es war eine der ersten Autoritäten der exakten Wissenschaften, der zu früh verstorbene Professor Fr. Zöllner, welcher den Kampf gegen die verschiedenen verkehrten Bestrebungen der neueren Forschung aufnahm. Unbeirrt durch die Schmähungen seitens der Fachgenossen und der Tagesblätter strebte er nach einer Neubelebung der deutschen Wissenschaft. Zeugnis hierfür legen seine „*Wissenschaftlichen Abhandlungen*“ ab. Von Zöllner gilt, was er selbst über Kepler

in der Vorrede zu seinem Buch „über die Natur der Kometen; Beiträge zur Geschichte und Theorie der Erkenntniss“ (Leipzig 1872) sagt; er „wird ewig für alle diejenigen ein unlösbares, psychologisches Problem bleiben, welche nicht im Stande sind, den Zusammenhang zu begreifen, welcher die Arbeit des Kopfes mit dem Pulsschlag des menschlichen Herzens in Verbindung setzt.“ Der letzte Abschnitt des genannten Werkes handelt von „Kant und seinen Verdiensten um die Naturwissenschaften“; durch denselben „soll der heranwachsenden Generation der Naturforscher das ihnen eingepflichtete Vorurtheil gegen Alles, was Philosophie heisst, genommen, und ihnen ebenfalls induktiv der verloren gegangene Glaube an die Fruchtbarkeit und Nothwendigkeit einer rationellen philosophischen Ausbildung auch für die Fortschritte in den Naturwissenschaften wieder an's Herz gelegt werden.“ Zöllner's Urtheil über den heutigen Gegensatz zwischen Philosophie und Naturwissenschaft ist streng und doch gerecht.

„Ich bin zu dem Resultate gelangt, dass es der Mehrzahl unter den heutigen Vertretern der exakten Wissenschaften an einer klar bewussten Kenntniss der ersten Prinzipien der Erkenntnistheorie gebreche. Bei der fast unerschöpflichen Ergiebigkeit, mit welcher sich auf rein empirischem Wege fortdauernd neue Thatsachen ergaben, war die Nöthigung zu einer stärkeren Entwicklung der logisch-induktiven Verstandesoperationen nicht vorhanden. Mit einigem Geschick, etwas Ausdauer und Neigung konnte ein Jeder, dem die genügenden Mittel zur Verfügung standen, die Menge des empirischen Materials durch werthvolle Beobachtungen und Experimente bereichern. So kam es, dass durch den Umfang und das Exclusive rein empirisch-wissenschaftlicher Bethätigung die Funktionen zur bewussten Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf die Kombination und Verwerthung des aufgespeicherten Materials mehr und mehr verkümmerten. Ja es kam nicht selten vor, dass selbst der bescheidenste Versuch, einen Theil der gesammelten Thatsachen durch induktive Verallgemeinerung zu einem Gesetze oder Prinzipe zu erheben, als der philosophischen Spekulation verdächtig, von den Männern von Fach gebrandmarkt wurde.“

Leider blieb die Sammellust und Experimentirtirwuth nicht einmal auf das Gebiet der empirischen Wissenschaft beschränkt; sie drang auch in die Kunst, vornehmlich in die Litteratur. Wie die Potpourris in der Musik, so mehrten sich die lyrischen Anthologien: Dichterbücher, Jugendbibliotheken, Zitatelexika u. s. w. Es ist diess ein Zeugniß dafür, dass allen diesen Erscheinungen etwas Gemeinsames zu Grunde liegt, nämlich eine einseitige Verstandesrichtung, welcher nicht die Wahrheit und ihre Erkenntniss, sondern die Nutzbarmachung des Gegebenen für den Augenblick als Endzweck alles Strebens erscheint. Wie schon erwähnt, verdanken manche Zweige der Naturwissenschaft das ihnen reichlich zugewandte Interesse nur dem Umstande, dass ihre Resultate Aussicht auf materiellen Gewinn versprechen. Mit Recht eifert Zöllner: „Einer Erniedrigung zu Sklavendiensten im Reiche der Industrie haben sich namentlich gewisse Theile der Naturwissenschaften besonders bei denjenigen Völkern gefallen lassen müssen, welche vermöge ihres Realismus mehr den praktischen als den idealen Tendenzen des Lebens zugänglich sind. Für wissenschaftlich höher strebende Völker handelt es sich, derartige Zumuthungen des praktischen Verstandes energisch zurückzuweisen.“ Als ein solches, höher strebendes Volk erscheint Zöllner das deutsche, trotzdem er sich der Einsicht nicht verschliessen kann, dass auch in Deutschland bereits der Utilarismus weit um sich gegriffen habe. Er glaubt an einen endlichen Sieg über die praktische Verstandesrichtung, an eine bevorstehende Versöhnung und Vermählung von Philosophie und Naturwissenschaft, welchem Bündniß „eine neue Epoche geistigen Lebens folgen würde.“ „Deutschland allein ist berufen der Träger und Schauplatz dieser Epoche zu werden, denn nur der germanische Geist birgt in seinen Tiefen jene Fülle deduktiver Bedürfnisse und Fähigkeiten,

welche zu erfolgreicher Bewältigung des durch die exakten Wissenschaften aufgespeicherten induktiven Materials erforderlich sind.“ Diesen Glauben bewahrte Zöllner, der sein ganzes Leben dem Kampfe gegen die Verkehrtheiten und Irrthümer der Zeit gewidmet hat. Alle, denen es Ernst ist mit der Neubelebung einer deutschen Kultur, dürfen freilich wie er den Krieg nicht scheuen gegen die „gebildete Modernität“, die selbstgefällig und verblendet sich in dem Traume wiegt, dem Gipfel höchster Kultur schon sehr nahe gekommen zu sein. Nur durch das gemeinsame Vorgehen Aller, welche das Scheingewebe der heutigen Zivilisation und Konvention durchschauen, dürfte es gelingen, die Schäden einer abstrakten Geistesbildung zu heilen und jene Ungebundenheit und Ganzheit, wenn auch mit zeitgemässer Modifizirung, zu erringen, welche dem griechischen Leben zu eigen war. Ein leuchtender Zentralpunkt für solche Bestrebungen, um den sich die Besten des Volkes scharen könnten, ist meines Erachtens bereits vorhanden.

Goethe's Wort, „dass kein Gelehrter ungestraft jene grosse philosophische Bewegung, die durch Kant begonnen, von sich abgewiesen, sich ihr widersetzt, sie verachtet habe,“ ist durch die Philosophie des 19. Jahrhunderts bestätigt worden. Selbst die Naturwissenschaft hat sich genöthigt gesehen, Notiz zu nehmen von den Resultaten des Kant'schen Denkens, und wird es in noch reicherm Maasse thun müssen. Erst neuerdings hat sich ganz im Einklang mit der krankhaften Sucht unserer Zeit, Alles zu objektiviren, eine philosophische Richtung aufgethan, deren Feldgeschrei lautet: Fort mit Kant! Ich meine den neueren Realismus. Er stützt sich auf die beiden unbewiesenen Fundamentalsätze: Das Wahrgenommene ist, und der Widerspruch ist nicht. Der bekannte Führer dieser Richtung ist v. Kirchmann, dem sich eine Reihe von Schülern, wenn man sie wider ihren Willen so nennen darf, anschloss. Diese „jungen, vielversprechenden Männer“, als welche man vor einiger Zeit sie begrüßte, lebten in dem Wahne, dadurch, dass sie Kants nominalistische Logik als anfechtbar bewiesen, die Ergebnisse seiner Philosophie überhaupt widerlegt zu haben. Es gewann den Anschein, als hätten sie nie § 9 des Schopenhauer'schen Hauptwerkes gelesen, in welchem so evident der Nachweis geführt wird, dass Logik nur von theoretischem Interesse sei und praktischen Gebrauch von ihr machen zu wollen dasselbe sei, als wenn man für seine Bewegungen erst die Mechanik, bei der Verdauung die Physiologie zu Rathe ziehen wolle. Da das Auftreten des philosophischen Realismus durchaus charakteristisch für die gegenwärtige Verstandeskultur ist, wird es für unsere Zwecke erforderlich sein, die Werke dieser Schule näher zu prüfen.

Fällt den Anfängern das Verständniss der Philosophie schwerer als das der besonderen Wissenschaften, so legt Kirchmann die Schuld hierfür den bisherigen Systemen bei, „welche gegen die Fundamentalsätze Unmögliches von dem Denken verlangen“, und begründet den Realismus, der eine Erfahrungswissenschaft sein soll wie die besonderen Wissenschaften. „Nur dadurch ist die Uebereinstimmung der Philosophie mit den besonderen Wissenschaften möglich und gesichert. Beide stehen in keinem Gegensatz zu einander und sind durch keine festen Grenzen von einander getrennt, sondern gehen allmählich in einander über.“ (Aesthetik auf realistischer Grundlage. Berlin 1868, S. 19.) Nach seiner Ansicht befolgte nur die moderne Naturwissenschaft seit Bacon offen die Prinzipien des Realismus.

„Gerade desshalb ist sie die einzige, welche ihre Schwestern in glänzender Weise überfügt hat und zu einem reichen Inhalt gelangt ist, der allgemein gilt

und einen festen Kern bildet, an welchen sich jede neue Entdeckung und Auffassung bereichernd anschliessen kann; statt dass früher ein System und eine Hypothese die andere ablöste, ohne doch der Wahrheit näher zu kommen.“ (Aesthetik, S. 30.)

Wir haben oben schon gesehen, dass die Gründe für den reichen Inhalt der Naturwissenschaft ganz anderer Art sind, und dass ferner das blossе Anhäufen von empirischem Material noch der Ergänzung bedürfe durch eine einheitliche Konzeption. Zudem hat die neuere Naturwissenschaft gerade die Hilfe des kritischen Idealismus für sich in Anspruch genommen. Die Realisten können ihren Unmuth hierüber nicht verbergen. Dr. Wolff behauptet in seiner „*Logik und Sprachphilosophie*,“ dass diese Verschmelzung des Kritizismus und der Naturwissenschaft „zu unwahren Resultaten geführt hat.“ (S. 330). Den Beweis bleibt er freilich schuldig; er mahnt nur die Naturwissenschaft mit dem Newton'schen Worte: Hüte Dich vor der Metaphysik! Sind die Kant'schen Resultate wahr, so muss nach Wolff (S. 340) „sich die gesammte Naturwissenschaft, in wie viel Fächer sie sich auch theilen mag, sowie alle Geisteswissenschaft zu den Todten legen, denn mit einer Erkenntniss der Natur in Raum und Zeit ist es hiermit zu Ende. Das einheitliche Endresultat seines Forschens ist: Wir wissen nichts und können nichts wissen.“ Kant dagegen meint, durch seine Forschungen Mathematik und Naturwissenschaft begründet zu haben; die Fortschritte der Mathematik und Naturwissenschaft seit Kant sprechen hinlänglich für ihn. In ähnlicher Weise wie oben spricht sich Wolff noch einmal S. 337 seines Werkes aus: Der Kantianer „kann getrost seine Hände in den Schooss legen und sagen: Unsere Philosophie besteht in dem Bewusstsein, nichts zu wissen. Hierauf beruhen die grossen Widersprüche, welche das ganze System von Grund aus erbersten machen.“ In Wahrheit begeht Wolff nur einen merkwürdigen Widerspruch. Denn im Vorwort seines Buches betont er wiederholt, dass er „an dasselbe Problem anknüpfe, aus welchem die Kritik der reinen Vernunft entsprossen ist,“ und erklärt, hierdurch seiner grossen Verehrung Kant's vollkommen Ausdruck gegeben zu haben. „Wie Keiner huldigte Kant dem Fortschritt und keiner weniger als er würde fortschrittliche Bestrebungen als Akte mangelnder Pietät aufgefasst haben.“

Der Vorwurf der Pietätslosigkeit gegen Kant ist jedoch den Realisten nicht ohne Grund gemacht worden, wie man etwa nach dieser Stelle meinen könnte. Derselbe Wolff behauptet in dem genannten Werke (Einl. S. 3), dass die Kantische Spekulation „allen Wirrwarr und Misskredit der Philosophie hervorgerufen“ hat. Und diess ist die Ansicht der Realisten überhaupt. Unverhohlen und schamlos macht sich der Widerwille gegen Kant und seinen wohlverdienten Ruhm geltend in dem Werke eines Baseler Privatdozenten: „*Anti-Kant oder Elemente der Logik, der Physik und Ethik von Dr. Adolf Bolliger*.“ (Basel 1882.) Er beginnt seine Einleitung „Ansicht und Absicht“ mit den Worten „Wir müssen Kant vergessen lernen“, und führt zur Begründung dieser Forderung Folgendes an:

„Wenn euch an der Wissenschaft gelegen ist — wenn ihr wünscht, das Misstrauen und die Verachtung, welche in so weiten Kreisen der Philosophie entgegengebracht werden, zu beseitigen — wenn ihr der ansteckenden und geistesverwüstenden Seuche der Skepsis siegreich begegnen wollt — wenn ihr das Wohl und Wehe bedenkt, die dann doch aus wissenschaftlichen Bestrebungen in breiten Strömen in alles Volk abfliessen, so müsst ihr Kant überwinden, vergessen und Neues pflügen.“ — „Kant übt schon viel zu lange durch glänzende, aber durchaus irrige Gedanken eine despotische Herrschaft über uns aus in weiteren Kreisen, als diese Herrschaft wirklich gefühlt wird.“

Schliesslich giebt der Verfasser seine Meinung über den Werth Kant's kund: „Warum ihn zu einem modernen Aristoteles oder Platon machen, wenn das Zeug höchstens zu einem Protagoras oder Karneades ausreicht.“

Gegenüber solcher eitelen Missachtung der Kant'schen Verdienste nimmt sich das maasslose Selbstbewusstsein der Realisten sonderbar aus. Immer ruft ein würdeloser Hochmuth den Eindruck von Beschränktheit, nicht nur des Geistes, sondern auch des Gemüthes hervor; je dunkelhafter sich diese Herren gebahren, je weniger Recht zum wirklichen Stolze scheinen sie beanspruchen zu dürfen. Jeder von ihnen meint zum mindesten zum Verbesserer Kants berufen zu sein. Nur eine Zeit wie die gegenwärtige konnte sich durch derartiges Selbstlob düpiren lassen. Dr. Wolff setzt seine „Logik und Sprachphilosophie“ neben oder vielmehr über die „Kritik der reinen Vernunft.“ Wie er im Vorwort erklärt, suchte er „dasselbe Problem positiv zu lösen,“ was Kant zu lösen versucht. „So tritt das Werk Kant und der aus ihm entsprossenen spekulativen Metaphysik der Jetztzeit diametral entgegen.“ (S. 6). Auch Kirchmann leidet an solcher Selbstüberhebung. Die Anmerkungen zu den Heften der sonst so verdienstvollen „Philosophischen Bibliothek“ tragen nicht den Charakter von Erläuterungen, sondern von Rektifizierungen der betreffenden Autoren nach dem allein seligmachenden Recept des Realismus. Im Vorwort zu seiner „Aesthetik“ sagt er:

„Die idealistische Philosophie erkennt zwar allmählig das realistische Prinzip im Gebiete der Natur an; allein desto entschiedener weist sie es noch immer im Gebiete des Sittlichen und Schönen zurück. Es kam daher darauf an, durch die That zu zeigen, was der Realismus in diesen Gebieten vermag.“

Die That zeigt: Herzlich wenig! Kirchmann's Aesthetik hält auch nicht einen annähernden Vergleich aus etwa mit den hierher gehörigen Werken Hegel's, Carrière's u. A. Der heutige Realismus in der Kunst steht denn auch in fast gar keinem Zusammenhange mit dieser philosophischen Richtung; während z. B. die Einflüsse der Schopenhauer'schen Aesthetik auf allen Gebieten der Kunst und Litteratur nachweisbar sind. Mit dieser Thatsache fällt auch Kirchmann's weitere Anmaassung, dass durch das „Prinzip der Beobachtung“ Ergebnisse erlangt würden, „welche zwar von den, in den Systemen jetzt herrschenden Ansichten erheblich abweichen, aber vielleicht für das Verständniss des daseienden Schönen weiter führen, als jene.“

Wie Kant, so finden seine Nachfolger seitens des Realismus nur Missachtung und Verkennung. Dem Schopenhauer'schen Pessimismus gegenüber lassen sie Aeusserungen fallen, wie sie heute kaum noch ein obskurer Zeitungsschreiber seinen Lesern zu bieten wagt. Dr. Wolff erklärt die pessimistischen Bestrebungen für „seelen- und geistlos“ und schliesst seine Einleitung in „Logik und Sprachphilosophie“ mit den Worten:

„Sache der Menschheit auf der anderen Seite aber ist es nun auch, sich endlich von der alltäglichen und leichten, der pessimistischen und nihilistischen Tageslitteratur, die nur verderbend auf Gemüth und Intellekt einwirkt, abzuwenden und sich wieder ernsteren und eindringenderen Studien zuzuwenden.“

Böswillige Absicht oder krasse Ignoranz kann nur der Anlass sein, den mächtigen Einfluss des Pessimismus auf die Wiedergeburt der Kunst und damit des deutschen Geistes zu verschweigen. Der Realismus will sich's vor Allem wohl sein lassen im Leben; wie der praktische Egoismus der Zeit wirft auch er die Nützlichkeitsfrage auf. Die Philosophie gilt ihm nicht nur als Erfahrungswissenschaft, sondern auch als Lebenswissenschaft. Dr. Wolff sagt (S. 2):

„Wie aus dem Leben gegriffen, sollte sie auch fortwährend ihre befruchtenden Strahlen auf das Leben aussenden. Ihr Name besagt, dass sie Liebe zur Weisheit sei. Was aber nützt alle Weisheit, wenn sie nicht Weisheit für's Leben ist.“

Unmittelbar praktische Anwendung kann der transzendente Idealismus im Leben allerdings nicht finden; das berechtigt aber noch nicht zu der Kirchmann'schen Behauptung, dass er „nicht über den Schreibtisch hinaus in das Leben und

die besonderen Wissenschaften eindringen“ könne. In das Gemüth dringt er ein, und aus dem Gemüthe des Menschen bildet sich die moralische Welt. Daher denn auch Wolff und Bolliger selbst, im Widerspruch gegen ihr eigenes Urtheil, die schädlichsten Einflüsse der kritischen Philosophie zu beklagen finden. —

Prüft man den philosophischen Realismus auf seinen wirklichen Werth hin, so findet man, dass er weiter nichts ist als eine Erneuerung des früheren englischen Empirismus, als das Bestreben, die empirische Psychologie der Locke'schen Schule auf's Neue zum Unterbau der Philosophie zu machen. Dabei herrscht völlige Unklarheit darüber, wie man zur Anerkennung des Seins gelange. Kant's Philosophie hat gerade eine innere Ueberwindung dieses Empirismus herbeigeführt. Durch die Trennung von Ding an sich und Erscheinung, welche Schopenhauer als Kant's grösste That feiert, brach Kant mit der vorhergehenden dogmatischen Philosophie, welche die Gesetze, nach welchen die Erscheinungen verknüpft sind, als absolute und durch gar nichts bedingte Gesetze fasste und an dem Leitfaden derselben das ganze Räthsel der Welt lösen wollte. Indem der Realismus diess Ergebnis der Kant'schen Philosophie leugnet, nähert er sich in bedenklicher Weise wieder jenem früheren Dogmatismus, gegen welchen er so grosse Verachtung zur Schau trägt. England gilt den Realisten als das in der Philosophie am weitesten vorgeschrittene Land. Dr. Wolff sagt von Kant's Forschungen: „sie haben bewirkt, dass Deutschland in philosophischer Hinsicht von seinem Nachbarvolke, den Engländern — ich wage es auszusprechen — thatsächlich überholt ist. Dass diess wahr ist, beweisen die vielen deutschen Uebersetzungen englischer neuerer Werke, die im Buchhandel augenblicklich mehr begehrt werden, als unsere deutschen Produktionen.“ Ob dieser Grund stichhaltig ist, ob nicht vielmehr der Grund für das Ueberwiegen englischer Lektüre in der ganzen, von uns bezeichneten Zeitrichtung zu suchen sei, wird eine kurze Prüfung der englischen Litteratur leicht zeigen.

England hat sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von dem metaphysischen Inhalt der Philosophie abgewandt und ihren Begriff auf Naturwissenschaft und Mechanik beschränkt. Hier haben wir ein Volk, das den praktischen Tendenzen des Lebens allein huldigt und die Wissenschaft des Oefteren „zu Sklavendiensten im Reiche der Industrie“, wie Zöllner sich ausdrückt, erniedrigt. Nur das Auftreten gleich einseitiger praktischer Tendenzen konnte in Deutschland eine Ueberschätzung Englands veranlassen. Wo der praktische Geist allein ohne Rücksicht auf die höchsten Interessen des Denkens die Studien einer Generation regelt, giebt es immer Lücken, durch welche der metaphysische Trieb der Menschheit bricht. Einem solchen metaphysischen Antrieb folgen die englischen Essayisten. Ihre Beliebtheit erklärt sich aus dem nicht zu unterdrückenden, verkannten Bedürfniss nach philosophischer Nahrung. Der Deutsche ist jedoch seit Alters geneigt, Leistungen des Auslandes zu überschätzen. So geschieht es auch mit diesen Essayisten. Behauptet doch Fabricius, der Uebersetzer Emersons, der Amerikaner bringe uns unsere eigenen Blüten und Früchte „gezeitigt und verklärt“ zurück; denn die deutsche Philosophie wäre durch die „schwere und eingerostete Form“ von der Denkweise „gesunder, natürlicher und aus echtem Instinkt empfindender Menschen“ geschieden. Wem Kant und Schopenhauer „zu schwere Lektüre“ ist, der mag ja leicht glauben *Philosophie* zu treiben, wenn er sich an den geistvollen Essayisten genügen lässt. Nur wächst das blühende Essay erst auf dem Boden, den die Philosophie mit ernster Lebensmühe bereitet hat. Wer da nicht mitarbeiten kann und mag, soll sich Blumen pflücken, aber nicht meinen, dass die Blumenzucht und das Sträussebinden der Zweck des Daseins sei! —

Einen zweiten Beleg für die Ueberschätzung des Englischen liefert die Anerkennung und Verbreitung, welche die Werke eines Samuel Smiles bei uns gefunden haben. Sie sind in unsere Stadt- und Schulbibliotheken gedrungen, werden von Lehrern und Vereinen empfohlen und fanden in der Presse die wärmste Aufnahme. Nur das „Litterarische Centralblatt“ (No. v. 15. Juli 1882) gab ein unbefangenes Urtheil über die Uebersetzung von dem Buch „*die Pflicht*“ ab. Smiles, der Vielgelobte und Vielgelesene, besitzt einen merkwürdigen Fleiss im Sammeln von Zitaten und Beispielen, deren endlose Aneinanderreihung ermüdend auf den Leser wirkt. Nie gelangt er über den Zwang des Konventionellen in seinen Ansichten hinaus; oft ist er trivial und verbrämt seine trockene Moralisterei durch abgestandene Anekdotchen. Dabei fehlt es nicht an Unrichtigkeiten und Missverständnissen. Heine legt er eine Klage über den Tod seiner Frau in den Mund, während diese ihn überlebt hat; von Kant behauptet er irrthümlich, dass er bis zu seinem Tode sich die volle Geistesklarheit bewahrt habe. In dem Buche „Der Charakter“ spricht er (S. 476) von der Platonischen Auffassung der Liebe und bemerkt zu derselben: „Die Philosophie geht hier aber irre, denn die Zuneigung entsteht ebenso häufig durch die Unähnlichkeit wie durch die Aehnlichkeit des geliebten Gegenstandes.“ Diese Stelle beweist, dass Smiles Plato nicht verstanden, ja vielleicht gar nicht gelesen hat. Plato spricht gar nicht von der Aehnlichkeit, sondern von der Ergänzung der einen Hälfte durch die andere, lehrt also im Wesen dasselbe als die heutige Wissenschaft, welche behauptet, dass meist äussere Gegensätze sich lieben, weil das Unbewusste in ihnen dadurch zur Vollkommenheit der Idee zu gelangen sucht. Nur in einer verstandeskalten Zeit wie der heutigen sind die Erfolge dieser Bücher erklärlich; sie wurzeln ganz und gar in der einseitigen Verstandesbildung. In dem Buche über „die Sparsamkeit“ versteigt sich Smiles (S. 11) zu der Behauptung:

„Alles, was gross am Menschen ist, kommt vom Arbeiten — Grösse in der Kunst, in der Litteratur, in der Wissenschaft. Das Wissen, — der Flügel, mit dem wir zum Himmel emporfliegen — wird lediglich durch Arbeit erworben. Das Genie ist die Fähigkeit intensiv zu arbeiten, es ist die Kraft, grosse und andauernde Anstrengungen zu machen.“

Niemand wird leugnen, dass Arbeitskraft mit der genialen Begabung verbunden sein muss; aber sie quillt nicht, wie Smiles will, aus der Erziehung und Verstandesbildung, sondern aus der Begeisterung und dionysischen Erregung. Die blossе Arbeitskraft sagt uns noch nichts über das Was, ja selbst nichts über das Wie der Arbeit. Man kann sie mit Zahlen berechnen, so lange sie sich in mechanische Kraft, in materielle Bewegung umsetzen lässt; aber das Genie, diese weltbewegende, ideale Kraft, ist bis heute „unberechenbar“ geblieben, zum grossen Aerger der gelehrten Philister von der Statistik! Auch ist es mehr als zweifelhaft, ob die Sparsamkeit die Gesittung der Welt geschaffen habe, wie dort behauptet wird. „Der, welcher nichts spart, hat keinen Antheil am Fortschritte der Welt“, erklärt Smiles an derselben Stelle. Ich denke, Europa und besonders Deutschland hat Dichter und Denker gehabt, die keine Sparer waren und doch mehr zum Fortschritt der Welt beigetragen haben, als ein Dutzend Sparer von der achtbaren Art des Mr. Smiles. „*Bin die Verschwendung, bin die Poesie!*“ sagt der „Knabe Wagenlenker“ im *Faust*; aber um ihn wogt „ein fratzenhaft Gebild“, das nur zu gerne nach den trügerischen Schätzen des „Plutus“ greift. Gewiss ist diess Unverstand, und darum heisst es, recht im Gegensatz zu obigem Verse des Dichters, bei dem aufgeklärten Essayisten belehrend weiter: „*Die Sparsamkeit ist nur gesunder Menschenverstand*“, aber mit dem erläuternden Nachsatze; „der in Alltagsdingen seine Wirksamkeit empfindet.“

In „Alltagsdingen“, ja darin hat der Engländer Recht; aber er irrt, wenn er diesen „gesunden Menschenverstand“ zum Richter für Alles und Jedes machen will. Diesen Irrthum theilt mit ihm die ganze Zeit, unter Anderen auch der philosophische Realismus. Es ist daher an der Zeit, den „gesunden Menschenverstand“ einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Zu den Fanatikern dieses gewöhnlichen Verstandes gehört im vorigen Jahrhundert Nicolai, in der Gegenwart Julian Schmidt. Letzterer begann seine Ausgabe von Kleist's Schriften mit der Hervorhebung des „ungesunden“ Elementes von Kleist. Die Blößen, die sich „der verständige Mann, der von Schiller verlangte, er hätte sagen sollen, was hinter dem verschleierte Bild zu Sais eigentlich steckt,“ mit der Einleitung zu Kleist's Werken gegeben, deckte Emil Kuh in den „Stimmen der Zeit“ auf. Wo sich der von J. Schmidt gefeierte „gesunde Verstand“ daran macht, Kunstwerke zu bilden, ist die Mittelmässigkeit fertig. Auch dem Realismus gilt der „gesunde Menschenverstand“ als Kriterium der Wahrheit. Kirchmann sagt im Vorwort zu seiner „Aesthetik“:

„Der Idealismus war von jeher das Schooskind der Philosophie; es erschien so niedrig, so gemein, sich mit jedem Bauer und Bettler des gleichen Instrumentes, d. h. der Wahrnehmung, zur Erkenntniss der Dinge zu bedienen; die Philosophie musste etwas vor dem gesunden Menschenverstand voraus haben; so erfand man den Gegensatz von Verstand und Vernunft.“

Mit Schärfe wendet er sich gegen jede andere Erkenntniss als aus blossem Verstande.

„Neben der Sinnes- und Selbstwahrnehmung giebt es für den Menschen kein Drittes, was den Inhalt des Seienden seinem Wissen zuführen könnte. Insbesondere sind das „intuitive Wissen“ oder „anschauende Denken“ (Schelling, Schopenhauer), das „Hellschauen“ (Mystiker), die „Offenbarung“ (in den Religionen), die „angeborenen Ideen“ (Kant) u. s. w. keine solche Mittel, durch welche der Mensch Kenntniss von einem Seienden erlangen kann. Vielmehr sind diese angeblichen Quellen der Erkenntniss nur Gebilde eines dunklen oder von den Gefühlen missleiteten Denkens, welches damit seinen phantastischen Schöpfungen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben versucht. Der Inhalt dieser vermeintlichen Quellen der Wahrheit ist deshalb leicht als das Erzeugniss eines Denkens darzulegen, welches im Dienst der Gefühle der Lust oder der Furcht diesen Inhalt aus Elementen des Wahrgenommenen sich zusammensetzt, um die Neugierde oder Sehnsucht nach dem jenseits der Wahrnehmung Gelegenen in der bequemsten Weise zu befriedigen.“ (Aesthetik I, 4).

Ähnlich äussert sich Kirchmann im „Prinzip des Realismus“ (S. 51):

„Vor Allem weist der Realismus bei seiner Arbeit die Hilfe des verbindenden und phantastischen Denkens oder der im Dienst der Gefühle stehenden Fantasie zurück. Diese Schmeichlerin ruft bald die Gefühle der Lust, bald die sittlichen und idealen Gefühle des Schönen zur Hilfe; sie sollen als die ächten Prüfsteine und die sicherste Bestätigung der Wahrheit gelten. Es ist vielmehr das wesentliche Kennzeichen des realistischen Philosophen, dass er diesen Gefühlen alle Einwirkung auf seine Forschung versagt, selbst auf die Gefahr hin, seine Resultate als prosaisch und langweilig verschrien zu hören.“

Derartige Beispiele liessen sich noch in Menge zusammentragen. Unsere Zeit geht den Stelzengang des bewusst Logischen und misskennt die Macht der Intuition, und die Macht der Wahrhaftigkeit, die dem Gefühle unmittelbar innewohnt. Hiergegen schrieb schon Dickens seinen Roman „Harte Zeiten.“ Nur bei der Ausbildung eines so einseitigen Verstandeskultus war es möglich, dass man glauben konnte, Schopenhauer dadurch widerlegt zu haben, dass man seine Weltanschauung als „poetisch“ verdächtigte. Ein gleiches Schicksal traf Nietzsches Werk: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik.“ Die Zeit ging dabei von der irrigen Ansicht aus, dass Poesie und Wahrheit einander ausschliessen; wer aber hobe uns den Schleier von dem Wesen der Dinge, wenn nicht die Kunst, welche Gestalten und Sprachen schafft, die keine physiologisch-chemische, noch philologisch-historische Wissenschaft jemals ergründet hat.

Gegenüber solchen Ausschreitungen des einseitigen Verstandes und seiner Ueberschätzung würde es einer besonderen Untersuchung seines Werthes bedürfen, wäre diese nicht längst vorhanden. Schon vor hundert Jahren wurde Kritik geübt an dem „gemeinen Menschenverstand“ und zwar durch keinen Geringeren als Kant. In der Vorrede zu seinen „*Prolegomena*“ spricht er von Hume's Gegnern:

„Sie erfanden daher ein bequemerer Mittel, ohne alle Einsicht trotziz zu thun, nämlich die Berufung auf den gemeinen Menschenverstand. In der That ist's eine grosse Gabe des Himmels, einen graden (oder wie man es neuerlich benannt hat, schlichten) Menschenverstand zu besitzen. Aber man muss ihn durch Thaten beweisen, durch das Ueberlegte und Vernünftige, was man denkt und sagt, nicht aber dadurch, dass, wenn man nichts Kluges zu seiner Rechtfertigung vorzubringen weiss, man sich auf ihn, als ein Orakel beruft. Wenn Einsicht und Wissenschaft auf die Neige gehen, alsdann und nicht eher, sich auf den gemeinen Menschenverstand zu berufen, das ist eine von den subtilen Erfindungen neuerer Zeiten, dabei es der schalste Schwätzer mit dem gründlichsten Kopf getrost aufnehmen und es mit ihm aushalten kann. So lange aber noch ein kleiner Rest von Einsicht da ist, wird man sich wohl hüten, diese Nothhilfe zu ergreifen. Und beim Lichte besehen, ist diese Appellation nichts Anderes, als eine Berufung auf das Urtheil der Menge; ein Zuklatschen, über das der Philosoph erröthet, der populäre Witzling aber triumphiret und trotziz thut. Ich sollte aber doch denken, Hume habe auf einen gesunden Verstand eben sowohl Anspruch machen können, als Beattie, und noch überdem auf das, was dieser gewiss nicht besass, nämlich eine kritische Vernunft, die den gemeinen Verstand in Schranken hält, damit er sich nicht in Spekulationen versteige, oder wenn bloss von diesen die Rede ist, nichts zu entscheiden begehre, weil er sich über seine Grundsätze nicht zu rechtfertigen versteht; denn nur so allein wird er ein gesunder Verstand bleiben. Meisel und Schlägel können ganz wohl dazu dienen, ein Stück Tannenholz zu bearbeiten, aber zum Kupferstechen muss man die Radiradel brauchen. So sind gesunder Verstand sowohl, als spekulativer, beide, aber jeder in seiner Art brauchbar; jener, wenn es auf Urtheile ankommt, die in der Erfahrung ihre unmittelbare Anwendung finden, dieser aber, wo im Allgemeinen aus blossen Begriffen geurtheilt werden soll, z. B. in der Metaphysik, wo der sich selbst, aber oft per antiphrasin so nennende gesunde Verstand ganz und gar kein Urtheil hat.“

Diese Worte Kant's haben ihre Giltigkeit auch für unsere Zeit, und man thut wohl, den Anmaassungen des „gesunden Menschenverstandes“ gegenüber sich diese treffende Abfertigung ins Gedächtniss zurückzurufen. Die reine Verstandesbildung führt, wie Goethe erkannte, zur Anarchie, da dem Verstande keine Autorität innewohnt. Diese Anarchie finden wir bereits in der heutigen Wissenschaft; sie zu dämmen und ihr Eindringen in das Leben zu hindern vermögen wir nur durch Bekämpfung der einseitigen Verstandesbildung.

Litteratur.

Eugène Gellion-Danglar,

Les Sémites et le Sémitisme au point de vue ethnographique, religieuse et politique.
(Paris, Maisonneuve 1882, 8°, XI et 199 pp.)

Besprochen von Dr. Adolf Wahrmund.

Das Hauptverdienst des oben genannten Buches besteht in der Schärfe, mit welcher darin versucht wird, über gewisse, für eine nähere und fernere Zukunft höchst wichtige Fragen zu entscheiden. Im Sinne des Verfassers wären es sogar die allerwichtigsten, um nicht zu sagen: die einzig wichtigen. Wie dem auch sei: die Klarheit, mit der man sich des Gegensatzes streitender Prinzipien bewusst geworden, noch ehe es zur Entscheidung kommt, ist gewiss für die Art des

Kampfes selbst und seinen Ausgang von grosser Bedeutung. Hören wir den Verfasser selbst, der sein Buch mit folgenden Worten einführt:

„Die Ethnologie wie die Anthropologie, auf welche sie sich stützt, und die sie ergänzt, — ist eine ganz neue Wissenschaft, deren Geburt erst von gestern datirt. Aber ihr Wachsthum ist mit Riesenschritten vorwärts gegangen, und so jung sie noch ist, hat sie doch schon eine so hohe Stufe der Entwicklung und solche Kräfte gewonnen, dass sie bereits im Stande ist, einen entscheidenden Einfluss zu üben und für die Lösung mehr als Einer Frage das Gesetz vorzuschreiben. Beschränkte und übelwollende Köpfe sind bestrebt, sie zur unfruchtbaren Rolle einer abstrakten Wissenschaft zu verurtheilen und sie einfach wie einen Zweig der Naturgeschichte zu betrachten. Auch so betrachtet, würde sie eine gewisse Wichtigkeit noch behaupten, aber sie ist zu höherer und weiterer Wirksamkeit bestimmt, und so wird sie denn ihren Aufschwung nehmen, um in jedem Sinne Licht zu verbreiten über die grossen Fragen unserer Zeit und ein unerschütterliches Fundament zu bilden für die Geschichte, die Soziologie, die Politik, kurz für Alles, was den Menschen angeht, sowohl für die Erkenntniss seiner Vergangenheit als für die Gestaltung seiner Zukunft.“

An anderer Stelle (p. 182) heisst es:

„Es ist zweifellos, dass die *Race* es ist, die sich ihre Götter, ihren Kult, ihre Sprache, ihre sozialen und politischen Zustände selber schafft. Es giebt keine anderen Geheimnisse in den Entwicklungsgesetzen der Racen, als solche, die unsere Unwissenheit oder unser Hochmuth bestehen lässt, und deshalb kann die Ueberzeugung nicht genug verbreitet werden, dass das Studium des anthropologischen Problems und das der Racenfrage die sicherste Grundlage, das unentbehrlichste Fundament der politischen Wissenschaft in allen ihren Zweigen und praktischen Anwendungen wie in ihren theoretischen Konzeptionen bildet.“

In der That hat die Ausbildung der anthropologischen Wissenschaften in Verbindung mit der Verwandtschafts- oder Racen- und Sprachenfrage bereits eine so hohe Stufe, und haben ihre Ergebnisse einen so hohen Grad der Verbreitung erreicht, dass sie der Praxis gegenüber nicht mehr zur Ohnmacht verurtheilt bleiben können und sich unter allen Umständen Einfluss verschaffen werden. Die bis jetzt so geräuschlos und still vorschreitenden Arbeiten der Forschung machen den Eindruck geheimer Rüstungen, und da ist denn die alte Frage wieder am Platz, ob gerüstet wird, damit alsbald wieder abgerüstet werde, oder ob der Kriegsgott eines nicht allzufernen Tages in den neuen Waffen zum Kampfe schreiten wird. Die Art, wie Thukydides sich diese Frage beantwortete, als er seiner Zeit aus den Rüstungen beider Parteien auf einen gewaltigen Krieg schloss, muss wohl, soweit es sich um eine Regel handelt, als die richtige gelten. Der Streit aber, der sich hier auch auf dem Felde der Wissenschaft mehr und mehr nachdrücklich geltend macht, ist der Ausdruck des tiefen Gegensatzes zwischen Arierthum und Semitentum im weitesten Sinne.

Wollten wir den hiermit angedeuteten „Racenkampf“ als einen naturwissenschaftlich zu erforschenden und festzustellenden Prozess auffassen, so würde uns der Darwinianer etwa die Versicherung geben, dass nach Jahrtausenden das Racengesetz sich in allen Dingen als absolut maassgebend erwiesen haben wird, in dem Sinne nämlich: dass die Eine höchste Race für alle Anderen die Gesetze giebt. Diess würde den in diesen Blättern mitgetheilten Ansichten Gobineau's im Prinzip entsprechen, in der Folgerung aber weit davon abweichen, insofern als Gobineau an Stelle der endlichen Herrschaft einer höchsten Race der Zukunft vielmehr die Depravation aller Racen, nach Aufbrauchung und Verderben der edelsten Reste, erblickt. Wir aber glauben, dass bei der Frage nach dem Werth und der Entwicklung der Racen vor Allem, als Gegengewicht, die universale Macht der Religion zu betrachten sei, d. h. hier die über die Race weit hinausgehenden Forderungen, welche das christliche Gewissen in Bezug auf volle Gegenseitigkeit unter den Menschen sich stellt. Ob es sich einst zeigen werde, dass diese Forderungen höchster Menschlichkeit nur wiederum an das

Gewissen Einer bestimmten Race gebunden seien, wissen wir nicht. — Um das Jahr 1848 gefiel es einigen Geologen, die verschiedenen Staatsformen im neu zu gestaltenden Europa nach den Gesteinsarten u. dgl. zu vertheilen: absolute Monarchie an den Granitboden, Republik an den Alluvialboden u. s. w. Von ähnlichen Anwendungen rücksichtlich der Bedeutung der Racenfrage ist auch unser Autor nicht frei; doch indem wir gerade von ihm in der Auffassung der christlichen Religion stark abweichen, werden auch unsere Gedanken in dieser Richtung einen wesentlich anderen Charakter tragen müssen.

Von den Semiten nun, welche unser Verfasser insbesondere behandelt, lässt sich mit Recht sagen, dass sie ihre Religionen, deren Hauptvertreter das Judenthum und der Islam sind, sich selbst geschaffen haben; denn der Islam lehnt sich, soweit er abhängig ist, nur an das Judenthum und Judenchristenthum an und ist, wie Nöldeke mit Recht sagt, als die eigentliche Vollendung der semitischen Religion zu betrachten. Das Judenthum aber hat das aufgenommene Fremde seinem Genius gemäss umgestaltet, wie es denn die aus dem altbabylonischen Kultur- und Litteraturkreis entnommene Anschauung von der gemeinsamen Abstammung der nachsündfluthlichen Menschen von Einem Urvater (Hasis-adra = Noah) nur dazu benutzt hat, um den Begriff der Noachiden als Menschen zweiter Klasse aufzustellen, welche zwar auch die Pflicht haben, den jüdischen Jahveh zu verehren, aber keineswegs vor seinem Antlitz gleiches Recht mit dem auserwählten Volke geniessen, während es, in gleicher monopolistischer Gesinnung, die dem Parsismus entnommene Unsterblichkeit einfach für sich allein reservirte, wie diess eben semitische Praxis ist, die nichts Menschliches als sich gleichgeordnet betrachten und behandeln kann. Der Verfasser nimmt aber auch das Christenthum als wesentlich semitisch an, worin er ohne Zweifel Unrecht hat. Dasselbe enthält zwar in seinem heutigen Zustande noch manches Semitische, aber seinem eigenthümlichen religiösen Wesen nach bezeichnet es den vollkommenen Bruch mit der semitischen Ausschliesslichkeit und die gerade Umkehrung dieses Prinzipes.

Von den sozialen und politischen Formen wie überhaupt von der Kultur, welche der Semitismus zu schaffen vermochte, hat Gellion-Danglar eine möglichst schlechte Meinung. Es ist überhaupt bemerkenswerth, dass der Anstoss zum Kampfe gegen die früher übliche Romantisirung des semitischen Orients von Frankreich ausgegangen ist, welches durch seinen algerischen Besitz von allen europäischen Staaten zuerst eine breitere Berührungsfäche mit dem Semitismus gewann. Der Verfasser sagt (p. 6):

„Es liegt klar zu Tage, und man darf nur die Geschichte durchblättern, um sich davon zu überzeugen, dass der arische Zweig (der weissen Race) allein die grossen Zivilisationen geschaffen hat und allein den Begriff der Gerechtigkeit und den Sinn für das Schöne besitzt. Die semitischen Zivilisationen, so glänzend sie auch auf den ersten Blick erscheinen, sind nur Schattensbilder, mehr oder weniger plumpe Parodien, auf Pappdeckel gemalte Dekorationen, welche gewisse Leute so gefällig sind, für Werke von Marmor oder Bronze zu nehmen. In diesen künstlichen Gesellschaften sind die Laune und das „bon plaisir“ Alles, und sie decken sich nur mit dem prostituirten Namen der Gerechtigkeit, welche selbst ein Nichts ist. Das Bizarre, Ungeheuerliche nimmt dort die Stelle des Schönen ein, und die Maasslosigkeit hat den Geschmack und die Dezenz (die Verecundia) aus dem Reiche der Kunst verbannt. Der Semite ist nicht für die Zivilisation und das sesshafte Leben gemacht. In der Wüste, unter seinem Zelte kommt die ihm eigene Schönheit und Grösse zur Entwickelung; dort verfolgt er die eigenen Wege und bleibt so in Harmonie mit der übrigen Menschheit. Ueberall sonst ist er nicht am Platze, alle seine besseren Eigenschaften verschwinden, und seine Laster entfalten sich. Der Semite, Räuber in den Sandwüsten Arabiens, und in einem gewissen Sinne heldenhaft, wird in der Gesellschaft ein niedriger Intrigant. Einige werden Minister und Günstlinge der Könige, die Masse aber kriecht auf den

niedrigsten Stufen, und Alle behandeln den Winkel Erde, wo sie festen Fuss gefasst, als oberstes Land und verwüsten ihn mit unersättlicher Gier.“

(Pag. 61): „Jahrhunderte hindurch haben Phönizier und Karthager das Fett des Mittelmeeres und des Oceans abgeschöpft, wie ihre beduinischen Brüder das der Wüste. Arabische Beduinen haben Jahrhunderte lang Aegypten besessen, ein Land, fruchtbar vor allen, und wo der Ackerbau fast überflüssig ist: in welchem Zustand haben sie es zurückgelassen?“

Man verweist uns auf die „semitische Kulturperiode“ in Spanien? Hören wir darüber Herrn Gerhard Rohlf's, einen der gründlichsten Kenner Nordafrika's („Reise von Tripolis nach der Oase Kufra,“ Leipzig 1881):

„Wenn die Araber wirklich das tüchtige Volk wären, wofür man sie zu halten nur zu sehr geneigt ist, dann hätten sie doch in Marokko, Algerien und Tunesien nach ihrer Vertreibung aus Spanien dasselbe geleistet, was sie angeblich in Spanien geleistet haben sollen. In Spanien fanden die Eroberer ein günstiges Feld. Schwarze Sklaven zur Bebauung des Bodens besaßen sie schon, viele Christen zur Beackerung geistiger Gebiete erhielten sie noch dazu. Selbst arbeiten? Die Araber arbeiteten nie und nirgends, sie liessen für sich arbeiten. Erfindungen machten sie nicht, sie liessen erfinden.“

Das modern-europäische Schlagwort des freiheitlichen *laissez faire* nimmt in den Resultaten unserer liberal-semitischen Politik, mit bedenklicher Umdeutung seines schmeichlerischen Sinnes, bereits ein ganz ähnliches Gepräge sozialen Herrn- und Sklaventhums an!

Meint man nun, dass der eigentliche Grund dieser Erscheinungen die religiöse Anschauung sei, so ist man damit allerdings unter die Oberfläche gegangen, aber, nach der strengen Racenlehre, nicht eben sehr tief; denn die Race, so lehrt diese, schafft sich ihre Religion nach den Racegesetzen. Der semitischen Race fehlt aber ohne Zweifel die Befähigung, sich eine die gesammte Welt und Menschheit umfassende schöne Ordnung, welche die Gleichberechtigung Aller in sich schliesst, deutlich, d. h. in lebendiger Gliederung, vorzustellen. Was sie von dieser Vorstellung fassen kann, ist ein leerer Monismus, der keinen praktischen Werth hat. Das griechische Genie allein, sagt Gellion, konnte die Idee der Ordnung, der Harmonie, der Schönheit, der Gerechtigkeit erfassen und den herrlichen Ausdruck *κόσμος* schaffen, der alle diese Ideen in sich vereinigt.

Was aber exemplifiziren wir noch auf solche entfernte Perioden eines angeblich längst überwundenen Standpunktes des menschlichen Bewusstseins? Steht doch bereits in einigen Compendien der Weltgeschichte zu lesen, dass die neuen Verkehrs- und Mittheilungsmittel ziemlich rasch nach dem Beginn der „Neuzeit“ schon eine „neueste Zeit“ eröffnet haben. In dieser neuesten Zeit haben wir uns umzusehen und zu bedenken, wie wir uns stellen! Wir machen die Wahrnehmung, dass, wie Dampf und Elektrizität die räumlichen Ausdehnungen verkürzt und das Entfernte zusammengeschoben haben, so auch gewisse aus älterer und ältester Zeit rückständige Fragen und Themata plötzlich eine Wendung nehmen, als ob sie sehr kurz abgethan werden sollten. Und die Ursachen dieser Erscheinung drängen sich von selbst auf. Die wichtigste derselben erblicken wir in der ungeheueren Arbeitssteigerung, von welcher die Hauptlast offenbar auf die sogenannten Kulturracen fällt. Die Anforderungen, welche hier lediglich schon durch das natürliche Streben der Selbsterhaltung im Kampf ums Dasein an Geist und Körper der Besten gestellt werden, haben sich gegen früher so gesteigert, dass in der Anschauung der also in Anspruch genommenen eine gewisse feste Entschlossenheit entstanden ist, welche die falschen Ansprüche Solcher, die zwar nicht mitarbeiten, aber mitgeniessen oder gar noch privilegiert und bevorzugt sein wollen, kurz zurückweist. Mit dem Namen Härte darf man diese Entschlossenheit nicht bezeichnen, denn es liegt auf der Hand, dass die vertausendfachte Mittheilung über die ganze Erde hin auch die Mitempfindung in gleichem Masse

gesteigert hat. Aber auch diese Mitempfindung, die ja wieder ein neuer und tiefer Stachel zur Arbeit ist, — es muss gesagt werden, — auch diese Mitempfindung sammt der neuen Arbeit, die sie bringt, fällt wieder nur auf die Kulturvölker; die andern steigern nur ihre Ansprüche. Die menschliche Geduld aber, auch die der Besten, hat ihre Grenzen, und grosse Kultur-Völker können nicht zu zu passiven Märtyrern werden wollen. Wenn gewisse grosse und kleine Nichtkultur-Völker und Racen aus solchen Betrachtungen Nutzen ziehen könnten, so wäre das sehr gut für sie und die Andern; es scheint aber fast, als ob diess unmöglich sei, — wie ja eben die Racenlehre auch behauptet, — und daher rührt die scheinbare Härte, die feste Entschlossenheit, mit welcher erleuchtete und sonst wohlwollende Vertreter und Berather der Kultur-Nationen in der Racenfrage Stellung nehmen. Gellion-Danglar gehört zu denen, welche sich am Schroffsten aussprechen (wie z. B. auf S. 7):

„Das Ziel, welches sich jede arische Gesellschaft, die weiter leben will, stecken muss, ist, sich vom Semitismus, der alle ihre Organe bis ins Mark infiziert hat, zu reinigen. Weiss man erst, wer der Feind ist, und wo er ist, so ist der Sieg nah und leicht. Wir kennen den Feind, wir werden ihm kein Quartier geben.“

Und noch stärker an einer andern Stelle (pag. 123):

„So weist Alles auf die Entartung und den wachsenden Verfall der semitischen Race hin. Diese Race hat der Welt das wenige Gute gethan, das sie zu leisten im Stande war, und man hat von ihr nichts mehr zu hoffen. Aber Alles ist zu fürchten von der Infiltration ihres Blutes und ihrer Doktrinen in die Bevölkerungen und Zivilisationen arischen Ursprungs. Da heisst's also wachsam sein und kämpfen und den Ruf des alten Cato wieder aufzunehmen: *et insuper censeo, delendam esse Carthaginem!*“

Dabei richtet Gellion noch Vorwürfe an die Deutschen, deren schwerfälliger germanischer Fuss das Feld der „Verfolgung“ und des „illiberalen“ Gedankens betreten habe, — von denen aber doch unseres Wissens Keiner so leidenschaftliche Worte wie die oben angeführten jemals gebraucht hat*). Vielmehr glauben wir aus mancherlei, wenn auch verstreut auftauchenden Anzeichen in der That die Hoffnung entnehmen zu dürfen, dass es eben dem deutschen Geiste, wie seine edelsten Vertreter diess bekunden, am Ehesten und Reinsten gelingen könne, in Religion und Wissenschaft dem christlichen Geiste auch auf dem Gebiete der Racengegensätze zu einem endlichen, heilsam ausgleichenden Siege zu verhelfen. Dass dabei zunächst der fremde Racengeist, wenn er ihm als feindliches Hinderniss entgegentritt, nothwendiger Weise bekämpft werden muss, ist Jedermann wohl begreiflich, der da weiss, um welche hohen und gewaltigen Dinge es sich hier handelt!

Die semitische Race ist mit ihren beiden Hauptvertretern, Judenthum und Islam, noch heute der Träger gewisser urzeitlicher Anschauungen, welche ihren Hauptausdruck in dem nationalreligiösen oder ethnischen (heidnischen) Prinzipie finden, dessen Herrschaft durch das Christenthum, als durch den geraden Gegensatz dieses Prinzips, ein Ende gemacht worden ist**). Mit der Annahme des christlichen Prinzips war die alte ethnische Ausschliesslichkeit gebrochen, und diese Wiedergeburt der Völker aus dem Geiste hat der greise Semitismus nicht mehr an sich erleben können. Nahm das Christenthum zu der Gestalt des Erlösers auch den umfassenden Gottesbegriff der grichischen Philosophie in seine Glaubensbildung auf, so war anderseits mit diesem Begriffe auch erst der Boden für

*) Von der Existenz eines Aufsatzes R. Wagners: „*Erkenne dich selbst!*“ hatte der gelehrte Franzose natürlich noch etwas weniger Ahnung, als die meisten Deutschen selbst! — (B. Bl. 1881. II. S. 33 ff.)

**) Vgl. hierüber meine Schrift: „*Babylonierthum, Judenthum und Christenthum.*“ Leipzig, Brockhaus 1882.*

die eigentliche Wissenschaft gewonnen worden, und das Christenthum der romanischen und germanischen Völker erstrebt die Vermählung des neuen religiösen Prinzips mit dem der Wissenschaft, in welcher Arbeit es bis auf diesen Tag durch die fortdauernden Einflüsse des Semitismus behindert worden ist. Immer neue Versuche werden von Seiten des fremden Geistes und seiner intellektuellen Sklaven aus unserer Mitte angestellt, um den Semiten christlich umfassende Ideen und Wissenschaft anzudichten und anzulügen, oder in der liberalen Ausgleichung Beider jeden Theil um seinen wahren, idealen Werth zu Gunsten eines seichten Rationalismus oder Materialismus unter dem Scheine der gebildeten Freisinnigkeit zu betrügen, während doch im Judenthum selbst wie im Islam vielmehr die Orthodoxie gesiegt hat. Das Christenthum, welches die Predigt der Heilsbotschaft in unbeschränktem Maasse gebietet, während die ethnischen Nationalreligionen nur mit eigennützigem Vorbehalten Propaganda machen können, stimmt auch hierin mit den Voraussetzungen der reinen Wissenschaft überein, welche sich selbst Jedem anbietet und Keinen ausschliesst, welcher Race er immer angehöre. Dass aber nicht alle Racen die gleiche Befähigung zur Aufnahme der Wissenschaft, und auch nicht die gleiche Entwicklungsfähigkeit zu späterer höherer Befähigung besitzen, das hat die Wissenschaft selbst bereits erkannt, und es bildet diese Frage eben ein wichtiges Kapitel der Racenlehre. Das Gebiet der Wissenschaft ist ja das Begränzte und Beschränkte. Auf der andern Seite hat das Christenthum in seiner eigenen Geschichte die gleiche Erfahrung gemacht, nämlich dass nicht alle Racen gleich befähigt und willig waren zur Annahme seiner Heilsbotschaft; aber das Gebiet des Glaubens greift in das Unendliche hinüber, und darum kann es die Predigt an keinem Orte und zu keiner Zeit einstellen. Gerade hierin gelangt die Ewigkeit seines Prinzips zum Ausdruck; und je mehr seine Predigt das reine Wesen seines Evangeliums in das Leben der Gemeinden einzuführen sich bemüht, um so weiter wird auch der Kreis der Empfängnisfähigen werden, welcher zum letzten Ende nicht allein die zur Empfängnis der Heilslehre, sondern auch die zur Empfängnis der Heils thaten christlicher Liebe Fähigen, also die Armen und Leidenden aller Welt, in einer grossen Menschheits-Gemeinde umschliessen soll.

Wie immer sich der antiquirte Semitismus weiterhin zur Predigt des Evangeliums und der Wissenschaft verhalten werde, der christliche Gläubige, der christliche Gelehrte — ein Jeder an seiner Stelle — muss so handeln, als ob diesen beiden Potenzen die Kraft, auch das Greisenhafte wiederzugebären, innewohne. Ob die starre Racenlehre Recht behalten werde, können diese Generationen nicht erleben, — auch nach der Meinung des Verfassers nicht, der — in seiner Auffassung des Christenthums durchaus von unsern oben geäusserten Gedanken abweichend — zum Schlusse sagt: „Der gesammte *Semitismus* ist in hochgradiger Erregung. Das hat aber nichts Beunruhigendes, und man darf hierin nur die Zuckungen eines langsamen, sehr langsamen Todeskampfes erblicken, dessen Phasen nach Jahrhunderten zählen.“ Es sind allerdings jene neuen Mittel des Verkehrs und der Mittheilung, welche diese Erregung mit hervorgerufen haben, und das raschere Tempo, das sie in den Auflösungsprozess des Semitismus bringen, fordert auch das Christenthum zur Läuterung und Weiterbildung seines eigensten Wesens auf, deren nächste Aufgabe die Ausscheidung des Absterbenden, d. i. seiner semitischen Bestandtheile ist, welche, wie so Vielen, auch unserm Verfasser das Verständniss des christlichen Religionsgeistes bis zum völligen Unverstehen erschweren konnten.

Die menschliche Gattung kann unmöglich zur Erreichung einer völligen Gleichheit aller körperlichen und seelischen Eigenschaften bestimmt sein. Diese

würde nur eine Entartung der edleren Racen darstellen, wie Gobineau in seinem Hauptwerke diess uns am Deutlichsten vorgezeichnet hat. Das Christenthum in seiner edelsten Form, wie es die occidentalischen Völker darstellen kann, wenn es dem Bilde des Einen Hirten und der Einen Herde eine Realität zu verschaffen bestrebt bleiben soll, in dieser seiner teleologischen Weltauffassung auf eine verschlechternde Amalgamirung der Racen nicht hinarbeiten wollen. Das Aeusserste, was es auf Erden erzielen kann, ist eine Gemeinsamkeit der Weltanschauung, in welcher für zahlreiche Stufen der Unter- und Ueberordnung in der organischen Gliederung der Menschheit Platz ist. Sich die Unterordnung als durchaus freiwillig und liebevoll zu denken, bleibt ideal; dass aber die Ueberordnung gewisse Eigenschaften zeigen muss, dafür ist jetzt schon thatsächlich gesorgt. Durch die Erziehung, welche die occidentalisch christliche Menschheit durch zwei Jahrtausende erfahren hat, sind ihr diese Eigenschaften und das Bewusstsein ihrer Nothwendigkeit oder Pflichtmässigkeit bereits angebildet worden. Sie gipfeln in der allgemeinsten Mitempfindung mit Allem, was Mensch heisst, und sie gestatten die Herrschaft nur in der Form eines thätigen, heroischen Martyriums, welches die Vorzüge der Herrschaft durch williges, liebendes Mitleiden bezahlt und durch stäten Kampf gegen das Böse die Quellen des Leids zu vermindern trachtet. Tiefer in diess Geheimniss zu dringen, bleibt dem Menschen verwehrt; doch wo der Gedanke und das Wort versagen, tritt die künstlerische Gesamtdarstellung in Dichtung und Musik und in der Vereinigung beider mit dem Höchsten vermittelnd ein.

Max Duncker,

Geschichte des Alterthums.

(Leipzig, Duncker u. Humblot 1882. V. Aufl., 7 Bände.)

Dass eine hochentwickelte Kultur sich mit dem völligen Mangel historischen Sinnes vertragen könne, beweist u. A. die Kultur der Hindu. Auch die andern arischen Völker, so lange sie naiv dahin lebten, bekümmerte das Gewesene wenig; solche naive Völker haben beständig mit ihrem eigenen Werden zu thun, sie leben nur in der Gegenwart, bis einmal die Zeit kommt, da sie vom Baume der Erkenntniss geniessen; nun fasst sie der Trieb, sich über sich selbst zu verständigen; sie schauen rückwärts in ihre und andrer Völker Vergangenheit und suchen an der Hand dessen, was geschehen ist, sich Verständniss für das, was geschehen könnte, zu verschaffen. Freilich ist von den ersten Versuchen, die Geschichte der Menschheit mit Ernst und Objektivität zu betrachten und mit Hülfe des Satzes vom Grunde zu erforschen, bis zu einer zusammenhängenden Erkenntniss und einer planvoll ebenmässigen Darstellung des Erkannten noch ein weiter Weg. In Deutschland erwachte dieser Sinn vor etwa hundert Jahren. Die ersten Anregungen kamen allerdings von ausserhalb: das kritische Verfahren der englischen Philosophen forderte allorts die Fragestellung heraus: „was ist wirklich?“ — und Rousseau's Ruf: „zurück zur Natur!“ lenkte die Blicke in die früheren kindlichen Zustände der Völker. So gingen Herder, Winckelmann, Humboldt an ihre Arbeit: diese Drei dürfen sich wohl in den Ruhm theilen, die deutsche Historiographie begründet zu haben. Den historischen Sinn erweckte Herder durch seine Anregungen und Untersuchungen wie kein zweiter. Die Fragen:

Wie lebt das Volk? Was ist das Volksthümliche? Wie äussert sich Gesundheit und naturgemässe Entwicklung des Volkes in Poesie und Kunst? etc. — wurden durch ihn aufgestellt, um nie wieder abgesetzt, sondern stäts von neuem besprochen zu werden. Die Betrachtungsweise Herders ergab einen seltsamen und noch nicht von Allen erkannten, noch auch von Allen (z. B. von Schopenhauer) richtig geschätzten Gegensatz zu der Kantischen Art und Weise, die Dinge anzuschauen, zugleich eine Ergänzung der letzteren. Bei Kant sucht die geschichtliche Erkenntniss noch nach einem Plätzchen, wo sie allenfalls geduldet wird, bei Herder bildet sie die Seele der ganzen Weltauffassung. Während dessen ging Winckelmann geraden Schrittes auf das ihm zugängliche glänzendste und vollkommenste Gebilde der arischen Kultur los und rekonstruirte das Wesen der hellenischen Kunst in grossen Zügen, selbst mit der Hand und der Empfindung des Künstlers. Wilhelm von Humboldt endlich half die neuentstehende Sprachwissenschaft mitbegründen, diejenige historische Disziplin, welche sich der Naturwissenschaft nähert und in der Folge am meisten Licht über Werden und Leben der Völker verbreiten sollte. Gleichzeitig wies er in seiner schönen Schrift: „*Ueber die Aufgabe des Geschichtsschreibers*“ der frisch emporwachsenden Disziplin ihre Ziele. Das Wesen dieser letzteren ist durchaus als eine Vereinigung der spezifisch wissenschaftlichen und der spezifisch künstlerischen Thätigkeit zu bezeichnen. Der Geschichtsschreiber sucht nach der Wahrheit, soweit es sich um die Schicksale der Völker und der dieselben bestimmenden Helden handelt. Zu diesem Zwecke muss er zunächst das Wirkliche zu erkennen suchen und von da aus mit dem genialen Blicke echter Wissenschaft das Wesentliche feststellen, endlich mit der sichern Hand des Künstlers das so Festgestellte schildern und uns begreiflich machen. Weder die künstlerische noch die wissenschaftliche Thätigkeit allein führt zur Geschichtsschreibung. Die Griechen waren beispielshalber im Allgemeinen zu sehr Künstler; so überwiegt auch in ihrer Historiographie das darstellende, schildernde Element, welches bei aller Schönheit die Schärfe des Blickes und die Objektivität der Auffassung häufig vermissen lässt. Glänzende Ausnahmen wie die Einleitung des Thukydides zu seinem Werke gehören freilich zu den reifsten und schönsten Erzeugnissen der Historiographie aller Völker.

Die entgegengesetzte Einseitigkeit, das Ueberwiegen des kritischen Sinnes über die Kunst der Komposition und der Darstellung ist nicht selten bei den modernen Deutschen Geschichtsschreibern zu finden gewesen. Nach der vielversprechenden Inaugurirung der deutschen Historiographie durch die oben Genannten fehlte es nicht an verständnissvollen, ebenbürtigen Nachfolgern; ihnen auf den Fersen folgte eine Plejade von Philologen, Linguisten und Archäologen: es genügt die Namen Fr. Aug. Wolff, Bopp, Gottfried Hermann, Otfried Müller, G. Semper zu nennen. Böckh und Ranke waren dann weiterhin von beachtenswerthem Einfluss auf Methode und Auffassung der historischen Disziplinen. Jener, ein philosophisch geschulter Geist, wies nach, wie alle jene Wissenschaften als Glieder eines Organismus, der Geschichtsschreibung, aufzufassen seien; das Ziel der letzteren bezeichnete er als „*Rekonstruktion des Gewesenen* in der Erkenntniss des jedesmaligen forschenden Geschlechtes“. Ranke's grosses Verdienst ist es, die Bedeutung der Quellenstudien zur Feststellung des Wirklichen als der Grundlage der Geschichtsschreibung betont zu haben.

In allen diesen geistvollen Bestrebungen und Arbeiten vermisst man zwar nicht den philosophischen Blick, aber Trieb und Fähigkeit, zusammenfassende historiographische Leistungen in grossem Stil herzustellen. Ist der Historiker ein Künstler, so muss er auch das „*ponere totum*“ zum Ziele haben. Dass es einen Standpunkt gebe, von welchem aus sich das ganze Menschenschicksal in seiner

manigfaltigen, so willkürlich erscheinenden Entwicklung als Ein Bild darstelle, dass dieser Standpunkt mit Eifer gesucht werden müsse, fiel wohl nur Wenigen bei. Hier trat die historische Genialität des Grafen Gobineau ergänzend ein: er ist der erste „*Universalhistoriker*“, der diesen Namen verdient. Die Umriss seines Geschichtsbildes, sowie das Maass der Theilnahme und des Verständnisses, welches R. Wagner den Arbeiten Gobineau's gewidmet hat, kennen die Leser der Blätter. Es wird ihnen somit von Werth sein, wenn wir auch über ein Werk berichten, welches seinem Standpunkte, seiner Haltung und Auffassung nach dem Buche Gobineau's nahe steht, und sich ebenfalls den Beifall Wagner's erworben hat.

Die vor Kurzem in der neuen Auflage beendigte „*Geschichte des Alterthums*“ von Max Duncker kann als eine Anwendung der historischen Auffassung des genialen Franzosen auf einen für die menschliche Kultur besonders belangreichen Völkercomplex angesehen werden. Es sind die Arier Asiens, die turanischen, chamitischen und semitischen Völker Vorderasiens und Nordafrikas, die Pelasger, Achäer und Hellenen, deren Kultur und Schicksale Duncker uns mit eingehendster Sachkenntniss und treffendem Blicke zu schildern versteht. Dass diese interessante Aufgabe zugleich auch eine leichte sei, wird Niemand behaupten wollen. Auch konnte Duncker des ungeheuren Stoffes, dessen Bewältigung sich sonst auf sehr viele Köpfe zu vertheilen pflegt, nur mit Hilfe zahlreicher Vorgänger Herr werden. Es bedarf kaum gesagt zu werden, dass der Autor bei der grossen Mehrzahl jener Völker das Studium der Quellen seinen Vorgängern überlassen musste, -- durchgehend selbst geprüft hat er wohl die Quellen nur bei der Behandlung der griechischen Geschichte in den letzten drei Bänden -- im Uebrigen war es Verdienst genug, die jedesmal beste Behandlung des Quellenmaterials zu erfahren und seinen Zwecken dienstbar zu machen, was ihm -- vielleicht mit einziger Ausnahme der Geschichte Assurs -- in ausgezeichneter Weise gelungen zu sein scheint. Dem, welcher die Entstehung und, sofern diess nicht möglich ist, jedenfalls die Entwicklung der arischen Kultur Indiens und der eranischen Lande, der semitischen auf die turanische aufgebauten Kultur Mesopotamiens, der chamitischen Aegyptens an der Hand eines klar blickenden Beobachters, scharfen Kritikers und begabten lebendigen Schilderers sicheren Schrittes kennen lernen will, dem sei Duncker's Werk bestens empfohlen. Was ihn zur Erledigung seiner Aufgabe noch in besonderem Maasse befähigt, ist das Bewusstsein von der Grösse und Bedeutung derselben, welches ihn in bemerkbarer Weise erfüllt und vor so manchem anderen Historiker unserer Tage auszeichnet. So wird er in den Stand gesetzt, die Accente auf die grossen entscheidenden Vorgänge zu setzen und seiner Darstellung bei epischer Einfachheit etwas ungemein Zutreffendes und Markirtes zu geben. In ansprechender Form lässt er seinen Leser an seiner Arbeit Theil nehmen: zunächst macht er ihn möglichst mit dem Wortlaute der Quellenschriften bekannt, dann sichtet er diese Berichte, stellt das Sichere oder das Wahrscheinliche fest und giebt sein Urtheil ab. Schliesslich resumirt er in grossen bestimmten Zügen mit sehr geschickter Hervorhebung der wesentlichen Gesichtspunkte. Durch einen derartig wohlgegliederten, sachgemässen Aufbau des Materials weiss Duncker Klarheit und Uebersichtlichkeit in die Darstellung zu bringen. Wenn man gerade in der Geschichtsschreibung die doch so bestimmt gezogene Grenze zwischen der Thätigkeit des Architekten und der des Handwerkers, welcher jenem hilft und dient, neuerdings vielfach verwischt und ignorirt hat, so dürfen wir es sehr bestimmt aussprechen: Duncker ist nicht bloss Arbeiter sondern entschiedener Künstler. Der Plan, der ihn bei seinem Werke offenbar leitet, ist der stäts wieder hervortretende, uns aus Gobineau bekannte Gedanke, dass der arischen Rasse eine

hohe intellektuelle, moralische, physische Ueberlegenheit gegenüber den chamitischen, turanischen, vor Allem auch den semitischen Stämmen zuzuerkennen sei. Die Geschichte des Alterthums wird unter seinen Händen zu einem Kampfe zwischen dem lichten Ahura-mazda und dem dunkeln Angra-mainjus, mit andern Worten zwischen den weissen Arya und den dunkleren Söhnen Sem und Cham. Viele Perioden und Wechselfälle hat dieser Kampf aufzuweisen, bis schliesslich durch die Siege der attischen Lanzenträger auf der Ebene von Marathon und der hellenischen Linienschiffe im Sunde von Salamis eine kleine Schaar individuell entwickelter Arier ihre Weise gegenüber den Semiten Asiens und den bereits vom Semitismus angesteckten Eraniern behaupten kann. Freilich baute das Bürgerthum jener siegreichen Kantone seine freie republikanische Selbstverwaltung auf der breiten Grundlage unfreier Knechte auf und war selbst schon mit semitischen Elementen vermischt. Das Fürstenthum fand damals unter ihnen nur im Osten der hellenischen Welt, wo es an den Persern eine Stütze hatte, und auf Sicilien, wo es als Vorkämpfer gegen die Phönikier Afrikas Träger eines nationalen Gedankens wurde, eine Stelle.

Somit gestalten sich jene wechsellvollen Völkerschicksale unter Duncker's Händen zu einem grossen Epos, welches seine ergreifendsten Stellen da findet, wo besonders hervorragende kulturgeschichtliche Erscheinungen in ihrem Entstehen und ihrer Entwicklung zu schildern sind, oder wo die Gegensätze scharf aufeinander treffen. Dieses letztere ist vor Allem am Schlusse des Werkes der Fall; bei den Kämpfen von 479 macht Duncker Halt und gedenkt nicht weiter fortzufahren. Die Schilderung der politischen und sozialen Gegensätze, welche dort Stellung gegen einander nehmen, liest sich in der That bei Duncker wie ein Gedicht — die Geschichte ist hier schon zur Poesie geworden. —

Unsere Leser möchten wir noch besonders auf die Geschichte Indiens hinweisen, in welcher die Entwicklung der philosophischen und religiösen Systeme und das Wesen des Buddhismus überaus klar und mit erkennbarer Sympathie des Ariers geschildert sind, und ihnen ferner eine eifrige Lektüre derjenigen Theile des Buches empfehlen, in denen Heldensage und Glaube der Arier des Hochlandes von Erân dargestellt werden.

Der politische Verfall dieser Eranier und die Uebernahme ihres Erbes durch die Arier von Hellas bildet, wie schon bemerkt, den Schluss der Schilderungen Duncker's. Er gedenkt sich der weiteren Arbeit nicht zu unterziehen uns den Höhepunkt der Entwicklung, welchen die griechische Kunst und Kultur im 5. und 4. Jahrhundert erreichte, und die schnell darauf folgende Erschlaffung zu beschreiben. Diese so bedeutende Aufgabe kann also von der deutschen Historiographie noch gelöst, der auf sie gesetzte hohe Preis noch gewonnen werden. Darauf, dass etwa eine andere Nation uns diesen Dienst leiste, haben wir kaum zu rechnen. Wir würden es einem Jedem danken, der uns die staunenswerthe Blüthe der hellenischen Kunst und Litteratur in unserem Sinne, nach unserm Geschmacke, erklärte und darstellte. Er würde dann freilich bei der Schilderung des unheimlich schnellen moralischen und gesellschaftlichen Zusammenbruches des Hellenismus eine neue Bestätigung der Grundauffassung des Grafen Gobineau liefern.

B. Förster.

H. Oldenburg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde.

Berlin, Wilhelm Hertz 1881.

Wir dürfen uns wahrhaft glücklich schätzen, dass es in dem vorliegenden Buche möglich geworden ist, trotz sorgfältigster Kritik doch auch allerwichtigste Züge als dem echten Bilde des Sakya-Sohnes angehörig nachzuweisen. Der Verfasser scheint durch seine philologischen Arbeiten auf den Stoff hingeleitet, und durch die vollkommenste Kenntniss alles über den Gegenstand Gesagten unwillkürlich zu einer schönen Würdigung desselben gelangt zu sein. Durch die höchst angemessene Mittheilungsform gewinnt jener edle Gegenstand vernehmbare Sprache für den Leser; wenn Dieser aber sogar lange schon das überlieferte Schemen des Buddhismus vergebens um lebensvolle Auskunft angesprochen hatte — wie diess Manchem unseres Kreises so ergangen sein wird — fühlt er sicherlich, nach Durchlesung dieses Buches, dem gelehrten Autor zu rückhaltslosem Danke sich verpflichtet.

Die Schwierigkeit, eine Erscheinung, wie die des Buddha, geschichtlich darzustellen, mag im Grunde darauf beruhen, dass der Antrieb, welcher jene Erhabenen im Leben und Tod bestimmte, denjenigen Trieben entgegengesetzt ist, die in den Thaten und Erfolgen der bisherigen Geschichte zum Ausdruck kommen. Wir sehen die heiligen Männer bereits von ihren Jüngern und unmittelbaren Nachfolgern dahin missverstanden, dass ihr Leben als eine Reihe von Mirakeln, ihre Lehre als unverständliche Formel überliefert werden konnte. Wenn nun der spätere Darsteller ihrem ursprünglichen Bilde nachforscht, wird er zunächst von der Ueberlieferung sehr Vieles abzuthun haben, woraus sich dann die kritische Methode, häufig aber nichts weiter als eben nur Kritik ergibt. Nun ist aber doch auf der anderen Seite an einer wirklichen, affirmativen Erkenntniss des Ausserordentlichsten, was sich in Menschengestalten verkörpern konnte, so überaus viel gelegen, dass man vielmehr einen „idealistischen Positivismus“ jener historischen Schule als Prinzip des Erkennens gegenüberzustellen geneigt ist.

In dem Beispiele der leidend Ueberwindenden wird ein im Uebrigen unaussprechlicher, ewiger Werth des Daseins ersichtlich offenbart. Es muss als eine höchste Aufgabe der Erkenntniss gelten, solche Beispiele sich in so weit zu deuten, dass wenigstens nicht durch Missdeutungen ihre unmittelbare Wirkung verringert werde; wesshalb aber eben diese Deutung sich immer wieder auf ein klares Erfassen ihres lebensvollen Bildes selbst zurückgewiesen findet, und endlich sich nicht anders mitzuthellen vermag, als auf künstlerischem Wege, indem sie jenes Bild in seiner ergreifenden Bedeutung unmittelbar sinnlich, künstlerisch darstellt. —

Die Lehre von der Aufhebung des Leidens ist in der buddhistischen Lehre dialektisch ausgesponnen worden; nie aber hat der Vollendete dieselbe etwa zu begründen sich herbeigelassen. „Viel mehr ist das, was ich erkannt und euch nicht verkündet, als das was ich euch verkündet habe; jenes habe ich euch nicht verkündet, weil es nicht zur Erleuchtung, zum Nirvana führt.“ (S. 203.) Demnach ist, was wir von ihm und über ihn ausgesprochen finden, als eine schildernde Bezeichnung des erlösenden Verhaltens zu verstehen, dessen untrügliches Beispiel Buddha in jedem Augenblicke wirklich gab. Dieses offenbarte deutlich das Wesen „des Vollendeteten“ und damit das Wesen der „Aufhebung des Leidens“, welches sich uns dann in jener dialektischen Ausspinnung wieder fast verhält,

Suchen wir demnach dieses Beispiel uns deutlich vorzuführen.

Wenn die Geschichte von einer Aufhebung des Leidens berichtet, so ist hier das Leid des Einen dadurch aufgehoben worden, dass derselbe dazu gelangte, ein neues Leid dem Anderen anzuthun. Wollen wir in ihr dagegen eine Andeutung jener wirklichen Aufhebung des Leidens auffinden, so kann uns diese in jedem Falle nur in dem Bilde des hoffnungslos Unterliegenden gegeben werden. — So drückt, was wir hier meinen, Goethe in seiner Darstellung des Egmont aus. Bezeichnen wir den entscheidend wichtigen Zug dieses Bildes. Das Martyrium Egmont's war ein durchaus unfreiwilliges, bis zum letzten Augenblicke; die ihm angethane Ungerechtigkeit war so ungeheuer, dass sie dem Edlen unglauhaft blieb; „er konnte sich nicht überreden, dass es dem Könige mit diesem Verfahren Ernst sei.“ (Schiller, in dem Anhang zur Geschichte des Abfalls der Niederlande.) „Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wandte er sich an einen vornehmen Spanier, und fragte noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei.“ Nun sehe man, wie Goethe die gleiche Wahrnehmung von der Natur seines Helden ausdrückt: wie der Gefangene in fast verzweifeltm Ingrimme sich des Gedankens der Gefangenschaft erwehrt; wie er Ferdinand um Rettung anspricht; wie endlich die edle Kraft seiner Natur sich in einem tröstenden letzten Schlafe äussert. Durchaus erscheint der Held als leidend. Im äussersten Augenblicke aber, als ihn die Schergen umringen, geht ihm, wie durch göttliche Verzauberung, die Bedeutung seines Todes auf. Mit dieser, jetzt erschauten Bedeutung seines persönlichen Unterganges ist ihm eine erhabene Kraft des Sterbens gewonnen. Er sieht die Hellebarden der spanischen Soldaten nicht gegen sich, sondern gegen sein Volk gerichtet — das Vergehen, für welches er sterben soll, offenbart sich ihm als die Freiheit dieses seines Volkes — *fallt freudig*, ruft er aus, *wie ich euch ein Beispiel gebe*. — So ruft der Dichter aus, meint ihr, indem er seine Anschauung von dem Schicksale Egmont's dem Sterbenden selbst in den Mund legt? Nein! Sondern vollkommen wahrhaftig sagt er mit diesen Worten eben Das, was der historische Egmont schweigend dem Volke sagte, als der Todesstreich ihn traf. „Die Gegenwart so vieler Auflauerer und Henker, als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen, und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen“, so berichtet Schiller. Egmont gilt den Niederländern für einen Märtyrer der Freiheit, obgleich noch seine letzten Lebenshandlungen seine Treue gegen den spanischen Monarchen bekräftigt haben; das Volk würde den historischen Kritiker verlachen, der mit einem Hinweis auf diese letztere Thatsache jene Auffassung verbessern wollte: es weiss dagegen, was Goethe wusste, und ausspricht.

Hier wirkt demnach als Beispiel ein in heroischem Unbewusstsein würdig erduldetes, ungeheures Leiden. Die höchste Besinnung aber über Welt und Leben drückt sich eben wie dieses heroische Bewusstsein, nicht eigentlich in Worten und Lehren, sondern durch das Beispiel aus. Nicht anders also vermögen wir die Erscheinung Buddha's zu verstehen, als indem wir achtsam auf Dem, was uns von seinem Thun berichtet wird, unsere Blicke ruhen lassen.

„In den Wäldern von Uruvelâ soll Gotama lange Jahre in strengster Kasteiung gelebt haben. Fünf andere Asketen weilen in seiner Nähe; in Bewunderung für die Gewalt, mit der er seine Kasteiungen obliegt, warten sie, ob er der ersehnten Erleuchtung theilhaftig werden wird. — Er aber sieht, dass Kasteiungen nicht zur Erleuchtung zu führen vermögen. Er nimmt wieder Nahrung zu sich, da verlassen ihn seine fünf Gefährten: für ihn und von ihm scheint nichts mehr zu hoffen.“

Als nun der Büsser sich also entschlossen hatte, der selbstgeschaffenen Pein zu entsagen, und vielmehr das Leben auf sich zu nehmen, da, „in einer Nacht, war der Augenblick für ihn gekommen, wo dem Suchenden die Gewissheit des Findens zu Theil ward. Unter dem Baum sitzend, der seitdem der Baum der Erkenntniß genannt ist, ging er durch immer reinere Zustände der Selbstentäußerung seines Bewusstseins hindurch, bis das Gefühl allwissender Erleuchtung über ihn kam.“

„In dem Erlösten erwachte das Wissen von der Erlösung: vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht.“

„Der Vollendete“ begiebt sich nun zu jenen fünf Asketen, welche früher bei ihm verweilt und ihn dann verlassen hatten. „Da sie mit einander redeten, sprach der Erhabene zu den fünf Mönchen: „Gesteht ihr mir zu, ihr Mönche, dass ich niemals zuvor also zu euch geredet habe?“ „Das hast Du nicht, Herr.“ „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden. Von den beiden Enden des Genusses und der Selbstpeinigung ist der Vollendete fern, und hat den Weg, der in ihrer Mitte ist, erkannt, der da heisst: rechtes Glauben, rechtes Entschliessen, rechtes Wort; rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. Diess ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens.“ (S. 109/10, 129.) —

Was ging von diesem so überaus kenntlichen Bilde des Verhaltens Gotama's als Buddhismus auf seine Gemeinde über? Was sich als Kultus bei derselben einstellt, ist bald wieder in einem merkwürdigen Grade ununterscheidbar ähnlich jenen Religionsübungen, von welchen Buddha dereinst sich abgewendet hatte. Es scheint, als ob der indische Geist das Ausserordentliche dieser Erscheinung schnell zu seinem eigenen, an sich nicht unedlen Mittelmaass herabgezogen habe. Eine allgemeine sinnvolle *Mässigung* der das Leben gestaltenden Mächte etwa bleibt, als im besten Sinne buddhistisch, bis heute kenntlich. Die Milde indischer Sitten hielt von dem Vollendeten die Möglichkeit ferne, durch das Martyrium die Wahrhaftigkeit seiner Lehre und seines Wesens zu bezeugen. In ihm ist daher jene beseligende, höchste Entfaltung der sittlichen Kraft nicht zum Ausdruck gekommen, welche den Sinn des Daseins in einem für alle Völker und Zeiten gültigen Bilde aussprechen sollte. Jene Gestalt, „welche, bei vollkommener Tugend, Heiligkeit und Erhabenheit, im Zustand des höchsten Leidens vor uns steht,“ — der Heiland der Armen am Geiste, war nicht weise, sondern göttlich, sein Beispiel übermächtig und ewig. Die in dem Beispiele des Gekreuzigten ausgedrückte Ueberwindung und Beherrschung aller Lebensgewalten durch das Göttliche enthält in sich ein Höheres, als dem Inderthume erreichbar war.

Wir erwähnten, dass dem Verfasser des Buddha der Geist seiner Schilderung unmittelbar durch die schlichte Treue gegen seinen Gegenstand eingegeben scheinete. Es ist wohl nicht zu kühn, eben hierauf auch die wohlthuende Form dieser Darstellung zurückzuführen: man glaubt den Wiederhall des buddhistischen „rechten Sichversenkens“ wahrzunehmen und die Fülle des Ausdruckes der indischen Glaubensformeln kehrt hier als Deutlichkeit ihrer Uebertragung, Zusammenstellung und Besprechung wieder.

Wenn Schopenhauer einmal die Annahme ausspricht, das Bekanntwerden der indischen Litteratur würde eine nicht mindere Umwandlung im Okzidente hervorbringen, als einst die Verpflanzung der griechischen Gelehrsamkeit aus dem eroberten Konstantinopel nach Italien; so dürfte ein Anzeichen solcher Einwirkungen der unwiderstehliche, tiefe Eindruck der Ruhe und Sammlung sein, welcher uns bei Durchlesung indischer Schriften einnimmt. Schopenhauer's eigenes Gefühl

für die dem Deutschen angemessene Deutlichkeit, welche die Breite gestattet, aber jede „Beknappung“ des Ausdruckes verbietet, ist eine bedeutsame Form einer dem indischen Geiste verwandten Besinnung des Deutschen Geistes auf sich selbst. Die Leser dieser Blätter kennen die Fortsetzung gerade dieser Bestrebungen unseres Philosophen.

Aber Breite und Fülle des Ausdruckes, nach Art der indischen Schriften, kann auch befremdend, und tief ermattend auf den Geist des Lesers wirken. Ihren grossen Eindruck macht dieselbe eben nur da, wo sie sich auf jene erhabenen Persönlichkeiten selbst bezieht, in denen die milde Schönheit des indischen Geistes sich lebensvoll verkörpert. Hiermit nun ergäbe uns jene Litteratur mit grosser Ersichtlichkeit als den Maassstab der echten und zu erwünschten Deutlichkeit: die nicht misszudeutende Darstellung der Persönlichkeit, hiermit des Grossen, Ausserordentlichen. — Dagegen kann eine solche Forderung sich auch der Trägheit unseres Verständnisses verdanken, wenn wir nämlich nur lesen wollen, was wir bereits wissen, nämlich die uns gewohnten Begriffe und deren Kombination: ohne einige Selbstentäusserung des Lesers, des Hörers kann auch die deutlichste Mittheilung nicht verstanden werden: diese soll sich auf etwas Grösseres beziehen, als wir von selbst sind, und unsere Kunst unwiderstehlich zu diesem Grösseren erweitern.

Uns liegt nun, als ein einzelnes, äusseres Anzeichen der von Schopenhauer einst so nachdrucksvoll aufgefassten Zusammengehörigkeit des Indischen und Deutschen das Buch eines gelehrten Hindu's in deutscher Sprache vor.

Indische Essays von Nisikânta Chattopâdhya.

Zürich, Rudolph und Klemm 1883.

Hier wird Jeder zunächst versucht sein, die formale Eigenthümlichkeit der Darstellung zu beachten. Wie ein Inder sich in deutscher Sprache ausdrückt, wird offenbar die Individualität indischer Auffassungsweise einem Deutschen besonders kenntlich machen. Wo aber tritt nun diese Individualität hervor, wo wird sie zu wirklicher, vielsagender Deutlichkeit? In einem gewissen Grade überall, wo sich der Autor auf verehrte indische Männer bezieht, vor allem aber da, wo er eine unmittelbare Anschauung von dem Wesen des „Vollendeten“, des „Erwachten“, Buddha's zu geben sich bestrebt.

In seinen Vorträgen über *Buddhismus und Christenthum* nämlich hebt der Verfasser zu allererst diess hervor, wie sehr sich in seiner Abwendung von metaphysischen Spekulationen Buddha von den christlichen Theologen unterscheidet. *„Gab es nicht ein anderes Gebiet, auf welchem wir unsere Geisteskräfte mit Aussicht auf sichere Resultate üben könnten? Ach! seufzte nicht die Menschheit unter den unerträglichen Uebeln der Falschheit, Ungerechtigkeit und Sünde? Ach! sind nicht meine Brüder und Schwestern in den Pfuhl des Wahns, der Erniedrigung und der Verworfenheit versunken? Was, o was habe ich denn mit dem Ursprung des Weltalls oder der Erde zu schaffen, während ich die Anfänge des Uebels in der menschlichen Gesellschaft nicht kenne?“* (S. 88/9.)

Hiermit aber giebt, wie in dieser ganzen Vergleichung überhaupt, der Verfasser, obwohl nicht selbst Buddhist, doch dem Buddhismus den Vorzug vor dem Christenthum: wenn im Allgemeinen die eigentliche Heilslehre als beiden Religionen gemeinsam betrachtet werden müsse, so ergeben sich ihm dagegen auffällige, thatsächliche Abirrungen von derselben ausschliesslich auf Seiten des Christenthums. Nun ist zwar unverkennbar, wie dieses Urtheil darauf beruht, dass der indische Gelehrte die echte Lehre Buddha's mit dem in Kirche und Theologie entstellten Christenthume vergleicht. Immerhin aber müssen wir uns sagen, dass es eben auf einen Mangel jener Deutlichkeit auf unserer Seite

schliessen lasse, wenn den redlich forschenden Fremden das Christenthum nur in seiner historischen Entartung sichtbar ward.

In der That, wer fühlte sich nicht schmerzlich betroffen, wenn von einem Inder, in völliger Uebereinstimmung mit unserem grossen Philosophen, die spanische Inquisition und der Scheiterhaufen des Servet als *christliche* Erscheinungen angeführt werden; und wenn er nun ferner eingestehen muss, dass allerdings die gesammte Erscheinung der heutigen Weltlage, und deren stäts bedrohlichere Barbarei unter beständiger Anerkennung oder sogar Herrschaft der christlichen Bekenntnisse sich ausgebildet hat.

Halten wir dem entgegen, dass die an sich alleredelste Erscheinung des Christenthums nur eben den geschichtlichen Verfall der Menschheit bereits als unaufhaltsam vorfand, während hingegen dieser Verfall den Bereich des Buddhismus im Ganzen weniger berührt: so ist man aber zu fragen berechtigt, worin, mit vollkommener Deutlichkeit, der Gehalt und die Kraft des Christenthums sich offenbare, wenn sich geschichtlich diese Kraft nicht eigentlich bewährt und verwirklicht hat. —

Hier würden wir dann den Fragenden vor das Bild eines christlichen Märtyrers führen, wie es in seiner ganzen Furchtbarkeit etwa *Ribera* darstellt. Wenn nun der Inder sich voll Entsetzens von dem grauenvollen Gegenstande abwenden würde, wollten wir uns dann hierdurch zu seinen Anschauungen für bekehrt halten? Werden wir nicht vielmehr, neben ihm stehend, schon längst unseren Gegner und seine Widersprüche, vor allem aber alles Grausen vor dem Dargestellten selbst vergessen haben, über dem brechenden Auge jenes Märtyrers und Dem, was hieraus, selbst in den Bildern jenes überherben und grausamen Malers, uns anspricht?

„Der Geist des Christenthums war es, der die Seele der Musik neu wieder belebte. Sie verklärte das Auge des Malers, und begeisterte seine Sehkraft, durch die Erscheinung der Dinge hindurch auf ihre Seele, den in der Kirche andererseits verkommenden Geist des Christenthums, zu dringen. Diese grossen Maler waren fast alle Musiker, und der Geist der Musik ist es, der uns beim Versenken in den Anblick ihrer Heiligen und Märtyrer vergessen lässt, dass wir hier sehen.“ (Wagner, Ges. Schr. IX, 145/6.) — Was erblicken wir dagegen, wenn wir den künstlerischen Ergebnissen der indischen Religionen und des indischen Geistes nachgehen? Der Verfasser des vorliegenden Buches berichtet von bengalischen Volksschauspielen, *Yâtrâs* genannt, um deren Veredelung man sich in neuester Zeit zu bemühen beginne. „Diese *Yâtrâs* sind gleich den Sanscrit-Dramen weder wesentlich tragisch, noch wesentlich komisch. Sie sind von einer gemischten Art, obschon zugestanden werden muss, dass das tragische oder ernsthaftige Element das bei Weitem überwiegende ist. Sie besitzen ferner die Eigenheit, welche das Sanscrit-Drama so sehr von den Dramen aller übrigen Völker unterscheidet, dass sie stäts in Freude, Frieden und Versöhnung enden müssen. Die fraglichen drei *Yâtrâs* schliessen daher alle mit der glücklichen Wiedervereinigung von Râdhâ und Krishna nach Jahren der Trennung.“ (S. 10.)

Wer den ganzen Sinn des in diesen künstlerischen Erscheinungen enthaltenen Gegensatzes sich zum Bewusstsein brächte, wäre hiermit wohl am bestimmtesten inne geworden, wie weit das Gemüths-Ideal des Christenthums über die Ideale des indischen Geistes erhaben sei. Wiederum aber: wann wir von jenem Ideale uns der Wirklichkeit zuwenden und die aus dem historischen Christenthume nicht absehbare Milderung des Widerspruches zwischen beiden mit ernstester Besonnenheit in das Auge fassen: dann tritt die Aehnlichkeit des christlichen Gedankens mit der Lehre des Sakya-Sohnes hervor, und wir fühlen, wie das Beispiel des Vollendeten für uns seine volle Bedeutung behalten habe.

Bühnenfestspiele in Bayreuth.

1883.

Unser geliebter Meister hatte für die diesjährigen Festspiele bereits Alles bis auf das Letzte selber vorbereitet; es ist und bleibt für seine Freunde und Genossen, welche er durch sein Vertrauen bei diesem seinem grossen Werke geehrt und beglückt hatte, eine bindende Pflicht der höchsten Pietät gegen den Dahingeschiedenen, seinen Willen unverändert zur Ausführung zu bringen. Der erhabene Protektor der Bayreuther Festspiele hat die künstlerischen Kräfte seines Hoftheaters wie im vorigen Jahre auch diesmal dem feierlichen Zwecke, und zwar für den Monat Juli, huldreich zur Verfügung gestellt.

Der Verwaltungsrath in Bayreuth ist demnach in der Lage, nunmehr öffentlich anzeigen zu können, dass in diesem Sommer, ganz nach des Meisters Plane, vom 8—30. Juli an allen geraden Tagen des Monats zwölf öffentliche Aufführungen des Bühnenweihfestspieles „Parsifal“ hier stattfinden werden.

Der Eintrittspreis beträgt *N.* 20. Die Kartenabgabe erfolgt vom 1. April ab.

Es war der ausgesprochene Wunsch unseres Meisters, dass die Bühnenfestspiele in Bayreuth auf jeden Fall und mit allen Kräften weitergeführt werden sollten. Die Aufführungen dieses Jahres, zu welchen alle Künstler des Vorjahres noch beisammen sein werden, haben die hohe Bedeutung einer Lebendigerhaltung der von dem Meister persönlich fixirten Tradition des reinen Darstellungsstyles. Auf diesem Grunde lässt sich mit den manigfach vorhandenen, durch den Meister selbst belehrten und angeleiteten Kräften getrost weiterbauen. Die künstlerische Genossenschaft selber wird es als eine Ehrenpflicht betrachten, das Erbe ihres Meisters zu bewahren und in seinem Sinne zu pflegen. Das grosse lebendige Denkmal seines Wirkens, das er seiner Nation hinterlassen hat, ist „Bayreuth“. Unsere Freunde und Gesinnungsgenossen, Einzelne und Vereine, sollten es, ein Jeder an seiner Stelle und in seinem Kreise, sich zur Aufgabe machen, den jetzt überall zu Ehren des dahingeschiedenen Meisters sich regenden Eifer vor einer Zersplitterung seiner hilfreichen Kraft zu behüten und alle durch ihn etwa aufzubringenden Mittel nach Bayreuth zu konzentriren.

Es gilt auf alle mögliche Weise den Fonds der Festspiele zu verstärken, um so die Fortführung derselben völlig sicher zu stellen und damit den Meister in seinem grössten Werke, in seiner nationalen Stylschule, am Würdigsten zu ehren.

Spenden zum Fonds werden von dem Verwaltungsrathe der Festspiele in Bayreuth jederzeit dankbarst entgegengenommen werden.

Bayreuth, 1. März 1883.

Die Redaktion der „Bayreuther Blätter“.

Das nächste Heft erscheint im Mai.

Im Verlage der Redaktion.

Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.

Druck von Th. Bürger, Bayreuth.

I. Generalversammlung des Allg. Rich. Wagner-Vereines am 27. Juli 1883 zu Bayreuth.

Nachdem am 26. Juli bereits eine Vorberathung der zahlreich erschienenen Delegirten stattgefunden hatte, ward die Generalversammlung, unter starker Bethheiligung der Vereinsmitglieder, am folgenden Tage um 10 Uhr Vormittags in dem vollständig gefüllten grossen Saale des „Froh-sinn“ durch den 1. Vorsitzenden der Zentralleitung, Freiherrn von Ostini, mit einem Hoch auf Se. Majestät den König von Bayern eröffnet. Ein Huldigungs-Telegramm an Se. Majestät ward sogleich abgesendet.

Es schloss sich daran ein feierliches Gedenken des dahingeshiedenen Meisters.

Ferner ward dem auf Einladung vollzählig erschienenen Verwaltungsrathe der Bühnenfestspiele der Dank der Versammlung im Namen aller Mitglieder für seine unerntidliche und ausgezeichnete Thätigkeit im Interesse der Sache votirt, worauf Herr Adolf Gross mit der erfreulichen Mittheilung erwiderte, dass in Folge des künstlerischen und finanziellen Erfolges der Festspiele die Wiederholung derselben für 1884 gesichert sei.

Den gleichfalls speziell eingeladenen und zahlreich anwesenden Künstlern ward sodann durch langanhaltende rauschende Beifallsbezeugung gedankt für ihre bewundernswerthe, gemeinsame Kunstleistung, sowie insbesondere für ihre ungemein bedeutungsvolle Erklärung, zum weiteren korporativen Zusammenstehen für die Erhaltung und Fortführung der Festspiele im Sinne des Meisters entschlossen zu sein. Die Versammlung beschloss eine Einladung des allverehrten Altmeisters Franz Liszt zur gütigen Uebernahme des Präsidiums der Künstlerschaft von Bayreuth, und feierte den ältesten und treuesten Freund R. Wagner's und seiner Kunst durch ein begeistertes Hoch. —

Die Aufnahme der Präsenz ergab 28 Delegirte, welche 1681 Stimmen vertraten. Alsdann ward in die Tagesordnung eingetreten:

- 1) Der Vorsitzende erstattete den Bericht der provisorischen Zentralleitung über die bisherige organisatorische Thätigkeit derselben. Der Verein hat es, trotz der Kürze und Ungunst der Zeit, in den beiden Sommermonaten Juni und Juli, bereits auf ca. 1700 Mitglieder und 62 Vertretungen in 57 Städten gebracht; worunter 6 grössere Zweigvereine und 3 vertretende, selbständige Wagner-Vereine. Die grösste Mitgliederzahl weist bis jetzt München (329) und Bayreuth (325) auf. — Die meisten Agitationsmittel können begreiflicher Weise erst mit Be-

ginn der Wintersaison in Wirksamkeit gesetzt werden; über verschiedene geplante oder bereits angebahnte, vielversprechende agitatorische Veranstaltungen ward vorläufig referirt; die weiteren Schritte und Erfolge werden s. Z. im Vereinsorgan mitgetheilt werden.

- 2) Der Kassenbericht wurde von der Versammlung entgegengenommen, wonach die Einnahmen sich seit dem in den „Bayr. Bl.“ mitgetheilten Abschluss bis zum 25. Juli auf 7354,50 *M* erhöht haben. Zu Rechnungsrevisoren wurden ernannt: Hr. Commissionsrath C. F. K a h n t, Leipzig, und Hr. Rechtsanwalt Dr. G. Meyer, Bayreuth.
- 3) Der Antrag des Dr. Schemann auf Wiederwahl des Vororts München und der bisherigen provisorischen Zentralleitung ward mit Acclamation angenommen.
- 4) Bei der Durchnahme der einzelnen §§ der vorliegenden definitiven Nürnberger Statuten, behufs Stellung etwaiger Modifikationsanträge, wurden nur zu § 5 c. und zu § 7 solche Anträge wesentlicheren Inhalts gestellt, der erstere (Höfler-Wien) betreffend eine ev. Einbeziehung einer Anzahlung zum Biletpreise in die Summe des Mitgliedsbeitrags, der letztere (Eichberg-Berlin) in Bezug auf die Zulässigkeit nur Eines Zweigvereins in jeder Stadt. Beide Anträge wurden nach längerer Debatte mit allen gegen die Stimmen der Antragsteller abgelehnt. Sonach bleiben die Statuten unverändert in Kraft. — Die Versammlung ward hierauf um 1 $\frac{1}{2}$ 2 Uhr geschlossen. —

Statuten

des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.

Zweck des Vereines.

§ 1.

Der Allgemeine Richard Wagner-Verein, welcher die aller Orten verbreiteten Anhänger des Meisters und seiner Kunst zu gemeinsamer Wirksamkeit fest verbinden soll, hat den Zweck: die Bayreuther Bühnenfestspiele für alle Zeiten erhalten zu helfen, und zunächst periodische, mindestens in jedem dritten Jahre wiederkehrende Aufführungen der Werke Richard Wagner's im Festspielhause zu Bayreuth anzustreben.

Mittel.

§ 2.

Zur Erreichung dieses Zweckes sollen die nöthigen finanziellen Mittel einem Fonds für die Erhaltung der Bühnenfestspiele zugeführt, ferner durch persönliches und litterarisches Wirken die Theilnahme an der Entwicklung und dem Besuche der Festspiele im Publikum rege erhalten, endlich unbemittelten Künstlern und Kunstfreunden die Festaufführungen durch Kräftigung des von Richard Wagner begründeten Stipendienfonds und durch Ertheilung von Freiplätzen und Reisestipendien zugänglich gemacht werden.

Organisation.

a) Mitgliedschaft, Ortsvertretungen, Zweigvereine und Verhältniss zu den selbständigen Wagner-Vereinen. Grössere Spenden.

§ 3.

Mitglied ist Jeder, welcher sich zu einem jährlichen Beitrage von 4 Mark (= 2 fl. Ö. W. = 5 Fres. = 5 Lire = 4 Sh. = 1 Dollar) an den Verein verpflichtet. Jedes Mitglied hat sich einer beliebigen Ortsvertretung oder einem Zweigvereine anzuschliessen und an diese seine Beitrittserklärung zu richten.

Ausserdem nimmt der Verein grössere Spenden entgegen, welche in dem Vereinsorgane ausgewiesen werden.

§ 4.

Das Vereinsjahr beginnt am 1. Januar. Die Mitgliedschaft wird für das laufende Vereinsjahr erworben; sie währt bis zu dem schriftlich an den Zweigverein oder die Vertretung erklärten Austritt.

Ein Mitglied, welches trotz Mahnung die Beitragsleistung während eines Jahres unterlässt, gilt als ausgeschieden.

§ 5.

Die Mitglieder haben das Recht:

- a) der Theilnahme an der Generalversammlung und einer Stimme im Zweigverein,
- b) auf den Bezug des Vereinsorganes „Bayreuther Blätter“ zu dem ermässigten Preise von 6 Mark jährlich,
- c) auf die für den Besuch der Bayreuther Bühnenfestspiele oder sonst von dem Vereine für seine Mitglieder zu erwirkenden Begünstigungen.

§ 6.

Der Verein gliedert sich in Ortsvertretungen und Zweigvereine, welche sich, nach Anmeldung bei der Zentralleitung und durch dieselbe erfolgter Bestätigung, an jedem Orte in- und ausserhalb Deutschlands bilden können und daselbst die Geschäfte des Vereines besorgen.

§ 7.

Die Ortsvertretungen haben den Verkehr zwischen ihren Mitgliedern und der Zentralleitung zu vermitteln.

Zweigvereine, welche sich bilden können, sobald sich 20 Mitglieder zusammen gefunden haben, wählen sich ihre Leitung (Obmann, Schriftführer und Kassier, oder in grösserer Anzahl) selbst, bestimmen die Höhe der von ihren Mitgliedern zu leistenden Beiträge und organisiren sich auf Grundlage dieser Statuten nach freiem Ermessen; sie sind vermögensrechtlich selbständig und haben dem Gesamtvereine gegenüber nur die im § 9 bestimmten Verpflichtungen.

Insbesondere sollen die Zweigvereine durch Veranstaltung von Vorträgen, Konzerten, Aufführungen, Sammlungen u. s. w. in ausgedehntem Maasse für den Zweck des allgemeinen Vereines, die Vermehrung seines Vermögensstandes und die Beschaffung von Freiplätzen für ihre Mitglieder thätig sein.

§ 8.

An selbständige Wagnervereine kann die Vertretung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins nach den für die Ortsvertretungen überhaupt geltenden Bestimmungen übertragen werden.

§ 9.

Die Zweigvereine und Ortsvertretungen haben vor Ablauf jedes Vereinsjahres Zahl und Namen der beigetretenen Mitglieder, sowie einen Bericht über ihre Thätigkeit der Zentralleitung mitzutheilen, und es werden die Namen der Mitglieder und auszugsweise diese Mittheilungen, sowie auch sonstige im Laufe des Jahres eingehende wichtigere Kundgebungen im Vereinsorgane veröffentlicht.

Sie haben die Mitgliedsbeiträge bis zur festgesetzten Minimalhöhe in der ersten Hälfte des Vereinsjahres, erforderlichen Falls nach Abzug der nothwendigsten Administrations-Auslagen, an die Kasse der Zentralleitung abzuliefern.

b) Sitz und Leitung des Vereines.

§ 10.

Der Verein hat seinen Sitz an dem von der Generalversammlung jeweilig zu wählenden Vororte. Hierzu kann jeder Ort gewählt werden, an welchem sich ein Zweigverein von mindestens hundert Mitgliedern befindet. Eine Wiederwahl zum Vorort ist zulässig.

§ 11.

Organe des Gesamt-Vereines sind die Zentralleitung und die Generalversammlung.

c) Zentralleitung.

§ 12.

Die Zentralleitung besteht aus 9 Mitgliedern: dem Vorsitzenden, dessen Stellvertreter, 2 Schriftführern, dem Kassier, dem Redakteur des

Vereinsorganes und 3 Beisitzern. Sie wird von der Generalversammlung, und zwar mit alleiniger Ausnahme des Redakteurs des Vereinsorganes, aus den Mitgliedern des Zweigvereines am Vororte gewählt.

§ 13.

Die Zentralleitung führt die Beschlüsse der Generalversammlung aus und besorgt alle nicht dieser Letzteren besonders vorbehaltenen Vereinsangelegenheiten. Sie hat die Generalversammlung einzuberufen und dieser einen Rechenschafts- und Kassenbericht vorzulegen. In Jahren, in welchen eine Generalversammlung nicht stattfindet, ist ein solcher Bericht von ihr im Vereinsorgan mit Beginn des neuen Vereinsjahres zu veröffentlichen.

§ 14.

Die Zentralleitung ist bei Anwesenheit von 6 ihrer Mitglieder beschlussfähig; die Verhandlungen leitet der Vorsitzende oder dessen Stellvertreter, welche bei Stimmgleichheit das entscheidende Votum haben.

Bei dauernder Verhinderung eines Mitgliedes der Zentralleitung bestimmt diese aus sich, im Bedarfsfalle aus den Mitgliedern des Ortsvereines, einen Stellvertreter.

§ 15.

Der Vorsitzende der Zentralleitung, im Verhinderungsfalle dessen Stellvertreter, vertreten den Verein nach aussen; diese haben auch von dem Vereine als Gesamtheit ausgehende Beurkundungen und Verlautbarungen unter Mitfertigung eines Schriftführers zu zeichnen.

d) Generalversammlung.

§ 16.

Eine Generalversammlung ist in jedem Festspieljahre, womöglich auf den der jeweilig ersten Aufführung folgenden Tag, nach Bayreuth, und zwar mindestens 4 Wochen vor deren Stattfinden, einzuberufen. Die Einberufung ist an alle Zweigvereine und Vertretungen unter Bekanntgebung der Tagesordnung durch Einsendung der ihrer Mitgliederzahl entsprechenden Anzahl von Einladungen zu richten; Jene haben sodann unverzüglich die Aussendung der Einladungen an die einzelnen Mitglieder zu besorgen. Der Generalversammlung kann am Vortage eine Vorbesprechung vorausgehen, zu welcher die Einladung gleichzeitig zu geschehen hat.

§ 17.

Die Generalversammlung nimmt den Rechenschafts- und Kassenbericht entgegen, hört die Rechnungsrevisoren, entscheidet über die Verwendung des Vereinsvermögens, sowie über die vorliegenden Anträge, wählt zwei Rechnungsrevisoren und deren Ersatzmänner zur Prüfung der Kassenverwaltung, ferner den Vorort und die Zentralleitung.

§ 18.

Anträge, über welche auf der Generalversammlung verhandelt werden soll, und zu deren Stellung sowohl die Zweigvereine und Vertretungen wie die einzelnen Vereinsmitglieder berechtigt sind, müssen der Zentralleitung mindestens 8 Tage vor Stattfinden der genannten Versammlung schriftlich mitgetheilt, und können sonst nur auf Beschluss der Generalversammlung in Verhandlung gezogen werden.

§ 19.

Jedes Mitglied ist berechtigt an den Berathungen der Generalversammlung theilzunehmen und Anträge zu stellen.

Die Abstimmung in der Generalversammlung erfolgt durch Delegirte der Ortsvertretungen und Zweigvereine, welche 8 Tage vor dem Stattfinden der Generalversammlung der Zentralleitung schriftlich anzuzeigen sind. Die Anzahl der Stimmen, welche diese hierbei vertreten, wird durch die Zahl jener Mitgliedsbeiträge festgestellt, welche die Vertretungen und Vereine, als deren Bevollmächtigte sie erscheinen, im entsprechenden Jahre an die Zentralkasse abgeführt haben, jedoch kann sie nie für mehr als ein Fünftel der sämtlichen auf der Generalversammlung vertretenen Stimmen in Anrechnung gebracht werden.

Es ist zulässig, dass mehre Ortsvertretungen und Vereine sich durch gemeinschaftliche Delegirte an der Generalversammlung betheiligen.

§ 20.

Eine Statutenänderung kann nur durch $\frac{2}{3}$ Majorität der vertretenen Stimmen, die Auflösung des Vereines nur durch eine Majorität von $\frac{4}{5}$ dieser Stimmen beschlossen werden.

§ 21.

In sehr wichtigen und dringenden Fällen kann die Zentralleitung bei Zustimmung von mindestens 6 ihrer Mitglieder eine ausserordentliche Generalversammlung, und diese auch in eine andere grössere Stadt an Stelle von Bayreuth, unter Beobachtung der im § 16 gegebenen Vorschriften, einberufen.

Eine ausserordentliche Generalversammlung ist unter denselben Normen binnen 14 Tagen nach gestelltem Verlangen auch dann von der Zentralleitung einzuberufen, wenn mehre Zweigvereine oder Vertretungen, welche zusammen mindestens $\frac{1}{8}$ der sämtlichen Vereinsmitglieder in sich vereinigen, diese Einberufung schriftlich verlangen.

§ 22.

Die ausserordentliche Generalversammlung hat die der Generalversammlung überhaupt zukommenden Rechte.

Vereinsorgan.

§ 23.

Die „Bayreuther Blätter“ werden von dem Vereine übernommen und als Monatschrift herausgegeben.

Sie dienen der litterarischen Agitation im Sinne des Vereinszweckes und der Besprechung der damit zusammenhangenden Kulturfragen, ferner der Veröffentlichung der wichtigsten, insbesondere der im § 9 bezeichneten Vereinsangelegenheiten, sowie überhaupt zur Verbreitung aller die Bayreuther Bühnenfestspiele betreffenden Nachrichten.

Den Zweigvereinen und Ortsvertretungen ist je 1 Exemplar unentgeltlich zuzusenden, und es haben diese für deren Verbreitung unter ihren Mitgliedern Sorge zu tragen. Ueberdiess erhalten dieselben für je 20 Mitglieder auf Verlangen ein Freiexemplar.

Die „Bayreuther Blätter“ können auch von Nichtmitgliedern zu einem von der Zentralleitung festzusetzenden Preise abonnirt werden.

Vereinsvermögen.

§ 24.

Das Vereinsvermögen ist bis zur Verwendung im Sinne des Vereinszweckes in einem von der Generalversammlung zu benennenden ersten Bankinstitute fruchtbringend anzulegen. Im Falle der Auflösung des Vereines fällt dasselbe dem Bühnenfestspielfonds zu, sofern nicht von der betreffenden Generalversammlung in anderer Weise darüber verfügt wird.

Friedrich Franz II., Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin.

21. April 1883.

Möget Ihr, wenn der Herr einst ruft,
den letzten Sieg gewinnen unter unserem
grossen Führer Jesus Christus.

Der Grossherzog an die Veteranen der Freiheitskriege.

Ein edeler Deutscher Fürst ist von tückischer Krankheit jäh aus dem thätigsten Leben in voller Manneskraft und Wirkensfreudigkeit hinweggerissen worden. Tief erschreckte Herzen rufen ihm von nah und fern so menschlich wahr empfundene Todtenklagen nach, wie sie nur einem trefflichsten Herrscher, einem allverehrten echten Deutschen Manne auf dem Fürstenthron, erklingen können! Klagt unser greiser Kaiser, nach schon so manchem schweren Verluste, um diesen geliebten Neffen als um seinen „treuesten Bundesgenossen und Freund“, — blickt die treulich gedenkende Liebe eines ganzen Volkes auf vierzig Jahre einer mit sorgsamer Weisheit und schöner Menschlichkeit das Land beglückenden Herrschaft weinend zurück: so dürfen auch wir uns heute den Trauernden zugesellen, und wollen in Ehrfurcht uns dessen erinnern, wie der verklarte Fürst auch unserem Meister und unserer Sache seit langen Jahren in Wort und That seine aufrichtige Sympathie bewiesen hat.

Nicht allein als fürstlicher Festspielgast von Bayreuth im Jahre 1876, und wiederholt 1882 beim „Parsifal“, auch als einer der Ersten unter den hochherzigen Spendern grösserer Jahresgaben für unseren Patronatverein, dem Bayreuther Werke stäts ein gnädiger Patron: liess er zugleich an seinem heimischen Hoftheater für eine künstlerische Pflege gerade der Werke Wagner's immer rege Sorge tragen. Die Schweriner Bühne ist seit drei Jahrzehnten unter den ersten gestanden, wenn es galt ein neues Werk des Meisters dem Publikum bekannt zu machen; ein ausgezeichnetes, feinsinnig geleitetes Orchester, ein traditionell musterhafter Chór bildeten hier stäts das sichere Fundament für stylvolle Gesamtwirkungen, wie sie manche, auch grössere Theater zu erzielen nicht vermochten. Der „Fliegende Holländer“, ein öfters mehr als wünschenswerth vernachlässigtes Werk, ward die Lieblingsoper der Schweriner, zumal seit ein erster Wagnerischer Künstler, den wir in Bayreuth als Alberich und Klingsor bewundern durften, zum bleibenden Mitgliede der grossherzoglichen Bühne gewonnen worden war. Die „Walküre“ —

die „Meistersinger“ zogen durch den Ruf ihrer vorzüglichen Darstellung auch auswärtige Kunstfreunde in grosser Anzahl von allen Seiten her nach der abgelegenen, kleinen, schönen Residenz am Schweriner See. Freudig erzählte noch jüngst der verstorbene Fürst von dem Wohlgefallen, das der Meister, nach mehrfachen Aeusserungen, an den Leistungen der Schweriner Bühne gefunden hatte. —

Da aber lag schon die freundliche Stätte, wo so manches Schöne und Hohe unter fürstlicher Hut erblühen gedurft, seit Jahresfrist in Trümmern, zerstört durch den furchtbaren Brand, vor dessen verheerender Wirkung damals ein rasch besonnenes Manneswort aus der Fürstenloge die sonntägliche Masse des Publikums noch glücklich bewahrt hatte. — Und auch der kunstsinnige, rastlos eifrige Mann, welcher durch das Vertrauen des Grossherzogs berufen und gefesselt, ein halbes Menschenalter hindurch die dortige Bühne ehrenvoll geleitet hatte, überlebte sein Theater nur um wenige Monde und war am 13. Januar d. Js. seinem huldreichen Herrn in den Tod voraufgegangen. — Am 13. Februar schied von uns der Meister selbst; und man hatte von Bayreuth aus dem theilnahmvollen Grossherzoge melden können, wie noch in den letzten Tagen seines Lebens ihn der Gedanke fast bis zur Beunruhigung beschäftigt habe, dem gütigen Fürsten seinen unter dem Drange der Festspielarbeit versäumten, herzlichen Dank auszusprechen für sein thätig bewährtes Interesse an dem Werke von Bayreuth. —

Vor vier Wochen noch stand der Herausgeber dieser „Blätter“ in dem wunderherrlichen Seeschlosse zu Schwerin vor dem verehrten hohen Herrn um ihm den vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift zu überreichen. Jener die Welt erschütternde Trauerfall von Venedig trat lebhaft in die Erinnerung, und schöne, echt fürstliche, menschlich-herzliche Worte drückten die freudige Ergriffenheit des warm empfindenden Fürsten aus bei der Nachricht jenes letzten ihm geltenden Gedenkens des Meisters, in welchem er das „verkörperte Symbol des Deutschthums für alle Nationen“ ehrte. — Wie manneskräftig, fest und frisch die ganze vornehme Erscheinung, das ganze herzegewinnende Wesen des gütigen Herrschers! — Aber wir wandeln unter den Wolken des Todes, und niemals, dünkt es wohl, hangen sie tiefer auf uns herab, als in diesem Jahre: heute zieht ein feierlicher Trauerzug durch die ferne nordische Hauptstadt hin, und Fürsten und Volk beweinen den Hingang eines leuchtenden, lebenden Beispiels echter Fürstentugenden — an seinem Grabe. —

Doch welch' ein schöner Schein wahrhafter Verklärung breitet sich um diesen so jäh erschreckenden Tod: ein lichtiges, wundervolles Aus-

strahlen reiner menschlicher Güte in all' der harmonisch-natürlichen Schlichtheit, die dem seligen Herrn sein Leben lang eigen war. Wir, die wir einen grossmüthigen Gönner unserer Kunst in dem Heimgegangenen zu betrauern haben, dürfen uns diesen Schein wohl recht erhebend in unsere, noch vom schwersten Schlage tief erschütterten Gemüther leuchten lassen.

Als der Arzt dem Leidenden keinen Zweifel mehr lassen durfte an dem nahen Ende, da bestellte der Fürst wie ein rechter Haushalter mit rührender Treue bis in das Kleinste klar und besonnen sein Haus, sein väterlich geliebtes Land — nahm Abschied von seinem Volke, von seinen treuen Dienern, von dem hohen kaiserlichen Kriegsherrn und Freunde, von der tiefgebeugten Familie fern und nah, den dreien in weiten südlichen Landen weilenden Söhnen, den sein letztes Lager umgebenden Frauen und Kindern — und wie er Alles mit der einfachen Bestimmtheit des pflichtbewussten Mannes auf's Sorglichste geordnet, und von allem ihm lieben und theuren Lebenden und Irdischen ergreifenden Abschied genommen, da rief er nach der heiligen Kunst der Musik. — Aus seiner Schlosskapelle her, vom religiösen Dienste des Sonntags Jubilate, trat der kirchliche Sängchor in die fürstlichen Trauerräume und sang dem Sterbenden seine frommen Lieblingsweisen. Mit friedvollem Wohlgefallen lauschte er den ernstesten Tönen des Choral: „Wenn ich einmal soll scheiden“, — noch einmal regten sich seine Lippen zu den Worten jenes innigen Glaubenssanges der gottesfürchtigen Brandenburgischen Kurfürstin: „Jesus — meine Zuversicht!“ — und unter den Klängen dieser Musik ist er sanft entschlafen. — Religion und Kunst verbanden sich an dem fürstlichen Sterbebette zu mild-verklärender Segensmacht.

Möge dem jungen Grossherzoge die segensreiche Macht, welche aus dem seligen Ende seines verklärten Vaters so beredt zu uns Allen spricht, nun auch Trost, Gesundheit und reiches Glück verleihen zur Fortführung seines schönen, von Liebe und Treue geweihten, väterlichen Fürstenerbes! Auch unsere Sache wird von der lebenswürdigen Edelart des neuen Regenten Mecklenburgs eine gnädige Theilnahme sich erwarten dürfen. — Ehrfürchtige Trauer aber weihe unser treues Gedenken dem edelen Heimgegangenen über seiner schweigenden Fürstengruft in der Kapelle „zum heiligen Blute“ am würdigen Dome von Schwerin! —

Die Religion des Mitleidens.

Schlussbetrachtungen.

Von Hans von Wolzogen.

Einleitung.

*Plus enim est anima ubi amat,
quam ubi animat.*

Albertus Magnus, d. adh. Deo XII.

Es ist kein Kleines, die Weltgeschichte zu durchlaufen und hierbei Liebe zum menschlichen Geschlechte bewahren zu wollen. Mit diesen Worten sprach Richard Wagner (B. Bl. 1881 S. 40) seine Zweifel darüber aus, ob der Kosmopolitismus der Welt das Heil zu bringen vermöchte.

Gobineau hatte dieses vom modernen Fortschrittsglauben gepriesene Heilmittel verworfen, weil es gleichbedeutend wäre mit der Austilgung der letzten Reste einer *reinen Race*. Hierbei hatte er den Kant auf seiner Seite, welcher es schon in seiner „Anthropologie“ (II, 360) ausgesprochen hat: *Soviel ist wohl mit Wahrscheinlichkeit zu urtheilen, dass die Vermischung der Stämme, welche nach und nach die Charaktere auslöscht, dem Menschengeschlechte, alles vorgeblichen Philanthropismus ungeachtet, nicht zuträglich sei.*

Wagner überblickte den Racenkampf der Weltgeschichte und schaute den Racencharakteren selbst in das Herz. Da ergriff ihn die wehevolle Ueberzeugung, dass diesem Schauspiele und Wesen alle Liebenswürdigkeit im ernsthaftesten Sinne fehle. Je mehr der Mensch allen Racen, Nationalitäten, Gesellschaften gerecht werden möchte, je schroffer tritt ihm die Unliebenswürdigkeit und Lieblosigkeit aller Racen, Nationalitäten, Gesellschaften aus dem blutigen Spiele der Weltgeschichte entgegen. Die Vermischung aller dieser Elemente zu einer unbestimmten Einheit gleicht dann nur noch dem Hexenkessel, in welchem der Zeitgeist aus allen Giften der Vergangenheit den Todestrank der Zukunft braut. Auch der ehrliche kosmopolitische Sinn langt zuletzt, gegenüber der grossen Abscheulichkeit des geschichtlichen Wesens und Treibens, bei der verzweifelten Hoffnung auf die endliche Selbstvernichtung der lebensunfähig gewordenen Blutmischung aller Racenelemente an. So stirbt dahin, wem die Liebe fehlt, wie die Pflanze hinwelkt ohne den Sonnenschein.

Wollen wir uns bei dieser Aussicht auf das Ende beruhigen?

Keinesweges. Wir suchen uns etwas Besseres, Heilsameres, Reineres zu gewinnen, als den Hexentrank des Kosmopolitismus. Mag er einer Menschheit fliessen, die es verwirkt hat, „Liebe“ zu ihrer Art zu erwecken! Wir sehen zwar dieselbe Menschheit, wenn wir von einem freieren Standpunkte aus dem Schauspiele der Racengeschichte aufmerksam folgen; aber aus dieser

selben Menschheit, aus ihrem ewig ruhelosen Ringen, Hasten und Vertilgen hervor, hören wir dann noch ein Anderes, eine menschlichere Lehre der Geschichte.

Wie kam denn der ernst betrachtende Geist darauf, nach dem Liebesgehalte dieser Menschheit zu fragen? Woher quoll denn die schöne Empfindung, dass es dem Menschen etwas bedeuten müsse, wenn er „Liebe sich bewahren“ könnte zu seinem Geschlechte? Dass es der Kosmopolit nicht vermag, welcher nur diese sichtbare Racenmenschheit und Menschenmischung, in deren Mitte er steht, um sich her erschaut, das darf uns nicht beirren. Wer im Entsetzen über das „Geschehen“ die Augen schliesst, der hört es wohl tief in seiner Seele nachklingen, was die Seele alles Geschehens uns zu sagen, zu klagen hat.

Merket auf und vernehmet den tiefen schweren Seufzer, der oft wie in Thränen und Blut erstickt, oft wieder anschwellend bis zum wildesten Schmerzensschreie aus allen Zeiten und Weiten dieser trostlos der Selbstvernichtung zutreibenden, vieltausendjährigen Menschengeschichte uns jammervoll aufklingt!

Was ist es, was da seufzt und schreit? Das Leiden. Was ist dieses Leiden? Was da leiden kann: die geheimnissvolle Seele der Menschheit. — Was ist es, was in euch bangen Lauschern wiederklingt und nachhallt? Das Mitleiden. Was ist dieses Mitleiden? Was da mitleiden kann: die geheimnissvolle Seele des Menschen.

O, halten wir ihn fest, diesen Seufzer; wahren wir ihn wie den kostbarsten Schatz, den wir aus dem grossen Weltkampfe um Gewinn und Macht und Glück heimtragen dürfen, ein Jeder von uns in seines Herzens innerstem, engstem Schreine! Ja, dieser Aufschrei des Leidens — er ist einziger Gewinn — volle Macht — wahrhaftiges Glück dem Menschen, inmitten der blutigen Racenschlacht der Geschichte und der kosmopolitischen Friedensträume des Fortschritts. —

Nicht Liebe zu den Thätigen, aber Mitleid mit den Leidenden, das lernt man von der *Geschichte*. Man lernt es, wenn man die furchtbaren Schicksale unseres Geschlechtes, der menschlichen Natur und ihrer Kulturen, im Sinne der edelsten Meister und Lehrer der Menschheit, der einzig Liebenswerthen, Leidensreichsten, treu-ernstlich betrachtet. Diess ist die Frucht unserer Erkenntniss, und die Erkenntniss ist die Frucht der Thatsachen. Nur nehmen wir diese nicht mehr als das, was sein muss, weil es gewesen ist, und woraus, als aus seinen natürlichen Elementen, der Zukunftstempel der immer fortschreitenden Menschheit errichtet werden soll. Diese Thatsachen sind nur die Schattenbilder eines stäten Entstehens und Vergehens. Das ist der Daseinfluss des Heraklit, die Weltflamme des Buddha. Aber Eines ist wahrhaftig in dem Fluss und der Flamme, und es bleibt in dem grossen Sterben des Lebens unsterblich: das Leiden.

Das Leiden ist der Heiligenschein des Lebens. Wer nicht gelitten, wie

hätte er je gelebt? Welche Nichtigkeit wäre das Leben in seiner flüchtigen Kürze ohne das Werthgewicht des Leidens! Unerträglich dünkt den leidenden Sterblichen eine leidenlose Unsterblichkeit; und doch wäre nur ein ewiges Leben ohne Leiden denkbar, — und das wäre für uns Lebende in Zeit und Leid nur eine leblose Ewigkeit! Hier in dem grossen Räthsel des Erdendaseins ist das Leiden selbst das Ewige, das Unsterbliche, das Göttliche, wovor der stolze Glanz der gewaltigsten Weltenthaten erbleicht, und wären sie noch so tief in das rothe Blut der wahngeschlagenen Siegesopfer eingetaucht.

Unsere Seligkeit liegt nicht an unseren Werken sagt Eckhart der Mystiker *sondern an dem, dass wir Gott leiden.* Der *leidende Gott* selbst ist unser Weltenheiland geworden. Der *gerechte Gott* der irdischen Geschichte allein ist dieser erlösenden Kraft nicht mächtig. Sagt man, die Gerechtigkeit sei das Göttliche im Weltprozess, so vergisst man den ungeheuren Rest des Leidens, welchen diese Gerechtigkeit als ewiges Räthsel in der Welt zurücklässt. Die Gerechtigkeit der Geschichte ist gross im Grossen; sie sorgt dafür, dass die Welt in dem Schwebespiele des Entstehens und Vergehens noch immer erhalten und möglich bleibe. Sie ist das Existenzgesetz des Daseins, welches auf der harten Nothwendigkeit der Kausalität beruht. Aber sie führt nicht über das diesem Gesetze unterworfenen Dasein, nicht über die Geschichte hinaus. Erst dann beginnt ein Ahnen solches Weges in's Freie, wenn das Individuum den Gedanken erfasst, dass in der grossen Gerechtigkeit der Weltgeschichte Alle für Einen und Einer für Alle leiden. Da schwebt das Zünglein der Waage nicht mehr ewig zitternd zwischen Werden und Vergehen, sondern es steht fest und still in dem Begriffe des Mitleidens. Die Menschheit erlebt eine Wiedergeburt: der alte Adam ist zum neuen geworden, und der neue Adam lebt nicht im Paradiese, es zu verlieren um der Gerechtigkeit willen, sondern er ist an's Kreuz geschlagen, die Seele der Menschheit zu erlösen um der Liebe willen.

Wer von Adam's Sündenfall aus nach rückwärts forscht, den Quellen der Paradiesesströme nach, der trifft auf eine schroffe Felsenwand, darein steht eingehauen ein Riesenbildniss: *Ich bin der Herr dein Gott!* Je schärfer das geblendete Auge des suchenden Wandrers auf das Bildniss schaut, um so grimmiger wird der Blick des steinernen Gottes, und die Zeichen der Weltgerechtigkeit in seinen Händen werden zum Symbol einer unbegreifbaren Ungerechtigkeit wider den schwachgeschaffenen Menschen mit dem leidenden Herzen. „Warum schufest du mich, Herr, dass ich sündigen könne und leiden müsse?“ Aber er steht auf seinem Felsen festgewurzelt in Raum und Zeit und sagt kein Wort als das Eine: *Ich, der Herr dein Gott!*

Wehe nun dem Menschen, welcher in den Tiefen seines Gemüthes erschüttert und verstört sich abkehrt, und er achtet nicht des neuen Gottes, der ihm im Herzen aufschreit unter den Schmerzen der Verzweiflung! Den Weg zum Paradiese findet er nimmermehr. — Wer aber den Schrei vernimmt — wer ihn mächtig anschwellen hört in dem Widerhall der weiten

Natur, und er folgt ihm bis zu dem Berge des Todes, wo das Kreuz erhoben steht: auf diesem neuen Wege durch die Geschichte, in dem heiligen Lichte, das heller und heller von dem Kreuzesberge ihm entgegenstrahlt, lernt er den Schrei des eigenen Herzens, die Klage der leidenden Welt, den Seufzer des sterbenden Gottes verstehen, — die göttliche Gewalt des Leidens und der Liebe, als des wahren Weltenzieles und Lebenszweckes, sie wird ihm offenbart, — und zu den Füßen des Gekreuzigten bekennt er sich *selig im Glauben* zu des Mitleidens welterlösender Religion. —

I.

Im neuen Paradiese.

Wie die bunte Pflanzenwelt sich einstens über die schrecklichen Gestalten einer urweltlichen Thierheit deckte, so lagert eine breite Schicht von Zivisationsgeweben über den dämonischen Urgewalten des Bösen im menschlichen Geschlechte. Aber jenes Böse lebt noch heute fort, wie es gelebt hat seit jenen frühesten Tagen, da der erste Brudermord das Morgenroth der Geschichte über den engen Horizont des paradiesischen Kinderspielplatzes unseres Geschlechtes aufsteigen liess. Die grüne Pflanzendecke der Zivilisation, mit ihrem Heuchelscheine von farbig heiterer Blütenpracht und friedlicher Daseinsfreude, sie zehrt von der Verwesung der zahllos sinkenden Schlachtopfer, sie wird getränkt von dem ungestillt rinnenden Blute des grossen Mordens, *Geschichte* genannt. Die Gottsucher auf unserer Erde, welche, zurückgeschreckt von dem Riesensteinbilde des richtenden Schöpfers unseliger Welten und sündiger Wesen, in Betäubung und Müdigkeit oft wie so bald schon niedersinken inmitten einer solchen grünen und blühenden Aue menschlicher Zivilisation: gar leicht lassen sie sich nun verblenden durch den gastlichen Schein des Thales, durch die äusserlich geselligen Weisen der Hirten, die dort ihre Heerden weiden, der Ackersleute, die dort ihr Feld bestellen, gleich den friedlichen Söhnen Adams, ehe der Mordschlag des ersten Städtegründers die Stirn des ersten Nomaden traf. Es hat Alles ein solches vertrauenerweckendes Ansehn von satter Sicherheit, von wohlgegründetem Besitz, von guter Ordnung aus altvererbter Sitte und nach urvernünftigem Gesetz. Jede Hürde und jede Hecke, jede Ackerscholle und jedes Heerdenstück, wie sprechen sie stolz und zuversichtlich: So muss es sein, denn so ist es gewesen; und so wird es immer sein, denn so muss es sein! Es giebt nur einen Wandel in diesem Sein, und der ist ein stäter Fortschritt für den Mitgenuss eines jeden Einzelnen an dem allgemeinen Segen des Seins. — Beim Anblicke dieser Welt der menschlichen Vernunft und geschichtlichen Gerechtigkeit verliert der Schreck vor dem übermenschlichen Götterbilde seine Kraft, ein munterer Glaube an das eigene Ich erfüllt die Brust, die Hand greift wieder ermuthigt nach Stab oder Karst und regt sich in der Lust des Gewinnes, aus ruheloser

Begierde, bei rüstiger Arbeit, gleichviel was daneben des eigenen Gewinnes beraubt in Leiden und Sterben zusammenbricht. Ein grosses Lärmen entsteht, ein Schallen und Schrillen von Mühe und Thätigkeit, unter dem Scheine des sicheren Glückes, das immer der nächste Gewinn verspricht. Kein Hauch des tiefen Seufzers im Grunde dieser ganzen durcheinander wandernden, wirkenden, hastenden, schreienden Welt durchdringt mehr das Rauschen und Rollen des grossen *Fortschritts*, an welchem ein jeder Arbeiter im Garten der Zivilisation, *im neuen Paradiese* der geschichtlichen Zeiten, sich seinen wohlgemessenen Antheil rechtmässig zugesichert wähnt.

Der Gottsucher ist zum Glücksucher geworden, den nichts in aller Welt widerlicher und ungerechtfertigter dünkt als das Leiden; der das Auge schliessen muss, wo es sich ihm zeigen will, und die Ohren sich verstopfen, wo es zu ihm aufschreit: weil es dem unermesslichen Fortschritte der Zivilisation widerspricht, an den er glauben muss, um an die Möglichkeit des Glückes zu glauben, — und weil es von einer Schuld redet, die ihre Wurzeln tief in den Boden des neuen Paradieses schlägt, und deren giftiger Pflanze er selbst mit jedem Griffe nach dem Scheinbilde seines Glückes neue Nahrung zuführt. *Aus der Wolke strömt der Regen, strömt der Segen — Danae's!*

Wenn einstmals über diese ganze breite, grüne, blühende Decke der Zivilisation sich noch der goldgewirkte Teppich des Weltkapitalismus legte, welcher alle Dämonen des Leidens sich zu stummen Sklaven seines Glückes gebändigt hätte —: wäre alsdann wohl unser Geschlecht im Fortschritte seiner Entwicklung an innerer Bildung auch so weit gediehen, dass es gelernt hätte wahrhaft gut zu sein, dass die zu Sklaven gewordenen Dämonen sich glücklich fühlen dürften im Mitgenusse der Güte ihrer glücklichen Herren, oder dass gar den Sklaven die Freiheit ihrer Herrn zu Theil würde, und die ganze Menschheit eine Gemeinde von Brüdern bildete, gleich an wahrer Bildung und gleich an wahrem Glücke, vor Allem aber gleich in der wahrhaftigen Güte einer allumfassend grossen, göttlich-menschlichen Liebe?

Was hülfte alles Gold der Welt, wenn es nicht dazu verhülfe?

Wer das Gold hat, heisst es, der hat die Bildung, und wer die Bildung hat, der hat die Menschlichkeit. Der Arbeiter wird reich, der Reiche wird zum Weisen, der Weise zum wahren Menschen: und damit wäre die Menschheit, nach Platon's Idee, von Philosophen beherrscht, eine glückselige Menschheit geworden; denn wie anders könnte höchste Weisheit sich bewähren als in wahrer Beglückung aller Derer, die mit ihr in menschliche Berührung kommen?!

Ist Dem wirklich also? Sind wir wahrhaftig auf dem Wege dahin? Finden wir unseren verlorenen Gott auf der Suche nach dem Gewinne des Glückes wieder? Können wir mit dem Golde, welches die Arbeit im Garten der Zivilisation uns verheisst, mit dem Golde, welches die Pflanze unserer Schuld befruchtet, können wir damit den grossen Schrei des Weltleidens verstummen machen? Und kann unser eigenes Schreien nach Gewinn und Macht, wie

die ionischen Meereswogen unter dem Oele der griechischen Schiffer, gestillt und geschweigt werden durch den glatten, glänzenden Aufguss jenes kostbarsten Stoffes aus den Pflanzen unseres Gartens, jenes weltzivilisatorischen Extraktes unserer vieltausendjährigen Arbeit, jener geschmeidigen und leuchtenden Fluth der allgemeinmenschlichen „Bildung“?

Wie nun, wenn diese allgemeine Bildung, welche wir unseren höchsten Kulturfortschritt nennen, nur die grosse täuschende Einbildung des Menschen von der Welt wäre? Wie kämen wir dann wieder zu unserem, zum anderen Male verlorenen Gotte?

Vor einem Menschenalter schon sprach sich unser verehrter Freund Konstantin Frantz in jener hier bereits erwähnten Erstlingsschrift („Die Erneuerung der Gesellschaft“) über die Bildung unserer Zeit folgendermaassen aus:

„Kaum irgendwo tritt die Ruhmredigkeit des Zeitalters so widerwärtig hervor, als in der alltäglichen Selbstbespiegelung unserer Bildung. Schauen wir dieser Bildung in's Antlitz! Es ist wahr, die wissenschaftliche Forschung hat eine unermessliche Expansion gewonnen, eine Fülle glänzender Entdeckungen tritt auf ihrem weiten Gebiete hervor. Aber die Tiefe bleibt verschlossen und die Einheit des Wissens verschwindet. Aus dem natürlichen Zusammenhang des Ganzen herausgerissen, erscheinen die Gegenstände in einem falschen Lichte, und dieses falsche Licht, durch den Spiegel der Wissenschaften zurückgeworfen auf die Gesellschaft, verwirrt sie anstatt zu erleuchten. Mit der Einheit geht der höhere Zweck verloren, die Richtung auf den lebendigen Menschen. Das Wissen verliert seine ethisch-praktische Bestimmung um „Selbstzweck“ zu werden. Sollen wir die welterneuernde Wahrheit von da aus erwarten? Alle Hoffnung muss schwinden, wenn wir das Treiben näher betrachten. Denn wir möchten in die Werkstätte des Lebens blicken, und siehe da: wir treten in eine Anatomie. Auf dem Tische liegen die Kadaver, und an zerstreuten Gliedern übt sich der gelehrte Witz.“ — — — „Die Welt wird ein Magazin, die Oekonomie lehrt dieses Magazin füllen, die Statistik führt das Buch, und mit den steigenden Nummern ihrer Tabellen beweist sie das zunehmende Glück der Völker. So z. B. Herr Dieterici die zunehmende Wohlfahrt des preussischen Volkes, weil dasselbe seit vierzig Jahren seinen Branntweingenuss verdreifacht hat.“

Wie sagt doch Sir John Falstaff? *Scharfsinn ist zum Bierschenken gemacht und verschwendet seinen Witz in Rechnungen!* —

In leichten Zügen entworfen, haben wir hier ein heute wie damals zu treffendes Bild dessen, was unsere Bildungswelt dem Leben gegenüber bedeutet. Das Wesen der Sache, nicht etwa nur eine zeitweilige Aeusserlichkeit, hat der hellblickende Schreiber mit seinen ehrlichen Worten getroffen; und nicht zum geringsten Theile trägt gerade seine letzte gelegentliche Notiz dazu bei, die Art unserer landläufigen wissenschaftlichen Fortschrittsnachweisungen zu charakterisiren, welche allezeit dieselbe bleiben muss, weil dieser „Fortschritt“ seine Art nicht wechseln kann, ohne vor sich selber zum Rückschritt zu werden. Ueber solche kurz und scharf ausgesprochene Wahrhaftigkeiten soll uns aller Glanz der Rhetorik unserer höchstangesehenen akademischen Professoren nicht hinwegtäuschen, welche bei ihrem byzantinischen Preisen

der Zeit und ihrer Wissenschaft auch die kühnsten Redewendungen im „fortgeschrittensten“ Zeitstyle nicht verschmähen. So z. B. der Herr Professor Dubois-Reymond, wenn er in seiner Festrede zur Geburtstagsfeier Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 23. März 1882 („Ueber die wissenschaftlichen Zustände der Gegenwart“) mit Stolz behauptet:

„So ungerecht ist die Anschuldigung, die heutige Wissenschaft zersplittere sich in Einzelheiten, dass man bis auf Newton's Zeit zurückgehen muss, um einem Beispiele einer ähnlichen Erweiterung unserer theoretischen Vorstellungen zu begegnen, wie sie der Lehre von der Erhaltung der Energie und von der Bewegung, die wir Wärme nennen, entsprang.“

Auch in dieser panegyrischen Phrase von der „Wärmelehre“ spukt jener statistische Branntweinteufel unvermerkt wieder mit! — Wer aber an dem Satzbau solches begeisterten Ausspruches eines Höchstgebildeten unserer Tage etwa Anstoss nehmen sollte, den verweisen wir auf den bei der gleichen Gelegenheit monumentalisirten Grundsatz desselben Gelehrten: *Vielmehr kommt Alles darauf an, dass etwas, weniger darauf, wie es geleistet werde*; wogegen wiederum eben derselbe Gelehrte ein anderes Mal, als es ihm daran gelegen war über eine „Akademie der deutschen Sprache“ sich auszusprechen, es freilich missbilligend zu bemerken fand, dass *der Deutsche redet, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!* — —

Wir wollen uns nicht durch solche merkwürdigen Erfahrungen bei den Alexandrinern und Byzantinern unserer hohen Bildung beirren lassen, sondern ganz getrost einmal zu den „Barbaren“ und „Vandalen“ gehen, welche es zum grössesten Entsetzen und zur tiefsten Empörung aller feingesitteten Kulturrhetoriker gewagt haben, gegen die Grundmacht jedes Bildungserwerbes, gegen die Macht des Goldes in's Feld zu ziehen; weshalb man sie geradezu als Religionshethzer gebrandmarkt hat. Denn es ist Unduldsamkeit gegen eine religiöse „Konfession“, wenn man offen das Wort nennt, welches den Kaufhern der modernen Bildung bezeichnet, und wenn man das Herz hat für die Sklaven der modernen Zivilisation — ein Herz zu haben! — So sprach u. A. der Berliner Hofprediger Stöcker am 29. November 1882, ohne besondere Feierlichkeit, zu den Reformern in Chemnitz:

„Man fragt in unseren Tagen, ob es nicht eine wundervolle Zeit sei, in der wir leben, täglich neue Erfindungen und Entdeckungen? Im Sturmschritt geht die Zivilisation vorwärts, wir brauchen nur an Eisenbahnen, Telegraphen, Elektrizität zu denken, um die ganz unermesslichen Fortschritte zu überschauen, die wir seit einem halben Jahrhundert gemacht haben. Verehrte Anwesende, ich frage: ist die Fürsorge für die Arbeiter, für ihr Wohl und Wehe, für ihre Frauen und Kinder, für ihre Bildung und ihren Charakter, für ihr Glück und für ihre Zufriedenheit, ist das Bestreben für diese Dinge den Erfindungen nachgekommen, oder ist es weit hinter der materiellen Entwicklung zurückgeblieben? Wenn die grossen Erfindungen und Entdeckungen nichts Anderes vermocht haben als die Gegenwart mit einem Firnisse äusserlich glänzend zu gestalten, dagegen die Zufriedenheit des Arbeiters erst zu zerstören, das Glück der Familien zu vernichten, dann ist in der That zwischen dem Fortschritt der Gegenwart und der Persönlichkeit des Arbeiters eine Kluft, welche überbrückt, welche ausgefüllt werden muss, falls nicht der Be-

stand unseres gegenwärtigen sozialen Lebens zerrüttet werden soll.“ — „Soll man da wirklich mit verschränkten Armen zusehen? Sollen wir Kinder des 19. Jahrhunderts, das so hoch gepriesen wird, sollen wir sagen: „Ja, wir vermögen viel — wir können Alles, aber hierin können wir nicht helfen?“ Sollen wir eine glänzende Kultur hinnehmen, um den Preis des Elends unserer Brüder und Schwestern? Alles, was gut und edel und göttlich ist im Menschen, ruft dawider: „Nein, und tausendmal nein!“

Hört ihr ihn auch hier, den Seufzer aus dem Grunde des Lebens, und seinen Widerhall aus den Herzen der Menschen?! Da klingt etwas durch die schrille Welt des Tages von dem Choral, welchen die Religion des Mitleidens in ihren frommen Gemeinden singt; und der Choral mit dem mächtigen Refrain des *Nein, und tausendmal nein* steht in der Tonart der That. Wer ihn vernimmt, dem singt er in die Seele: *So seid nun nicht Hörer allein des Worts, sondern auch Thäter!* — O, wenn doch nur in diesem gepriesenen halben Jahrhundert ungeheuerlichen Fortschrittes menschlicher Bildung und Zivilisation — wenn doch da nur alle Kraft des Geistes, befeuert durch eine tief erregte Macht des Gemüthes, sich einzig daran bethätigt hätte, in den hunderttausenden von Herzen, welche den neuen Tagen dieser Zeit aus den Wiegen unseres Volkes entgegenschlugen, den nirgend fehlenden Kern und Keim des Guten, unbekümmert um alle Moden und Ehren der Zivilisationen und Kulturen, völlig zu erwecken, lebendig zu erhalten, zu pflegen und zu stärken, und zu kräftigen fruchttrenden Pflanzen aufzuziehen: welch' ein Garten des Lebens umgäbe uns heute schon, um wieviel weiter wäre unsere Zeit im wahren Fortschritte zur Menschlichkeit gediehen, als durch alle anstatt dessen aufgewandten Sorgen und Mühen um die kunstvollen Mittel zur Beförderung des Fortschrittes, Wissen und Bildung, Technik, Mechanik und Statistik, welche noch Jahrtausende lang fortarbeiten und fortschreiten mögen, ehe sie von sich rühmen könnten: wir haben die Menschheit gut gemacht!

Sie werden sich dessen auch nach Jahrtausenden nicht rühmen können. Denn dieselben Künste und Wissenschaften, welche hier vorgeben an der Kultur der Menschlichkeit zu wirken, schaffen auch der Kultur des Bösen die immer rastlos fortschreitenden Erfindungen zur Vergiftung und Vernichtung des Lebens, und füllen den jüdischen Rothschild's und christlichen Krupp's die Kassen und Kasten für die goldene und eherne Ausrüstung des ewig friedlosen Dämonenkampfes unserer uralt-blutgetauften Zivilisationsgeschichte. Dagegen betrachtet, was der moralische Fortschritt in unserer Zeit bedeutet, und was er damit für die künftigen Zeiten uns verspricht — ist es nicht kläglich, jammervoll, trostlos? Die Erziehung des Guten im Menschenherzen muss der kostbaren Zeit entbehren, welche in jäher Hast der Fortschritt der Bildung des menschlichen Geistes, oder des den Geist bald ganz ersetzenden Universal-Maschinenwesens der Zukunft, erbarmungslos an sich reisst.

„Warte nur, Menschenseele, Menschenherz! Sei Du nur einzig geduldig in der allgemeinen Eile des grossen Fortschritts! Warte nur, Menschenseele,

Menschenherz, die Reihe kommt auch an Dich! Lass unseren Fortschritt nur erst am letzten Ziele stehen, und ehe du dich's versiehst, o Menschenseele, Menschenherz, wirst du mit der Sicherheit einer vollendeten Maschine als der *ideale Mensch* im goldenen Glanze der Humanität unser übergöttliches Weltgebäude der allgemeinen Menschheitsbildung krönen!“

Der ruhende Herkules auf der Stutzuhr im Welt-Salon!

Für Wen wird die Uhr dann noch ihre Stunden schlagen?

Jede Sekunde, welche den Geburtstag eines guten Herzens anzeigt, ist mehr werth als alle Jahrtausende, welche im ewigen Fortschritte der Vollendung der mechanischen Weltvortrefflichkeit zurollen. Mehr und Grösseres können sie doch nicht erwirken als den Sieg des guten Herzens. Vor diesem einzig Göttlichen müssen alle ihre Götter sich neigen. Und wenn es am Kreuze des Leidens seufzt, so ist es seliger, als wenn es in der Maschine der Bildung zubereitet wird für die grosse Welthumanität der unabsehbaren Zukunft. Ja wahrlich, bei den grandiosen Fortschritten in der Mechanik des Lebens, wie weit müsste die Förderung der allgemeinen menschlichen Sittlichkeit schon gediehen sein, wenn sie damit Schritt gehalten hätte! Aber eben an dieser Machtlosigkeit der zivilisatorischen Anstrengungen und Errungenschaften in Bezug auf die Moralität der Völker, nämlich nicht auf die allgemeine Sitte, sondern auf die wahre Herzenssittlichkeit: daraus erkennt man, wie jene *bürgerliche Moralität*, welche in der Aufbesserung sozial-politischer Verhältnisse und in humanitären Institutionen heut zu Tage nicht ohne Selbstgefälligkeit sich hervorzuthun bemüht ist, doch nur eben hinreicht, um diesen ganzen Kunstbau des gesellschaftlichen Lebens unseres gebildeten Geschlechtes gerade noch aufrecht zu erhalten. Stünde es mit unserer bürgerlichen Moralität nur um ein Weniges schlimmer, so stürzte das hohe Kulturgerüst krachend zusammen, und eben die ungeheuren Errungenschaften des Fortschrittes unserer Zeit würden dann plötzlich, wie die entfesselte „wohlthätige Feuermacht“, als höchste dämonische Gefahren mit vernichtender Gewalt den Untergang alles so glänzend Bestehenden beschleunigen helfen. Der Grund, worauf dieser Prachtbau steht, ist untergraben, und die Stützen sind morsch; das Auge der Bildung, vom äusseren Glanze geblendet, versäumt den sorgsamem Blick auf die Fundamente des Lebens. So kommt es denn, dass heute der Blinde mehr sieht als der Sehende, und uns nun als ein Weiser das Bild der Zeit mit unbarmherzig ehrlichen Worten enthüllt:

„Allerdings hat es auch sonst und anderwärts, bald in geringerem, bald in höherem Grade, an Korruption nicht gefehlt; aber was wir in den letzten Jahrzehnten erlebt haben, hat auch das gewöhnliche Maass von Verderbtheit so überstiegen, dass es auch in dieser Beziehung in der Geschichte einen hervorragenden Platz behalten wird. Der Kriegsära, die mit den sechziger Jahren begann, ist eine innere Zersetzung von Treue und Vertrauen zur Seite gegangen, die unheilvoll alle inneren Verhältnisse angezehrt und auch den Privatverkehr immer unsicherer gemacht hat. Der geschäftliche Lug und Trug, der sonst nur ein Bestandtheil der Zustände ist und sich gern verbirgt, ist zur vorherrschenden Regel

geworden und hält es für überflüssig, sich mit seinen Manieren im Hintergrunde zu halten. Die Scham ist vielfach abgelegt, und das Brüskiren besserer Verhaltensarten ist eine Genugthuung, die sich die schlechten Elemente offen gestatten dürfen. Die Gesellschaft ist von dem moralischen Gift an vielen Stellen so gelähmt, dass sie ihre Glieder nicht mehr zur Rückwirkung regen kann. Von Treue des Menschen gegen den Menschen als von etwas reden, was in einigem Maass vorhanden sein muss, damit eine Gesellschaft und ein Gemeinwesen auf die Dauer auch nur leidlich bestehen mögen, — von einiger Treue im Verkehr als einem unentbehrlichen Bindemittel reden, das heisst jetzt den Spott der That-sachen herausfordern. Die faulen Elemente der Gesellschaft werden kommen und sagen: wir verstehen es auch ohne das, miteinander ein Gemeinwesen zu bilden. Aber diess ist falsch. Es ist nur der alte Zusammenhang, der auch noch trotz der Zersetzungsmittel etwas weiter vorhält und die Verwesung im Umsichgreifen einigermaassen hemmt.“*)

Gestehen wir es uns nur: was die moderne Zivilisation aufrecht erhält, ist im Grunde nichts anderes mehr als der militärische Gehorsam und die gegenseitige Abhängigkeit in Folge gemeinsamer Schuld und — Schulden. Daher sind die Armee und die Börse, — Arierthum und Semiten-thum in ihrer letzten scharfen Trennung — die rechten Mächte unserer alles sonst verwischenden und entkräftenden Zeit. Zwischen ihnen Beiden fest eingezwängt, giebt der mit seiner Freimüthigkeit unmässig prahlende Allerwelts-Journalismus seine kurz schallenden Treffer ab, vor denen sich nun wiederum das grosse „gemischte“ Publikum, wie ein gejagtes Wild vor den Ständen der Schützen, alltäglich frisch ertödteten Geistes dankbar verneigt. Wenn aber Armee und Börse ihre Macht bis in das Kolossale aufschwellen lassen — und die ganze Zivilisation unserer Zeit drängt darauf hin, dass sie es müssen —: dann muss unter dem Uebermaasse von Armuth und Rüstung zuletzt auch der gewaltigste Fortschritt an dem elendesten, trivialsten Uebelstande, an der Insolvenz der Kräfte, scheitern und seinen Bankrott erklären. Und dann — dann wird man erkennen, wie gering sein moralischer Werth war, da er dem grossen aufgeblasenen Körper dieser modernen Zivilisationswelt keine lebendige Seele zu geben vermocht hat!

Herzlos ist diese Zivilisation, welche sich höchste Kultur nennt. Sie schafft Institutionen, aber sie bildet keine Charaktere. Mit allen Veranstaltungen der Humanität, Salubrität, Wissenschaft und Diplomatie hat sie die Menschheit um keinen Schritt näher gebracht zu dem Einem, was Noth thut: zur Umkehr des Willens, zur Neubildung des Herzens. Wer ernstlich an diese grosse Arbeit geht, der steht alsbald im schroffen Gegensatze zu unserer gesammten Zivilisation. Was heute als das Gute in einzelnen erhebenden Erscheinungen sich zeigt, das ist noch immer dasselbe Seltene, Missverständene, Bewunderte und Wiedervergessene, wie es jemals im langen Verlauf unserer Geschichte sich geregt und gerungen hat: ein Tropfen Süsswassers im Weltmeer, ein Stern, der uns verkündet, dass es fern über uns einen leuchtenden

*) Die Judenfrage als Racen-, Sitten- und Kulturfrage, mit einer weltgeschichtlichen Antwort von Dr. E. Dühring, zweite Auflage, Karlsruhe und Leipzig bei H. Reuther 1881. S. 7.

Himmel giebt, während um uns her auf Erden die dunkle Nacht liegt. Was hilft es da, dass die Menschen es besser haben als früher, wenn sie nicht besser sind? Aber auch das „Besserhaben“ so vieler Einzelner mehr, es wird doch nur mit dem Elende so vieler Millionen erkauft, welchen das Besserhaben nur ein Bedürfniss bleibt, das ihnen Mühsal des Lebens und Unzufriedenheit des Gemüthes erzeugt.

Vermehrung der Bedürfnisse, das soll wahre Kultur sein? Befriedigung der Bedürfnisse aber heisst Kampf — Kampf ums Dasein. Unsere internationalen Aspirationen nennen ihr Ziel den Weltfrieden — d. i. allgemeine Sicherung grösstmöglichen Gewinnes im Handel und Wandel der Völker. Hinter diesem grossen Bilde friedseliger Volksgeschäftigkeit rast nach wie vor das *freie Spiel der Kräfte*, welches uns der Fortschrittsglaube der Zeit als das menschenwürdigste Recht unserer freien Persönlichkeit anpreist und darbeut. Einen Stein für Brot! Und wenn es der Stein der Weisen wäre, das Brot des Lebens ist es nicht! — Die gute Persönlichkeit würde im freien Spiele die Kräfte eines religiösen Mitleidens zum wahren Heile der Gesellschaft wirken lassen können. Die Persönlichkeit schlechthin, der auf seinen Gewinn, Vortheil und Lebensgenuss gerichtete alte Menschenwille, setzt den Kampf ums Dasein nur in den höheren Gefilden einer gebildeten Thierwelt mehr oder minder blutig fort, und das grössere Maass von Intellekt zur Ueberlistung des Nächsten, und zum Innehalten gewisser Gränzen, um nicht zu früh in das Chaos des Unerträglichen zu fallen, diess entscheidet über den Sieg der freien Persönlichkeit.

Wenn dann ein Seufzen und Klagen der Besiegten entsteht, die Körper der Verwundeten das Schlachtfeld bedecken, dann verlässt sich jeder Einzelne, unbekümmert um seine eigene Schuld, wohl gerne auf die hohe Stufe der allgemeinen Humanität, welche ohne Beunruhigung seines persönlichen Wohlstandes durch ihre vortrefflichen Einrichtungen schon dafür sorgen mag, dass das Geschrei des Leidens ihn im freien Genusse der errungenen Lebensgewinnste nicht allzusehr stört. Und wie im Leben des Einzelnen jene urheiligen Gesetze der sogenannten *Selbsterhaltung* gelten, von denen alle Humanität in den Wind geblasen würde, sobald sie etwa ernstlich in Frage gestellt wäre: so hat auch die Allgemeinheit, Staat und Gesellschaft, trotz allen humanen Institutionen für Völkerverkehr und Völkerstreit, um keinen Fuss breit abgelassen von den uralten bösen Gewohnheiten der Geschichte. Vielmehr verübt sie, unter äusserlich bisweilen anständiger, bisweilen auch brutaler sich gebenden Formen, aber immerhin mit einer gewissen „moralischen Etikette“, Raub, Mord, Unterdrückung und Eroberung nach wie vor, um der *Selbsterhaltung* willen, oder unter einem schöner klingenden Titel: *im Interesse der Kultur* — dieser allgemeinen Kultur des gebildeten *Selbsterhaltungstriebes*! —

Ist denn das wirklich *Humanität*, wie sie den ungeheuren Fortschritten unserer Zeit auf allen Gebieten entspricht? *Humanität*, welche noch bis auf

den heutigen Tag kein anderes Mittel gefunden hat den Weltfrieden herzustellen, als den Bogen des Nimrod, das Schwert des Alexander, die Brandfackel des Attila? Humanität, welche Menschen schlachtet wie Thiere, um der Selbsterhaltung willen, heut wie vor Jahrtausenden? Oder soll das Humanität sein, was doch nur in einem Mehr oder Minder des loyalen Anscheins bei der Bestätigung und Weiterausführung uralter vererbter Scheusslichkeiten unseres Geschlechtes besteht? Wenn denn doch einmal getödtet werden soll und muss, so wird das Mehr oder Weniger, das Schärfer oder Gelinder, den moralischen Werth dieses menschlichen Friedensinstrumentes wahrlich nicht verändern!

Vor wenigen Monaten empfahl ein alter Preussischer Militär mit einem erfreulichen Tone der Ehrlichkeit kurzweg *Dynamit-Ballisten* zur totalen Zerstörung ganzer Festungen mit einem Schläge und fügte hinzu: man wende nicht ein, das wäre eine inhumane Kriegführung; was den Krieg abkürzt, das ist vielmehr human zu nennen. — Seht ihr, solches ist unsere Humanität, und diess durchaus im Geiste der Zeit, in welcher die Geschwindigkeit die grösste Hexerei ist. Diese Hexerei wird hier schon zur einzig heilenden Explosionsgewalt. Man sperre nur See und Land mit Torpedos neuester Konstruktion, mit Sprenggelatine bester Qualität, nach allen Seiten ab, wo noch Geschöpfe wohnen, die sich Menschen nennen: dann hat man den Weltfrieden. Aber — wenn der Krieg auf diese gewaltsame Weise zur Unmöglichkeit gemacht worden wäre, bedeutete Dieses dann wirklich den Sieg der Humanität? Nein, den Sieg der äussersten moralischen Impotenz unserer Zivilisation. Und was für diese Zivilisation noch weit schlimmer ist: unter der allgemeinen Absperrung leidet das Geschäft! — Man lockere also nur wieder die straffen Torpedogränzen. Sofort aber spielt auch von Neuem die „Kriegsgefahr“ in diplomatischen Fäden hin- und herüber. — Gut, die Kette wird also wieder angezogen — aber, o Schrecken: der Torpedo ist inzwischen überholt — ein Antitorpedo sprengt den dynamischen Friedensschluss. Dem alten Preussischen Militär mit seinen Dynamit-Ballisten, in der Berliner Kreuz-Zeitung, setzt heute wahrhaftig bereits ein anonym Franzose, in der Belgischen Stern-Zeitung (*Étoile*), seine *Cataclysmes* entgegen, welche man „in der bilderreichen Sprache“ Frankreichs *Vulkane* nenne, und welche das sog. *Feld des Todes*, nämlich die vorbereitete Gränz- oder Durchmarschgegend (*la zone torpillée*), im gegebenen Momente mit einem feurigen „Steinhagel von grosser und weitreichender Wirkung“ zu bedecken vermögen, wozu nichts gehören soll, als ein magnetisch-elektrischer Apparat, kompendiös genug um ihn in der Tasche tragen zu können; er wird *coup de poing* genannt. — Zur Zeitersparniss gesellt sich auch noch die Rausersparniss, und die Kette der Kausalitäten von Krieg und Frieden wird immer straffer, enger, fester! — Nun auf, du grosser menschlicher Geist, denke, sinne, rechne, kalkulire, konstruire! Wozu hat man dich auf solch eine hohe Bildungsstufe versetzt? Um die hohe Stufe zu schützen vor feindlicher Barbarei wende

deine hohe Bildung an und erfinde das Mittel, auch den Hagelschlag des Antitorpedo unschädlich zu machen. Und weil doch dein moralischer Triumph darin besteht, dass du die Schranken der Nationalität mit der Schwungkraft der allgemeinen Menschlichkeit längst übersprungen hast: so mühe dich, du allgemeiner Menschengenoss, und ersinne gleichfalls dem Gegner das neueste Mittel, welches auch jenes Mittel noch übertrumpft! *Giebt's keinen Krieg? Giebt's keinen Dienst? Braucht der König keine Unterthanen? Haben die Rebellen keine Soldaten nöthig?* (Shakespeare, Heinrich der Vierte, zweiter Theil, I. Aufzug, 2. Scene.) Fürchte dich nicht, es ist human die Kriegführung zu erschweren, indem man die Lebensvernichtung erleichtert. Sei immer dessen eingedenk, dass die Realität des grossen Fortschrittes unserer Zivilisation nicht etwa in der Verminderung und Aufhebung der Ursachen, sondern in der Milderung der Mittel und Wirkungen beruht, und dass es durchaus auch nur „eine Milderung der Mittel und Wirkungen“ ist, wenn das Dynamit an die Stelle des Pulvers und die Explosion an die Stelle des Schwertschlages tritt! — *)

*)

Anmerkung für Zeitungsleser.

Unsere sog. „fortschrittlichen“ Politiker rufen so gerne in sittlicher Entrüstung ihr Ach und Weh über die ungeheure Steigerung des *Militäretats* im modernen Staate. Gar Viele im Volke, welche bereitwillig in solche Rufe mit einstimmen, bewegt dazu gewiss eine gleiche wahrhaftige Empfindung, wie sie in den obigen Betrachtungen zum Ausdruck kam. Die doktrinären Prinzipien-Vorreiter der politischen Partei scheinen dagegen den so tief in unserer ganzen Zivilisation wurzelnden Nothstand nicht anders zu betrachten, als wäre er nur ein willkürliches Sondervergnügen der jeweiligen „Regierung“, mit der sie es gerade auf der parlamentarischen Walstatt zu thun haben. Diese wunderliche „Regierung“ scheidet nach der überlegenen Weisheit der loyalen Oppositionshelden kein grösseres Interesse haben zu können, als die möglichste Schädigung des Volkes, das sie zu regieren, d. h. doch vor Allem zu erhalten hat, um überhaupt etwas zu haben, was sich des Regierens verlohnt. Dieser weise „Fortschritt“ deduzirt in seinen durch alle Winkel des Reiches flatternden Blättern und Blättchen (beflügelt nämlich durch die „Inserate“ Derer, die zahlen können) folgendermassen: „Da wird wieder ein grosses Kriegsgeschrei erhoben — warum? — nur um Mehrforderungen für die Armee parlamentarisch durchdrücken zu können — ist das erreicht, dann hört man nichts mehr von dem drohenden Kriege — bis wieder einmal eine Mehrforderung „regierungsseitig“ beliebt wird — u. s. f. in infinitum!“ — Diess klingt beinahe, als wenn es richtiger und besser gewesen wäre, wenn man hinterher „doch wenigstens den wirklichen Krieg“ zu sehen bekommen hätte! — Dass die unseligen Mehrforderungen eben aus einer ganz thatsächlichen, unserer hohen „Kultur“ erb- und eigenthümlichen permanenten Kriegsgefahr allein sich erklären, und nicht etwa um ihrer selbst willen, als heiteres Regierungsspielzeug in den Tagen seligsten Friedens aufgebracht werden, — der wohlberathene Fortschritt thut, als ahnte er davon nichts! Dass es schliesslich doch in dieser Welt der Zivilisationspolitik das grösste Resultat einer weltlichen Regierungsklugheit ist, durch immer vorsorglich verstärkende Rüstung den sogenannten „Frieden“ thatsächlich immer wieder auf Jahre zu erzwingen, — der unbescholtene Fortschritt darf es nicht gelten lassen, nicht etwa, weil er den *Weltfrieden* in der Tasche trüge, und man ihn nur leider Gottes von ihm nicht annehmen will, — nein, weil er selbst eben gar kein anderes Heilmittel weiss, um dem allgemeinen *Weltleiden* zu steuern. Er thut gewiss *keinen Schritt fort* von diesem ganzen grossen geschichtlichen Elend und kann es nicht; denn er wurzelt ja selber durchaus und eben so tief in ihm, wie der Krieg, die Armee und die

So ist es in der Kriegskunst — so ist es in der Heilkunst. Diese Beiden sind sich als Mittel menschlicher Humanität ja so nahe verwandt!

Denkt nur an das Mittel der Vivisektion und an die Wirkung des Impfwanges! Wir opfern gesunde Thierleben für ein sanitäres Hinsiechen des Menschengeschlechtes. Welch eine segensreiche Milderung! Durch Leiden kuriren wir Leiden — allerdings nicht die Ursache des Leidens — die wissen wir nicht zu heben: dafür haben wir auch *die reine Wissenschaft des Schmerzes* erfunden; und wenn wir nun die Symptome eines unnatürlichen Zustandes mit wissenschaftlich erzeugten Schmerzen zurückgetrieben haben, so feiert unsere medizinische Wissenschaft den gleichen Triumph, wie die Mathematik des Artilleristen bei der Erfindung des neuesten Kriegszeitverkürzers. Der Gedanke, dass vor Allem die menschliche Natur selbst durch eine von Grund aus vernünftige Lebensweise wieder zur Gesundheit gelangen müsse, weil man nur dadurch die vielfältigen Leiden, welche sie ihrer Entartung verdankt, vermindern und vermeiden könnte: dieser schlichte Gedanke ist dem stolzen Fortschrittsbewusstsein unserer physiologischen Wissenschaft eine Thorheit, und wenn er gar als Lehre auftreten will: *Häresie*. Mit Recht! Die Wissenschaft steht hier einmal vollkommen auf dem „breiten Boden“ des wirklichen Lebens. Die Durchführung jenes einfachen Gedankens einer vernünftigen Naturhygiene stösst in der That auf Schritt und Tritt gegen die hinderlichsten Schranken und Mauern, welche unsere gelobte Zivilisation an allen Ecken und Enden unserer Lebenslaufbahn so überlegen geist-

Staaten aller Zeiten. So wie die Zustände der heutigen Weltverhältnisse sind, durch und durch verderbt von Uralters her und mit jeder neuen Periode neu verworren, ist die einzig übrig gebliebene mögliche Art der Friedenserhaltung durch Kriegsrüstung zwar ohne Zweifel, wie oben gesagt ward, nicht ein Zeichen moralischer Stärke, sondern vielmehr der moralischen Impotenz; aber diese Impotenz liegt im gesammten Wesen der historischen Menschheit, und nicht als verhärtete Spezialität in den Herzen Derer, welche wenigstens auf dem vergifteten Boden solcher sittlich impotenten Welt eine gewisse Potenz an sich von lebendiger Kraft und straffer Ordnung zu erhalten wussten. In jedem Falle hat diess, als geschichtliche Möglichkeit für sich betrachtet, einen tüchtigeren Charakter als jene ebenso kurzsichtige wie mattherzige „Opposition um jeden Preis“, welche die Menschheit verderben lässt, um das Prinzip zu retten, und das Heil der Welt in der höchsten Potenzirung derselben Zivilisation sucht, welcher wir alle diese furchtbaren Leiden verdanken, gegen welche doch endlich immer nur das alte Mittel von Brand und Schwert, nicht zu helfen, aber verwendbar zu sein scheint. Jene eiserne Potenz des Militarismus ist eben der letzte, thatsächliche Rest des „rettenden“ Arierthumes, während in dem papierenen Fortschrittsglauben der Zeit das „alte Testament“ mit seinen bedenklichsten semitischen Elementen nur allzudeutlich und empfindlich, bis in die zahlkräftigen Gründlingstiefen der Inserate hinein, mitten unter uns wieder aufgelebt ist.

Mit den oppositionellen Parteiphrasen dieser modernen Politiker wünscht der Verfasser seine oben mitgetheilten Anschauungen von dem Wesen und Werthe unserer kriegerischen Kultur nicht im Mindesten verwechselt zu sehen; weshalb er es für nöthig hielt, in der Anmerkung, jeglicher Neigung zur oberflächlichen Rubrizirung nach allgemeinen Modebegriffen, wie sie in Folge des flüchtigen Journallesens mächtig bei uns aufgekommen ist, bei Zeiten und nach Möglichkeit vorzubeugen.

reich aufgerichtet hat. Hier erlaubt es die gesellschaftliche Sitte, die staatliche Stellung nicht, so zu leben, wie man leben müsste, um gesund zu leben, — dort hat die „Kultur“ selbst die Krankheit schon so gründlich in den menschlichen Organismus hineingeimpft, dass die Umkehr zur Natur ihm obendrein noch Schaden bringen würde, — und ringsum endlich steht die grosse Schaar der gebildeten Vorurtheile, welche die helfende Hand gar nicht heranlassen an die heilungsbedürftigen Existenzen. Also nicht einmal die Grundlage alles sittlichen Lebens, unser natürlich-körperliches Leben, können wir nach vernünftigen Prinzipien ordnen in dieser Welt des freien Kräftespiels! Dafür dürfen wir uns aber ungemein erfreuen an jeder neu eingerichteten Sanitätswache, an jedem neuen Samaritervereine, welche sich als Oasen des Mitleidens mitten in dem grossen Unsinn einer herzlosen Zivilisation etabliren, um von den Fortschrittsgläubigen sofort als glänzende Apparate der Humanität für sich reklamirt und in die unfehlbare Statistik des Völkerglückes eingezeichnet zu werden. Ja, jeder üppige Wohlthätigkeits-Maskenball zur Karnevalszeit grosser Unglückskatastrophen muss gleicherweise unsere Herzen höher schlagen lassen in dem Wonnegeföhle: wie wir's mit unserer Menschlichkeit so herrlich weit gebracht! —

Wozu aber soll uns dieses rastlos sich drängende Leben führen, wenn es nicht zu etwas Höherem führt, als zu seiner stäten Wiederholung in der gleichen ewigen Vergänglichkeit? Alle unsere Institutionen und Instrumente helfen nicht weiter ohne die Umwandlung des lebendigen Bodens, auf welchem alles Geschichtliche blüht und verwelkt: die menschliche Seele; — und wiederum, nur wenn sie die Umwandlung dieses Bodens selbst befördern, können sie wahrhaft hilfreich werden. Um diesen Zirkel zu lösen, dazu bedürfen wir wahrhaftiger Charaktere, guter Herzen, reiner Menschen. Alles aufgewandt Solche zu erziehen, ergiebt sich die Lösung wie von selbst. —

Nun aber die Erziehung des modernen Menschen! — Wir berühmen uns so laut der Fortschritte unseres Schulwesens, wir sind so stolz auf unseren altberühmten Akademismus — und doch stehen wir auch damit durchaus auf dem Boden der allgemeinen Unnatur. Diess ist derselbe Boden des alten geschichtlichen Unrechts, welches auch alle unsere künstlichen Rechtsverhältnisse nur als einen fixirten Rechtschein zu bethätigen wussten. Aus Unnatur und Unrecht, als den Wurzeln unseres Kulturlebens, erblüht dann der Unsinn, welcher unsere ganze sogenannte „Erziehung zum Kulturleben“ mit seinen erstickenden Ranken umschlingt. Sollen wir uns noch darüber verwundern, wenn wir es sehen müssen, wie schon die Kinder der lebenden Generation dem Moloch des Fortschrittes dergestalt geopfert werden, dass es bald gar keine rechten Kinder mehr giebt, zu welchen der Heiland sagen könnte: *Lasset die Kindlein zu mir kommen* und: *Ihrer ist das Himmelreich!* Nicht wir werden *ihnen gleich*, sondern sie uns, uns blasirten Bürgern der modernen Zivilisationswelt. In jenem gelobten Lande unserer Hoffnungen, Amerika, von dessen „frischer Jugendlichkeit“ wir so gern eine Neugeburt

des Völkerlebens erwarten möchten, dort giebt es in der That gar keine Jugend mehr. Diesem Ideale streben wir nach. Dafür lassen wir die Zukunft der Menschheit aus jener Sphäre der Unnatur und Ungesundheit, der Unsitte und des Unsinnns hervorgehen, welche als moderner Tanzsaal, in der widerlichsten Verzerrung jugendlichen Vergnügens, die beiden Geschlechter zur ersten, oft dauernd fesselnden Berührung zusammenführt. Ach, nichts ist betrübender zu erschauen, als das frühe Verblühen der lieblichsten Erscheinung auf dieser an Lieblichem so armen Erde, jener zarten, reinen Mädchenwesen, in der künstlich erhitzten Luxustemperatur des modernen Gesellschaftslebens! Das bleiche Elend wuchert da von Haus zu Haus, von Gesellschaft zu Gesellschaft weiter! — Soll das gezierte Maskenspiel einer flachen und falschen Geselligkeit zur verfeinerten Ausbildung weiblicher Anmuth verhelfen, so glauben hingegen die ihrer höheren Geistesbildung befissenen Jünglinge für Manneskraft und Mannesmuth prahlerische Beispiele, gleichsam in splendor Abschlagszahlung für's Leben, mit der brutalen Thorheit der Messuren liefern zu sollen, deren glorreiche Sieger dann auch die Helden des abendlichen Trinkgelags sind, auf welchem jugendliche Freiheitsliebe, überschwelliges Selbstgefühl, ausgelassenes Spiel mit der Lust am Dasein, nach alt-edeler Sitte den Rausch des Vergessens sich antrinkt. Das nun verbindet sich taumelnd im blendenden Gesellschaftstanz und bleibt dann sein Leben lang, als Frauen und Männer, als Mütter und Väter, erbarmungslos geknechtet durch die Dämonen einer wahnsinnigen *Mode* und eines verschrobenen *Ehrbegriffs* — zwei Gewalten, deren Allmacht man sich gar nicht allmächtig genug vorstellen kann, dergestalt, dass alle die jahrtausendalten Mittel und Wirkungen von Bildung, Humanität, Sittlichkeit, Gesetz und Liebe, oder wie die schönen Fortschrittswaren sich benennen mögen, wahrhaftig nichts — rein gar nichts dagegen ausrichten können.

Das sind die Ursachen, aus welchen sich unsere Zivilisation ihre Bildungselemente schöpft, um damit die höchste Bildung menschlicher Kultur herbeizuführen. — Nicht aber aus falscher *Zivilisation*, sondern selbst aus wahrhaftiger *Kultur* wären die Erziehungsmittel zu nehmen, welche auch den Kindern der Zivilisation noch menschliche Kultur gewinnen könnten.

Unterscheiden wir scharf diese beiden, stäts mit einander verwechselten Begriffe.

Was *Zivilisation* sei, das hatte Gobineau's Darstellung der Weltgeschichte vor uns entwickelt, und hier noch haben wir davon in flüchtigen Zügen ein zusammenfassendes Bild aus unseren Tagen zu entwerfen versucht.

Was *Kultur* sei, davon zeugen aus der Urzeit bis in die Gegenwart die grössesten Hervorbringungen des menschlichen Geistes, die herrlichsten lebenden Beispiele unseres Geschlechtes.

Zivilisation bietet bestenfalls aus der Arbeit der Völker die Mittel dar zu einem Gutleben vieler Einzelner. — *Kultur* hebt aus der Seele der Menschheit die lebendigen Theile des Gutseins Aller. — *Zivilisation* giebt dem

Einzelnen, was er allein nicht hatte, indem sie dem Andern nimmt, was er hatte, und dann einen Ausgleich herzustellen sucht, damit ein Jeder doch noch eben wähnen könne, er habe Theil an Dem, was Alle haben. — *Kultur* erweckt, durch einzelne grossartige Verkündigungen des allgemeinen besten Wesens der menschlichen Art, dieses selbe Wesen in den Herzen Derer, die es vergessen, missachtet, verwahrlost hatten, und giebt ihnen Allen mit der Gewissheit seines Daseins zugleich die Möglichkeit, sich mit immer wachsendem Bewusstsein dessen zu entsinnen, was ihnen Allen gemeinsam ist, und was nur einer allgemeinen Pflege durch diese grosse lebendige Schule der Seele bedarf, um auch aus den kleinsten natürlichen Keimen fortentwickelt zu werden bis zur vollen leuchtenden Blüthe der wahren *moralischen Menschheitskultur*. —

Durch alle Jahrtausende der Weltgeschichte, mitten in Blut und Elend hinsinkender und siechender Völkermassen, wandeln die einzelnen hohen Gestalten der edelsten Lehrer der Menschheit, Heilige, Weise, Dichter und Sänger, und tragen gleich hehren Lichtgeburten aus dem Meere des grossen Leidens den ewigen Strahl der Göttlichkeit, den Himmelsfunken einer übermenschlichen Gnade, zur Flamme schöpferisch gewaltigen Mitleidens neu entfacht, weiterhin durch die Geschlechter der Sterblichen, und ein Jeder reicht die Fackel dem Nächsten, um noch ein Licht zu retten für jede kommende Nacht. Da scheint es in die Welt der Geschichte, dem blutigen Morgenrothe des ersten Brudermordes gegenüber, stäts wie ein letztes Abendroth von der Todesstätte des verscheidenden Gottes: wenn solch ein Grosser noch einmal in dunkeler Zeit die Fackel des heiligen Götterfeuers erhebt und in die Seele der Menschheit leuchtet. *Erkenne dich selbst!* Das Menschliche und das Göttliche unseres Geschlechtes erglüht zwischen Morgen- und Abendroth in neuer Klarheit, sobald die Fackel über die Berge unseres engen Erdenthales flammt, wie das Nordlicht aus der Heimath der Götter.

Das ist *Kultur*: denn es entstammt dem innersten Bedürfnis des Menschenwesens nach Verständigung mit dem Gotte in seinem Herzen, nach Erhebung des an die Erde gefesselten Geschöpfes zur Würde eines Sprösslings des Himmels mit dem Anrecht auf sein ewiges Erbe.

Wenn unter dem zerstörenden Wirrsal der geschichtlichen Perioden nur immer in Einzelnen der göttliche Genius der Art aufblüht, so mag in der Urzeit unseres Geschlechtes wohl einer Gemeinschaft still aufwachsender Bruderwesen das erste Kulturlicht jener Verständigung und Erhebung sich entzündet haben. Das waren dann die unendlich bedeutungsvollsten Schöpfungen des Menschengestes, — Schöpfungen, die einer Selbstschöpfung der Art gleichkommen und darin die lebendige Offenbarung ihres göttlichen Theiles bekunden. Der Gewinn der Sprache und der Gewinn der Gottesvorstellung! — Der Gewinn des Feuers und der Gewinn des Werkzeugs! — Alle diese grossen Urkulturschöpfungen verbinden den Menschen mit dem Menschen; sie tragen in ihrem Wesen ein friedliches Element der

Versippung, der gegenseitigen Hilfeleistung, der Beförderung des Gemeindegefühles über den thierischen Heerdeninstinkt hinaus.

Doch nur zu frühe scheidet sich der Weg. Von dem einen Theile aus geht er hinüber in das Gebiet der späteren Weltzivilisation, zur Geschichte. Feuer und Werkzeug verschmelzen sich in der arbeitsamen Hand des fortschreitenden Menschen zur Waffe, die nicht mehr wehrt und schützt, sondern angreift und erobert; und endlich tritt an die Stelle von Werkzeug und Waffe, aus derselben Feuersgluth geboren, das allbeherrschende Kulturmittel des Goldes, in dessen kleinem geprägten Rund der grosse Begriff der menschlichen Kultur zuletzt zur flüchtig rollenden Tausch- und Täuschungsmarke für alle zivilisatorischen Werthe und Unwerthe geworden ist.

Sprache und Gottesvorstellung hingegen führten den jugendlichen Menschengeist einen anderen Weg: sie wiesen ihn in das Gebiet des Idealen. Was immer dort geschieht, das wirkt Kultur im edelsten Sinne. Die grossen Lehrer und Leiter der Menschheit, welche aus diesem Gebiete her ihr Licht in die Welt der Arbeit, der Waffen und des Goldes strahlen lassen, welche ein anderes Feuer und ein anderes Werkzeug und andere Werthsymbole uns mit sich bringen als die Zivilisationen der Eroberung, der Sklaverei und des Handels, diese grossen Genien der Menschheit, ein Jeder in seiner eigenen sieghaften Weise sind sie allesammt Meister der Sprache und Verkünder der Gottheit gewesen. Feuer und Werkzeug erheben den Menschen wohl über das Thier, — nun ist er ein Mensch mit Menschen, und er wird alsbald ein geschichtliches, geschäftliches Wesen. Sprache und Gottesvorstellung aber erheben den Menschen über sich selbst, — nun ist er als ein Mensch mit Menschen, als Menschengemeinde, zugleich der lebendige Theil eines übermenschlichen Idealreiches und ein Bruder aller der Heiligen und Weisen geworden, welche ihm jemals aus jenem Reiche erscheinen werden.

Kein grösseres Unheil konnte über die Menschheit kommen, als dass sie ihre köstlichsten, idealen Güter, die Sprache und die Gottesvorstellung selbst, in den Sklavendienst der zivilisatorischen Gewalten fallen liess, welche aus jenen anderen, materialen Kulturschöpfungen sich entwickelt hatten. Wenn der Weltbrand, der aus dem Urfeuer aufgeflammt war, zur heiligen Feuersäule eines auserwählten Volkes ward, ihm zu leuchten zur Vernichtung aller Brüderstämme, nach ihres eigensten Gottes furchtbar entscheidendem Willen, — wenn die Weltarbeit der grossen geschichtlichen Werkzeuge, der herrschend gebietenden wie der dienend schaffenden Völkerracen, den witzigen Listen diplomatischer Redekünstler verfiel, der mühselige Gewinn der wirkenden Hände im Handel sich über die weiten Meere verlor, das karg erquälte Daseinsbehagen arm und nackt in's Leben geworfener Menschenseelen unter den Phrasen gebildeter Volksvertreter, geschäftiger Volksbeglückter zum grösseren Ruhme des zivilisatorischen Fortschritts dahin schwand —: dann quoll wohl der Weheschrei des Leidens stärker und stärker aus dem Herzen der geängsteten Kreatur, — dann hob sich wohl auch die Faust mit dem

Werkzeug, die Flamme in der Hand der Wuth, und zerstörte den goldenen Frieden der grossen Weltmacht der Rheder und Rhetoren, der „Talente“ beiderlei Art, zerstörte sie mit den brutalen Wahrheiten derselben knechtenden Mittel dieser tanzenden, glänzenden, täuschenden Zivilisation — ach, nur um selbst zerstört zu werden durch den unertödtbaren Dämon, der mit der Flamme Du und Du, das Göttersepter dieser Welt ergriffen hat, als sein treuer Knecht, der erste Brudermörder, die feste Metallstadt Henoch in den asiatischen Bergen erbaute! Der Schreck der Zivilisation ruft den alten Dämon zur Hilfe, und er hilft; mit Flamme und Gold, mit Schwert und Wort setzt er Alles wieder in besten Stand. Er beruft sich wohl auch aus irgend einem Winkel der Welt noch neue thörige Knaben des alten Geschlechtes, trotzig und treu, urkräftige Enkel des reinsten Stammes, und jagt sie hinein in den Strudel des Zusammenbruchs überlebter Gewalten, zerrütteter Staaten: von Neuem schäumt es blutig in ihm auf, geysirhoch sprühen die Flammen, und ein Eiland enttaucht ihm wieder, für frische Arbeit, für junge Saat, für neue Heerdefeuer, Waffenschmieden und Münzstätten — — und die Heiligen und Weisen wandeln darüber hin, immer einsamer, immer seltener, immer melancholischer, wie die Schatten der Götter im Lichte ihrer Fackeln, und beleuchten die Wiederkehr des alten Elends *im neuen Paradiese*. — „Vorwärts, vorwärts, vorwärts“ schreit um sie her die grosse Zivilisation, missachtend, wie unter ihrem grausamen Tritte das wirklich vorhandene Gute, Menschenwürdige, ja Göttliche in den Seelen ihrer Sklaven jammervoll niedergetreten wird; und mühsam nur suchen es die einsamen Wanderer wieder hervor, es zu hegen und zu pflegen an ihrer eigenen Brust, als an dem warmen Heimathboden der armen Blüthen, ob sie noch einmal Frucht bringen möchten zum Wohle und Heile des ganzen Geschlechtes, ob sie noch einmal Samen der Kultur austreuen könnten von der Kraft ihrer urersten Schöpfung, von dem Geiste ihrer erhabenen Lehrer und Leiter —: *Kultur der Zukunft* mit der Flamme der Weisheit und dem Werkzeug der Treue, mit der Sprache der Wahrheit und der Gottheit der Liebe!

Dieser Tragödie der grossen Kultur-Propheten wollt ihr das Festspiel und den Triumphgesang eueres allgemeinen Fortschritts in der humanen Weltbildung entgegensetzen? Ihr glaubt wirklich etwas Grosses erreicht zu haben, wenn es euch einmal einfällt, dass euere Bildung nicht nur „Selbstzweck“ sei, dass sie euch die Mittel schaffen soll zur Hebung eurer Sitten, zur Befriedigung eurer Herzen? — wenn ihr dann in die furchtbaren Gewohnheiten einer Zivilisation, deren zehrende Grundübel ihr nicht aufheben könnt und wollt, den Balsam eurer wunderlichen Heilsnachträglichkeiten hineinrinnen lasst? Damit glaubt ihr euch entschuldigt zu haben für den gehorsamen Liebesdienst im Hofstaate des goldglänzenden Dämonen dieser blutgetränkten Geschichtswelt? So glaubt ihr euch abgefunden zu haben mit eurer Verpflichtung gegen euere Ahnen, die Schöpfer der Menschensprache und die Erschauer der Gottesvorstellung, die Entdecker der Flamme und die Erfinder des Werk-

zeugs, denen sich das Göttliche ihrer Art in solchen Urschöpfungen offenbart hat, — und mit jenen ihren erhabensten Enkeln, welche das offenbarte Göttliche den entarteten Geschlechtern der Nachwelt immer neu zu verkünden und zu gestalten wussten: bis zu der allerhöchsten Offenbarung, da die Gottheit selbst der Tiefe des Leidens, dem Quell der Geburten entstieg, um das sündige Geschlecht der Gottessucher mit sich zu ziehen, durch den Strom des Weh's und die Pforte des Todes, hinaus auf das ewige Meer der Erlösung in der Liebe?! —

Stellet das Kreuz von Golgatha inmitten eurer glänzenden Zivilisation vor das Antlitz eurer stolzen Humanität und sehet zu, wie sie bestehen kann! — Stellet das Kreuz von Golgatha in eure Tanzsäle und Theater, eure Börsenhallen und Handelsmärkte, eure Parlamente und Akademien, eure Laboratorien und Vivisektorien, eure Schlachthäuser und Schlachtfelder, ja, in eure eigenen Häuser und in euer eigenes Herz — — „Das Kreuz von Golgatha“! —

Höret ihr nicht den tiefen Aufschrei des Weh's und Entsetzens, der da aus eurer Welt des Scheines empordringt zu dem Gotteshaupt voll Blut und Wunden: *Weh' mir — ich ertrag' Dich nicht!* —?

Was erschreckt euch zu so wildem Weherufe, euch Wenige, die ihr das Kreuz noch sehen könnt, wenn man es euch in euer Leben stellt? Tönt es denn nicht von den Lippen des Göttlichen: *Vater, vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun!* —?

„Vergieb ihnen“ — ist diess ein so schreckliches Wort, so schrecklich, wie jener Blick des Riesensteingebildes: *Ich der Herr dein Gott!* —?

Es ist Eines und Dasselbe — aber ihr wisst es nicht. Der grosse Fortschritt eurer Bildung hat es euch vergessen lassen. Hättet ihr das Kreuz von Golgatha im Auge behalten, wie es immer mitten unter euch schwebte, vom heiligen Blute erstrahlend, durch alles glänzende Weh, durch alle seufzende Lust der Welt, — hättet ihr es im Auge behalten und euch in die Züge des leidenden Gottes versenkt, hättet ihr selber „*Gott gelitten*“ anstatt nur an den Werken eurer Bildung zu wirken: ihr wüsstet, warum der Gott, der euch einst entsetzte, weil ihr von ihm nur die scharfe Stimme der Gerechtigkeit vernehmen konntet, welche euch die Schuld seiner Zulassung büssen liess, — ihr wüsstet, dass dieser Gott dennoch der Gott der Liebe sei, der Gott am Kreuz, der Gott, der zu sich selber das heilige Geheimniss des göttlichen Mitleidens flüstert: *Vergieb ihnen, sie wissen nicht, was sie thun!* — und ihr würdet euch nicht mehr entsetzen vor dem Worte der Vergebung.

Wie? ihr wolltet euer Leben nicht messen lassen an dem Kreuze Gottes? Ihr wolltet nicht Dessen gedenken, was in allen Weiten der Historie, in allem Fortschreiten der Bildung auf Erden, das einzig himmlisch Erhabenste gewesen, die göttliche Verklärung des menschlichen Wesens, des überirdischen heiligen Wesens eures eigenen Leidens am Leben? Was hätte die Welt hervorgebracht, was diesem Einen gliche? Das wollt ihr verleugnen, als wäre

es nie gewesen? Ihr wollt euch auf die künstlichen Gesetze eurer irdischen Ehren und Moden berufen, welche eure lächerliche Kultur, dieses missgeborene Kind der flüchtigen Zeiten, am Gängelbände führen? Auf die statistischen Fortschritte eurer Wissenschaft wollt ihr euch berufen, welche eure todte mechanische Humanität befördern sollen? Diess Alles gilt euch mehr als das Eine, das dieser Welt der Vergänglichkeiten erst den Werth und das Recht des Bestehens verleiht?

An eurer Welt merkt man es freilich nicht, dass der Heiland auf ihr gelebt hat, für sie gestorben ist! Und doch ist euch nicht alles Heil verloren: ihr könnt auch diese eure Welt noch ernst nehmen, ohne mit dem Ernst zu spielen, wie die Welt mit euch; denn eben diese Welt des Spieles und Scheines, weil sie die Welt des Leidens ist, hat sie der Göttliche selber ernst genommen — bis in den Tod. —

So lasset denn einmal dahinten die blendenden Bilder eurer weltgeschichtlich zivilisirten Umgebung! Verschliesst einmal das Ohr den Schmeichellauten von der Humanität einer „Kultur“, welche in der „Vermehrung der Bedürfnisse“ bestehen will! Lauschet allein dem Bedürfniss des Göttlichen in eurem Herzen, dem Bedürfniss des Mitleidens mit dem Gottesleiden auf Golgatha, mit dem Gottesleiden an den Quellen der Paradiesesströme, mit dem Gottesleiden in euren leidenden Seelen, welche zwischen Paradies und Golgatha gespenstisch irrend nach dem Gotte suchen, den ihre Angst doch in sich selber trägt! Denn diese Angst der Seele, welche, weil sie das Glück für den Gott und nicht den Gott für das Glück genommen hat, nun verworren über die Schlachtfelder der Geschichte schweift und jedem schallenden Worte glaubt: hier — da — dort ist das Heil der Welt — diese Angst ist die fast erstickte Lebenszuckung eines Ewigen, Göttlichen; in dieser Angst erseufzt das Ideal der Menschheit, sehnsüchtig nach seiner Befreiung.

Höre auf deinen eigenen Angstruf, Menschenseele, Menschenherz: das Gute ruft in dir aus Leid nach Mitleid und im Mitleiden über das Leiden! Folge dem Rufe, und *das neue Paradies* versinkt um dich her: du stehst unter dem heiligen Kreuze und erkennst in ihm den Baum des Lebens, in dessen Zweigen nicht die Schlange lauert, sondern die Gottheit spricht das Wort der Liebe, und es erschreckt dich nicht. Tief unter dir lagert alles Schreckliche: da träumt die Welt ihre wilden Träume von Macht und Glück, da wogt der blitzende Kampf des Werdens und Vergehens, da zittern die bunten Bildungen des Fortschritts durch die graublutigen Nebel der Dämmerung dahin. Du aber, Menschenseele, Menschenherz, du stehst im hellen Lichte der Freiheit.

Golgatha ist der Gipfel der Welt. Auf ihm wohnen die ewigen Götter. *Walkhall und Nibelheim neigen sich ihm.*

Blick um dich, Menschenseele, Menschenherz: du bist bei den Deinen. *Hier ist es gut sein, hier lasset uns Hütten bauen. —*

II.

Unter dem Kreuze.

Bei sinkender Sonne wachsen die Schatten.

Man hat wohl gemeint, aus der Grösse der Schatten, welche unsere Zeit verdunkeln, auf die späte Abendstunde schliessen zu dürfen, in welche der lange Weltentag mit dieser letzten Zeit erst eingetreten sei. Wer von dem Kreuzesberge herab die gesammte Geschichte des Menschengeschlechtes im Lichte der sinkenden Sonne überblickt, dem wird die Grösse der Schatten jeder Zeit kein allzustark wechselndes Bild darbieten. Es scheint, als wäre es auf unserer Erde glührother Abend gewesen, seit jener Stunde, da nach dem stürmischen Wettertage der unermesslich langen Entwicklungsperiode des Planeten und seiner organischen Welt endlich der Mensch auf diesem wüsten Tummelplatze der Naturgewalten aufgetreten war.

Der Mensch zuerst erschaute die Schatten mit sonnenhaft leuchtendem Auge; ihm aber auch stand in der Abendstunde seines Geschichtslebens auf Erden die schon zum Horizonte niedersinkende Sonne am allernächsten. Er erkannte das Göttliche in ihr und verehrte sie.

Mitten in diesem göttlichen Spätlichte der Erkenntniss, in dieser Dämmerstunde des Daseins, in diesem Sterbeblute des nahen Himmelslichtes erhob sich dem Menschen das Kreuz auf dem Gipfel der Welt. *Unter dem Kreuze* blickt er nun gelassen auf Sonne und Schatten; Licht und Dunkel scheiden sich ihm.

Er erkennt zwei Welten, und Beiden gehört er an. Er ist in die Schatten der Zeit hineingeboren; aber aus dem Auge strahlt ihm der Widerschein des ewigen Lichtes, das ihm offenbart, wo seine wahre Heimath ist. In dem Zwiellichte dieser beiden Welten, wie es um das heilige Zeichen auf der Höhe webt: da waltet jener Geist des Leidens, den wir einen Heiligenschein des Lebens nannten. Aus dem Zusammentreffen der beiden Welten der Nacht und des Lichtes erglimmt dieser wunderbare Schein, gleich der Dornenkrone im Glanze des göttlichen Hauptes am Kreuze.

Wie nun? Wir nennen das Leiden den Heiligenschein des Lebens, und begreifen doch das Gute, welches unseren Willen ganz erfüllen soll, als das unermüdliche Bestreben nach Leidenslinderung? Also wäre das Ziel unseres sittlichen Bestrebens die endliche Auslöschung des Heiligenscheines? Wenn das Leiden das Werthgewicht unseres Lebens sein soll, so würden wir das Leben entwerthen durch die siegreichen Thaten unseres Mitleidens?

Scheiden wir Licht und Dunkel, um die Göttlichkeit des Zwiellichtes zu verstehen!

Leiden und Mitleiden gehören untrennbar zusammen als die zwei Seiten des einen und selben Begriffes, als das Aktiv und Passiv eines und desselben Thätigkeitswortes. Leiden und Mitleiden setzen die dunkele Welt der Schatten voraus. Jene *Andere Welt*, welche wir in ihnen erkennen, begreifen wir nur unter der Voraussetzung dieser *Einen Welt* der geschichtlichen Wirklichkeit,

In ihr allein, wie sie ist und wie sie sein wird, so lange noch ein Atom leidender Seele darinnen athmend sich bewegt, — in ihr bedeutet Leiden und Mitleiden die edelste Fähigkeit Dessen, was wir den Menschen nennen, jener sonnenäugigen Spätgeburt des Daseinstages.

Die Fähigkeit zum bewussten Leiden hatte Wagner es genannt. Das ist in unserem irdischen Dasein die Fähigkeit zum Empfinden des ihm anhaftenden Leidens, aus welchem sich sublimirt zur sittlichen Kraft die Fähigkeit eines thätigen Mitgeföhles mit dem Leiden entwickelt. Das Bewusstsein vom Leiden, welches allein dem Menschen eigenthümlich ist, enthält bereits den Keim, ja den starken Spross des moralischen Mitleidens in sich. Was da hienieden leiden und mitleiden kann in menschlicher Seele, das ist das wahrhaft Sonnenhafte unseres Wesens. Es ist, wie wenn die Sonne aus den düsteren Wetterwolken des Tages mit letzter abendlicher Kraft noch einmal blutroth hervorbricht und die ganze Welt im Dämmer-schatten der nahenden Nacht mit einem glühend verklärenden Meere schwel-gender Schmerzenswonnen überfluthet.

In einer anderen Welt mag sich das Sonnenhafte anders offenbaren können: dort, wo wir leben müssen, bis uns des Todes Nacht umfängt, er-scheint es uns nur mit den grossen Schatten des Abends verbunden. Wagte man es aber, sich jenen verklärenden Sonnenglanz so gewaltig wachsen zu denken, ohne Ende, ohne Aufenthalt, feuerflammend wie der Weltbrand der Götterdämmerung, der alle Schatten überwältigt und aufzehrt, sodass in alle Ewigkeit nie mehr eine Nacht sich lagern kann auf den glühenden Weiten des leuchtenden Alls — das wäre dann jene *Andere Welt* in ihrem völligen Befreitsein von der *Einen*, es wäre das ewige Reich der reinen Gottes-macht, jenes „Starken von Oben“, welchen das Eddalied unserer nordischen Ahnen verkündet hat. Da wäre das Leidende der Menschenseele ganz zur Liebe Gottes geworden, die Fähigkeit zum Guten lebte in voller, einzig vor-handener Wirklichkeit. Da würde nicht mehr ein Heiligenschein, der immer etwas von der Dornenkrone an sich trägt, um das Haupt der lebenden Mensch-heit sich schlingen; denn Alles wäre ja Schein und Gluth und Licht, Alles wäre ein Leben ohne Sterben, ja, es wäre eine Göttlichkeit ohne Menschheit geworden.

Die Vorstellung solcher Realisirung eines letzten Zieles innerhalb der Zeit wirkt gleich verwirrend wie jene eines zeitlichen Anfanges. Die vergöttlichte Menschheit der Zukunft ist eben ein so kolossales Fabel-gebilde wie der vermenschlichte Gottschöpfer der Vergangenheit. Dort sperrt uns die schroffe Felswand den Weg, hier flammt uns der Weltbrand ent-gegen wie ein Dornenrag von Feuer um das Paradies der Seligen.

Was quälen wir uns mit der Deutung und Anwendung dieser mühsäligen Vorstellungen eines Anfanges und Endes, eines Ausganges und Zieles unseres Lebens und Strebens?! Wir sollten der Gottheit alle Tage inbrünstig danken, dass sie uns diese Nothdurft erspart hat, indem sie uns die Kraft selbst,

welche Anfang und Ende, Ausgang und Ziel in sich schliesst, die Kraft des sittlichen Wandels durch die Zeit, als eine Kraft des Leidens und Mitleidens in unser Herz gelegt, und dass sie dieselbe Kraft auch unserem Bewusstsein mit höchster Reinheit und ergreifendster Schlichtheit offenbart hat in der göttlichen Schmerzensgestalt des sterbenden Menschenheilands am Kreuze.

„Man könnte sagen, es habe ja doch so viele Märtyrer und Heilige gegeben, warum sollte gerade Jesus der Göttliche unter ihnen sein? Aber alle jene Heiligen wurden es erst durch eine göttliche Gnade, eine Erfahrung, eine Erleuchtung, eine innere Umwandlung, welche sie aus sündigen Menschen zu beinahe unmenschlich uns berührenden Uebermenschen werden liess. Auch Buddha war ein wollüstiger Prinz mit seinem Harem, ehe ihm die Erleuchtung kam. Bei Jesus ist von Anfang an die völligste Sündenlosigkeit, ohne jede Leidenschaftlichkeit, göttliche Reinheit von Natur aus, und doch nicht, wie man denken sollte, deshalb unmenschlich erscheinend, sondern diese reinste Göttlichkeit zugleich von reinster Menschlichkeit, in Leiden und Mitleiden allverständlich, eine unvergleichliche Erscheinung. Alle bedürfen des Heilandes, er ist der Heiland.“*)

Hier fliessen das Leiden und die Liebe, die höchsten Fähigkeiten der Menschenseele, in Eine göttliche Wirklichkeit, ja Körperlichkeit zusammen. Hier wird das Bewusstsein zur Person, und das Leiden zur Erlösung. Hier hat das Göttliche selbst ein einziges niemals wiederkehrendes Mal in vollster, schönster Naivetät das Menschliche ganz ohne jeden Rest durchdrungen und in dieser Erscheinung allem Menschlichen den Weg zur Befreiung seines Göttlichen von den peinlichen Erdenresten gezeigt. Dieser Weg geht durch den Tod, als in das wahre ewige Leben, und auf diesem Wege schön zu sterben, dafür hat uns der Gott am Kreuz das ewige Vorbild gegeben. Im Tode dieses Gottes lebt das Göttliche unserer Art zu sieghaftester Kraft und höchster Würde auf. Erkennen wir wahrhaftig in ihm das Göttliche des Leidens, dann wird uns kein falsches Erdenglück mehr für das Göttliche gelten können, mit dessen Versagung die Gottheit ihre Vaterpflicht gegen uns leidende Menschenkinder versäumte! —

Sehet, die Gottheit selber, sie leidet! Sehet, das Leiden ist göttlich! Sehet, am Leiden erkennen wir die Fähigkeit des Göttlichen im Menschen! Wenn das Leiden göttlich ist, was bleibt auf der Welt das Böse?

Dasjenige, dem das Leiden nur als ein Irdisches gilt, nicht als der Keim des Guten, sondern als eine Folge des Bösen. —

Was da Leiden schafft um weltliche Ziele zu erreichen, ist das Böse. Wem Leiden als Mitleiden in ihm selber wiederlebt, — wer also dem Leiden das göttliche Ziel verdankt, der ist der Gute. Das Böse ist die grosse Irrung des Willens in der mit ihrem natürlichen Theile dem ewig ver-

*) Aus der Erinnerung nach einem mündlichen Ausspruche Richard Wagner's.

gänglichen Naturprozesse angehörenden menschlichen Geistesfunktion, welche in ihrer totalen Befangenheit unter der Form der Zeit das äussere, erwerbbares Glück des Daseins für das Gute, das zu erstrebende Ziel des Lebens nimmt. Allen den klingenden Münzen, welche dieses Glück im Vorüberfliegen uns zuwerfen mag, ist der Stempel der Zeitlichkeit aufgeprägt, auch wenn wir uns damit die Pforte zu einer paradiesischen Ewigkeit erschlossen sehen möchten. Die Vorstellung des ungerechten Schöpfers entspringt dem Begriffe dieses Glückes, dem Paradiesestraume der irrenden Menschenseele. Entflieht uns das gute Glück, so schmähen wir die Gottheit und glauben nicht mehr an ihre Güte.

Aber jener sterbende Gott am Kreuz lehrt uns eine andere Güte, ein anderes Gute, ein anderes Glück. Im Geiste dieses göttlichen Sterbens zu leben und zu streben, zu wandeln und zu handeln, das wird uns nun Anfang und Ende, Ausgang und Ziel alles menschlichen Daseins. Der Glücksucher ist wieder zum Gottsucher geworden; aber den im Kreuzestode gefundenen Gott sucht er nun wiederzufinden und neues Lebensblut ihm zu opfern in dem eigenen leidensfähigen Menschenherzen. Von ihm, dem bekehrten und heimgekehrten Christen, gilt jener alte brahmanische Weisheitsspruch: *In unserem Suchen erfüllen sich alle Wünsche, und wir erlangen den Sieg über alle Welten.* —

Mit dem Suchen der guten Herzen nach guten Thaten, mit dem Wandeln und Handeln im Geiste des leidenden Gottes, tritt in diese Welt der grossen Schatten, in die Welt der Geschichte, jene zweite ganz andere Welt lebendig hinein: die Welt der Sonne, welche uns eine Abendsonne ist, die Welt des Kreuzes, welches uns ein Siegeszeichen ist, die Welt des menschlichen Leidens und Mitleidens, welche uns eine Welt der göttlichen Liebe ist; denn im Leiden und Mitleiden bis zum Tode lebt die befreiende Kraft, welche mit jedem Seufzer, jedem Schrei, jedem Hilferuf, und auch mit jedem Liebesgrusse und Heilswunsche, mit jedem Trostwort und jeder Hilfsverheissung, die Nichtigkeit der stolzen Einen Welt, die wahrhaftige Unseligkeit ihres Glückes, das tieffinnere *Soll-nicht* ihres gewaltigen, breiten, trotzigigen *Seins* und die Sündhaftigkeit des gierigen Glaubens an ihren Lügenwahn verkündet.

Kann man sagen, dass der Mensch beginnt, wo die Lüge beginnt, indem er durch List, Hinterhältigkeit und Berechnung die Kräfte der stärkeren Mitgeschöpfe überwinden musste: so bezeichnet die Lüge auch seine ganze Geschichte, bis das Mitleiden als wahre göttliche Macht erlösend hindurchbricht. In diesem Sinne bleibt das Christenthum immer die Religion der Zukunft; und wenn man die Welt von den Formen des Raumes und der Zeit losgelöst betrachten könnte, dann würde man sehen, wie das durch Christus offenbarte Heilige und Göttliche als Grundgesetz des Daseins auch von Ewigkeit her darin beschlossen lag, gleichwie das Entwicklungsgesetz in der Natur, welche aus dem Chaos der Elemente zu immer vollkommeneren Gestalten sich ausgebildet hat. Auf dieses Urgöttliche hinter

der geschichtlichen Erscheinungswelt in Raum und Zeit mit ihren Kausalitäts-Verschlingungen, Verzerrungen, Durchkreuzungen und Zersetzungen, welche die Kinder dieser Welt für das wahre Wirkliche nehmen, und wonach sie sich kraft ihrer ursprünglich wehevollen Fähigkeit der Gottesvorstellung ihre Götter und Götzen der Racen und des Tages bilden, — auf diesen heiligen Geist des Guten führt uns die schlicht erhabene Erscheinung des christlichen Heilands zurück.

Will und wirkt nun die Gottheit aus ihrem unergründlich ewigen Wesen das einzig Gute als das einzig Wahre: für uns endliche Menschen ist dieses Gute in der Zeitlichkeit unserer Erdenwelt erfassbar und ausführbar doch nur allein durch die Linderung des Leidens, welche zugleich das persönliche Aufsichnehmen des Kreuzes, das Mitleiden des Leidens, in sich begreift. Nicht als ob das zeitliche Glück, welches wir etwa durch Leidenslinderung schaffen, das wahre Ziel der guten Thaten unserer Herzen wäre, sondern das Gute liegt in den Herzen und Thaten selbst, und das Glück, was damit bereitet wird, ist nur ein Abglanz dieser Herzen und Thaten, wie ein Lächeln des Gottes über das Gute, darin er sich selbst verkündet. Jene täuschende Ungerechtigkeit der Erscheinungswelt, welche die irrenden Glücksucher beklagen, wird aufgezehrt durch diese wirkliche Liebe der wahren Gottsucher, welche glücklich macht den Gebenden wie den Empfangenden und Alles ausgleicht im Moment, was die Geschichte nur in der langen leidensvollen Entwicklung der Schicksale bis zur Vernichtung ausgleichen kann. Die menschliche Liebesthat ist der Geschichtswelt gegenüber das offenbarte Wesen Gottes im Verhältniss zum Wesen der Welt, und die Gerechtigkeit Gottes, wie sie in dieser *Einen Welt* erscheint, ist die Liebe der Menschen als die befreiende Bethätigung der *Anderen Welt*.

Diese Gottesgerechtigkeit der Liebe, in der Person des leidenden Gottes offenbart, muss die Menschenseele einmal wirklich erfahren haben: dann versöhnt sich das geängstigte und geschlagene Herz auch mit jenem Schreckgebilde der Phantasie von einem ungerechten Gotte, welcher ein Geschlecht des Leidens in die furchtbare Weltgerechtigkeit irdischer Kausalitätsprozesse hineingeschaffen hat. Nicht hineingeschaffen in ein leidenzeugendes Endliche hat uns ein leidenloser Ewiger, wie Jemand, der an irgend einer Stelle des Zeitenlaufes innehält, um mit despotischer Willkür das Schöpferwort der Freiheit seines Geschöpfes auszusprechen: *Werde, du Wesen, und wandle dahin, wie du willst, in Wohl oder Wehe!* Wer in dem gottmenschlichen Zwielfichte unter dem Kreuze das Ewige erkannt hat, wie es sein heiliges Blut durch die Schattenwelt des Endlichen ergießt, der weiss sich vielmehr in ihm der göttlichen Urkraft theilhaftig, die uns aus anderweltlicher Gnade erhebt über die Welt des Leidenschaffenden und der Leidenschaften, empor in jene heiligende Mittelsphäre des Leidens und Mitleidens, darin sich am Leben der sterblichen Leiber und Geister die unsterbliche Seele der Gottheit der Liebe bethätigt.

Wer aber löst uns das jedem menschlichen Verstande ewig unergründliche Mysterium des Zusammenhanges zwischen einem göttlichen Willen der Liebe und einer irdischen Welt der Leiden — dieses Mysterium, welches für uns die Zeit umschleiert, indem sie uns die irdische Leidenswelt eben als einen zeitlichen Ausfluss des göttlichen Willens, der nur das Gute wollen kann, so widerspruchsvoll erscheinen lässt?

Dem Glauben allein konnte solches Mysterium in hehrster Harmonie sich enthüllen: als das Göttlich-Gute inmitten der Zeit zur Person ward, nicht um zu schaffen, nicht um zu endigen, sondern um zu erlösen, um im Liebestode des Gottes für die Welt den Gott in der Welt, das ewige Dasein des Guten, durch die höchste Menschenfähigkeit des Leidens und Mitleidens selbstbethätigend zu offenbaren.

Der Glaube an diese einzige Offenbarung, welche das widerspruchsvolle Mysterium der Schöpfung zur harmonischen Wirklichkeit der Erlösung aufklärt, indem es das Göttliche und das Menschliche in der Heilandsgestalt des leidenden Gottes verschmilzt: dieser Glaube ist die höchste geistige Blüthe jener menschlichen Fähigkeit zum bewussten Leiden, aus welcher alles sittlich Gute, alle Bethätigung des Göttlichen in menschlicher Seele, für diese Seele sich einzig ermöglicht. Von dieser Fähigkeit abgesehen, ist alles, was wir Leben oder Geschichte nennen, wie es sich auch gestalten möge, das grosse Gleichgiltige, das Nichtige, das nur in der Zeit Existente. Erst mit dem Wirken dieser Fähigkeit im sittlichen Menschen gewinnt das Leben seinen Werth, wird die Welt aus einem gesetzmässig arbeitenden herzlosen Mechanismus ein geisterfüllter Tempel Gottes. Was in dem Mechanismus der Naturgesetze untergeht, ist allein für jene sittliche Fähigkeit des Guten ein Bemitleidenswerthes; denn nur sie kann bemitleiden, weil nur sie das Leiden über das blosse nothwendige Geschehen hinaus mit Bewusstsein zu empfinden vermag. Mit derselben Kraft, welche das Leiden erst als ein solches, und das heisst als bemitleidenswerth, empfinden lässt, ist uns auch schon das ewig Tröstliche gegeben: im endlichen Leiden selbst haben wir das Göttliche gefunden, welches gegenüber dem an sich so nichtigen Schattenspiele des Naturprozesses in Raum und Zeit das Ewige und das Wahre ist.

Hat auch diese Welt der Erscheinungen wohl den Anschein, als ob in ihr das Gute stäts zu Grunde gehe, das Böse aber bleibe: in Wahrheit befindet das Böse sich unter dem Gesetze eines stäten Vergänglichkeitsprozesses, das Gute aber, einmal gethan, bleibt ewig gethan; denn es ist gut, nicht weil es besteht, sondern weil es gethan ist, ja weil es gethan werden kann: *aus gutem Willen*. Das Gute gehört seinem Wesen nach der Zeit nicht an, während das Böse durchaus vergängliche Zeitlichkeit ist. Das Böse ist Geschichte, aber das Gute ist That, nicht Menschenwerk, sondern Gottesthat; und in diesem Sinne sagt Meister Eckhart:

„Alle guten Werke, die der Mensch je that, und auch die Zeit, in der sie geschahen, Werk und Zeit sind verloren miteinander, Werk als Werk, Zeit als Zeit: darum ist das Werk weder gut noch heilig noch selig, sondern der Mensch ist

selig, in dem die Frucht des Werkes bleibet, nicht als Zeit noch als Werk, sondern als eine gute That, die da ewig ist mit dem Geiste, wie der Geist auch ewig ist an sich selber, und ist der Geist selbst.“

Dass ein solcher Geist der guten Thaten in dieser Welt des Bösen, der Geschichte des irrenden Willens, vorhanden ist, dass er es sein kann, dass es in dem Getriebe menschlicher Leidensbereitungen eine aus dem Leidensgeföhle entwickelte Thatkraft zur Leidenslinderung giebt, dass das Gute lebt und im Keime jedem Menschenherzen eingeboren ist, dass es durch alle düstere Furchtbarkeit des Daseins hindurch seine Abendsonnenstrahlen schiekt und die wettergezausten Schicksale der Menschenseele verklärt: diese ewige Wirklichkeit des Guten, für uns Menschen der Schattenwelt in Leiden und Mitleiden flammend verkündet und feurig wirksam — sie ist das Unsterblich-Göttliche für das religiöse Menschenbewusstsein, und was aus ihrer unerschöpflichen Kraft gethan wird, das gehört der anderen, der heiligen Gotteswelt selber an, gleichviel ob eine solche Welt in der Zeit sich jemals derart verwirklichen könnte, dass in der Zeit einmal die Eine Welt, die Welt der Schatten und der Geschichte, gänzlich ausgelöscht wäre. Den Begriff des Zieles kennt das göttliche Wesen nicht, da in der Kraft des Guten selbst das höchste Ziel aller zeitlichen Entwicklung von Ewigkeit her erreicht ist. Nur, weil es das Leben des Guten ist, immer nach dem Guten zu streben, sobald es zum Menschenbewusstsein erwacht ist: so strebt das Gute nach Zielen, mögen sie nun im nächsten Moment oder erst nach Jahrtausenden erreichbar geglaubt sein. Wir Menschen in der Zeit werden stäts nach Zielen streben; aber in diesem *nach Zielen streben* des menschlichen Geistes wird nur begrifflich auseinandergelegt die Idee des Guten, als ein Ziel, und der Wille des Guten, als ein Streben. Ausser der Zeit, im ewigen Wesen der guten Thaten, wie sie hier in der Zeitlichkeit aus der menschlichen Leidensfähigkeit entspringen, in diesem Wesen sind Wille und Idee nur Eines. Darin ist die Schattenwelt der Geschichtlichkeit schon ausgelöscht und die überzeitliche Gotteskraft der ewigen Liebe als einzig wahrhaftige Welt offenbart. In der Welt der Geschichte haben Wille und Idee sich geschieden, und es ist nun ein endloses Irren, Wüthen und Begehren; aber in dem Begriffe der ewigen Liebe verbindet das religiöse Bewusstsein des Menschen die Kraft des Willens mit dem höchsten sittlichen Ideale und erkennt darin das Eine Göttliche selbst. Die grosse Welt der Schatten und der Geschichte ist ihm, im Lichte dieses Einen, nur jene wunderbare, räthselhafte, traumartige Folie, jenes Medium, jene Materie, woran sich die ewige Kraft ihm sichtbarlich bethätigt, woran das Bild des Ewigen ihm erscheint, wie das Seelenleben des Schlafenden an den Gebilden der Traumwelt. Diese Welt ist gleichsam eine *Camera obscura* für die Lichterscheinung des Göttlichen, wie sie in Nacht versank um das heilige Bild des sterbenden Gottes am Kreuze, das uns den Glauben blutig leuchtend in die Seele senkt, den Glauben an die ewige Wahrheit des Göttlichen auch in den Wundernächten der Zeitlichkeit, auch an den Kreuzesarmen des Leidens.

Ist unter der Form der Zeit die göttliche Erscheinung stäts mit Leiden verbunden und offenbart sich daher als das Gute am Reinsten im Mitleiden: ausserhalb der Zeit verschwindet das Leiden, und es verschwindet in der That auch bereits für jenes innerste Selbstgefühl des Guten, welches die Menschenseele empfindet, wenn sie von der Macht des Guten auf's Tiefste ergriffen wird. Der gläubige Blick auf das Kreuz erhebt dieses Selbstgefühl zum seligsten Selbstvergessen in der religiösen Verzückung. Wie aber fällt auch schon die Schranke zwischen dem Ich und dem Du bei der schlichtesten Gutthat des Augenblicks, vom Menschen dem Menschen gethan! Wie wird da die Seele von gleicher inniger Wonne durchdrungen, ob sie selber das Gute dem Bruder thut, ob sie an sich das Gute durch den Bruder erfährt, ob sie das Gute in den Thaten der Brüder unter einander erkennt! Wonne erfüllt sie, wie nichts Anderes, nicht die üppigste Befriedigung des individuellen Begehrens sie zu erregen vermag! Wonne, davon die Seele nicht weiss, ist sie tiefer Schmerz, ist sie jauchzende Seligkeit — aber Wonne ist sie, die übermenschlich dünkt, wie sie alles Menschliche verklärt, das in ihren Lichtkreis tritt. Diess ist die segenspendende Wonne des Guten, von welcher die indischen Brahmanas sagen: *Das engelhafte Herz hat die Eigenschaft, dass mit seinem Erscheinen ewige Heiterkeit eintritt, und der Kummer vom Antlitz verschwindet.*

Die Religion, deren Gottheit im seligen Glorienkreise solcher Engel schwebt, ist die *Religion des Mitleidens*. Dürften wir diese nun auch von jenen Weisen aus dem Morgenlande uns gespendet glauben, welche nicht auf Golgatha unter dem Kreuze stehen? Bedürften wir etwa nicht des leidenschweren Kreuzes in unserer Mitte, wenn aus dem Orient das Licht der Erkenntniss so hell und hoch zu uns herüber flammt?

Die häufig eintretende Möglichkeit, indische Weisheitssprüche in unserem Sinne anzuführen, soll uns nicht über die Wirklichkeit hinwegtäuschen, welche alle orientalischen Spekulationen und Dogmen in ihrer geistigen und sittlichen Grundlage von unserer eigenen christlichen Mitleidsreligion stäts fern und fremd erhalten muss. Die semitische Religiosität, mit ihrer trotzigigen Glaubensenergie, welche in einigen erleuchteten Individuen, wie es die Propheten Israel's waren, bis zu einem die Race überfliegenden Idealismus des Gottvorschauens sich erheben konnte, — sie ward einstmals zur historischen Wiege des Christenthumes, aus welcher dieses sich erst durch Hass und Verfolgung, Blut und Tod hinaus zu ringen hatte, bis zur völligen idealen Verneinung der seinem Wesen allerfeindseligsten syrischen Racenelemente. Der Brahmanismus und Buddhismus Indiens hängt dagegen mit dem Christenthume im Wesentlichen durch den altarischen Geist zusammen, welcher in Jenen als ursprüngliche Zeugungskraft waltete, während er dem Christenthume als ein Racenelement von höherer geistiger Freiheit aus der geschichtlichen Menschheit entgegentrat, um es nun am Lebendigsten in sich aufzunehmen und seine Entsemitisirung, d. h. aber seine Heimkunft zu sich selbst,

zu der idealen Allgemeinmenschlichkeit seines göttlichen Stifters, auf das Kräftigste zu befördern. Das indische Arierthum war jedoch bereits in eine orientalische Erschlaffung der moralischen Kräfte und in eine phantastische Schwelgerei des Gedankenspiels versunken, als sich die gewaltige Spekulation der Brahmanen zu ihrer vollen Blüthe entwickelte. Es weht eine fremde heisse Südluft darinnen, welche dem Volksgeiste schon die Fähigkeit geraubt hatte, wirklich neue Religionselemente, nach Art des späteren Christenthumes, etwa gleich der germanischen Race in sich aufzunehmen. Nur die moralische Ernüchterung eines dialektischen Rationalismus in der Lehre und Gemeinde, die sich nach Buddha nennt, vermochte der träumend durch die Zeiten hinschleichende indische Geist als reaktionäre Reformation noch für ein ganzes Jahrtausend dahinzunehmen, um alsdann der schläferigen Unsittlichkeit eines anderen, sinnlichen Rationalismus, im Koran Mahomet's, als einem politischen Gewalthaber theilnahmlos zu verfallen. Wir können, als Nordeuropa's germanische Christen, dieser bengalischen Südluft so wenig ein neues Leben verdanken, wie etwa jene indischen Weisen in geistiger und nationaler Hinsicht dem abendländischen Christenthume. Aber viel Tiefsinniges und Weises können wir aus den metaphysischen Spekulationen der greisen Kinder jener fremden Welt erlernen; denn in dieser Weisheit barg die letzte Kraft des edelsten Ariergeistes auf dem Mutterboden der Race die wunderbare intuitive Erkenntniss einer allgemeinmenschlichen Urwahrheit, wenn auch in ängstlicher Zusammendrängung alles Denkens auf einen einzigen geisterhaft schwebenden Punkt, auf den abstrakten Begriff der „Alleinheit“.

Um diesen Punkt drehte sich unter geistvollem Funkensprühen das ganze spekulative Leben des Brahmanen, bis es in der asketischen Stellung eines erstarrten Säulenheiligen stehen blieb. Da trat Buddha aus dem Schatten des Baumes der Erleuchtung hervor und erweckte den Asketen, als einen unfruchtbarer Selbstquälerei hingegebenen Thoren, zu neuer Erkenntniss und neuer Thätigkeit.

Jetzt wird der Einzelne, welcher sich zu dem Erhabenen in die Heimathlosigkeit begiebt, über all seine Seelenbeunruhigungen gründlich getröstet durch den einen, für alle vergänglichen Reichthümer und alles Leiden der Welt gespendeten Heilsbesitz: das Wissen um die Kausalitäten. Was bedarf der Buddhist noch eines Gottes, einer Freiheit, einer Unsterblichkeit, all jener höchsten religiösen Ideen und Ideale des Menschengeistes, wenn er es nur weiss, wie die Leidenswelt mit Nothwendigkeit aus einer Kausalitätenreihe sich entwickelt, welche auf das Nichtwissen dieses metaphysischen Kausalnexus zurückführt? Selig ist, wer da weiss, dass das Nichtwissen dieses einen Wissens der Grund alles Leidens des Daseins ist, und dass mit dem Wissen dessen, welches nicht zu wissen der Grund alles Leidens des Daseins ist, alles Leiden des Daseins und das Dasein selbst, welches Leiden ist, weil es Nichtwissen ist, verneint und aufgehoben wird! —

Eine Reaktion des Herzens gegen den Geist hiess uns der Buddhismus vordem bei der Darstellung von Gobineau's Auffassung seiner historischen Erscheinung. In der That: aus einem tieferen mächtigen Mitempfinden des Herzens mit dem Elend der Nichtwissenden ging des erhabenen Buddha persönlich entsagendes, reformatorisches Wirken hervor. Ja, mitleidig war er, noch ehe er wissend geworden, wodurch das Leiden aufzuheben sei; und darin war er der Erhabene, bevor er der Erleuchtete ward. Aber der Geist seiner Lehre, welche die Tradition des Erleuchteten in der Gemeinde der Wissenden hinterliess, ist nicht der Geist der Liebe, wie im Christenthume, sondern derselbe Geist theoretischer Spekulation, wie im Brahmanenthume. Indien vermochte auch aus tiefster Herzensbewegung seines erhabensten Sohnes nicht mehr ein wahres religiöses Leben der Volksseele sich zu gewinnen. Ein Buddha ward ihm geboren; einen Paulus fand der Buddhismus nicht mehr! Wehe, wenn auch wir so weit schon entartet und in dem Geiste unserer wissenschaftlichen Bildung verknöchert wären! — Das buddhistische Mitleiden ist seiner dogmatischen Bedeutung nach ein gütiges Sichherablassen von der Höhe der seligen Erkenntniss der heiligen Bettler zu der Masse der Elenden, welche da nichtwissend sind, inwiefern das Dasein ein durch das Wissen aufzuhebendes Leiden ist. Die thätige Ausübung dieses Mitleidens besteht zu einem nicht geringen Theile darin, dass man diesen Elenden, zumal wenn sie die Reichen sind, segensreiche Gelegenheit gibt, die heiligen Bettler zu tränken, zu speisen, zu herbergen, und auf alle mögliche Weise zu ehren. Der traditionelle Tod Buddha's infolge einer solchen Speisung mit dem sonst verpönten Thierfleische ist ein wunderbar barockes Gegenbild zu dem Tode Christi am Kreuz zu der Menschheit Erlösung; diese beiden Bilder bezeichnen wohl am Ausdruckvollsten den Unterschied des Mitleidens in beiden Religionen. Wenn auch weiterhin das Mitleiden mit allem Lebenden als ein Mittel zur Leidenslinderung in der Buddhistischen Moral eine von der Erkenntniss der Kausalitäten durchgeistigte, menschlich-edele Rolle spielt, so bleibt es doch immer eine akzidentelle Auszahlung aus dem Schatze der Seligkeiten des besseren Wissens, und niemals ist es der unmittelbare und wahrhaftige Ausdruck der göttlichen Grundkraft der Religion selbst. Der Buddhismus ist keine Religion des Mitleidens, welche im Leiden die Welt überwindet, sondern die Philosophie einer weltverneinenden Erkenntniss, welche vernunftgemäss mitleidige Regungen befördert, solange sie der leidenden Welt noch ihr Antlitz zukehrt und so lange sie ihrer noch selbst bedarf.

Könnte man das Judenthum, auch in Beziehung auf den religiösen Geist, als das *Medium* mit der reflexivischen Bedeutung des „Für sich“ bezeichnen, so erscheint das Inderthum wie das grosse *Passivum*, aber das Christenthum als das *Aktivum* der menschlichen Religiosität. Dem Wissen setzt es den Glauben entgegen, dem „Ich weiss die Kausalitäten des Leidens“ das „Ich weiss, dass mein Erlöser lebt“. Die christliche Liebe ist das Göttliche, um dessentwillen das Leben nicht zu verneinen, sondern zu erhalten ist — zu

erhalten für stäts lebendige Liebesthaten, für stäts lebendige Selbsterziehung des Göttlichen in der menschlichen Seele. Wie die weltdurchdringenden Strahlen aus dem Himmelsgestirne der Sonne, so geht alles Leidenlindernde, Befreiende, Erlösende hervor aus dem einen moralischen Kerne des Guten, des Liebevollen, des Göttlichen in jedem Menschenherzen, ohne Unterschied des Wissens und Könnens, der Geburt und des Erwerbs, durch die einzige Triebkraft des Glaubens an das, von dem mitleidenden Gotte sterbend offenbarte, ewige Gute im Leiden des Daseins selbst. Erst unsere moderne Bildung, mit ihrem dürftig-seichten utilitarischen Rationalismus, und im Kampfe mit einer, durch semitisch-römische Einflüsse entstellten und verwirrenden christlichen Theologie, hatte nachgerade solche Klüfte von geistigen Bedürfnissen in unser einfaches religiöses Empfinden von der Wirklichkeit des Göttlichen hineingesprengt, dass es uns willkommen sein musste, über die metaphysischen Grundlagen allgemein-menschlicher religiöser und sittlicher Begriffe erst wiederum durch die grossartige Weisheit der Brahmanen und die erleuchteten Erkenntnisse des Buddha tiefsinnige Aufklärungen zu empfangen. Darüber dürfen wir jedoch nicht vergessen, dass wir nur deshalb von dem fremden Inderthume zu lernen vermochten, weil wir selbst, aus der immer noch in uns übrig gebliebenen strebsamen und lebensvollen Kraft deutscher Philosophie und christlicher Sittlichkeit, in jene bewundernswerthen Gedankenformen aus dem phantastischen Begriffsspiele des ergristen Arierthums des Südens neubelebende Elemente für unsere eigene geistige Auffassung und Verwerthung unbewusst und unwillkürlich hineintrugen. Nur als ein Mittel zur Beförderung der Selbstbesinnung der Gebildeten unserer Tage, und zwar der noch nicht völlig Verbildeten unter ihnen, konnte diese fremde Weisheit uns dienen sollen, wobei wir uns aber noch immer zu hüten haben, dass wir nicht dadurch etwa in neue „Verbildung“ gerathen, wie in anderer Weise die gesammte europäische Zivilisation durch ein anderes, weit verschiedenes orientalisches Erbe: den uralten Assyrismus.

Um dieser Gefahr zu entgehen, war es wohl gut, der wahren, lebendigen Religion des Mitleidens wieder auf den Grund nachzuspüren, wie sie als moralische Möglichkeit in allen Herzen lebt, Gebildeten und Ungebildeten in gleicher Weise eigen, der allgemein-menschlichen Fähigkeit zum bewussten Leiden entsprossen, und zur übermenschlichen Wirklichkeit der religiösen Wonne im Glauben an das Göttliche des Mitleidens erblüht! —

Solche Wonne zu erstreben ist nicht verkappter Eudämonismus. Optimistisch vielmehr dürfte man das so düster erscheinende Inderthum nennen, insofern, als die religiöse Dialektik des Buddhisten von dem verschwiegenen Grundsatzte ausgeht: „das Leiden soll nicht sein, ich will es für meine Person durch das heilige Besserwissen austilgen.“ Pessimistisch aber ist das Christenthum, insofern, als es von dem offen ausgesprochenen Grundsatzte ausgeht: „Die Welt ist ein Jammerthal; denn wir sind allzumal Sünder, und wir bedürfen der Erlösung.“ Aber während dem Buddhisten das Auslösen der Leidenswelt in der Erkenntniss die gottlose Seligkeit des

Nirwanam, des freien Geistesreichs, erwirbt, so tritt dem Christen die Gottheit aus dem Leiden selbst lebendig zu Hilfe, und indem sie mit der Kraft ihrer ewigen Gnade dem Ich seine Kette löst, führt sie ein jedes armes leidendes Menschenherz durch das Mitleiden ein in die wahre selige Alleinheit göttlicher Liebe. —

Die Religion dieser Liebe ist keine *Religion des Geistes*, weder eine glühend phantastische Metaphysik, noch eine todte theoretische Doktrin. Als ein lebendiges Gemüthsbedürfniss ist diese Religion allverständlich für jede menschliche Seele, welche aus tiefster Noth, wie sie uns alle belastet, in das Angesicht des für uns alle Gekreuzigten blickt. Vor diesem Blicke in das Göttliche möchten auch die Blätter und Schalen historischer Traditionen und Symbole fallen: gerettet ist Alles, wenn nur der eine Kern und Augenstern des Glaubens festgehalten wird: *der Gekreuzigte ist der Gott*. Dennoch sollte ein Jeder froh sein, der von Kindheit an mit solchen, durch nichts von aussen her zu ersetzenden, Traditionen und Symbolen aufwachsen durfte. Ganz unentbehrlich der grossen Mehrzahl gläubiger Menschheit zum sinnlich belebten Selbstverständniss ihres religiösen Bedürfnisses, müssen sie auch dem schärfer in den geheimnissvollen Kern der Religion eindringenden Geiste ihren tiefen Sinn, ihre unverlierbare Bedeutung für die Erscheinung des ewigen Lichtes in der Schattenwelt irdischer Leiber und Geister immer mehr und immer beglückender enthüllen. Diese Traditionen und Symbole gleichen unverwelklichen Rosen, welche eine wunderbare innere Liebeskraft aus der göttlichen Dornenkrone des Todes in's Leben getrieben; und Niemand wird sie als ein Barbar herunterreissen und wie ein Thor bei Seite werfen mögen, wer unter der Krone des Leidens den König der Liebe erkannt hat. Hier *unter dem Kreuze* verliert die Kritik irdischer Verstandesdinge ihr Recht und ihre Macht, und die Räthsel der menschlichen Vernunft werden himmlische Wahrtraumgestalten im allumfassenden Heiligthume wahrhaftiger Religion.

Zur wirklich religiösen Bedeutung erhoben wird aber ebensowohl das einfache Gemüthsbedürfniss der Menschenseele wie auch die thätige moralische Pflichterfüllung des Einzelnen dadurch, dass die übermenschliche Kraft des einen Glaubensgrundsatzes von der *Gottheit Christi* sie in ihre heilige Pflicht nimmt. Die Moralität des Mitleidens allein, als weltliche Bethätigung des einzelnen guten Gemüthes, vermag wohl durch das ihr immanente Göttliche die menschliche Seele wonnig zu beglücken; doch die über diese Welt erhebende Kraft der Erlösung gewinnt sich dieses sittliche Thun aus der religiösen Verbindung der menschlichen Seele mit ihrem göttlichen Urquell, bewährt im Glauben an seine leibliche Offenbarung als der gekreuzigte Gott. Das moralische Thun kann mit dem Bauholz seiner „Werke“ die Kluft zwischen den beiden Welten zeitlich überbrücken, doch sie in Wahrheit zu schliessen vermag nur des Glaubens unmittelbar wirkende Gotteskraft. Dieser Glaube hat der Seele, über alle, von Zweifeln und Verzweifeln stets umringte, zeitliche Sittlichkeit hinaus, den zweifellos wahrhaftigen Gott wiedergegeben,

welcher das für den menschlichen Verstand durchaus Widerspruchsvolle zwischen seiner himmlischen Gerechtigkeit und dem Leiden der Erdenwelt, in jener seiner allüberwältigend erhabenen Offenbarung als die Gottesliebe im Kreuzestode aufgehoben hat. Denn dem Gläubigen an diese einzige Offenbarung ist nun auch der ganze unendliche Strom des Göttlichen aus den Wunden des Heilands durch alle Schattenklüfte der Leidenswelt hindurch, überall wo das Gute lebt und wirkt und weil es lebt und wirkt, bis zurück in die urheilige Tiefe seiner ewigen Wirklichkeit hinter aller Erscheinung und Geschichte als die wahrhaftige Gottheit offenbar geworden.

Zugleich mit der höchsten Gottesvorstellung sind jene anderen beiden religiösen Grundideen als lebendige Seelenkräfte uns wiedergegeben, welche uns bereits rationalistisch-kritisch wegdisputirt, oder in theoretisch-deduzirte Transzendenzbegriffe verflüchtigt worden waren: Freiheit und Unsterblichkeit.

Es ist die Freiheit des Menschen: gut zu sein. Die Freiheit des Göttlichen selbst durchbricht darin aus dem Ewigen her die Schranken der Zeitlichkeit. Mag eine beschränkte Ethik einem beliebigen Gewebe von Kausalitäten und Motivationen, in Bezug auf eine bestimmte Person in dem Mittelpunkte derselben, den Namen einer Freiheit geben, die persönlich von jenem vergänglichem Zentrum ausgehen soll: die wahre Freiheit ist doch nicht in den Geweben der Zeitlichkeit, sondern in dem ewigen Wesen des Menschen selbst zu finden: in der, einem Jeden gegebenen, Fähigkeit zum Guten. Dieser Freiheit Bahn zu schaffen und sie gehen zu lehren, das ist die Aufgabe aller wahren Erziehung im Kleinen wie im Grossen. Jener Fähigkeit Bahn zu schaffen, dass sie immer mehr Wirklichkeit werde, das ist die Bethätigung unserer Freiheit, nicht aber die Erlangung von Glückszuschüssen für unsere eigene Persönlichkeit inmitten eines jeweiligen Ausschnittes aus dem Kausalitäts- und Motivationsgewebe der Zeitlichkeit. Alle Freiheit, welche mit ihren Beziehungen in die enge Welt der Persönlichkeit und mit ihren Zielen in die enge Welt der Zeitlichkeit gebannt bleibt, ist unfrei; nur die Freiheit zum Guten, welche das Ich und das Du in einander verschmelzen lässt und selbst als lebendige Kraft dem Ewigen, Göttlichen angehört, ist frei und verdient den Namen der Freiheit.

Dieselbe Kraft unserer Seele, welche eine solche göttliche Freiheit durch die Kerkerzellen des irdischen Lebens führt, ist auch der wahrhaft unsterbliche Theil des menschlichen Wesens. Der Leib zerfällt, und nur im Bilde bleibt er dem Gedächtniss erhalten — so lange das Bild besteht und ein Gedächtniss findet, welches mehr als das Bild in ihm zu schauen vermag. Der Geist entschwindet noch vor dem Zerfallen des Leibes, und was er gewirkt und in Werken hinterlassen hat, das ist und bleibt unter das Gesetz des grossen Vergehens gestellt, dem alle Wissenschaften und alle Kulturen sammt ihren lebenden und sterbenden Völkern unterworfen sind. Ueber die ruhelose Bewegung der Geschichte hinaus in ein ewiges Lichtreich der freien Seelen reicht nur Dasjenige, was die geistige Arbeit der Menschheit an wahrer Güte

befördert, und was sie an edelen Möglichkeiten einer friedvollen Besinnung auf das Ideale sich gewonnen hat. Denn auf diesem erhabenen Friedhofe des Willens, unter den hehren Denkmälern der Kunst, mag auch die zarte Blume der Güte, wie in einem seligen Nirvanam, auf sonnig-reine Augenblicke ihre stille Schonzeit finden, während ringsum im weiten Draussen der Welt die schweifenden Wahngelüste des Bösen mit preisgegebenen Seelen ihre wüthenden Lebensspiele treiben. Der Körper des dahingeshiedenen Menschen gehört der Erde und sein Geist der Geschichte, aber Beide fallen der Vernichtung anheim, und wenn diese auch Jahrtausende hindurch an einem theuersten Erbtheile der Vergangenheit zu zehren hätte. Wie Schatten lösen sich Leib und Geist von Dem, was der Mensch war, sobald die geheimnissvolle Kraft, welche sie zur Person zusammenband, das Wunderwerk der Schöpfung verlassen hat, und es schwindet nun schweigend durch die Pforte des Grabes und über die Brücke des Nachruhms, welche Beide auf dämmrigen Pfaden, eher oder später, in das Vergessen führen. Aber Eins ist des Menschen unzerstörbares Ureigen: das ist die *moralische Persönlichkeit*, welche er selbst aus den Wurzeln seiner überpersönlichen Freiheit, in seines Lebens wechselnden Schicksalen, kräftig hervorzubilden und auszugestalten vermocht hat. Die Offenbarung der göttlichen Güte verfällt dem Tode nicht. Wenn der Verstorbene unter den trauernden Nächsten in der Reinheit seiner Güte fortzuleben scheint, so scheint wahrlich in diesem Fortleben das Unsterbliche seines Wesens aus „Anderer Welt“ hernieder in die Herzen Derer, welche in ihrem Schmerze für solche Offenbarung die Empfänglichsten sind. Denn der Schmerz zieht die Furchen in die menschliche Seele für himmlische Saat, und wir sollen sie niemals zu Gräbern werden lassen für die bleichen Opfer des Verzagens und der Verzweiflung. Aus jenem ewigem Schatz der Güte der Verstorbenen schuf sich die Phantasie des Volkes die lichten Gestalten liebevoller Schutzengel; ihn deutete die tiefsinnige Lehre der katholischen Kirche als den, Trost und Vergebung spendenden, Gnadenschatz ihrer Heiligen. Wohl liegt diesen schönen Bildungen menschlicher Sehnsucht nach dem Ewigen eine lebendige Wahrheit zu Grunde: die Wahrheit von der Unzerstörbarkeit Dessen, was jemals aus dem Wesen der Gottheit selbst in die irdische Vergänglichkeit hineingeleuchtet hat. Ist doch auch die Vergänglichkeit ein Unvergängliches, wenn sie recht im Lichte dieser Einen Wahrheit angeschaut wird; denn in all ihren Wandlungen und Nichtigkeiten erscheint sie dann als die ewige schmerzgeweihte Möglichkeit der Offenbarung des Guten, und der Tod ist nur die erhabene Ehrenkrone der muthigen Lebenskämpfer auf ihrer unendlichen dunkelen Walstatt. Alles aber in uns, was dem Ewigen angehört, das freie und unsterbliche Gute, die moralische Persönlichkeit — das weiss sich eines Wiederfindens versichert mit Seinesgleichen, einer seligen Vereinigung mit dem, was über Körper und Geister, über geliebte Bilder und bewunderte Werke hinaus das einzig Heilig-Verehrungswerthe alles Menschenwesens bleibt. In der Güte sind wir die Seligen, und die höchste Selig-

keit, die wir ersehnen, ist selber die Einheit alles Guten ausser den Gränzen der Zeiten und Räume in dem unbegreiflich göttlichen Wesen, dessen Kraft auf den Flügeln der Güte durch die Welt des Leidens dringt bis an dessen heiligsten Siegesthron auf dem Kreuzeshügel.

Das Unzulängliche unseres Begreifens, hier wird es zum Ereigniss unseres Glaubens. Aber der Todesseufzer der Gottheit schwillt dem gläubig Luschenden an zum gewaltigen Aufruf an das Ewige in der eigenen Seele:

„Schreitet abwärts, ihr Gläubigen meines Berges, zurück von der flammenden Höhe Golgatha's in die weite abendliche Welt! Auch in dem Heiligthume eures Glaubens, aus Leiden geboren, ist das Ende die That. Freiheit und Unsterblichkeit tragt ihr in euren menschlichen Seelen, dass ihr den Gott hineintraget in die Welt. Dort lebe sie fort in euren Thaten, die *Religion des Mitleidens*, die euch verkündet ward *unter dem Kreuze!*“

III.

„Das Ende ist die That.“

So wandeln wir denn wieder, mit unserer Religion im Herzen, auf den dunklen Wegen der Welt.

Wie geschieht uns?

Was wir dort auf dem heiligen Hügel so strenge zu scheiden gelernt — es will uns alsbald zu neuer wilder, ringender Mischung zusammenfliessen. Jene erste Welt des Werdens und Vergehens, die uns fremd geworden war im Anblicke der Anderen, Ewigen: sie greift nach uns und unserem Heiligthume, nach dem in unserer Seele aufwachsenden Kinde Gottes, mit unverscheuchbar räuberischen Krallen. Die Irre des Bösen, in die wir gerathen sind, bedroht unaufhörlich die Geradheit des Guten, der wir uns gelobt haben. In der thatsächlichen Berührung beider von der Erkenntniss getrennten Welten fühlt sich der moralische Mensch in uns mit tiefsten Seelenschmerzen immer von Neuem als *armer Sünder*.

Es will dem Menschen nicht gelingen, auf reiner, freier Strasse kühn und klar das Kunstwerk seines Lebens zu vollenden. Ewige Unvollkommenheit wirft ihre tiefen Schatten über all sein ideales Hoffen, sein sittliches Streben. Immer wieder drängt sich ihm aus dem lärmenden Spiele des Daseins der gewaltige Wahn des Endlichen in das Herz, der ihm das Ich zum Gotte, und die Erscheinung zur Wahrheit lügt. Das ist jene trotzigte Macht des Bösen im schimmernden Rüstzeug der Realitäten, der nichts als das Glück eine Seligkeit, und der das Unglück nichts als ein Elend ist. Wie Parsifal mit dem heiligen Speere, so irrt der moralische Mensch in uns auch nach dem Gewinne des reinen Glaubens durch diese trügerischen Weltgelände, durch das Abenddämmern der Geschichte, und weiss sich kaum zu retten vor dem Ansturme jenes wunderbar widergöttlichen Wesens, das sich an alles Wandeln in den Zeiten heftet.

Aber getrost! Wenn gleich alle alten Verlockungen von Neuem erwachen, alle alten Leiden die erhobene Seele niederzuziehen suchen in den Sumpf des Unglaubens und der Verzweiflung —: nun weiss ja der wankende Wanderer des Lebens aus seiner Sündennoth den Blick dahin zu wenden, wo auch er gestanden, geschaut und angebetet hat, zurück nach der Höhe des Kreuzes im heiligen Sehnen nach der *Erlösung*.

War ihm als Suchendem dort in der Erkenntniss der höchsten Glaubenswahrheiten der sterbende Erlöser zuvor zum ewigen Gotte geworden: jetzt erst wird ihm der neugewonnene Gott in voller lebendiger Wahrheit auch zum wirklich ihm eigenen Erlöser. Jetzt gilt sein Glauben nicht nur den religiösen Ideen und Idealen. Die seligen Himmelskräfte der Freiheit und Unsterblichkeit sind in dem Sündenkampfe des Guten mit dem Bösen zu dienenden Engeln des innigsten Erlösungssehns der leidenden Menschenseele geworden; und die „höchste Herrscherin der Welt“ und Gottesmutter, *die Sehnsucht nach dem Heil*, sie überstrahlt in ihrer flammenden Herzensgluth die lichten Erscheinungen, die von den Höhen des Todes gestiegen waren, um mit den Tiefen des Lebens zu kämpfen. Jetzt gilt der Glaube des sündigen Menschen der Erlösungskraft des Kreuzes selbst; denn ein wahrer Kreuzfahrer ist er geworden mit seinem Glauben im Herzen auf den Schreckenspfaden durch die Welt der Versuchung und Sünde.

„Strebe fort im Guten — das ist dein Leben! Wirke die Thaten deines göttlichen Wesens — das ist deine Seligkeit! Schaffe den moralischen Menschen in dir aus den Gluthen der Sünde zur wachsenden Vollendung — das ist dein ewiges Ideal! Ende nicht im Verlangen nach deinem Ideale — das wäre dein Tod!“

So mahnt ihn das Ewige in seinem Herzen.

Doch wie? Wenn ihm die Vollendung nun immer versagt? Wenn immer neue Sündenfluthen über das begonnene Werk sich brennend wie Hölleströme ergiessen, und alles Leben und Streben immer wieder doch nur als zweck- und ziellos erscheinen will in diesem teuflischen Gespensterschimmer der irdischen Unvollkommenheit?

Wer Ohren hat zu hören, der höre auf das Heilswort des Gott-Erlösers am Kreuze! Was sagt uns das *Heute wirst du mit mir im Paradiese sein* —, was das *Vater, in deine Hände* —, das furchtbar heiligste: *Es ist vollbracht* —?

„Was dir, du zager Wanderer, unvollendet bleiben muss an dem sittlichen Werke deines armen Menschenherzens — ewig vollendet ist es in mir, deinem Gotte! Mit mir ist es zur Welt geboren, in mir ist es der Welt gestorben — und siehe, meine Leiden und mein Tod krönen das ewig unvollendete Lebenswerk deines leidenden und sterbenden Menschenthumes mit der Allvollendung des höchsten göttlichen Sieges. Glaube an die sieghafte Gotttheit des Leidens — und wie du immer strebend dich bemühst; in diesem Glauben hast du die Gewähr der Erlösung.“

Nur das Verzagen ist der Tod, und auf seinem Grabe blühen keine Blumen. Das aber ist die Sittlichkeit des Menschen, der mit dem Glauben an das Andere durch die Eine Welt des Einzelnen wandelt: nicht zu verzagen in allem Versagen, nicht selber den tödtenden Tod zu geben dem wachsenden Gotteskinde in seiner Seele, bevor nicht jener erlösende Tod, der auf lindem Fittich auch dieses Kind heimträgt an das weltenbewegende Herz eines ewigen Vaters — bis nicht dieser Tod das letzte Wort gesprochen hat, das da lautet: „Siehe, so weit nun konntest du wachsen, du ungebrochene Passionsblume im Garten der Vergänglichkeiten; nun blühe fort über dem Grabe deiner Thaten im ewigen Lichte des göttlichen Ostertages!“

Niemand weiss es nach irdischen Maassen und menschlicher Rechnung, wie viel der göttlichen Kraft ihm gegeben ist für den Kampf mit dem bösen Wahne des irrenden Willens, bevor er den Kampf nicht ausgekämpft hat, und ihm das Auge bricht im letzten tiefen Besinnen des Todes. Ja, noch in diesem letzten heiligen Augenblicke kann das Göttliche in ihm ein Sieges- schwert schwingen, davor ihm die lebende Hand, das schlagende Herz, in banger Schwäche stäts gezagt hat. Wenn aber die letzte Rechnung geschlossen ist, dann wird das Wunder der Erlösung zeigen, wie Alles aufgeht und kein Rest zurückbleibt. Denn alles das Gute, was jemals unverzagt und gläubig gethan ist, das ist geschehen im Reiche des Göttlich-Vollendeten selbst; und was jedem einzelnen gläubigen Sünderherzen sich hier offenbart hat in der Gestalt eines mitleidvollen Erlösers, das ist die sünd- und leidlose Gottes- wahrheit, die wir die All-Liebe nennen, weil sie im Mitleiden sich uns verkündet, wenn das Licht jener Anderen Welt, wo nichts ist als das Licht der Einen Wahrheit selbst, in diese Welt der Schatten hineindringt: kämpfend in den blutenden Herzen der menschlichen Gotteskinder, erlösend aus den blutenden Wunden des göttlichen Menschensohnes.

So ist die Erkenntniss unseres Glaubens uns wiederum zur Erfahrung des Lebens geworden.

Das aber sind die Meisten der auf Erden unter Leiden schlagenden Menschenherzen, denen die lebendige Gemüths-erfahrung den Inbegriff ihres Glaubens bildet. Sie treten nicht selbst auf den göttlichen Hügel, sie leben in der finsternen Tiefe; und dennoch glauben sie fromm und schlicht an das Licht, das von der heiligen Höhe zu ihnen Allen herniederquillt; denn sie fühlten einmal seine himmlische Wohlthat und können ihrer nicht mehr entbehren zum Leben im Leiden bis in den Tod. Das sind die Armen am Geiste, die Mühsäligen und Beladenen, denen der starke Glaube gegeben ist zur Erlösung. Auch wenn sie niemals aufwärts steigen können auf den Stufen der Erkenntniss — : *ihr Glaube hat ihnen geholfen.*

Erhebt euch doch nicht in eitelem Stolze über die gebeugten Häupter dieser frommen Gläubigen, ihr Reicheren am Geiste, ihr „Gebildeten“, die ihr endlich begriffen habt, dass eure Bildung nicht ihr eigener Zweck, dass sie auch nur ein Mittel ist zur Erkenntniss desselben Ewigen, das in jenen

Armen als die heiligste Nothdurft des befreienden Glaubens lebt! Nützet denn euer Erkenntniss der grossen Heilswahrheiten der Religion mit verstärktem Pflichtbewusstsein zur rechten Belehrung und beruhigenden Tröstung für die Verzagenden in der Tiefe. Ihr braucht ihnen nicht hochfahrend von den transzendenten Ideen der Freiheit und der Unsterblichkeit, auch nicht von dem metaphysischen Wesen der Gottheit zu reden; aber dass ihr davon zu reden wüsstet, aus der Erkenntniss eueres Glaubens, das soll euch selber die Kraft verleihen für mitleidvoll aufrichtende Worte des Trostes und Heiles an Jene, die da im Glauben verzagen wollen unter der Last des Leidens. Lehrt und handelt Alle nach euren Gaben und Anlagen; denn das sind die Triebe des Ideales in euerm Herzen, wie sie aus eines jeden Menschen Inneren aufblühen sollen zur Freude des Nächsten, dem im eigenen Leiden der Duft und Glanz mitleidender Menschengüte himmlisch wohlthut. Vermag euer eigene Gotteserkenntniss nur ein Weniges von der grossen Paulinischen Lehrkraft, von der begeisterten Mittheilungsfreude des Glaubens in euch zu erwecken, so bietet noch heute und immer die heilig-tiefe und schlichte Gemüthswelt der *Evangelien* allen Lehrenden und Lernenden, allen Leidenden und Tröstenden den reinsten und fruchtbarsten Boden für die gemeinsame religiöse Verständigung, Erbauung und Lebensarbeit dar. Euch Alle, Gebildete und geistig Arme, euch vereinigt ja doch derselbe Allen zugetheilte Grund und Boden der lebendigen Religion: das ist das menschliche Gemüth. Aus dem menschlichen Gemüthe baut ihr euer moralische Welt auf; und wie ihre Ordnungen sich gestalten mögen und müssen: in dem Gemüthe, welches die göttliche Liebe sich zum Tempel auf Erden in den Tiefen der Menschenseele begründet hat, dort findet ihr Alle euer Kraft und euren Frieden, euer Freiheit und euren Gott.

Sagt doch auch ein moderner *Philosoph*, welcher nicht mit uns auf dem Kreuzeshügel gestanden hat, und der in der freien Wissenschaft der Zukunft den Ersatz für Kunst und Religion erblickt, aus der klaren Erkenntniss dessen, was in den Tiefen Noth thut:

„Eine gute Gemüthsart ist mehr werth und steht höher als alle Wissenschaft, wenn diese Letztere des guten Strebens baar ist.“

Und weiterhin:

„Die Reformation der Gesellschaft hat sich darauf zu richten, nicht den Menschen zum blossen Arbeitswerkzeug degradirt sein zu lassen, sondern aus dem Arbeiter den Menschen, und zwar den an Seinesgleichen in jeglichem Geschehe theilnehmenden Menschen zu entwickeln. In der Gesinnung ist der Anfang zu machen, und jede neue ökonomische Form der Gesellschaft würde bestandlos sein, wenn sie nicht von einem mächtigen neuen Geiste durchdrungen wäre, der höhere Ziele hat, als blosse Verbesserungen der Oekonomie.“

Der *Politiker* aber, welcher bei all' seinen Betrachtungen des Weltlaufes immer das eine Ziel, eine vernünftige Organisation der politischen und sozialen Zustände seines deutschen Vaterlandes im Auge behält, ruft diesem selbst und damit uns Allen aus der Ferne eines Vierteljahrhunderts das noch heute und hier laut einklingende Mahnwort zu:

„O mein Deutschland, gross bist du einst gewesen, nicht durch deine Verfassung, sondern als Träger der Idee, welche jene Zeit bewegte! Wohlan denn! Auch unsere Zeit hat ihre Idee, welche sich in der Erneuerung der Gesellschaft ausdrückt; und eine Ernte unvergänglichen Ruhmes bietet sich auf diesem Felde dar. Kein Papst, kein Kaiser, noch sonst ein sinnliches Zentrum kann den Vereinigungspunkt des zerstreuten Wirkens bilden; sondern, was wir bedürfen, ist ein geistiges Band und eine geistige Macht, die alle Glieder durchdringend in Allen das gemeinsame Streben anfacht. Im Gemüthe, im Glauben muss das Streben entspringen, sonst bliebe das Werk ohne Leben.“

Aber den leuchtenden Seherblick in das Ewige selbst versenkt, stimmt der grosse *Mystiker* aus der weihevollen Tiefe seiner gottschauenden Seele zu jenen bewegten irdischen Tönen den wunderbaren Orgelpunkt heiligen Urgeheimnisses an, der durch sechs Jahrhunderte feierlich-erhaben zu uns herüber dringt:

„Der von der Minne entzündete Wille ist es, der die Vernunft aufwärts trägt. Dieser Wille ist es, der noch über die Vernunft hinaus dringt, der sein selbst ausgegangen und in den Willen Gottes geformt alle Dinge vermag. Der da hitziglich ein Ding minnet mit ganzer Kraft, in allen Dingen findet er des Dinges Bilde und ist ihm also gegenwärtig, als viel der Minne mehr und mehr ist.“

In diesen Worten eines Dühring, eines Frantz, eines Eckhart wird uns von verschiedenen Stufen der Weltbetrachtung aus die gleiche Lehre ertheilt. In der *guten Gemüthsart* und der *Gesinnung*, im *gläubigen Gemüthe*, in dem *von der Minne entzündeten Willen*, darinnen liegt uns die wahre gesellschaftliche und kulturbildende Kraft: jene Kraft, welche selbst über alle Vernunft und Wissenschaft hinaus die *Bilder der Dinge*, und damit die Ideale aller Bildung erschaut, — welche der Welt in das Herz blickt, und damit auch wieder *ein Herz zu ihr fassen* kann.

Wir dürfen und sollen nicht dabei uns begnügen, unsere Hütte unter dem Kreuze zu bauen, wo es „gut sein“ ist, um in der Verzückung eines neugewonnenen Gottesbewusstseins der Welt mit ihren Leiden und Kämpfen, ihren Bildern und Bauten ganz zu vergessen. Das Gemüth, welches den leidenden Gott in sich als das Urbild der Welt bewahrt, es muss in einer neuen Macht des Willens sich entfalten, es muss zur stark bewussten *Gesinnung* sich aufrichten. Es darf nicht allein verharren im schweigenden Schauen des Weltenbildes, aufwärts, im Spiegel des brechenden Gottesauges, und abwärts, in den erleuchteten Schattenspielen der Erden-thale: es muss zu lebendigen Thaten schreiten, es muss an die schwere tägliche Arbeit gehen. Und dafür liegt ihm nun, mit dem Gottesbilde im Herzen, die ganze Welt der Tiefen frei.

Alles stehet Euch offen — dieses Wort der heiligen Schrift wird zur Wahrheit an uns, wenn wir vom Kreuzeshügel in die Welt hinabgestiegen sind. In uns selbst zum vollen Bewusstsein jenes stäten Lebenskampfes mit der Sünde und zu der beseligenden Sehnsucht nach der Erlösung erwacht, wissen wir uns zugleich den mitleidenden Brüdern gegenüber zur rastlosen Lebensarbeit am Werke der Liebe berufen. Die Schattenwelt der Geschichte

ist uns nun wieder eine Wirklichkeit, denn sie ist uns zum weiten Raume für unsere Wirksamkeit geworden. Im Lichte der Pflicht wird auch das Nichtige zum Wichtigem. Wir brauchen und dürfen uns nicht mehr davor flüchten wie vor Gespenstern und wie vor Dämonen verbergen. So oft auch der Wahn der Sünde uns noch irren lässt, wir haben es doch gesehen und wissen es nun: jene Welt ist nicht das *Neue Paradies*, sondern sie ist die Stätte, da Dornen und Disteln wachsen, und wo der Mensch im Schweisse seines Angesichts sein Brot erwerben soll, nicht nur das tägliche Brot seiner Nahrung und Nothdurft, nein, auch das Brot des Lebens, das Labsal des Mitleidens, den Heiltrank der guten That. Zu dieser Erkenntniss gestärkt im Anblicke unseres Gottes, können wir nun getrost an allen Stellen, wo immer unsere Arbeit im Sinne unserer Religion gefordert werden mag, mit voller Lust und Liebe an das Tagewerk unserer Menschenpflicht uns begeben. Nicht etwa „bejahen“ wir damit diese Welt, innerhalb welcher wir solche Arbeit zu verrichten haben. Durchaus nicht nehmen wir an ihr „Theil“, um ihr beizustehen im eingebildeten Fortschritt auf der breiten Kunststrasse ihrer absoluten Perfektibilität, an die wir nicht glauben. Wir wirken vielmehr in ihr selbst nur an der Bildung und Pflege der Anderen, jener Gemüthswelt, in welcher die Keime des Göttlichen ruhen und der Ernte harren. Wir lernen es unsere Kreuzeshütten in der Welt Tiefen selber zu bauen, in jedem Augenblicke uns bewusst, dass der Heiland mitten unter uns ist, und dass, wenn diese Tiefen endlich in völlige Nacht versinken, der rettende Hügel des Lichtes unser freies und ewiges Theil mit heiliger Siegesfreude über alle Vernichtung hinaushebt.

In dieser eifrigen und unaufhörlichen Arbeit, in diesem hingebungsvollen Wirken eines Jeden an seiner noch so engen Stelle, bauen wir selbst an dem Bilde unserer *moralischen Persönlichkeit*; aber in der Gemüthswelt unserer Gemeinsamkeit, in der sittlich-geselligen Beziehung von Mensch zu Mensch, in welcher wir dergestalt arbeiten und wirken, bildet sich dabei auch schon weiterhin unsere *moralische Kultur*.

Was in der That alle Wissenschaft nicht ergründet, was alle Vernunft nicht erzwingt: die Gleichheit der Menschen, ihre wahre Brüderlichkeit, und damit die thatsächliche Lösung all jener „sozialen Fragen“, welche als letzte Reste und höchste Errungenschaften aller Geschichtsentwickelungen endlich immer wieder übrig bleiben: sie ist selbst begründet, und zwar als seine freie, ewige Natur, in dem allgemein-menschlichen Reiche des Gemüthes, dem Quellgebiete der Güte und der Heerdstatt des „minnenden“ Willens. — Diess ist die schöpferisch gewaltigste Macht, welche nun je nach den Anlagen und Ausbildungen der einzelnen Individualitäten enger und weiter die segensreichen Kreise ihrer Thaten und Wirkungen zu ziehen vermag. In diesen Kreisen fühlt ein Jeglicher sein reinstes Glück in eben dem Maasse, welches seine eigene Fähigkeit zur Bethätigung der allgemeinen Gemüthskraft ihm zuweist. Was in Folge dieser Unterschiede in den Anlagen des Gemüthes,

und in ihrer sittlichen Ausbildung durch gegenseitige Erziehung zur thatkräftigen Gesinnung, auch wieder als gesellschaftliche Unterscheidungen hervortreten muss: das ist nun nicht mehr ein staatliches Klassen- und Kastenwesen, ein heidnisches Sklaven- und Herrenthum, wie es hervorgegangen aus den Machtstreiten der Geschichte, von denselbigen geschichtlichen Streitmächten und Mitteln die Erleichterung und endliche Ausgleichung seiner irdischen Ungerechtigkeit erwartet. Hier gibt es keine Scheidung nach dem Ansehen der Zivilisation, sondern eigenartige Organe der Gemeinsamkeit wirken miteinander an derselben Kultur. Der christliche Geist, in seiner Reinheit, wie er bisher nur in einzelnen grossen und frommen Herzen gelebt und gewirkt und doch schon das Antlitz der Welt mit einem Schimmer von wehmüthiger Ahnung und Sehnsucht der grossen Kultur überstrahlt hat — dieser reine christliche Geist durchdringt als Herrscher alle Ordnungen der Natur mit sittlichem Leben und sittlicher Würde, und sogar die brutalen Ordnungen der Geschichte, auf den wildesten Regungen und elementaren Kräften der Natur beruhend, vermögen durch ihn neubelebt zu werden zu dem moralischen Werthe einer veredelten Natürlichkeit. Ja, wir dürften vielleicht die beglückende Vermuthung wagen, dass in einer solchen natürlichen Ordnung aller moralischen Fähigkeiten der Menschheit auch die grausame Scheidung nach den Racemischungen, anstatt in die grosse Universal Mischung alles Schlechten zu verlaufen, vielmehr in jene höhere Scheidung aufgehen könnte, welche im Gegentheile die grosse Verbindung aller guten Kräfte zu dem erhabenen Werke der moralischen Kultur bedeutet.

Die schwindelige Höhe solcher Hoffnungen möge zum mindesten auf die Kraft eines Glaubens schliessen lassen, welcher, zu seiner sittlichen Bethätigung dem Leben zugewandt, sein Ideal in diese kühnen irdischen Formen fasst. Lebte diese Kraft einmal in menschlicher Seele, so würde sie auch dann noch von siegreicher Gewalt bleiben, wenn die letzte Verwirklichung aller Hoffnung nur noch ein heroisches Ende der gläubigen Menschheit auf dem grossen Schlachtfelde der Weltvergänglichkeiten wäre. In diesem Tode siegte ja wahrlich dieselbe moralische Kultur, welche wir in dem Bilde unserer Hoffnung als ein Leben uns vorzustellen wagten. Vor dem Auge des sterbenden Gottes aber erscheinen die Alles trennenden Unterschiede von „Tod“ und „Leben“ gewisslich nur wie ein wallendes Schattenspiel, welches dasselbe ewige Licht an die starren Scheidewände der Zeiten und Räume in die Tiefen wirft.

Diese Erinnerung im Sinne bewahrend, wollen wir getrost fortfahren, von einem Leben der Kultur, einer Kultur der Zukunft zu reden.

Alle historisch zu beobachtenden Weltkulturen waren bisher Stückwerk, eben weil sie nicht auf der Macht des Gemüthes, sondern auf der gemüthlosen Macht begründet waren, mochte diese nun eine Macht des Blutes oder des Geistes oder der blos materiellen Gewalt sein, welche drei aber überall dort, wo es sich um dauernde Kulturbildung handelt, in engem und noth-

wendigem Zusammenhange stehen. Die römische Welt ist niemals eine einheitliche Kulturwelt gewesen; die germanische Welt hat sich über alle Nationen ausgebreitet, ohne ihnen eine einheitliche Kultur zu bringen; die christliche Welt als solche hat überhaupt noch keine Kultureinheit angestrebt. Alle diese Welten haben sich nur gegenseitige Störungen angethan. Treffen ursprüngliche Völker wie die Germanen auf eine verrottete Zivilisation wie die römische, so verlieren sie die eigene Ursprünglichkeit im Aneignen der Verrottung; und gewinnen sie sich auch eine neubelebende Kraft wie die des Christenthumes, so ist doch auch diese bereits verderbt, wie das Christenthum durch den römischen Semitismus: und so tritt denn anstatt des Christen zuletzt der Jude die Weltherrschaft an. Aehnlich und schlimmer ergeht es dem Slaven. Sind aber als die edelsten Gemüthsmächte, welche in der Geschichte der Menschheit lebendig geworden sind, mit Recht doch gerade das Deutschthum und das Christenthum zu bezeichnen, so müsste der Deutsche, indem er sich selber treu bliebe, erst zu einem sich selbst getreuen Christen geworden sein: in dem Augenblicke, da das deutsche Christenthum wirklich gewonnen wäre, würde auch das deutsche Volk gerettet sein, und seine wahre Rettung bedeutete dann auch die edele Herrschaft des allgemeinemenschlichen Gemüthes in der Weltkultur.

Auf welchem Wege aber kämen wir dahin?

Nur auf demselben Wege der *moralischen Kultur*, welche als eine Kultur des Gemüthes zugleich die *Treue* bedeutet gegen das Reinste, Edelste, Beste unseres menschlichen Wesens.

Jene Kultur, welche wir die *moralische* nennen, und welche eine *christliche* im reinsten Sinne ist, hat freilich als solche mit den grossen geschichtlichen und politischen Machtbildungen selber durchaus und gar nichts zu thun. Sie entwickelt sich vielmehr ganz im Stillen und Kleinen; dort aber mit dem ganzen erhabenen Ernste einer täglichen Arbeit und zugleich mit der innigen Begeisterung religiösen Glaubens durch Generationen fortgepflanzt — warum sollte sie es nicht im stätigen Wachstume eines immer weiter verzweigten grünenden Geästes zu einer blühenden und bergenden Macht bringen können, welche nicht allein lindernd wirkte auf die Wunden, die der Tag dem Leben jedes Nächsten schlägt, sondern auch auf die grossen Leiden der Geschichte, an denen die Nationen, welche bisher die Welt beherrscht haben, dahin gesiecht sind und noch weiter dahin siechen, einem endlichen schmachlichen Untergange zu? Nehmen wir das schönere Ziel als das Ideal, dessen ein jeder Arbeiter bedarf, welcher aus dem Handwerker zum Künstler zu werden bestrebt ist, wie wir Alle im Dienste der grossen Kultur aus dem natürlichen zum sittlichen Menschen aufwachsen sollen, ohne die unendlichen Hindernisse zu übersehen welche auf allen Wegen, die wohl zum Ziele führen möchten, den Wandernden, und Wirkenden dicht und schroff sich entgegen recken. Gerade hier, auf diesen Wegen und zwischen diesen Hindernissen, ist und bleibt unser Arbeitsfeld; hier haben wir unsere Kunst zu üben. Ein jeder Meisselschlag

in das Urgestein des ewig hemmenden Elends soll uns in die Seele klingen wie ein aufmunternder Morgenruf aus dem heiligen Lichtreiche des Ideals. Gewiss, auch dessen allergeringsten Theil nur als eine goldene Frucht unserer irdischen Arbeitstage auf dem dornigen Steinacker der Sünde und des Leidens zu gewinnen, dieses menschliche Bemühen lässt uns die Arbeit selbst aus einem Werke des Friedens und der Kunst zum stäten blutigen Kampfe, den Steinacker zum Schlachtfelde werden. Allein der Glaube an das Ideal verbürgt es uns auch, dass in dem geringsten Theile unseres Mühens die Kraft des Sieges selber sich birgt; weshalb wir nicht ablassen dürfen, unseren Mühen die wirksamsten Mittel zu suchen, welche im Sinne des Ideales von Tag zu Tag, von Kampf zu Kampf uns weiter helfen.

Ein Hauptbedingniss in diesem stäten Kampfe um das Gute ist die strenge Ausscheidung aller wirklich schädigenden und bösartigen Elemente, sowohl im eigenen Gemüthe, wie im Gemüthe der Völker, in der Mischung ihrer geschichtlichen Bildungen. Wir dürfen das Schwert nicht aus der Hand geben, weil wir unter dem Kreuze gestanden haben; ja, das Kreuz in unserem Herzen wird in unserer Hand selbst zum Schwerte.

So schrieb einst Luther an den Papst Leo von der Furcht vor der schneidenden Wahrhaftigkeit:

„Zu unseren Zeiten sind unsere Ohren so gar zart und weich geworden durch die Menge der schädlichen Schmeichler, dass, sobald wir nicht in allen Dingen gelobt werden, schreien wir, man sei beissig; und wenn wir uns sonst der Wahrheit nicht zu erwehren vermögen, entschlagen wir uns doch derselben durch erdichtete Ursache der Beissigkeit, der Ungeduldigkeit und der Unbescheidenheit. Was soll aber das Salz, wenn es nicht scharf beisst? Was soll die Schneide am Schwert, wenn sie nicht scharf ist zu schneiden? Sagt doch der Prophet: der Mann sei vermaledet, der Gottes Gebot obenhin thut und zu sehr verschonet!“

Heute aber sagt uns Dühring, ausgehend von dem schroffsten Standpunkte in der Racenfrage selbst:

„Blut und Abstammung sind die Hauptsache, alles Uebrige ist nur eine Schöpfung davon. Das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts wird vor dem 18. die tiefere und allgemein verbreitete Einsicht in die geistige, soziale und politische Bedeutung der Racenunterschiede voraus haben. Es ist die bessere Menschheit selbst und das Ideal des edleren Lebens, wovon zunächst die Einschränkung und weiterhin die Ausrangirung der verdorbenen und verderbenden Racenelemente gefordert wird.“

Und weiterhin, zum positiven Ideale hingewendet:

„Die Einprägung der guten Gesinnung, die auch zu guten Gesetzen und Einrichtungen führt, ist nur möglich, wenn von Natur gute Träger dieser Gesinnung vorhanden sind. Sittlichkeitsparagraphen helfen noch weniger als Gesetzesparagraphen, wenn es den Menschen, die eine bessere Ordnung aufrecht erhalten sollten, an natürlicher Güte fehlt. Daher sind Race, Nationalität und Individualität in dieser Beziehung nichts weniger als gleichgiltig. — —“ „Erhebliche Abänderung in einer historisch und praktisch in Frage kommenden Zeit ist hier ausser durch Mischung nicht zu gewärtigen. Die Mischung behält aber die Elemente bei und ist daher auch keine wesentliche Umänderung oder gar Umschaffung. Gute mit schlechten Eigenschaften gemischt ergeben wahrlich kein

Heil. Sie verunstalten das reine Gute und gestatten dem Schlechten, sich um so leichter einzuschieben und zu behaupten. Die Ausmäzrung oder möglichste Einschränkung dessen, was einer besseren Menschlichkeit nicht entspricht, muss aber bewusstes Grundgesetz aller physischen und moralischen Bemühungen sein. Das Gute hat das grösste Recht, und die Gemeinschaft im Guten kann nur eine Gemeinschaft der von Natur nach dem Guten Strebenden sein.“

Dabei bleibt es freilich immer noch die Frage, wer denn nun diese „von Natur nach dem Guten Strebenden“ seien, und wo sie etwa in unserer Gegenwart ihre natürliche „Gemeinschaft“ finden mögen? Die politischen und sozialen Gemeinschaften, welche alle ihr Dasein einer Geschichte der Racemischungen verdanken, können uns keinesfalls als Repräsentanten der natürlichen Güte gelten; und wenn wir auch eine, der Natur ihres Stifters und dem Geiste seiner Lehre nach, absolut gute Religiosität, nämlich die christliche, kennen, so hat diese doch nicht eine Race, Nationalität oder Gesellschaft als solche dergestalt durchdrungen, dass uns dieselbe nunmehr die Gemeinschaft der nach dem Guten Strebenden, und somit die moralische Kultur, als ein Ganzes repräsentiren dürfte.

Dennoch werden wir nach allen Erfahrungen wohl zu der Einsicht gelangt sein, das die Racenfrage auch für uns insofern noch eine gewichtige Bedeutung hat, als in der That hervorragend übele Racenelemente nachweisbar sind, welche die Mitlebenden in der Arbeit an dem Aufbau einer allgemein-menschlichen, moralischen Kultur bis zur Unmöglichkeit auch nur des Beginnens stören müssen. Wenn einmal solche Störungsmomente in der Welt vorhanden sind, so greifen sie auch in das bescheidenste, abgeschiedenste Winkelchen unserer sittlichen Arbeit, in die intimsten Verhältnisse des Menschen zum Menschen, und damit in die rechte Wiegenstätte des guten Genius der Menschheit ein. Ja, wir können nicht „die kleinste Hütte“ bauen für „ein liebend Paar“, ohne dass der fremde Störenfried uns schon über den Zaun und in das Fenster blickt.

Der schlechten Störung also gilt der unabweisbare, gute Kampf!

Aber nicht nur die schlechten, auch die wirklich guten Racenelemente und Geschichtsprodukte, jene, welche im Kampfe gegen das Niedrige und Schlechte sich erhalten haben und zu sieghafter Wehrkraft weiterhin sich ausbilden könnten, sind mit Ernst und Eifer überall auszuspiiren und sorgsam zu beachten. Denn eben in Diesen hat auch wiederum ein jeder in unserer Zivilisation verlorene und verlassene Einzelne die stärkste Stütze und den sichersten Schutz gegen alle einer besseren Kultur feindseligen Gewalten. Mit diesen, durch alle natürlichen und geschichtlichen Mischungen verstreuten, aber immer noch vorhandenen Kräften und Trägern des Guten gilt es sich als Gesammtheit zu fühlen: eine Gesammtheit im Besitze der besseren Anlagen und der edleren Bildungen des Menschengemüthes. Es gilt in dem allgemeinen Kampfgewühle sich gegenseitig an dem Kreuze zu erkennen, welches nur ein gutes Gemüth, eine tüchtige Gesinnung, ein reiner Wille auf die Schulter

ihrer Träger fest zu heften vermag. Wer dieses Zeichen der göttlichen Natur mit seinem vollen menschlichen Bewusstsein demüthig auf sich nimmt, in dem ist das edelste Racenelement bereits über sich selbst erhoben; und damit ist in einer Welt, in welcher alle Racenelemente der elendesten Erniedrigung verfallen sind, ein Volk in der Bildung begriffen, dessen einigender, befreiender und rettender Genius nicht mehr ein Racenelement, sondern ein religiöses Element ist.

Alles nun, was in den Erinnerungen an eine reine und edele Race, was in den geschichtlichen Wiedergeburten dieses Geistes, in den einzelnen Heroenerscheinungen aller Zeiten, und in dem getreuen Gedenken an ihr Wesen und Wirken auf Erden, als ein kräftiges Mittel uns dargeboten ist, auf solche Weise uns über die Racenfrage selbst zu erheben: alles diess ist auf das Nachdrücklichste von uns allerwege zu unterstützen und zu pflegen — also auch das Arische und das Germanische, soweit wir es noch irgend in unseren Gemüthern und in unseren Meistern zu erkennen vermögen, nicht um seiner selbst willen und um damit eine Weltmacht zu begründen über die gegnerischen Elemente anderer, etwa niedrigerer Racen und Mischungen, sondern um damit der freien Gemeinschaft der Kreuzfahrer nach dem heiligen Lande der *moralischen Kultur* die wirksamsten Kräfte für ihren nothwendigen Kampf gegen die solcher Kultur unbedingt schädlichen Mächte der Geschichte und der Zivilisation zuzuführen und zu erhalten. Wenn Das, was in uns heute noch so bestimmt als arisch sich fühlt, wider Alles, was sich dagegen als unarisch erweist, eine unbesieglich dünkende Empfindung der Scheidung, ja der Feindlichkeit, durch Jahrtausende hindurch sich bewahrt hat: so werden wir eben aus den Wurzeln dieser urwüchsigen Empfindung heraus uns wohl immer die kräftigsten Schösslinge gewinnen dürfen für den unvermeidlichen Speerkampf gegen die überall die Arbeit am Guten umschweifenden Dämonen, welche das Ganze, Grosse, Heilige dieser Arbeit schädigen wollen, gerade deshalb, weil sie eine Kultur anstrebt, die nicht etwa nur auf einem gegnerischen Racenelemente, wie dem Arierthum als solchem, begründet ist, sondern auf der Religion des Mitleidens, welche das Arische und das Deutsche über sich selbst in das Christliche erheben soll. Zugleich aber wird diese Mitleidsreligion, ganz aufgenommen in dem Gemüthe eines derart veredelten Racenwesens, sich inmitten des Kampfes für das Grosse und Ganze der Kultur gerade darin bewähren, dass sie im Kleinen und im Einzelnen, Mensch gegen Mensch, wo immer sie auf einen wunden Mann, eine leidende Seele trifft, dem allgemein-menschlichen Leiden mit der christlichen Milde jener göttlichen Kraft begegnet, nach welcher sie ihren erhabenen Namen trägt. Die Bekenner dieser Religion werden es der Person nicht entgelten lassen, was die Art verschuldet hat, wo nicht die Person selbst für die Art eintritt und das Heiligste angreift, dessen Schutz und Pflege uns zusammenschaart mit all den letzten, besten, im allgemeinen Verderben der Racenwesen uns noch erhaltenen Kräften: zum einzigen Siege des Kreuzes, das hoch über den Racenkämpfen

der Geschichte schwebt an der goldenen Pforte des idealen Landes der Zukunft — der Heimath — der Gottheit.

In diesem Sinne einer gegenseitigen Unterstützung und Ergänzung, entschlossen dem allgemein-menschlichen Kulturideale in einer wie immer beschränkten Gesammtheit gleichstrebender, von demselben Glauben beseelter Gemüther die Wirklichkeit eines Volkes zu gewinnen, dürfen und sollen wir diese unsere Bestrebungen auch stets noch nationale sein und bleiben lassen, bis zu dem Punkte, wo unmerklich aus dem Nationalen selbst das Uebernationalen sich herausgebildet hat, wie es in dem Kerne der Bestrebungen, in dem Grunde des menschlichen Gemüthes, ganz wirklich, real, thatsächlich geborgen liegt, um seine Kraft an unserem eigenen Leben, in Kampf und Arbeit auf den Dornenfeldern der Geschichtswelt, als ein rechter Kreuzfahrer und Freiheitskämpfer thätig zu bewähren.

Darum drängt es uns auch aus dem lastenden Dunkel aller Welt- und Lebenserfahrungen heraus immer wieder zum offenen Worte, zum Worte vor Allem an eine frisch herangewachsene Jugend, welche uns in der Wirklichkeit des Lebens der Menschen und Völker stets von Neuem die Zukunft darstellt und für das Ideal eintritt. Regt sich nun einmal in dem empfänglichen Herzen der Jugend das nationale Gefühl mit höheren Schlägen, so werden wir es als heilige Pflicht empfinden, es ihr auf das Wärmste und Eindringlichste an dieses hoffnungsvoll pochende Herz zu legen, dass nicht wiederum leicht missverständliche Auffassungen und Abwendungen ihres reinen Gefühles, im Spiele der armsäligen Parteischablonen und der Meinungsphrasen der Tagesgeschichte, den schönen Ernst solches jugendlichen Empfindens ihr verstören und dem Aufbau der moralischen Kultur entziehen mögen! Aus diesem Gefühle der Verpflichtung hatte sich auch der Verfasser dieser Betrachtungen noch vor Kurzem an eine Vereinigung studentischer Jugend gewandt und ihr zum Schlusse seiner Mittheilungen über „Richard Wagner und die deutsche Kultur“ etwa Folgendes gesagt, was ihm im Hinblick auf die darin enthaltene Zusammenfassung der hier entwickelten Gedanken und auf den schliesslichen gemeinsamen Ausgang, an dieser Stätte zu wiederholen erlaubt sei. *)

„Das Ideal einer Kultur der Zukunft, welches an sich ein allgemein-menschliches ist, bleibt uns in einem undurchspähbaren Dämmer von Abstraktion schweben, wenn wir es uns nicht aus den natürlichen Wurzeln eines nationalen Grundes hervorgewachsen denken. Der Deutsche kann nach der idealen Kultur nur als Deutscher streben. Gesetzt den Fall, er „entdeutschte“ sich, er verleugnete sein Deutschthum, um in der toga candida der reinen Humanität an die Pforten der Zukunft zu treten: was würde thatsächlich mit ihm geschehen? Jene toga candida findet er in Wahrheit erst hinter den Pforten, dort, wo das Ideal zu Hause ist. Alle Gewänder, welche ihm in dem historischen Diesseits, inmitten

*) „Richard Wagner und die Deutsche Kultur“ ein Vortrag von Hans von Wolzogen, dem Vereine deutscher Studenten zu Leipzig gewidmet. (Verlag von E. Schloemp in Leipzig; auch zu beziehen vom Verein D. St. in Leipzig.) Obige Stellen findet man auf Seite 7, 9, 26—28, 31. —

unserer modernen Kulturwelt, etwa dafür ausgegeben werden, sind Falsifikate; entweder, man vertauscht nur ein nationales Gewebe gegen ein anderes, oder man nimmt ein künstliches Mischgewebe für das reine Idealgewand, eine internationale Zivilisation für eine ideale Kultur!“

„Woher soll denn der nach der Allgemeinmenschlichkeit, nach der reinen Humanität verlangende Erdenbürger irgend welcher historischen Nationalität — woher soll er denn das ausser- oder übernationale Etwas hier inmitten der jahrtausendalten Geschichtswelt menschlicher Nationen und Racen gewinnen, als nur wieder aus den Materialien dieser Geschichtswelt selber? Es ist gar nicht zu vermeiden: der Deutsche, welcher nach einer idealen Kultur sucht, und dieselbe nicht durch eine Idealisierung des ihm eigenen Wesens zu erreichen sucht, löst sich aus der Natur und verfällt der Geschichte: er verliert die Freiheit der idealen Kulturbildung und wird der Sklave einer der schon bestehenden Zivilisationen. —“

„Will der Deutsche zu einer *idealen Kultur* gelangen, so muss er mit der *historischen Zivilisation* brechen, und sich auf eigene Füße stellen. Er muss sich sagen: das dort draussen, was sich „Weltzivilisation“ nennt, und was, neben den Zulukafern, Fellah's und Kuli's, unter entsprechender humaner Behandlung, auch mir Deutschem die Segnungen einer allgemein-menschlichen Kultur, „frei von nationalen und konfessionellen Engherzigkeiten“, verspricht: das ist offenbar nicht deutsch; es kommt mir sogar, genau besehen, wie das Gegentheil des Deutschen vor; ehe ich mich darauf einlasse, was ich bin, preiszugeben, um jenes Andere dafür einzutauschen, thäte es Noth, dass ich mir erst einmal dessen, was ich bin, selbst voll bewusst würde; vielleicht, dass ich dann entdeckte, wie ich in mir selbst Keime einer Kultur trage, welche idealer und echter ist in Betreff einer reinen Menschlichkeit als diejenige, welche sich mir in der europäischen Zivilisation, oder in ihrer britischen Uebertragung auf das Amerikanische, so anmasslich präsentirt? Kurzum, wenn wir als Deutsche uns nach einer idealen Kultur umthun, so müssen wir vor allen Dingen an der Wurzel anfangen und fragen: *was ist deutsch?*“

„Wenn wir nun aus Richard Wagner's gesammtem deutschen Wirken, aus seinem rastlosen Suchen nach dem deutschen Volksgeiste, aus all seinem Fragen nach dem, was deutsch sei, zuletzt jenes herrlichste Resultat hervorbühen sehen, jenes ideale Wort von der wahren Freiheit, welche *„die Sache um ihrer selbst willen treibt“*, und die es als ihre eigene Lehre verkündet: *„dass das Schöne und Edele nicht um des Vortheils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt“*, und dass deshalb, weil dieses deutsch ist, der Deutsche gross ist, und dass *„nur, was in diesem Sinne gewirkt wird, zur Grösse Deutschlands führen kann“* — wenn wir dieses als Schlusserkenntniss aus der Lebensarbeit eines unseres grössten Meister und Lehrer resultiren sehen, so sollten wir wohl uns selbst wie befreit und über das Gemeine erhoben fühlen, und müssen, indem wir nun dieses Ideal wirklich in allem grossen Deutschen jeder Zeit wiedererkennen, uns beseeit finden von heiligem Pflichteifer, in diesem Sinne auch an unserm Theile stäts sinn- und kraftvoll auf jedem Gebiete mitzuwirken für die Verwirklichung einer deutschen Kultur. Denn nicht mehr kann sie uns nun als Nebelbild poetischer Phantastik erscheinen; vielmehr sehen wir mit jenem Worte ihr Wesen als ein solches bezeichnet, welches in der That mit eigener Kraft und Bewusstheit der ganzen vorhandenen Zivilisation gegenüber treten kann, siegesgewiss, das Allgemein-Menschliche aus sich heraus erringen zu können, ohne dem Dämon einer fremdartigen Geschichtlichkeit, dem Assyrius, Romanismus, Judaismus und Franzosenthum der Jahrtausende zu verfallen. Denn was ist diese Lehre selbstloser Hingebung anderes, als der innerste Kern altgermanischen Heroenthums,

ebenso sehr, wie der christlichen Religion und Sittlichkeit? Ja, in dieser Lehre, welche Wagner selbst auch schon mit der klassischen Grundlehre der Aesthetik verglichen, vereinigen sich edelstes Heidenthum und reinstes Christenthum zu einem allübertreffenden sittlich-künstlerisch-religiösen Ideale, und das ist die höchste Humanität, erwachsen aus den Wurzeln deutscher Natur.“

„In jenen zwei Gestalten tritt uns das deutsche Wesen aus der Geschichte entgegen: als das heidnische Germanenthum und als das christliche Deutschthum. Für unser Ideal einer allgemein-menschlichen Kultur aus nationalem Grunde — könnte man da fragen —: „woran sollen wir uns halten?“

„Die Kultur, welche einer heidnischen Nationalität entwächst, also die ethnische Kultur, wird niemals in wahren Sinne allgemein menschlich werden können. Auch die hellenische Kultur war diess allein auf dem Gebiete der geistig-künstlerischen Arbeit, keineswegs auch auf dem der Sittlichkeit. Und die orientalische Kultur führte aus der nationalen Engherzigkeit, in ihrer gewaltsamen Erweiterung über die Grenzen des Nationalen hinaus, nur zu einer despotischen Weltherrschaft, welche alles Fremdnationale nun wieder jenem eigenen engen Nationalgeiste unterwarf. Hellas konnte sich schöne Götter bilden und einen geistigen Gottesbegriff erfassen; Islam und Judenthum konnten Nationalgötter zu Heerführern für die Durchsetzung von Weltherrschaftsansprüchen arabischer und syrischer Nomadenstämme erheben. Soweit kommen die ethnischen Kulturen. Das Allgemein-Menschliche muss aus sittlich veredelten Keimen sprossen. Wir sahen schon, wie die Mischung der Nationalitäten wohl ein Allgemeines, aber nicht ein im reinsten Sinne Sittlich-Menschliches zu Stande gebracht habe: die uralt-moderne Zivilisation. Humanität, Internationalität, Freiheit sind ihr Begriffe, denen die Thatsachen, welche ihr geschichtliches Wesen aus sich hervorbringt, nicht entsprechen. Der deutschen Natur wird dieses Wesen stäts das tief innerlich Fremde, das Undeutsche bleiben; und das heisst schon etwas! Was aber dem Deutschen nicht deutsch ist, kann ihm auch nicht menschlich, nicht allgemein menschlich werden. Das Höhere, Edlere, Allgemeine, welches dem deutschen — und ihm, scheint es, mehr als jedem andern, der grossen Zivilisation verfallenen Volke — zugleich deutsch und menschlich sein kann, ist das Christenthum. Muss das deutsche Wesen, um aus sich heraus eine allgemein-menschliche Kultur zu erwirken, in einem gewissen ideellen Sinne wirklich aus sich heraus, so findet es diese seine Freiheit, die es über sich selbst erhebt, nicht in jenem realiter Allgemeinen, welches es entdeutscht, wie die grosse fremde Zivilisation der Geschichtswelt, sondern in jenem Andern, dem einzig in der Welt vorhandenen andern, idealiter Allgemeinen, welches es selber idealisirt, d. h. welches sein nationales Wesen verklärt zu einem menschlich-sittlichen Ideale, dessen Grundprinzip wir mit dem seinigen „in Treu“ und Glauben“ übereinstimmend fanden. Die *Kulturkraft* für *deutsche Natur* ist der *christliche Geist*. — “

„Das wäre die Macht jener idealen *allgemein-menschlichen* Kultur, welche wir, nach dem Vorbilde der einzelnen von ihr beseelten deutschen Männer, noch heute dem zu sich selbst gekommenen *deutschen* Volksgeiste als von ihm erreichbar zuzusprechen wagen! — Denn, wenn alle Racen der Verderbniss durch Mischung anheimfallen, so wird doch diejenige Race, welche durch alle Mischungen hindurch die Fähigkeit sich erhalten hat, in der Aufnahme und völligsten Aneignung eines, dadurch selbst von historischen Mischungen gereinigten, Christenthums sich, ohne Untreue gegen sich selbst, über sich selber zu erheben, — diese Race wird zuletzt die Siegerin im Weltkampf bleiben, nicht nun als die beschränkte Race mehr, da sie in ein höheres Allgemein-Menschliches sich aufgelöst und frei gemacht hat,

sondern als die edel befähigte Vorkämpferin für alles Menschliche aus jenem idealen Geiste, der *die Sache um ihrer selbst willen treibt*, aus jenem starkmannhaften *Mitleiden*, der echt christlichen Leidenschaft, welche aus der menschlichen Verallgemeinerung germanisch-arischer *Treue* am Reinsten entblüht. Treu dem nationalen Ideal, mitleidend für das Ideal der menschlichen Kultur, und zwar mitleidend in der unermüdlichen Thätigkeit für dieses Ideal, das uns unsere grossen Meister vorgezeichnet haben: das sind die Tugenden der deutschen Jugend, mit deren sinn- und kraftvoller Erziehung sie sich als zugehörig dem Volke der Zukunft erweisen kann.“

Wollen wir noch Arier sein, so seien wir Treue: treu unserem Ideale, dem unserer Gemüthsanlage und sittlichen Bildung höchsterreichbaren Ideale menschlicher Kultur. Nur wer diesem Ideale treu zu sein vermag, darf sich einen Arier nennen. Der Adelstolz des reinen Blutes ist in der Geschichte der Racenmischungen längst zu eitel Dunst verfliegen: wir sehen das Arierthum nur noch in dieser grossen Verderbniss und in den einzelnen daraus sich erhebenden Wundererscheinungen, durch welche das Ideal uns zur Person, und der Glaube an die Race in das Reich des Religiösen erhoben wird.

Wollen wir Germanen sein, so seien wir Brüder untereinander: Brüder nicht mehr nur im heidnischen Sinne aneinandergeketteter Wehrmänner der Schlacht, sondern im christlichen Sinne jener gemeinsamen Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit, jener edelsten arischen Treue, nun als der frommen Treue zu dem heiligsten Herzoge aller Kreuzfahrer, dem Heiland des Leidens, dem Gott-Erlöser.

Blickt ihr empor zum Kreuze mit inbrünstiger Glaubenslust in das brechende Gottesauge — wohl mag euch dann die Verzückerung weithin ent-rücken über alle Tiefen der geschichtlichen Arbeitsfelder und Schlachtgefilde, ja über alle Gedanken an eure irdischen Aufgaben bei dem grossen Werke einer „moralischen Kultur“. Aber vergesst nicht im seligen Frieden des Gottschauens die Treue gegen die leidenden Brüder, worin sich die Treue gegen die Gottheit selber thätig bewährt, — worin eure Religion zum Elemente des Lebens, euer Leben zum Elemente der Kultur wird. Vergesst nicht über dem Blicke in das Göttliche, dass der Blick des Göttlichen selbst euch auf die Hand und in die Herzen schaut bei jeder kleinsten aufrichtigen Mitthätigkeit für das lichte Gute in den dunklen Winkeln und Windungen des Erdenlebens, und dass ihr in jedem dankbaren Aufblick des durch euer Mitleiden getrösteten Leidens auch das Auge des Heilands seht, der euch sagt: *Was ihr der Geringsten Einem gethan, das habt ihr mir gethan.*

Ja, wenn ihr vom Kreuzeshügel hinabgestiegen seid in diese Welt, welche Leben um Leben verlangt, so lange noch Ein leidendes Herz in ihr nach Trost verlangend schlägt, Ein brechendes Auge dem brüderlichen Mitleiden Dank sagen kann: so erinnert euch an den herrlichen Spruch unseres alten Meisters Eckhart, darin alles Mystische unserer Religion, recht wie es soll und muss, religiöses Leben geworden ist:

„Wäre ein Mensch selbst in einer Verzückung, wie dort einmal Sankt Paul, und wüsste einen siechen Menschen, der eines Supleins bedürfte, so erachte ich es weit besser, du liessest aus Minne von der Verzückung und dientest dem Dürftigen in grösserer Minne“.

Das ist die Religion des Mitleidens. —

Helden und Welt.

Pythagoras.

Von Eduard Baltzer.

Die Helden und „Heilande“ der alten Welt, welche bei ihren Lebzeiten, oder doch nach ihrem Tode, am meisten vergöttert wurden, haben heutzutage das Unglück von der Hyperkritik in mythischen Dunst aufgelöst zu werden, sodass sie dem Realismus der Zeit für Nichts gelten. Diese nihilistische Weisheit geht so weit, dass sie nicht einmal der historischen Genesis solcher „blosser Mythen“ und ihrem idealen Gehalte gerecht zu werden pflegt. Diess war bis in die neuere Zeit auch das Schicksal des Pythagoras.

Wenn die alten Hellenen, die wir als „Klassiker“ verehren, sich den Studien widmeten, so wandten sie sich ihren „Alten“ zu: den Weisen Indien's und Aegypten's; denn aus diesen Mutterländern der menschlichen Kultur kam in der That der Strom höherer Bildung über die Mittelmeervölker. Für die damaligen Verkehrsverhältnisse lag Indien freilich — von Alexander's Zügen abgesehen — halb aus der Welt; um so mehr behauptete das alte Wunderland Aegypten seine anziehende Zauberkraft, da es für die Kolonien des Mittelmeeres, die meistens von ihm direkt oder indirekt ausgegangen waren, so leicht zugänglich blieb.

In der Zeit, die uns nun näher interessirt, hatte Aegypten zwei Pole: das hundertthorige Theben war das geistige und materielle Emporium des Südens mit seinem Handel bis gen Indien; der zweite Pol war Memphis, am linken Ufer des Nil, da, wo heute Kairo am rechten liegt, und diese Metropole beherrschte die Beziehungen zum Norden und dem Nordmeere. Der konservative, absolutistische Charakter des Aegyptertums lag hauptsächlich in seinem Priesterthume, das allen Fremden völlig verschlossen war; aber der Weltverkehr war innerhalb gewisser Gränzen frei. Naukratis blühte als Hafenplatz für die Fremden; die Phoenizier hatten in Memphis ein ganzes Stadtviertel inne; es gab Schulen zur Bildung von Dolmetschern; man konnte frei im Lande reisen, wie Herodot, und Alles lernen ausser, was als Geheimwissenschaft der Priester sorgfältig gehütet ward. Die Kapitale dieses Priesterreichs innerhalb der weltlichen Monarchie war Heliopolis, das ägyptische Rom. Pythagoras war der erste Grieche, der in diese Mysterien Eingang gewann.

Wer war dieser seltene Mann? Des Mnesarchos', eines reichen Kaufmanns und Ehrenbürgers von Samos Sohn, hatte er sich einer sorgfältigen Erziehung, nach damaliger Sitte vornehmer Familien, durch eigenen Lehrer zu erfreuen und gehörte schon als Jüngling zu der Blüthe der samischen

Jugend; Samos aber und Athen waren damals die Glanzpunkte Griechenlands. Es war die Zeit der Polykrates d. h. der „Grossmächtigen“ Tyrannen. Misstrauisch wachte ein Fürst dieses Namens und eifersüchtig über dem Glanz jenes kleinen Inselreiches, und deshalb verbot ein Gesetz die Auswanderung ohne Erlaubniss des Herrschers.

Pythagoras, im Jahre 569 v. Chr. geboren, war als achtzehnjähriger Jüngling bereits ein so gereifter Geist, dass sein eigener Lehrer, Hermodamas, ihn hinaus wies an die Quellen der Wissenschaft und Kunst. Zeitlebens dankbare Liebe bewahrte Pythagoras diesem Lehrer, der mehr erzog als lehrte, mehr entwickelte als hinein bildete, und der auch seine frühzeitige Neigung zur Musik zu erwecken verstanden hatte. An Erlaubniss zum Auszuge aber war nicht zu denken; denn schon war dazu sein Ruf in Samos zu bedeutend. Eines Nachts aber nahm ein heimlich Boot ihn auf, Hermodamas selbst, als ob er die Verantwortung übernehmen wollte, begleitete ihn, und glücklich gelangten sie über den kaum eine Meile breiten Meeresarm, der die Insel vom jonischen Festlande trennt. Wie lange hatte das Vorgebirg Mykale ihm in der Abendsonne geleuchtet, das dem Knaben die ferne Welt bedeutete: jetzt betrat er es und war frei!

Drei Sterne hatte Hermodamas dem Jünglinge gezeigt und gedeutet: Pherekydes auf Lesbos, Thales, den berühmten Milesier, und dessen Schüler Anaximander; alle drei Kinder ägyptischen Geistes. Diese wurden zunächst aufgesucht, und unter ihrem Einfluss die Studien fortgesetzt. Der ehrwürdige Thales aber rieth ihm schliesslich über Phönizien nach Aegypten zu gehen. In Sidon empfing er die Weihen: der zweiundzwanzigjährige Jüngling wird Priester; die Einheit von Religion und Philosophie, wie wir es kurz ausdrücken, ist seine Ueberzeugung, sein Ideal, der leitende Gedanke, den sein weiteres Leben so wunderbar schön entwickelt.

So vorbereitet ging Pythagoras nach Aegypten; hier galt es als Priester aufgenommen zu werden, wenn er seinen Zweck völlig erreichen wollte. Lange Zeit, während welcher er Land und Leben der Aegypter kennen lernte, mühte er sich hierum vergeblich, denn die sidonischen Weihen galten hier nicht: nicht des Polykrates Empfehlung, die dieser jetzt unter anderem Gesichtspunkt seines Stolzes gegeben, nicht der Brief des Königs Amasis öffnete ihm die Pforten! Unter gesuchten Vorwänden höflicher Form wies man ihn in Heliopolis, in Memphis und in Theben ab. Hier wenigstens stellte man ihm Bedingungen, die man bei einem Griechen für unannehmbar gehalten: unter anderem die Beschneidung. Aber Pythagoras unterwarf sich Allem —: im Tempel des Ammon Knuphos, des allumfassenden Urgeistes, ward er zum Priester geweiht.

Zweiundzwanzig Jahre widmete Pythagoras hier dem ägyptischen Studium (547—525). Es galt die drei vorhandenen Sprachen zu erlernen: die demotische, d. i. Volkssprache, die phonetische und die allegorische Hiero-

glyphik; täglich waren die Pflichten des Kultus zu erfüllen, und allmählich die hierarchische Stufenleiter zu ersteigen. Da das Priesterthum alleiniger Inhaber der Wissenschaft war, so hatte er diese in allen vorhandenen Richtungen zu studiren, also Theologie, Rechtskunde, Medizin, Astronomie, Mathematik, Geschichte, Musik und theosophische Spekulation; dabei wollte Aegypten überhaupt, mit seinen zahlreichen Tempelhümern an Ort und Stelle studirt, Alles endlich nicht bloss passiv aufgenommen, sondern von freier Griechenseele verarbeitet, kritisch geprüft, einheitlich erklärt sein. Theben blieb sein Wohnsitz. Er erhielt den Oberpriester Sonchis zu seinem Instruktor. Dabei blieb er der seinem Ziele bewusste Grieche und schuf an den Ufern des Nils jene heilige Sage (*ἱερός λόγος*), die wir in Bruchstücken zwar, aber so besitzen, dass wir ihre Eigenart mit Sicherheit schätzen können. Der Umgang mit allen hervorragenden Männern stand ihm frei; Sorgen für das äussere Leben hatte er nicht; das Priesterthum ward stolz auf seinen herrlichen Adoptivsohn.

Da unterbrach ein grosser Sturm diese friedenvolle Lebensstille! Kyros hatte vom Indus bis Sardes und bis an die Grenzen Aegyptens sein Weltreich gegründet, selbst aber 530 seinen Tod am Jaxartes gefunden. Sein Sohn Kambyzes schwur Rache an Aegypten, weil es dem Krösos Hilfstruppen gesendet hatte. Der edelsinnige Amasis war eben gestorben; sein Sohn Psammenit bestieg den Thron, aber die grosse Schlacht von Pelusium gab ganz Aegypten in des Kambyzes' Hand. Nach damaliger Herrscherart suchte er den neuen Besitz dadurch zu sichern, dass er eine grosse Heerschaar von Männern, von denen er vorzugsweise die Gefahr des Widerstandes befürchtete, in „babylonische Gefangenschaft“ führte, d. h. als Kolonisten an die Ufer des Euphrat und Tigris versetzte, und dagegen eine entsprechende Besatzung im Lande liess. Diess Loos gewaltsamer Uebersiedelung traf auch den Pythagoras.

Welche Macht der Persönlichkeit dem edlen Samier beigezogen, die ihn schon früher einmal auf der See aus Mörderhänden gerettet, zeigt sich auch hier: der Heerführer, der die Gefangenen durch Arabien zu transportiren hatte, übertrug ihm die schwierige Verhandlung mit den ihn bedrohenden Araberfürsten. Pythagoras löste die Aufgabe glücklich. So betrat er Babylon mehr als Herr, denn als Gefangener, nur dass er allerdings die Freiheit das Land zu verlassen nicht besass. Zwölf Jahre weilte er nun hier in dieser südlichen Metropole, die für Asien das war, was Theben für Afrika. Alles, was an die uralte chamito-semitische Kultur des Belus-Tempels sich knüpfte, ward nun Gegenstand seines Studiums. Für diesen Zweck heben wir nur einen Punkt hervor.

Durch abergläubische Fanatiker vom Urmia-See vertrieben, war ein edler Priester mit Weib und Kind in die Waldeseinsamkeit der baktrischen Gebirge gezogen, lebte hier von Pflanzenkost und Milch, wie die Priester der iranischen Völker, und widmete zehn Jahre theosophischen Studien;

das ist Zoroaster, die Zendavesta, der Parsismus! — Ringsum rauchten Länder und Altäre vom Thier- und Menschenblut und dienten den grossen historischen Barbareien. Da gieng Zoroaster zum Hystaspes, dem König in Baktra, und versuchte seine Bekehrung zu unblutigem Leben und Gottesdienst: *Was thust Du*, frug Hystaspes, *für ein Wunderzeichen, zum Beweis Deiner göttlichen Sendung?* — *Gott hat mir gesagt*, erwiderte Zoroaster, *wenn der König Zeichen fordert, so sprich: „Lies nur die Zendavesta, so brauchst Du keine Wunder, das Buch selbst, das Du siehest, ist Wunder genug!“* Und der König las, aber er verstand nicht, was er las. Sehr allmählich indess drang doch das Verständniss durch: mit Kyros breitete sich diese neue arische Lehre der Erlösung siegreich über das semitische Asien aus.

Pythagoras lernte in Babylon auch diesen Parsismus, sein Gedankensystem, seine milden Sitten, seine heiligen Bücher, und, was von besonderer Wichtigkeit ist, Zoroaster selbst kennen, und pflog mit ihm und den Magiern — den Priestern — dauernden Umgang, und obwohl er die (später herrschend werdende) dualistische Grundansicht der Parsen sich nicht aneignete, nahm er doch Vieles aus ihrer Wissenschaft, ihrem Kultus und ihrer Praxis auf. Durch eine glückliche Verkettung von Umständen, die für sich allein einen kleinen Roman bilden, erlangte Pythagoras ohne sein Zuthun im Jahre 513 die Erlaubniss zu seiner Rückkehr.

Nach achtunddreissig Jahren sah Pythagoras sein Samos wieder. Seine Eltern beide lebten noch. Auch Pherekydes, der 85jährige, war noch in Delos am Leben, aber er litt, von Allen gemieden, an Phthiriasis. Pythagoras eilte zu ihm und pflegte ihn bis an sein Ende. Dann gab er seiner edlen Sehnsucht nach, mit Hermodamas, seinem alten Lehrer, zusammenzubleiben. Eine Reise durch Griechenland war ihm Bedürfniss: er musste ja sein Vaterland gleichsam von Neuem kennen lernen! Und wie hatte es sich auch verändert! Die Blüthe Griechenlands war von den jonischen Gestaden westwärts nach Grossgriechenland gezogen. Wie stand es um ihr geistiges Leben?

Pythagoras, jetzt fast ein Sechziger, wäre er ein Anderer gewesen, hätte nun wohl mögen der Ruhe pflegen. Ihm aber waren seine Jahre bis hierher nur seine eignen Lehrjahre: nun sollte er die Meisterjahre beginnen, um das Erworbene in seinem Vaterlande einzuleben. Um der drohenden Zerfahrenheit und dem Verfall der Sitteneinfachheit zuvorzukommen, beschloss er eine lernende Jugend um sich zu versammeln, sie zu Erziehern des Volkes zu bilden und auszusenden, und so Griechenland für seine hohe Mission vorzubereiten. Ein erhabener, weitaussehender Plan — und zur Ausführung hatte er Niemanden als — sich selbst!

Er legte sofort in Samos selbst Hand an das Werk, war aber bald enttäuscht. Man wollte ihn wohl für das öffentliche Leben ausbeuten, aber die Jugend zeigte keine Lust zu der harten Arbeit wissenschaftlicher Selbstbildung; vielleicht auch war ihr die ägyptische Schule des Meisters zu

fremdartig. Im Westen strahlte Sybaris als Stadt hellenischer Zukunft. Es war im Jahre 510, als Pythagoras dorthin aufbrach. Er kam, sah und — ging! Denn er fand eben „Sybaris“ — eine stolze Stadt der Ueppigkeit, der Versunkenheit im glänzenden Elend, und der Parteigeist wüthete in ihren unheiligen Mauern. Das war fürwahr das übelste Welterbe jenes Orientes, aus dem hervor der Weise seinem neuen Vaterlande die reinsten Edelsteine der Erkenntniss gehoben und über das Meer herübergebracht hatte! —

Pythagoras geht nach dem nahen Kroton, das durch die medizinisch-philosophische Schule des Demokedes einigen Ruf hatte. Hier fand er in der That eine ungemein günstige Aufnahme. Seine Reden im Rath der Tausend, sowie in den Tempeln der Stadt, bewirkten eine geistige Revolution. Eine neue Gesetzgebung, unter seinen Auspizien vollzogen, begründete eine dauernde Wiedergeburt des Staates. Zwei Arten von Versammlungen dienten ihm dazu, diesen neuen Geist rege zu erhalten und zu vertiefen: ein täglicher Kreis wissenschaftlicher Schüler (*Mathematikoi*) und abendliche Kreise aus allen Ständen zu populären Vorträgen (*Akusmatikoi*). Weit uthun standen ihm die Thore seines Wirkens.

Da kam auch schon ein neuer Sturm. Nach einer Revolution in Sybaris suchten 500 verbannte aristokratische Bürger Zuflucht in Kroton. Diess nahm sie auf und schickte eine Gesandtschaft nach Sybaris zur Unterhandlung. Sybaris aber antwortete mit Ermordung der Gesandten und schritt zum Angriff auf das mindermächtige Kroton. Der Reichthum beider Städte gestattete die Herbeiziehung grosser Hilfsheere. Es kam zur wüthenden Schlacht am Trais, die mit dem völligen Siege der Krotoniaten, mit Zerstörung von Sybaris und Vertheilung der Aecker unter die Sieger endete. Auch Pythagoras erhielt einen Antheil und von jetzt ab (509 v. Chr.) bewohnt er dieses sein Landgut auf sybaritischem Boden.

Dieser Umstand ist entscheidend im Leben des Samiers; denn dadurch erhielt sein pädagogisches Werk seine letzte, freieste Gestalt. In der steigenden Selbstbeschränkung zeigte sich der Meister. Er liess die Einwirkung auf das öffentliche Leben ganz fallen, die Erziehung der Jugend ward ihm Hauptsache. Aber auch diese beschränkte er auf die fähigsten Theile der Jugend, um eine Regeneration für die höchsten Ziele der Volksbildung zu bewirken. Kurz, er errichtete, da ihm die Mittel jetzt zu Gebot standen, eine ländliche Erziehungsanstalt, ein nach theilweis ägyptischem Vorbilde aus eigener Eingebung gestaltetes Gymnasium, oder eine Priesterschule eigenthümlichster Art, eine Hochschule, wie es deren bis dahin nicht gab.

Pythagoras war zu der Ueberzeugung gelangt, dass nur eine harmonische, von früh auf bis zu relativer Reife konsequent durchgeführte, physische und geistige Erziehung ein neues Geschlecht für Verjüngung des Volkes schaffen könne, und dass dadurch die ländliche Zurückgezogenheit und der Umgang mit Gleichstrebenden uner-

lässlich sei. Diesem Grundsatz gemäss, verfuhr er sehr vorsichtig bei der Auswahl der Schüler. Er prüfte persönlich jeden Knaben auf seine ganze Natur, so weit sie sich in seinem etwa 12. Jahre entwickelt hatte, wobei Lernfähigkeit, Gedächtnisskraft, Empfänglichkeit für Erziehung, so hoch er diese anschlug, doch erst die zweite Stelle einnahmen. Fand man sich später doch in einem Schüler getäuscht, so ward er aus der Anstalt entlassen. So sicherte der Meister sich einen fähigen Coetus. Die Anstalt selbst war ein Alumnat; die Schüler hatten eine Kapitaleinlage zu machen. Für Oekonomie, Wohnungen und Lehrzwecke waren besondere Gebäude vorhanden; ein Park schloss sich daran. Zehn bildeten eine Speisegesellschaft (Syssitie). Die Kost war vegetarianisch (Fruchtkost); die Bedürfnisse sehr einfach, denn der Meister, der Alles selbst dirigitte, lehrte: *Die Ueppigkeit ist der erste, der Hochmuth der zweite, der Untergang der letzte Schritt zum Tode.* Ihre Kleidung bestand aus Pflanzenstoffen, ihre Obergewänder waren linnen und weiss, d. h. es kam darauf an, dass sie nicht aus thierischem Stoffe, und dass sie der Reinheit förderlich seien. So war „sein Haus ein Tempel der Ceres und seine Halle ein Sitz der Musen! . . .“

Der Coetus schied sich in zwei Abtheilungen: die Vorschule und die Hochschule. In dem grossen Arbeitssaale des Schulhauses waren diese Abtheilungen durch einen Vorhang getrennt. Als die Schule in vollem Gange war, erhielten die Vorschulen ihren Unterricht durch die Hochschüler, diese durch den Meister allein; Alle standen unter seiner Leitung. Der Uebergang in die Hochschule geschah nach besonderer Prüfung durch eine Art Promotion und Ertheilung der ersten Priesterweihe. Um die Lehren der Hochschule vor Missverstehen und Entstellung zu schützen, wurden sie als Geheimlehren — nach ägyptischem Vorbilde — gepflegt. Die „ausserhalb des Vorhangs“ hiessen *Exoteriker*, die Geweihten *Esoteriker*. Nur diese sind die eigentlichen Pythagoriker.

Pythagoras betrachtete den Menschen als ein von Haus aus völlig rezeptives Wesen, das erst sehr allmählich zu bewusster Spontaneität sich durcharbeite. Deshalb war seine Methode der Erziehung durchaus akusmatisch, d. h. der Schüler hat zu hören, zu gehorchen; er mag seine Denkkraft an der Frage üben, warum etwas so und so sei, aber „*es ist so*“ — *αὐτός ἐφα* — „er selbst hat es gesagt“. Die Aufgabe des Erziehers aber sei, dass die Erziehung eine durch und durch religiöse, eine zur göttlichen Selbstbestimmung führende werde. Diese Gesichtspunkte lagen Allem zu Grunde.

An die Spitze seiner Pädagogik stellte er die Musik, welche durch Melodie und Rhythmus menschliche Leidenschaften heile und Wunder thue. Nur das Saitenspiel (*Lyra, Kythara*) war zugelassen, das rauschende Spiel, besonders Blasinstrumente dieser Art, waren ausgeschlossen, d. h. seine Musik war religiöse Musik. Seit Terpander (um 600) die religiösen Lieder mit Noten versehen lehrte, und Thaletas den vielstimmigen dramatischen

Tempelgesang kultivirte, war diese Richtung damals im Aufschwung gegenüber den Orgien entarteter Mysterien. Die Harmonien der Musik und der Seele, ja der Sphären waren für Pythagoras korrespondirende Mächte, darum empfing die Abendruhe wie die Morgenfrühe die Pythagoriker mit Gesang und Musik.

In eine Schöpfung solcher Art hinein müssen wir uns nun den Pythagoras endlich auch als Familienvater denken. Alkaios, ein reicher Bürger in Kroton, hatte ihn zum Erben eingesetzt und starb bald nach dem sybaritischen Kriege. So führte er, der sechzigjährige, die geistreiche und schöne Tochter des Arztes Brontinos, Theano, als seine Gattin heim. Wie glücklich diese Ehe gewesen, geht genügend daraus hervor, dass Theano nach des Gatten Tode der Schule geistig mit Erfolg vorzustehen befähigt sich zeigte, und dass alle Kinder dieser Ehe eine treffliche Erziehung empfangen. Der älteste derselben, Mnesarchos, war später Vorstand der Schule; der zweite, Ariomnestos, war der Lehrer Demokrits; Pelanger, der dritte, Lehrer des Empedokles; dazu vier Töchter, alle rühmlichst bekannt; der jüngsten, Damo, vermachte Pythagoras seine Schriften, gewiss ein Beweis, wie hoch befähigt sie der Testator erachtete.

Mitten in der herrlichen Anstalt also, welch ein reiches, schönes Familienleben! Wie edel und schön erscheint da der Mensch, wie trägt er da lebend der Gottheit Stempel! Zwanzig Jahre blüdete diese kleine schöne Welt in vollem Frieden und Gedeihen. Doch auch hier blieb der Sturm nicht aus. In all diesen griechischen Kolonien, seien es nun Republiken oder Fürstenthümer, drehete sich Alles um die zwei Pole der „Demokratie“ und „Aristokratie“. Nun ist klar, dass der ganze Pythagorismus das reinste Gepräge der Aristokratie, im besten Sinne des Wortes, trägt. Wie falsch die herkömmliche Lehre von einem „Pythagoräischem Bunde“ als einer politischen Verschwörung ist, wird durch alles Obige erwiesen sein. Pythagoras schloss alles, was „Politik“ heisst, grundsätzlich aus; die Einmischung in die Tagesfragen stand seinem Erziehungszwecke jetzt schnurstracks entgegen. Im Grund der Seele war er ja auch so demokratischen Geistes, dass er sein ganzes Leben *dem Heile der Gesamtheit* widmete. Das hinderte aber nicht, dass die unverständige Menge die „Aristokraten“ in ihnen hassen lernte. Zu einiger Milderung des Urtheils wird man zugeben dürfen, dass die Schüler und zumal die Exoteriker — und im weiteren Sinne, die den Pythagorismus nur von Hörsagen kannten und manches davon sich aneigneten, wie die Halbgebildeten so gern thun, von Hochmuth wirklich sich erfüllen liessen; andererseits, dass das Geheimnissvolle des wirklichen Pythagorismus ihm im Auge des Griechen verdächtigte, wie gewisse Analogien aus späterer Zeit bis auf heute nicht minder zeigen. Genug, in Kroton erfolgte der Sturz der Pythagoräer, d. h. der „Aristokraten“ durch die Demokratie, und bald musste auch Pythagoras seinen Musensitz flüchtig verlassen.

Plötzlich zum Bettler geworden, suchte er nach Lokri sich zu retten: die Leute dort waren höflich, aber sie baten ihn ihre Stadt zu verlassen und boten ihm dazu Unterstützung an! Da wandte sich Pythagoras nach Tarent. Diese grosse und reiche Stadt hatte nichts für ihn und nichts wider ihn. Er durfte hier wenigstens ungestört wohnen. Sechzehn Jahre weilte er hier und allmählich ward durch ihn diese Stadt ein Sitz der Wissenschaft, während Kroton zurückging. Da kam im Jahre 474 auch über sie eine der üblichen Katastrophen, die demokratische Partei vertrieb die Pythagoräer auch hier: sie schifften nach Metapont.

Eine Einladung an den schön-geistigen Hof Hieron's von Syrakus soll Pythagoras abgelehnt haben, um in dem stillen Metapont Ruhe zu finden. Aber die Volkswuth ruhete nicht; zwei Jahre später kam es zu solchen Konflikten, dass man eines Tages das Haus, worin er mit seinen vierzig Jüngern versammelt war, überfiel und in Brand steckte. Die Jünger brachen mit ihren Leibern eine Bahn, durch welche sie den Meister hinausretteten; die Andern, bis auf zwei, kamen im Feuer um. Die elende Rotte selbst hatte vor dem edlen Greise Achtung; aber er starb bald darauf, 99 Jahr alt, aus Gram über das Schicksal seiner Jünger.

Fassen wir uns nun den Geist seiner Lehre und seines Lebens in den wesentlichen Unterscheidungspunkten zusammen, so erhalten wir folgendes Bild.

Glauben und Wissen, Religion und Wissenschaft sind unter sich und mit dem wirklichen Leben in nicht zu trennender Einheit zu kultiviren: ihr persönlich erreichbares Ziel ist nicht sowohl die (vollendete) Weisheit (*Sophia*), — was zu dogmatisirenden, absprechenden Menschen und Klüglingen bilden könnte (*Sophisten*), — sondern Wesen und Ziel dieses Strebens ist Weisheitsliebe (*Philo-sophia*), die mit forschendem Auge und mit der Liebe des Herzens sich stätig dem Höchsten weiht. Pythagoras führte in diesem Sinne das Wort Philosophie ein, und ist anerkannt als „Vater der Philosophie“. Damit war Infallibilität prinzipiell ausgeschlossen. Da Niemand die Einheit von Religion, Wissenschaft und Leben festhalten, d. h. nach seinem Ausdruck *Philosoph* werden und sein kann ausser durch bewussten Einklang mit sich selbst und der ewigen Welt, so sind die Einsicht in diese und die treue Reinheit der Praxis die Pole unseres Verhaltens. In ersterer Hinsicht ist die Wissenschaft die Pfortnerin der Wahrheit, sie heisst *Mathesis*, ihre Jünger *Mathematiker*. Diess gilt im Pythagorismus in dem Sinne, wie wir heutzutage von Mathematik reden, und jeder vorgeschrittene heutige Schüler lernt ja darum den Vater der Philosophie an seinen „pythagoräischen Lehrsätzen“ kennen; insbesondere aber gehörte zu dieser Mathematik die *Astronomie*, welche in Theben wie in Babylon sehr eifrig betrieben ward, so dass schon Thales eine Mondfinsterniss bis auf eine Minute Genauigkeit vorher berechnen konnte; andererseits gehörte dazu die *Musik*, die Pythagoras als

physische Wissenschaft der *Kanonik* (Intervallenlehre) und *Harmonik* (Harmonienlehre) wissenschaftlich begründete, wie er sie denn auch als Kunst ausübte und ihr eine so hohe Stellung in der Erziehung und dem Kultus gab. Im weiteren Sinne aber war Mathesis ihm alles wirkliche, auf Forschung beruhende Wissen. Thatsächlich schloss er sich, im Gegensatz zum parsischen Dualismus, der in der That weit vollkommeneren ägyptischen Weisheitslehre an, die er unter Anwendung von Zahlbegriffen präzisirte.

Eine Kraft ist, Ein Geist, des Weltalls gewaltiger Urgrund, aber dieser verborgene Gott (A-moun, Ammon) ist offenbar als ewige Vierheit (Tetraktys); denn Raum und Zeit, Geist (Leben, Bewegung) und Stoff sind die absoluten Formen seines Seins — wie die Aegypter lehrten; und unsere heutigen Forscher („Monisten“), die eine neue Welt entdeckt zu haben glauben, sehen wir unbewusst zu dieser alten Weisheit in anderer Form thatsächlich zurückkehren.

Getragen von diesem Grundgedanken war ihm das All ein harmonisches Ganze, ein ewig Lebendiges, das Leben eine stäte Palingenesie; — „keine Kraft geht verloren“ sagen die heutigen Forscher. Alles ist beseelt, Alles ist Seelenwanderung in der organischen Welt und gehorcht einem ewigen Willen oder Gesetz, dessen Erkennen und Vollbringen auch des Menschen Heil und Seeligkeit ist:

„Ewiger Vater der Mutter Natur, des Willen sich Alles beugt, der die Winde bewegt, den Himmel mit Wolken verhüllet!“

Diese „Mutter Natur“ — das ist charakteristisch — wird stätig so aufgefasst, dass sie erscheint als „Schlüsselhalterin des Alls, die der Urzahl (der Gottheit) *gleicht in Allem.*“ Daher ist dem Pythagoras die ganze Natur ein Heiligthum, alles Forschen in ihr gleich einem Forschen in Gott, ihr gehorsamen heisst Gott gehorchen, sie lieben ist Liebe des Göttlichen.

In der zweiten Beziehung, — den zweiten Pol unseres Verhaltens, das eigene Ich betreffend, — folgt aus dieser Grundansicht, dass der Mensch, der Gottheit Kind, an die Hand der Mutter Natur gewiesen ist, um bewusst das zu werden im Leben, was er unbewusst ward in seiner Geburt. Alles Unreine muss er sich ferne halten, wenn die reine Seele gedeihen, oder die kranke Seele gesunden soll. *Der Hass ist der Mord, die Liebe ist das Leben. Nicht vom Blut seiner Mitgeschöpfe hat der Mensch physisch zu leben, sondern von den reinen Früchten der Erde. Nicht durch Ueberreizung der Sinne hat er die Leidenschaften zu seinen Tyrannen und sich, sein göttliches Ich, zu deren Sklaven zu machen, sondern durch Nüchternheit hat er seine Seele klar zu halten, dass sie den Weg des Heils sehe und jauchzend wandle. Frugalität und Nüchternheit schafft gesunde, heitere, freie, fromme Seelen; die Natur der Dinge und der Erfolg ist der Beweis hierfür. Die individuelle und soziale Regeneration beruht hierauf.* Darum ist die Erziehung des Volkes neu zu gestalten und

des Pythagoras Leben war dieser Aufgabe geweiht, bis er, der fast hundert-jährige Greis, ein Opfer des menschlichen Wahnes wurde. Er starb 471 vor Christus, fast zwei und ein halbes Jahrtausend vor unserer Zeit.

Das ist Pythagoras! Die Nachwelt ahnte seine Bedeutung wohl. Der pythagoräische Geist leuchtete in herrlichen Gestalten, wie Empedokles, Apollonios u. A. hochauf; er theilte sich ein Jahrtausend hindurch den Philosophenschulen sämmtlich, mehr als sie selbst ahneten, mit, besonders aber der Stoa, dem Neupythagoraismus, dem Essenismus, und bereitete den geistigen Boden vor, auf dem das erste Christenthum als Lehre sich entwickeln konnte. Aber freilich — theils verdunkelte die Vergötterung seine Gestalt und Wahrheit, theils verwüstete sie der Hass und die Rohheit, theils und nicht am mindesten verhüllte sie das Missverstehen seitens der falschen Philosophie, die seinen Namen zu einem Spiel mit inhaltlosen Gedankenspännen bis hinab in unsere Tage gemissbraucht und seinen Grundsatz von der Untrennbarkeit des geistigen und des natürlichen Lebens völlig umgestossen und unbeachtet gelassen hat!

Die heutige Welt ist durch unsägliche Kämpfe reich geworden an vielem Wissen und vieler Kunst, andererseits jedoch zahlte sie es reichlich mit des Herzens Schuld, und ist darum noch reicher an Elend, Noth und frühem Tode. Wenn sie beginnen wird ihre Wiedergeburt nach den unwandelbaren physisch-geistigen Gesetzen der ewigen Mutter Natur zu feiern, dann wird sie verständnissvoll zu den alten Meistern aufschauen lernen und unter ihnen auch von Dir lernen und Deinen Namen segnen, edler Pythagoras!

Ueber gymnasiale Erziehung.

Von Oscar Schlemm.

I.

Dazu hat er gar keine Zeit.

Unsere Zeit hält es für unpraktisch, nach der Persönlichkeit zu fragen, sich um diese zu bekümmern. Wenn nur der Mensch thut, was sich gebührt. Das Uebrige ist seine Sache. Diese scheinbar erhabene Objektivität ist Geschwisterkind mit einer tiefen Geringschätzung aller Persönlichkeit.

Mehring.

Nach einer weit verbreiteten Meinung soll das Amt, die Kinder und Jünglinge zu erziehen und zu bilden, seine Aufgabe darin haben: sie in gewissen Anschauungen, Vorstellungen, Gedanken, Formen und Gewohnheiten so bewandert zu machen, dass sie in derjenigen Gesellschaft, zu welcher sie durch Abstammung, oder wegen ihrer nützlichen Fähigkeiten gehören, nicht auffallen, sondern gefallen. Es mag dieses Prinzip für ein ruhiges und geordnetes Gesellschafts-, Standes- und Staatsleben von Vortheil sein, und ein nach ihm erzogener Mensch mag immerhin sein gutes Fortkommen in der Welt finden; aber es ertödtet die Individualität, die Originalität der Natur, und schafft nun und nimmer einen freien Menschen, der sein Pulver, Blei, Feuer und seine Sicherung allein in sich selbst hat. „Unsere Zeit bringt keine Originale mehr hervor“, so hört man oft klagen. Man hält diess also doch für beklagenswerth; aber eben jene Erziehungsmethode, welche solchen Zustand befördert, hat man zugleich mit dem Nivellismus und Nihilismus jetzt erst recht in Mode kommen lassen. Merkwürdig ist es, dass der in seiner Denkweise so absonderliche und subjektive Hegel davor warnt, die Eigenthümlichkeit der Menschen zu hoch anzuschlagen, und dass er es für ein leeres, in's Blaue gehendes Gerede erklärt, wenn man behauptet, der Lehrer habe sich sorgfältig nach der Individualität seiner Schüler zu richten, dieselbe zu studiren und auszubilden.

„Dazu hat er gar keine Zeit“,

fährt Hegel fort:

„Die Eigenthümlichkeit des Kindes wird im Kreise der Familie geduldet, aber mit der Schule beginnt ein Leben nach allgemeiner Ordnung, nach einer allen gemeinsamen Regel; da muss der Geist zum Ablegen seiner Absonderlichkeiten, zum Wissen und Wollen des Allgemeinen, zur Aufnahme der vorhandenen allgemeinen Bildung gebracht werden. Diess Umgestalten der Seele — nur dieses heisst Erziehung“.

Welche furchtbare Objektivität spricht sich in diesen Worten aus: Dazu hat er gar keine Zeit! Und fügen wir hinzu: Wie der Lehrer, so

hat auch der Schüler unserer Gymnasien dazu gar keine Zeit, seine Individualität auszubilden; und neben der Zeit fehlt ihm auch der Raum, der Platz, die Luft, sich auszubreiten und emporzuwachsen. Ueberall wohin er sieht, macht sich *die allgemeine Bildung* breit: sie ist seine Sonne, welche sein Haupt bescheint, und der Himmel über ihm, seine Erde, welche ihn nährt, und auf welcher sein Fuss stehen muss; greift er neben sich, so drängt sie sich ihm entgegen. Was seinem Wesen fremd ist, die allgemeine Sittlichkeit, soll ihn nach Hegel tränken, in ihrer absoluten „Anschauung“ soll er leben, sie immer mehr begreifen, und so in den allgemeinen Geist aufgehen.

Es ist, als ob Goethe nicht gelebt hätte, als ob seine Theorie der Erziehung aus dem Innern heraus rein in den Wind gesprochen wäre. Ach, er war ja, wie in so vielen anderen Dingen, auch hier ein geistreicher Dilettant, mit welchem die gelehrten Meister nichts anzufangen wissen, ja der sie gefährlich dünkt, weil er, wie Sokrates, die Jugend verführt! Und so florirt nun die Hegel'sche Maxime, und die pädagogische Provinz Goethe's verdorrt! Ueber das sogenannte Ungehobelte, Knorrige und Spröde wird der Hobel der allgemeinen Bildung, der gesellschaftlichen Nützlichkeit und Glätte geführt, so dass die Spähne davon fliegen, und alles dünn, geschmeidig, glatt und allgemein wird. Es mag sein, dass in früheren Zeiten dieselbe Maxime bei der Erziehung des Menschen als maassgebend gegolten hat. Aber wenn es damals mehr Originale gegeben hat, so muss es wohl dem einzelnen Menschen leichter geworden sein, sich ihrem Zwange zu entziehen.

Die Klage, dass unsere Zeit keine Originale mehr hervorbringe, gehört übrigens vor taube Ohren, wenn darin unter einem „Original“, wie es häufig geschieht, ein Mensch verstanden wird, welcher wegen stereotyper Albernheiten und Schrullen, welche für die Förderung des Guten, Echten und Grossen im Menschenwesen ganz bedeutungslos sind, von aller Welt belacht wird. Ein Original ist vielmehr Derjenige, welcher einen hervorragenden, selbstbewussten Willen und Geist besitzt, und dessen Leben, Denken und Handeln einen irgendwie bedeutenden Einfluss in Kunst, Wissenschaft und Geschichte ausübt oder ausüben könnte, wenn ihm eine freie Entwicklung und ein offener Wirkungskreis gegönnt würde. — Es wäre eine hohe Aufgabe für unsere Schulen, solche besonders hochbegabte Individualität zu pflegen und zu hegen, ihr den eigenartigen Willen und Geist zu stärken und sie so zu wappnen für den Kampf, in welchen sie ihr Leben und Streben führt, oder, wenn sie dieses nicht könnte, doch aus ihrer Bildungsmethode Alles fern zu halten, was der etwa ihrer Leitung anheimfallenden grossen Individualität Schaden und Noth bringen muss. Es passt sich nicht, an ihr mit der obengenannten Erziehungs- und Bildungsmaxime der gemeinen Nützlichkeit herumzumodeln.

Wie erfüllt nun die Schule jene Aufgabe? Ist sie so eingerichtet und

von einem solchen Geist durchdrungen, dass sich darin ein Original wohl fühlen und mit Lust und Liebe lernen mag? In manchem „Winkel“ Deutschlands giebt es allerdings Schulmeister oder Meister der Schule, welche die Individualität der einzelnen Schüler zu pflegen und zu bilden versuchen. Aber ihr guter Wille scheidert zu häufig an den Uebelständen unseres Schulwesens. Fragen wir uns einmal, in welcher Lage sich ein Originalschüler auf unseren Gymnasien*) im Allgemeinen befindet. Beim ersten Blick in die einzelnen Klassen fällt uns der Schiller'sche Vers ein:

Denn Bank an Bank gedrängt sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeigeströmt von fern und nah,
Der Griechen Völker wartend da.

Wie ist es möglich, dass der Lehrer auf die Individualität auch nur eines einzigen hervorragend begabten und eigenartig angelegten Schülers eingeht, wenn die Anzahl der vereinigt von ihm unterrichteten Zöglinge sich häufig auf 50—60 beläuft. Selbst in Prima werden auf vielen Gymnasien 20—30 und auf einzelnen 30—40 Schüler zusammen unterrichtet. In Berlin, dem Mittelpunkte unserer rabdulistischen Intelligenz, hat die Frequenz auf dem Friedrich-Wilhelms-Gymnasium vom Sommer 1878 bis zum Winter 1881/82 in Oberprima zwischen 31 und 40 Schülern geschwankt und in Unterprima zwischen 32 und 40. In Obersekunda betrug vom Sommer 1878 bis zum Winter 1880/81 die Schülerzahl 38—47, dann wurde die Klasse in zwei Abtheilungen getrennt, von denen bereits im Winter 1881/82 die erste mit 40 und die zweite mit 34 Schülern besetzt war. Untersekunda A hatte vom Sommer 1878 bis zum Winter 1881/82 eine Anzahl zwischen 28 und 46, Untersekunda B zwischen 22 und 45, Obertertia A zwischen 32 und 50, Obertertia B zwischen 28 und 48, Untertertia A zwischen 36 und 56, Untertertia B zwischen 45 und 54, Quarta A zwischen 49 und 59, Quarta B zwischen 44 und 58, Quinta A zwischen 47 und 55, Quinta B zwischen 43 und 58, Sexta A zwischen 45 und 60, Sexta B zwischen 46 und 60.

In Göttingen, dem Bötien an der Leine, besuchten vom Sommer 1878 bis zum Winter 1879/80 33—42 Schüler die Prima des Gymnasiums. Darauf wurde die Klasse in Ober- und Unterprima getheilt, indessen war die erste bereits im Winter 1880/81 mit 20 und im Sommer 1882 mit 23 Schülern besetzt, die zweite mit 26 beziehungsweise 27. Im Wintersemester 1880/81 wies die Obersekunda dort eine Schülermenge auf von 35, die Untersekunda von 45, die Obertertia und Untertertia von je 42, die Quarta A von 51, die Quarta B von 26, welche letzte im folgenden Semester auf 46 stieg.

Doch genug der Spezialitäten, so schreckliche uns auch noch vorliegen! Wir können den preussischen Staat bei den Worten seines eigenen Kultus-

*) Ich meine, persönlicher Kenntniss gemäss, vorzugsweise die preussischen Gymnasien.

ministers fassen. In den *Lehrplänen für die höheren Schulen vom 31. März 1882* sagt der Minister v. Gossler:

„Eine ansehnliche Anzahl unserer höheren Schulen hat eine Höhe der Gesamtfrequenz erreicht, welche ihre gesunde Entwicklung gefährdet. An mehr als einem Viertel der Gymnasien überschreitet die Gesamtzahl der Schüler, ungerichtet die etwa bestehenden Vorklassen, die Zahl 400 und reicht bis 700 und sogar darüber. In der Regel sind derartige Schulen zugleich in allen oder in den meisten einzelnen Klassen mit der als äusserste Grenze zulässigen Schülerzahl gefüllt und bereiten dadurch dem Erfolge des Unterrichtes diejenige Erschwerung, welche mit einer hohen Schülerzahl unvermeidlich verbunden ist. Aber selbst wenn dieser letztere Uebelstand nicht oder in nur mässigem Grade vorhanden ist, so liegt in der Höhe der Gesamtfrequenz an sich ein schwer wiegender Nachtheil. Für den Direktor ist es unter solchen Voraussetzungen kaum erreichbar, dass er die Gesammtheit der Schüler nach Betragen, Fleiss und Leistungen, geschweige denn nach ihrer Individualität kenne und durch diese persönliche Kenntniss erforderlichen Falles zweckmässigen Einfluss ausübe. Der grosse Umfang des Lehrerkollegiums lockert das Band unter seinen einzelnen Gliedern, welches die unerlässliche und unersetzliche Bedingung eines einheitlichen Zusammenwirkens ist. Die ganze Schule kommt in die Gefahr, einer Grossstadt darin ähnlich zu werden, dass Lehrer und Schüler fast wie fremd an einander vorübergehen, und die persönliche Theilnahme der Lehrer für die Schüler auf ein verschwindendes Maass herabsinkt. Das Urtheil über jeden Schüler wird zu einer aus den einzelnen Notizen, hauptsächlich über das Ergebniss der schriftlichen Klassenarbeiten, summarischen Angabe über das Verhältniss seiner Leistungen zur Aufgabe der Klasse, ohne die belebende Anerkennung des gelingenden Strebens und ohne die wohlwollende Ermunterung des ernstlichen, aber noch nicht ausreichend erfolgreichen Fleisses. Die Lehrerkollegien haben sich gegenwärtig zu halten, dass eine solche bloss äusserliche Erfüllung des Berufes nicht bloss die sittliche Einwirkung des Unterrichtes aufhebt, sondern auch dem Schüler die Arbeit verleidet und erschwert, und dass dieselbe durch ein Hinausgehen der Schule über die ihr angemessenen Dimensionen zwar erklärt, aber weder nothwendig veranlasst wird, wie hoch schätzbare Beispiele des Gegentheiles beweisen, noch gerechtfertigt werden kann. Auch in diesem Falle muss an die allgemein vorhandene Gefahr erinnert werden, weil dieselbe unverkennbar zum Theil bereits zur Thatsache geworden ist.“

Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Offenheit der Minister die Gefahr, welche aus der Ueberfüllung unserer Gymnasien für die Jugend-erziehung erwächst, aufdeckt, aber ebenso verwunderlich ist es, zur Abwendung derselben kein anderes Mittel zu wissen, als das Pflichtgefühl der Lehrer aufzurufen. In solcher Lage, wie sie der Minister schildert, muss der Lehrer nothgedrungen gleichgiltig gegen den Charakter und die Begabung des einzelnen Schülers werden. Mit der Gleichgiltigkeit gegen die Person des Schülers verbindet sich naturgemäss eine gewisse Gleichgiltigkeit in der Ausübung des Berufes überhaupt. Sie bekommt etwas handwerksmässiges, gleichförmiges, starres. An Stelle des Nachdenkens über die Eigenthümlichkeit eines Schülers tritt die Routine und die Gewohnheit, an Stelle des Gesamturtheils über ihn die Statistik der einzelnen Leistungen. Freilich lässt sich mit grossem Pflichtgefühl gegen die Gefahr der Verflachung und des Handwerksmässigen ankämpfen. Aber dadurch wird die

Arbeit eine unendliche, die Kräfte verbrauchen sich schnell, und bald tritt Ermüdung und Erschlaffung ein. Der Appell an das grössere Pflichtgefühl der Lehrer wird die Gefahr nicht beseitigen, sie ist zu gross und bedarf eines radikalen Schutzmittels, nämlich der Entvölkerung der Gymnasien von der Menge der mittelmässig und schwach beanlagten Schüler.

Hierdurch kommen wir auf einen anderen Uebelstand, welcher mit der Ueberfüllung der Gymnasien verbunden ist, nämlich, dass die meisten Schüler darin von sehr geringer Kapazität sind. *Ich sehe mit Schrecken*, so klagte jüngst ein Direktor solcher zahlreich besuchten Anstalt in der Lehrerkonferenz, *dass meine Primaner immer dümmer werden. Ich habe 30 Primaner, aber unter ihnen keinen einzigen, der in seinen Aufsätzen zeigt, dass er einen eigenen Gedanken in seinem Kopfe hat. Was ich ihnen an Stoff gebe, das setzen sie in der dürftigsten und nüchternsten Weise zusammen. Nirgends eigene Gefühle, eigenartige Auffassung und Wärme für die Sache. Meine Herren von den unteren Klassen, Sie müssen mir besseres Material liefern. Die Schüler, welche ich nach Prima bekomme, werden von Jahr zu Jahr einfältiger.*

Der Minister v. Puttkamer äusserte im preussischen Abgeordnetenhaus am 13. December 1880:

„Notorisch werden aus allen Ständen, auch aus den höheren, gegenwärtig den höheren Schulen Knaben zugeführt, welche nach ihrer Begabung, wie nach ihrer körperlichen Widerstandsfähigkeit den Aufgaben, welche die Schule nun einmal stellen muss, nicht gewachsen sind. Ferner leidet eine grosse Anzahl von Leuten aus den niederen Ständen an der krankhaften Einbildung, dass ihre Söhne durchaus auf die höheren Lehranstalten gehen müssen, ohne dass die häuslichen Vorbereitungen dazu vorhanden sind, nicht einmal die Möglichkeit der ausreichenden Nahrung als Minimum der Compensation für die geistige Anstrengung der Schule!“ —

Mit den mittelmässig oder schwach begabten (häufig auch körperlich-elenden) Schülern muss der Lehrer sich herumplagen, sie antreiben, ihnen zu Gefallen das Pensum oft wiederholen, bis sie es endlich begriffen oder auch nicht begriffen haben, sondern bis sie es lediglich herplappern können. Der begabte Schüler wird nothgedrungen vernachlässigt, mit ihm wird nicht frisch und fröhlich vorwärts gegangen, er wird auf demselben Flecke festgehalten, weil der Krähwinkler Landsturm nicht nachkommen kann. Er verliert die Freude am Studium, wird träge und faul. Nachgerade gilt bereits derjenige Lehrer für gut, welcher die schwachen Schüler zu dem vorgeschriebenen Ziele zu bringen weiss; begabte Schüler weiterzubringen, hält man für keine Kunst. Diese Ansicht ist echte Philisterweisheit, sie mag für Volksschullehrer gelten, aber nicht für Lehrer der Gymnasien. Welchen Einfluss die Philister, d. h. die Eltern solcher schwachen Schüler, auf unser Schulwesen ausgeübt, und wie sehr sie das allgemeine Urtheil über unsere Gymnasien getrübt haben, beweist der Umstand, dass man, wenn man an Aufbesserung der Schulzustände denkt, vor allem Anderen,

der Klage von der Ueberbürdung der Schüler ernstlich Raum und Gehör giebt, und sich höheren Orts veranlasst sieht, die Schullasten zu erleichtern. Eben diese Klage würde aber ganz von selbst aufhören, wenn man das Uebel an der Wurzel erfasste, wenn man die Gymnasien von den schwachen Schülern überhaupt entvölkerte, welche von den Lasten, wie sie dort getragen werden müssen (oder zum Theil auch gerade in Rücksicht auf die beschränkteren geistigen Fähigkeiten der Schüler für nöthig gehalten wurden), sich überbürdet fühlen. Die Regierung hat die Wurzel des Uebels erkannt, aber gegenüber einem falschen Liberalismus, welcher uns beherrscht, wagt sie es nicht, dieselbe herauszureissen. Sie lässt den alten Zustand bestehen und appellirt nur an das grössere Pflichtgefühl der so sehr geplagten Lehrer.

Ein anderer Uebelstand, an welchem unsere Gymnasien kranken, liegt in dem Alter der Lehrer. Eine beträchtliche Anzahl unserer Gymnasiallehrer ist zu alt für das Amt. Sie sind in ihrer Ausdrucksweise und Lehrmethode durch das wiederholte Unterrichten über dasselbe Pensum stumpf, steif und stereotyp geworden. Die Philisterklage, dass unsere Zeit keine Originale mehr hervorbringt, ist Angesichts dieser alten Lehrer unwahr. Denn an ihnen findet man genug verknorrte Schrullen, Albernheiten und Kauzigkeiten, welche die Philister für Originalität halten, die jedoch für die spottlustige Jugend die Zielpunkte ihrer Witzeleien und Hänseleien bilden. Für frische, junge Schüler gehören Lehrer, welche in der besten Blüthe, in dem vollen Saft ihres Lebens stehen. Mit 60 Jahren müssten durchschnittlich die Lehrer pensionirt werden. Andererseits sind viel zu junge Menschen als Lehrer angestellt. Während der Staat da, wo es sich vorzugsweise um das materielle Wohl, um das Vermögen der Bürger und des Fiskus, um die öffentliche Sicherheit und Ordnung handelt, also in Verwaltung und Justiz, von den Beamten nach Beendigung ihrer Universitätsstudien eine vier- oder mehrjährige Vorbereitung verlangt, ehe er ihnen ein selbständiges Amt anvertraut: so genügt ihm bei den Wächtern der ideellen Güter, bei den Erziehern der Seelen nur ein Probejahr, und selbst dieses hat er häufig erlassen. Also günstigsten Falls nach Ablauf eines Probejahres, in welchem sie ein bejahrter Lehrer, der übrigens daneben noch sein Lehramt für das Gymnasium beibehielt, in der Kunst des Unterrichtens unterwiesen hat, werden die jungen Menschen, welche kaum den Kanontiefeln der Jünglingsjahre entwachsen sind, mit der Beschäftigung und Verantwortlichkeit einer vollen Lehrkraft betraut und wirthschaften nun darauf los ohne Lebenserfahrung und mit sehr mangelhaftem Urtheil. Ihnen fehlt meistens die Grundlage aller Erziehungskunst, nämlich die genaue Kenntniss des menschlichen Geistes in seinen verschiedenen Anlagen, Exemplaren und Richtungen. Sie mögen von der Universität einige philosophische und psychologische Kenntnisse mitgebracht haben, aber lebendig durchdacht sind sie von ihnen nicht, können es auch nicht sein, weil die

Zeit ihnen dazu fehlte, da diese auf die Spezialitäten der Fachstudien verwandt werden musste. Sie verlassen sich daher auf die Praxis, auf das Lernen durch die Erfahrung, das heisst soviel als sie begehen Missgriffe und wollen an den schlechten Wirkungen derselben Einsicht und Klugheit erwerben. Was aber das Lernen aus Missgriffen zu bedeuten hat, weiss jeder Schüler, welcher solchen Lehrern in die Hände gefallen ist. Die Eitelkeit hindert sie, sich die Missgriffe einzugestehen. Dem Schüler, seiner Gemüthsstimmung, seiner Unbotmässigkeit, seinem Starrsinn und seiner Trägheit werden die schlechten Wirkungen zugeschrieben. Allmählich bildet sich eine Manier aus, die aus lauter Missgriffen zusammengesetzt ist. Roheit und Gewalt sind nöthig, um sie durchzuführen. So kommt es, dass häufig die jungen Lehrer der Gegenstand des Hasses und der Furcht ihrer Schüler werden. Die *viri obscuri* leiteten in ihrer Polemik gegen das Unwesen auf den höheren deutschen Unterrichtsanstalten zur Reformationszeit das Wort *magister* von *magis* und *terreo* ab. Sind wir viel weiter gekommen? Anstatt Ehrfurcht beherrscht häufig Furcht, statt Liebe häufig Hass die Herzen der Schüler.

Die Dunkelmänner haben das Wort *Magister* auch noch von *magis* und *ter* abgeleitet, weil der damit Bezeichnete dreimal mehr wissen müsse. Diese Zahl reicht nicht aus, wenn wir die Anforderungen betrachten, welche heute von der Lehrerschaft unserer Gymnasien an die reifen Schüler gestellt werden. Man verlangt Verständniss der besten römischen und griechischen Klassiker, Gewandtheit im Uebersetzen derselben, Anfertigung eines lateinischen Aufsatzes ohne erheblichen grammatischen und stylistischen Fehler. Dazu kommen noch die anderen Fächer, in denen nicht Geringes gefordert wird: Mathematik, Physik, Religion, Geschichte, französische Sprache und deutscher Aufsatz. Insbesondere wenn man sich die Themata vergegenwärtigt, über welche unsere Primaner deutsche Aufsätze schreiben, so muss man auf den ersten Blick erstaunen. Sie erstrecken sich auf die schwierigsten Fragen, auf den Unterschied zwischen Drama und Epos, zwischen Volks- und Kunstdichtung, zwischen nationalem Heldengedichte und ritterlichem höfischen Epos des Mittelalters, auf das Wesen der Tragödie nach Aristoteles, sie haben Mephistopheles, Hamlet, die Bedeutung Lessing's für die deutsche Litteratur, den Idealismus Schiller's im Gegensatze zu dem Realismus Goethe's, den Begriff der Freiheit und des Sittlich-Guten u. s. w. zum Gegenstande. Aber wenn man die Leistungen betrachtet, so findet man, dass sie auf einer sehr niedrigen Stufe stehen. Zuerst beweisen sie, dass die Schüler es nicht lernen, die verschiedenen Disziplinen, in denen sie Kenntnisse erworben haben, zu verknüpfen und zu verbinden. Eine gegenseitige Durchdringung des ganzen Unterrichtsstoffes, eine Einheit der Bildung wird nicht erreicht. Die Schüler erlangen wohl eine gewisse Herrschaft über die einzelnen Zweige der *allgemeinen Bildung*, aber sie lernen es nicht, den ganzen Baum zu schütteln und zu regen.

Man hat den Grund mit Recht darin gefunden, dass es dem Lehrer häufig an einer einheitlichen Auffassung des gesammten Bildungswerkes mangelt, insofern er nur die einzelne Disziplin, in welcher er Stunden giebt, nicht aber die übrigen beherrscht. Mit der Einseitigkeit der Lehrer hängt es zusammen, dass ein jeder in seinem eigenen Spezialfache die Schüler soweit wie möglich, selbst über die Anforderungen der Schule hinaus, zu bringen strebt, um sie zu befähigen, auf der Universität mit Nutzen sich denselben zu widmen. Auf die einzelnen Disziplinen wird viel zu viel Gewicht gelegt, und der Schüler, welcher für eine einzelne nicht beanlagt ist, wird auf übermässige Weise damit gequält. Der Zusammenhang des ganzen Unterrichtes wird um so mehr sich auflösen, je mehr die Gymnasien, dem Materialismus und Realismus der Zeit Raum gebend, sich den Realschulen nähern. Jüngst ist durch die Gossler'schen Lehrpläne ein neuer Schritt in dieser Richtung gethan worden. Die Stunden für Latein sind um 9, für Griechisch um 2 und für christliche Religionslehre um 1 verringert, dagegen die für Französisch um 4, für Geschichte und Geographie um 3, für Rechnen und Mathematik um 2, für Naturbeschreibung um 2 und für Physik um 2 vermehrt. Die allgemeine Bildung, welche unsere Gymnasien lehren, lässt sich fast jetzt schon, und wird sich bald ganz definiren lassen: als eine im Allgemeinen zusammenhangslose Masse von Spezialkenntnissen, welche im Allgemeinen für das Leben mehr oder weniger nützlich sind, oder modern ausgedrückt, materiellen Werth haben.

Wie in den deutschen Aufsätzen sich eine einheitliche Durchdringung des gesammten Unterrichtsstoffes nicht kund giebt, so fehlt ihnen auch das, was der Oberlehrer Vigelius im Programm des königlichen Friedrich's-Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. 1881 *Individualität der Gedanken* nennt. Wie sollte sich diese auch bei der Lehrmethode unserer Gymnasien entwickeln können? Um den vielen mittelmässigen Köpfen die mannigfaltigen Fertigkeiten beizubringen, dazu gehört eine eigene Methode, welche auf die Mittelmässigkeit oder gar auf die Schwachköpfigkeit zugeschnitten sein muss, und es auch wirklich ist. Der beizubringende Stoff wird in Lehrsätzen, Dogmen und Regeln fixirt, welche auswendig gelernt werden müssen. Bei der Lektüre der alten Klassiker wird den Schülern gezeigt, wie dort diese Regeln der Grammatik und Stylistik beobachtet sind und wie die Dichter ihre Verse so schön nach dem Schema eingerichtet haben*). Dieses Ab-

*) Einen wie falschen Begriff die Schüler über das Verfahren eines Sophokles oder Pindar bei dem Anfertigen ihrer Chöre oder Gesänge bekommen, tritt mir recht klar vor die Seele, wenn ich mich meiner Primanerzeit erinnere. Anstatt, dass uns gesagt ward, diese Dichter haben frei nach der Melodie des Gedankens die Worte gewählt und gestellt, ward uns, bevor ein Sophokleischer Chor gelesen wurde, ein Versmaass mit Basen, Anachrusen, Podien, logaödischen Daktylen u. dgl. in lateinischer Sprache eingepaukt, und nach diesem Schema wurde die Dichtung gelesen und auswendig gelernt. Hierdurch bekamen wir eine ganz falsche Vorstellung von dem Verfahren des Dichters selbst. Wir dachten,

richten auf Formeln und Schemata hat zur Folge, dass ein alter Direktor Recht hatte, als er mir einst sagte: *Die Tertianer und Sekundaner sind zu Sophisten geworden, ihnen macht Homer schlechte Verse, weil bei ihm etwa in jedem zehnten Hexameter der vorletzte Versfuß ein Spondaus ist. Cäsar und Cicero schreiben ihnen das Latein nicht gut genug, weil in deren Werken gegen die Stylistik und Grammatik der Schule Fehler vorkommen. Ueber geschichtliche Männer und über jetzt lebende Helden wird von ihnen nach einer zusammengeschrumpften und engherzigen Moral und mit einer solchen Naseweisigkeit gertheilt, als wären sie die Richter der Welt.* Der ganze Unterricht in der lateinischen Sprache ist in den unteren Klassen darauf gerichtet, dass die Schüler dereinst in Prima den lateinischen Aufsatz fehlerlos schreiben können. Da wird lateinische Grammatik nach einem schematischen Leitfaden, Grammatik beim Anfertigen von Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Lateinische, Grammatik beim Lesen der Klassiker u. s. w. gelehrt, bis das menschliche Fleisch eine wandelnde lateinische Grammatik geworden ist. Der Minister v. Gossler erkennt sogar an, dass noch in den obersten Stufen der Gymnasien die Erklärung der Klassiker in eine Repetition grammatischer Regeln und in eine Anhäufung stylistischer und synonymischer Bemerkungen verwandelt wird. Er tadelt dieses als einen Abweg, durch welchen die Hingebung der Schüler an die Beschäftigung mit den alten Sprachen und die Achtung der gymnasialen Einrichtung bei denkenden Freunden derselben gefährdet werde. Wird dieser Tadel irgendwelche Frucht tragen? Es giebt auf der ganzen Welt keinen Stand, welcher so halsstarrig und störrisch ist und sich so schwer aus dem alten Geleise herausbringen lässt, als der des deutschen Gymnasiallehrers. Im Gymnasialwesen wird augenscheinlich zu wenig reformirt und reorganisirt. Man mag über die wiederholten Reorganisationen im preussischen Gerichts- und Verwaltungswesen denken, wie man will, aber das Gute haben sie gehabt: sie haben bewirkt, dass der preussische Beamte nicht in alten Formen verpöfzte. Er hat immer Neues denken müssen, und ist dabei frisch geblieben. Der Gymnasiallehrer aber wird seinen Stelzengang weiter gehen und Grammatik und Scholastik lehren wie bisher trotz ministeriellen Tadels. Wenn nicht energisch eingeschritten wird, so bleibt er gleich unverbesserlich, wie er es geblieben ist auf die Angriffe des Erasmus von Rotterdam, der Reformatoren und auf den Spott der lustigen Dunkelmänner hin.

er habe nach unserem Schema unter sorgfältigem Zählen der Silben mit dem Finger und unter Brummen ihrer Länge durch die Nase gedichtet! — Diese Vorstellung ist selbst in Hinsicht auf Horaz falsch. Es ist richtig, er dichtete seine Oden für griechische Singweisen. Aber er hatte diese Melodien selbst von Griechen singen gehört, sie waren in ihm lebendig geworden, und so kam es von selbst, dass er ihnen Worte und Gedanken in seiner Sprache unterlegen konnte. Er verfuhr damit etwa gerade so, wie ein deutscher Dichter, wenn er von einem französischen Gesange so bezaubert ist, dass er nicht anders kann, als nach der Melodie desselben und für sie einen deutschen Text dichten.

Damit der Schüler den lateinischen Ausdruck lernt, muss er von Quinta an Sentenzen römischer Klassiker auswendig lernen, er wird frühe dazu angehalten, sich selbst Phrasen zu sammeln und sie nach Rubriken: Krieg, Frieden, Eintracht, Freiheit, Liebe u. s. w. zu gruppieren. Die Themata, welche ihm später für den lateinischen Aufsatz gegeben werden, liegen innerhalb dieser Sentenzen und Rubriken. Wie leicht hat der Schüler es jetzt, sich mit fremden Federn zu schmücken, der lateinische Ausdruck ist da!*)

Immerhin ist es eine schwere Sache in einer fremden Sprache ein grösseres, zusammenhängendes Gedankengebäude zu errichten, und viele der Gymnasiasten würden es nicht erlernen. Doch auch für den Gedankenbau im lateinischen Aufsatz hat die Schule ein Geheimniss erfunden, mit dessen Hilfe jene Schwierigkeit leicht überwunden wird. Es geschieht mit Hilfe eines Schema's. Dasselbe ist etwa folgender Art. Ist eine allgemeine Sentenz z. B. der Spruch des griechischen Weisen *μηδὲν ἄγαν* (Nichts zu sehr) zur Behandlung aufgegeben, so muss im Eingange der Sinn dieses Satzes auseinander gesetzt werden. In der Sprache unserer Schüler würde er etwa lauten: „Du sollst nichts mit zu grossem Eifer betreiben, es schadet sonst der Gesundheit und macht Dich einseitig und ungerecht im Urtheil über Leute, welche anderen Geschäften nachgehen“. Dann müssen Aussprüche von geschichtlichen Männern angeführt werden, die ihm widersprechen; darauf folgen solche, die ihn bestätigen und deshalb viel weiser sind (*multo sapientiora sunt*). Jetzt folgt die Beweisführung, d. h. es muss ein Zusammenhang mit einem anderen für wahr anerkannten Satze hergestellt werden, damit Grund und Folge und der gründliche Denker sich zeigt. Hiernach wird an Beispielen geschildert, wie weit es diejenigen Männer gebracht haben, welche diesen Sätzen gemäss gelebt haben, und wie es anderen, welche sie nicht befolgt haben, schlecht ergangen ist. Nachdem so an der Sentenz mit Beispielen vorbeigespielt ist, kommt zum

*) Mir ging es mit meiner Phrasensammlung ganz seltsam. Die Phrasen, welche ich mir gesammelt hatte, gefielen dem Direktor in Prima nicht, und meine Aufsätze wurden deshalb bis in das letzte Jahr meiner Schulzeit hinein von ihm ganz niederträchtig schlecht zensirt. Das letzte dieser monströsen Opera gab mir der Direktor mit den ärgerlichen Worten zurück: *Es wird nichts; Sie erreichen ihr Ziel nicht!* Das schnitt mir tief durch's Herz. Ich holte mir von Studenten, die bei ihm lateinischen Ausdruck gelernt hatten, einen grossen Haufen ihrer früheren Aufsätze zusammen, notirte mir die mit rother Tinte in sie hinein korrigirten Phrasen, gruppirt sie nach dem Schulschema, damit ich sie leicht auffinden konnte, und pfpfote nun meinen folgenden Aufsatz so voll damit, wie es nur irgend möglich war. Was war das Resultat? — Ich sehe das Gesicht des Direktors noch jetzt vor mir, als er nach meinem Aufsätze griff, um ihn zu kritisiren. Er zog die Augenbrauen hinunter, die Nasenflügel hinauf, sah mich an und nickte mir zu, als wollte er sagen: *Hatte ich nicht Recht, Sie sind früher faul gewesen.* Nach einer kurzen, beifälligen Kritik, in welcher er besonders den echt lateinischen Ausdruck lobte, gab er mir den Aufsatz mit den Worten zurück: *Na, sehen Sie wohl, Sie können es ja, wenn Sie nur wollen; Nr. 2, gut!*

Schluss das grosse *folglich* als Richtekranz. Ein witziger Schüler, welchem das Windige dieser Methode zum Spott gereichte, bewies mit ihr gerade das Gegentheil dessen, was der Lehrer als Thema aufgegeben hatte. Es sollte ein Aufsatz geschrieben werden über die Goethe'sche Sentenz: *Lust und Liebe sind die Fittiche zu grossen Thaten*. Er setzte auseinander, dass nicht Lust und Liebe, sondern Hass und Neid solche Fittiche wären. Unter den Weisen, die seinem Satze widersprächen, führte er Goethen an und zitierte obige Sentenz aus der Iphigenie. Dann widerlegte er Goethen mit Aussprüchen bedeutender Männer, die das Gegentheil behauptet, Hass und Neid als die eigentliche Triebfeder für grosse Thaten angeführt hätten und deshalb viel weiser (*multo sapientiores*) wären. Das Leben der Völker, besonders die Kriege, die Fehden der Kaufleute und Aerzte gaben ihm zahlreiche Beispiele, welche das bestätigten, was er bestätigt haben wollte. Darauf zählte er eine Reihe von Menschen auf, die es mit aller ihrer Lust und Liebe zu nichts gebracht hatten. Endlich hielt er eine begeisterte Ansprache an alle Schmeichler, Neider und an solche, welche einen gesunden Hass mit auf die Welt gebracht hätten. *Seht, wie sie klettern, steigen und es zu etwas bringen*, so rief er zum Schluss. Sein jugendliches Herz zitterte, als er den Aufsatz dem Lehrer zur Korrektur übergab. Gar arg ward der Witz bestraft. Der Lehrer schalt in seiner Kritik den Aufsatz abgeschmackt, albern und im Resultate höchst unmoralisch, er gab den Witzbold dem Gelächter seiner Mitschüler preis und gewährte ihm einige Stunden zum Nachdenken im Kerker. — „Kann gar nicht vorkommen!“ so werden die Gymnasiallehrer rufen. — Auch gut! Dann werde ich mit den Dunkelmännern berathen, ob nicht schon der Gedanke an die blossе Möglichkeit etwas Ergetzliches hat.

So, wie geschildert, oder so ähnlich ist das, was man in der Schulsprache *Chrie**) nennt. *χρῖω*, mit dem dieses Wort wurzelverwandt ist, heisst die Oberfläche eines Körpers berühren oder ritzen. Zu der ausgesuchtesten Oberflächlichkeit führt das Schema, nach welchem ein lateinischer Aufsatz leicht angefertigt wird. Leider überträgt sie sich auch auf den deutschen Aufsatz. Die Gedanken erhalten keine individuelle Form und Ausführung, wie es Vigelius verlangt, sondern eine für alle Male vorher vorgeschriebene. Der originelle, triebkräftige, selbstbewusste Schüler, dem

*) Der Professor am k. Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin Dr. Moritz Seyffert hat es über sich gebracht, diese Methode in einem umfangreichen Buche (*scholae latinae*) ausführlich darzustellen. Der Professor an der Unisersität zu Halle Dr. Gottfried Bernhardt hat es sich widmen lassen. Dieser Umstand giebt zu denken. Auf dem trockensten, unfruchtbarsten Boden der todtten Scholastik, Theil- und Kleinmacherei reichen sich Gymnasium und Universität die Hände. Jedoch wir wollen nicht vergessen, dass an derselben Universität am Anfange dieses Jahrhunderts Schleiermacher gelehrt hat, welcher für die oberen Klassen die Uebung im Schreiben des Lateinischen zu beschränken empfahl und betonte, dass die Sprache im Grossen mehr aufgefasst werden müsse.

sein eigenartiges Denken und Fühlen etwas gilt, muss gegen diese Dressur auf Grammatik und lateinischen Aufsatz mit den scholastischen Formeln, Regeln, Phrasensammlungen und Schemen seine ganze Feindschaft richten. Häufig hasst er auch die anderen abstrakt-formalen Wissenschaften, wie Geometrie und Arithmetik. In den Hauptdisziplinen ist er ein unlustig lernender Schüler. Zwar hilft ihm sein Widerwille und sein Widerstand nichts; der Druck der Schule ist mächtiger als er und zwingt ihn, seinen Geist in die feindlichen Richtungen hineinzuzuqälen. Es ist seine Art, Fremdes nicht bloß zu reproduzieren; er will es in eigener, individueller Form wiederdenken. Er ist noch unbeholfen in der Handhabung der ihm angemessenen Form. Hinter diese Unbeholfenheit fasst der dialektisch abgerichtete Lehrer und weist ihm Unklarheiten im Ausdrucke nach. Wehe, wenn der Schüler nun gar eigene Gefühle und Gedanken, welche nicht auf der Landstrasse der Mittelmässigkeit liegen, hinzufügt! An allen Ecken und Enden werden ihm Unrichtigkeiten angezeigt und auf seine „*Subjektivität*“ wird arg gescholten. Objektiv wahr heisst nämlich in der Gymnasialsprache alles, was der *consensus omnium* oder der Verstand der unverständigen Philister als verständig dekretirt und für begeisterungswürdig publizirt hat. Die Schule zwingt den subjektiv denkenden Schüler seine Subjektivität förmlichst abzuschwören. Eltern und Pensionsmütter werden zu Hilfe genommen, er wird unter strenge Aufsicht gestellt, Bücher, welche er aus freier Wahl lieb gewonnen hat, werden ihm konfiszirt, aller Ingrim und Eigensinn hilft ihm gegen diesen Sturm nichts, er muss nachgeben und er vertröstet sich auf die freie Studentenzeit, oder er wird auch für diese mit kurirt. Die mittelmässig angelegten Schüler sind in unseren Gymnasien besser aufgehoben. Für ihre Kapazität ist die ganze Lehrmethode eingerichtet. Wer am Leichtesten und Gewandtesten das Gelehrte so behalten und wiederholen kann, wie es gelehrt ist, der wird belobt und beapriesen. Eigenes nach Form und Inhalt kann er zu der Schulweisheit nicht hinzufügen, dagegen ist er meistens ein guter Reproduzent und Repetent; klar aber unschmackhaft ist sein seichtes, fades Gedankengewässerchen ohne Wogengang und Meersalz.

Bei solcher Ueberfüllung unserer Gymnasien, bei solchen Anforderungen, wie sie gestellt werden, und bei so ungewandten Lehrern ist es nicht zu verwundern, wenn die Zucht zur Wahrhaftigkeit und Sittlichkeit vieles zu wünschen übrig lässt. Philipp Jacob Spener sagt einmal: *Je mehr in den Schulen sind, als doch alle von Natur verderbte Menschen, desto glücklicher oder vielmehr unglücklicher wächst gemeiniglich die Bosheit, indem des Einen Ruchlosigkeit ersetzt, was des Anderen Schamlosigkeit noch fehlt.* In den letzten Jahren musste von den Direktoren mit viel Energie gegen das Nachäffen des studentischen Treibens, gegen Völlerei, Geckerei und geschlechtliche Ausschweifung eingeschritten werden. Wehe, dass es so weit gekommen ist. Man sieht, mit wie wenig Ernst die Schüler den Studien

obliegen, und wie wenig die Grundsätze stoischer Moral, mit denen sie ihre Aufsätze schmücken, wahrhaft Boden in ihrem Herzen gefasst haben. Andere Untugenden verstecken sich mehr in das Innere der Schule. Es ist erstaunlich, wie erfinderisch die Schüler in den Mitteln sind, die Lehrer zu täuschen. Auf Bücherdeckeln, auf Bänken, Nägeln, Händen, Manschetten steht das Gedächtnisspensum — denn nur ein solches ist ihnen ja der Lernstoff! — geschrieben, um von da aus beim Abfragen vorgelesen zu werden. Uebersetzungen sind in Unzahl vorhanden. Korrigirte Exerzitien aus dem Deutschen in die fremden Sprachen werden Jahre hindurch gesammelt und vererben sich in den einzelnen Klassen von Generation auf Generation fort; die ganzen Uebersetzungsbücher sind in der fremden Sprache in ihren Händen und werden, abgeschrieben, stückweise dem Lehrer wieder zugefertigt. So kam es, dass in der Obersekunda eines sehr besuchten Gymnasiums die meisten Schüler in einem Klausurexerzitium aus dem Deutschen in's Lateinische nicht über zwei Fehler und eine grosse Anzahl gar keinen hatte. Nur einige Ehrliche machten ihre ehrlichen Böcke. Der Lehrer, welcher Verdacht schöpfte, liess ein neues anfertigen, konnte aber im Resultat nichts ändern. Es herrscht ein eigenthümlich leises Geräusch auf den Schülerbänken, welches zusammengesetzt ist aus Tönen, welche Unlauterkeit und Durchstecherei bezwecken. Dazu kommt, dass durch die Dressur auf Grammatik, hohlen Wort- und Phrasenkram eine unausstehliche Dünkelhaftigkeit und Aufgeblasenheit in unseren Schülern grossgezogen wird. Sie benehmen sich wie Professoren, und am Schlimmsten dann, wenn sie gar von diesen abstammen, wo dann das Gesetz der Vererbung mitwirkt. Würde von Innen nach Aussen gearbeitet, würde das, was in unseren Schülern dem Keime nach steckt, zur Blüthe gebracht, so würde jeder Schüler nur das sein wollen und nur das zeigen, was er seiner Natur entsprechend geworden ist, d. h. sich natürlich benehmen; er würde sich nichts einbilden, wohl aber sich seiner selbst kräftig bewusst sein. Nun wird aber gerade entgegengesetzt von Aussen nach Innen gearbeitet; da kann man sich über ein unnatürliches Benehmen nicht verwundern. Der Mensch pflegt auf das Fremdartige, was er sich angequält hat, einen fälschlich hohen Werth zu legen.

Unter solchen Umständen muss die Lage eines Kapital- und Originalschülers auf unseren Gymnasien eine wahrhaft verzweifelte sein. Die Unzahl mittelmässig begabter Mitschüler, eine für diese eingerichtete Lehrmethode, Lehrer, welche in ihren Manieren und Gedanken vor Alter stereotyp geworden sind, oder welche zu jung sind, um ihn zu verstehen, Disziplinen, die ihm feindlich sind, der unaufhörliche Aerger über das leicht verdiente Lob, welches gedankenlos repetirende, moralisch leichtfertige und eingebildete Mitschüler einerneten, endlich der unwiderstehliche Druck, welcher ihn zwingt, ohne Lust zu lernen oder sich der Unreellität und Betrügerei hinzugeben, — Alles dieses ertödtet seine Individualität

und Originalität, der Granit seiner Naturanlage zerbröckelt unter solchen Hammerschlägen und wird bei solchen Zwackereien und Reibungen mürbe. Einerlei, wie sehr auch die Pädagogen es verneinen oder bejahen: jedem Menschen sind seine Ideale, seine Musterbilder, seine guten Ziele und Wünsche dem Wesen nach mit seiner Individualität eingeboren. Sie können ihm weder anerzogen noch anunterrichtet werden. Durch Unterricht und Erziehung können sie ausgebildet, bereichert und vervollkommenet, aber auch verkümmert und zerstört werden. Von Gott aus dem Ewigen kommend, werden mit jedem neuen hervorragenden Menschen neue Ideale in besonderer Weise in Raum und Zeit der Welt hineingeboren. Dadurch erleiden sie eine Einbusse an ihrer Göttlichkeit. Sie werden in etwas hineingeschränkt, was ihnen feindlich ist. Woher sonst das Sehnen nach Erlösung und Befreiung? — — Welcher Gedanke, welcher ungeheuerliche Gedanke: Für die neu geborenen Ideale ist keine Zeit da! So bleibt ihnen nur noch der Raum. Aber auch der nicht einmal, da sich darin ja die allgemeine Bildung, d. h. allgemein nützliche Spezialitäten breit machen. Nun, so gehen sie, Raum zu schaffen, wieder in das Zeit- und Raumlose, sie sind uns ewig fern, glücklich so bald erlöst zu sein von dem, was ihnen feindlich. Die Welt mit Zeit und Raum geht nach alter Weise weiter, unverjüngt und ungeheiligt, und wir Deutschen kommen aus dem Romanismus, Talmudismus und Scholastizismus niemals heraus. Wir haben die Zeit für uns verloren, und unsere Lehrer haben sie ganz und gar nicht für uns.

Wir aber schliessen traurig unser leeres und ins Blaue gehendes Gerede mit den wahren und beherzigenswerthen Worten des Prälaten Mehring: *Unsere Zeit hält es für unpraktisch nach der Persönlichkeit zu fragen, sich um diese zu bekümmern. Wenn nur der Mensch thut, was sich gebührt. Das Uebrige ist seine Sache. Diese scheinbar erhabene Objektivität ist Geschwisterkind mit einer tiefen Geringschätzung aller Persönlichkeit.*

II.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Ihre Gleichgiltigkeit (der Studenten) gegen allgemeine Begriffe und geschichtliche Herleitung machte es mir schwer zu glauben, dass sie mit antikem Geiste getränkt seien und eine gute historische Bildung genossen hätten.

Emil du Bois-Reymond.

Als ich den vorigen Abschnitt niederschrieb, sah ich im Geiste eine grosse Anzahl Pädagogen auf mich losstürmen und hörte wie aus einem Munde rufen: Mein Gott, welchen Standpunkt nehmen Sie denn ein? Das klingt ja, als ob die Originale nur so auf der Strasse herumliefen! So bedeutende Schüler giebt es nur wenig auf unsern Gymnasien und für sie

lohnt es sich doch ganz gewiss nicht, die Methode von Grund aus umzuändern. Die Majorität hat ihre Rechte, wir müssen uns nach einer mittelmässigen Durchschnittsbegabung richten und sehen, wie wir etwas aus ihr machen! — Es war mir bei diesem Anstürme nicht ganz leicht, meinen Standpunkt unbeirrt festzuhalten, um von dort aus in die Eisenwerke hinabzuschauen, in welchem der Feuergeist eines jugendlichen Originals verschmiedet und verbogen wird. Wirklich traf es sich nicht häufig, dass ich einen derartig begabten Schüler unter dem Eisenhammer, welcher dort geschwungen wird, seufzen hörte. Das Gewinsel der kleinen Individualitäten drang kaum daraus hervor. So schien es mir bisweilen, als ob Alles gut eingerichtet wäre und Niemand zu viel Schläge bekäme, bis dann wieder ein lautes Gestöhn mich aus meinem Traume aufschreckte. Dann konnte ich der Mittelmässigkeit in unseren höchsten Schulen ein Recht auf besondere Beachtung nicht zuerkennen. Dagegen musste ich ein solches für Schüler von höherem Werthe beanspruchen. Gerade weil Individualitäten von kräftigem Willen und Geiste selten sind, so müssen sie ganz besonders geschont und gepflegt werden, nichts darf an ihnen verbogen und verkrümmt werden. In ihnen schreitet die Menschheit zu einer höheren Stufe der Bildung und Kultur weiter. Werden sie in ihrer Entwicklung aufgehalten, so ist diess ein Schaden, welchen die ganze Menschheit erleidet. Ihre Hemmungen haben nicht bloß eine persönliche Bedeutung für sie selber, sondern sie haben auch geschichtliche Bedeutung. Wenn daher die Gymnasien ihre Pflicht gegen die Menschheit und Geschichte erfüllen, wenn sie wahrhaft humaniora und memorabilia betreiben wollen, so müssen sie ihre Methode so einrichten, dass dadurch bedeutende, geistige und moralische Individualitäten nicht in ihrer Entfaltung gestört werden. Auch den Nachkommen der bedeutenden, grossen genialen Männer, welche wir so vielfach unbeachtet in der Menge verschwinden sehen, weil die Schule es nicht vermochte, die ihnen vererbten idealen Keime fortzuentwickeln, — auch ihnen gilt unsere Sorge, wenn wir von den Schulen einen höheren Maassstab als den der gemeinen Mittelmässigkeit verlangen. —

Durch solche Erwägungen suchte ich den Zuruf der Pädagogen zu widerlegen. Jedoch giebt es noch einen anderen Weg. Ich frage euch, Pädagogen: was werdet ihr mir zurufen, wenn ich euch nachweise, dass die gymnasiale Menschenschablone nicht einmal für die Masse der kleinen Individualitäten passt, wenigstens als verwerflich je eher je lieber von ihr abgeworfen wird? Werdet ihr auf den Staat schelten, dass er solches gestatte? Werdet ihr die Schuld auf die Professoren und die Universitäten schieben? Oder werdet ihr erkennen, dass diese das Schablonisiren noch besser verstehen? Nun, — wir werden es sehen! Hatten wir die Methode als das Hauptübel genannt, woran die Schüler mit hervorragender Individualität auf den Gymnasien zu leiden haben, indem sie in scholastische Formeln und Regeln vertrocknet war und alles eigenartige, vollathmende

Leben erstickte: so wird diess noch deutlicher, wenn wir auf die späteren allgemeinen Folgen dieser Erziehung eingehen. Man könnte ja insofern den Gymnasien Recht geben, als man nicht umhin kann, einzugestehen, dass der Originalschüler, wenn er im späteren Leben etwas Bedeutendes leisten will, vor allen anderen genöthigt werden muss, das, was die grossen Geister bisher hervorgebracht haben, sich anzueignen. Auch das grösste Genie bedarf der Schule, ja es muss das Leben hindurch lernen, sowohl von anderen Meistern als auch von seinen eigenen Werken und Wirkungen. Wir haben freilich gesehen, dass die Gymnasien darauf aus sind, mittels Regeln und Schemata durch vielfaches Wiederholen den Schülern den Bildungsstoff früherer Zeiten einzuprägen. Aber ist der Lehrstoff, den sie einpflanzen, nicht in ihren Händen eine taube Nuss geworden? Oder keimt er auf in den Schülern und schlägt Wurzeln in ihrem Willen und Geiste? *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.*

Die Frucht der gymnasialen Erziehung soll zunächst die *Reife* für das akademische Bürgerthum, und dann die Vorbereitung zur Reife für das höhere Staatsdienenrthum oder für ein honettes Gewerbe (ärztliche Praxis, Professur) sein. Fragen wir uns, was ein angehender Student in Gebahren und Denken für ein Mensch ist! Jene Reife scheint ihm mehr ein frostiger Herbstreif zu sein, der die Frühlingsblüthe der Jugend am Entfalten hindert, und den der Student sobald als möglich abzuschütteln strebt. Vor Allem fällt uns die Unlust der Studenten auf, sich mit den Schulwissenschaften weiter zu beschäftigen. Die alten Meisterwerke der Dichtkunst, der Philosophie, der Beredtsamkeit, der Geschichte werden nicht wieder angesehen. Abgesehen von Denjenigen, welche es zu ihrem Brotstudium durchaus nöthig haben, giebt es nur sehr wenige Studenten, welche Homer, Sophokles, Thukydidus und Cicero auf die Universität mitnehmen. Byron's Harold rief von Sorakte's Höhe:

Stöbre, wem's behagt,

In den Erinnerungen alter Welt,

Schwelg' in Zitaten, weck' auf ödem Feld

Das Echo Latiums, — mir hat den Genuss

Die dumpfe Frohn der Schule früh vergällt,

Die Wort um Wort dem jungen Ueberdruss

Einzwängt; — ich liebe nichts, was daran mahnen muss.

Diese Worte finden einen lebhaften Widerhall in den Herzen unserer Studenten. Auch mit ihnen ist *der Abscheu, der im Knaben Wurzel trieb, ist der alte Groll, der ihm des Geistes Frische raubte, allzu tief verwachsen*, auch er ruft aus: *Leb' wohl Horaz! Ich kann dich nimmer lieben!* Die schönen Phrasen über Moralität, Pietät, goldene Mittelstrasse, Lust und Liebe, welche seine Aufsätze im Gymnasium schmückten, werden verspottet, verlacht und als hohl verhöhnt. Ein sogenanntes Ehrgefühl schlägt der zahmen Menschenmilde mit Schläger und Säbel ein schwippendes Schnippchen, ja, mit grausamer Lust weiden sie ihre Augen an den Marterstücken des Vivi-

sektors und bekunden damit, dass die Jesuitenmoral *der Zweck heiligt die Mittel* ihnen höher gilt als die Humanität des Alterthums.

Ueberall zeigt es sich recht deutlich, dass die Ideen des klassischen Alterthums ihre Wirkung auf das menschliche Gemüth verlieren, wenn an dem sprachlichen Kleide derselben das Wesen des Konditionalsatzes und der unregelmässigen Verben gelernt werden soll. Dem Gebahren der Studenten merkt man es im Allgemeinen nicht an, dass sie einen Blick in den Schönheitstempel griechischer Kultur und in den Ideenreichthum der Geschichte geworfen haben. Das freie, tolle Leben, welches sie nach ihrer Art führen, ist naturgemäss die Reaktion gegen die verknöcherte, unfruchtbare, geistesleere Scholastik der Gymnasien. Unsere deutschen Volkslieder mit ihren rührend-reizenden Melodien werden selten noch von ihnen gesungen. Ob sie das Stylgesetz der Harmonie angewandelt hat? Diese Klänge echt deutschen Gemüthes passen wirklich nicht in die Kneipwirthschaft hinein. Dagegen werden die unsinnigsten Zotenlieder mit furchtbarer Bravour gebrüllt, bisweilen sogar nach den alten rührend-reizenden Volksmelodien, was denn mit dem übrigen Barockenthum im schönsten Einklange steht. Man sollte meinen, dass der Student durch seine bisherige Beschäftigung mit mehren Sprachen, durch seine vielen Aufsätze und Exerzitien, durch das Auswendiglernen Ciceronianischer Reden, Sophokleischer Chöre, Horazischer Oden und deutscher Gedichte Feinheit, Urbanität, Gelenkigkeit und Geläufigkeit im Sprechen und Schreiben erhalten habe. Aber Unbeholfenheit und barockes Wesen in der Handhabung der deutschen Sprache ist bei ihm zu Hause. Die Schuldressur hat den Geist bändigem wollen; sobald aber der Staatszwang auf Dressur gelockert ist, sieht man, welche Wirkung sie gehabt hat. Die Nachwirkung ist Lust am Wust und ungebundenen Wesen. Aus diesen Menschen mit fehlgeschlagener Dressur gehen dann später die Zeitungsschreiber und Reporter hervor. Ist es ein Wunder, wenn unsere Tagesblätter ein solches Sudeldeutsch schreiben, wie es ihnen nachgewiesen ist?

Zur Bestätigung meines Urtheils über diese Folgen der gymnasialen Erziehung will ich mich noch auf einen Vortrag des in mancherlei Beziehungen bekannt gewordenen Berliner Gelehrten und Physiologen Emil du Bois-Reymond berufen. Der Vortrag ist noch nicht so sehr alt, er ist am 24. März 1877 im Verein für wissenschaftliche Vorlesungen zu Cöln gehalten und ist betitelt: *Kulturgeschichte und Naturwissenschaft*. Darin heisst es:

„Ich bedaure zunächst den Eindruck mittheilen zu müssen, den ich im Laufe der Zeit immer stärker erhalte, dass die humanistische Bildung des *mittleren Mediziners* (!) bei uns viel zu wünschen übrig lässt. Die Unsicherheit in der lateinischen Formenlehre, die Beschränktheit des lateinischen und griechischen Wortschatzes, die Unfähigkeit z. B. griechische Kunstausrücke herzuleiten, sind bei vielen unserer Mediziner wenige Jahre nach bestandener (!) Maturitätsprüfung so gross, dass (—) die dadurch verrathene mangelhafte Schulung zur Zeit der

Prüfung wohl nur durch *mechanische Abrichtung* übertüncht war. Bis zu welchem Grade diese jungen Männer in der Personen-, Gedanken- und Formenwelt des Alterthums heimisch waren, ob sie das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Alten und der geistigen Herkunft von ihnen hatten, welches eigentlich *den Humanismus ausmacht* (!), das zu beurtheilen, bot sich mir natürlich weniger Gelegenheit. Auch vom geschichtlichen Wissen der Mediziner erhielt ich nicht regelmässig Kenntniss. Ihre Gleichgiltigkeit gegen allgemeine Begriffe und geschichtliche Herleitung machte es mir aber schwer zu glauben, dass sie mit antikem Geiste getränkt seien und eine gute historische Bildung genossen hätten.

Dazu kommt ein anderer beklagenswerther Umstand. Meist sprachen und schrieben die jungen Leute fehlerhaftes, geschmackloses Deutsch! Wegen der Unsicherheit der deutschen Rechtschreibung, Wort- und Satzbildung ist der Unterricht in der Muttersprache bei uns schwieriger als bei den Völkern mit festgestelltem Sprachgebrauch. Allein die jungen Leute hatten gewöhnlich nicht einmal den Begriff, dass man auf Reinheit der Sprache und Aussprache, Gewähltheit des Ausdruckes, Kürze und Schärfe der Rede bedacht sein könne. Man schämt sich als Deutscher solcher Barbarei, wenn man den liebevollen Fleiss kennt, den z. B. Franzosen und Engländer auf Ausbildung in ihrer Muttersprache *wenden* (!), deren Regeln zu verletzen ihnen als eine Art von Entweihung erscheint. Dieser Mangel in der Erziehung unserer Studenten hängt mit einem tief gelegenen (!) Nationalfehler der Deutschen zusammen, dem ich bei anderer Gelegenheit eine Betrachtung gewidmet habe*). Um so mehr wäre zu wünschen, dass das Gymnasium ihn erfolgreich bekämpfte. Mit der Vernachlässigung in der Muttersprache geht bei der jetzigen Jugend Hand in Hand eine oft erstaunlich geringe Belesenheit in den deutschen Klassikern. Es gab in Deutschland eine Zeit, wo man aus dem ersten Theile des Faust nicht mehr zitierte, weil das Zitat zu Tode gehetzt war. Gehen wir wirklich einer Zeit entgegen, wo man nicht mehr daraus zitiren kann, weil die Anspielung nicht verstanden wird? — — — In den Gymnasien werden die Schüler mit klassischen Studien bis zum Ekel übersättigt, gegen den Zauber des Humanismus abgestumpft, durch gedankenlose Formquälerei verstimmt.“

So lautet das Urtheil jenes Berliner Physiologen, welcher, wohl gemerkt, vermöge seiner amtlichen Stellung Gelegenheit hatte, viele Generationen von Studenten zu beobachten. Habt ihr es wohl gehört, ihr Pädagogen, er sprach von dem Mittelschlage seiner Schüler. Ist solch ein Urtheil nicht beschämend für unsere Gymnasien mit ihren sich unfehlbar dünkenden Meistern? Welche Fehler müssen sie begehen, wenn ihren Zöglingen eigentlich alles fehlt, was man von gebildeten, deutschen Jünglingen erwarten soll!

Der angehende Student ist häufig aller Selbstbestimmung dergestalt beraubt, er schwankt so sehr im Allgemeinen herum, dass er nicht einmal weiss, welcher besonderen Neigung er folgen soll. Das zeigt sich bei der Wahl des Berufes. Innerer Drang ist es meistens nicht, welcher ihn bestimmt, sich der Jurisprudenz, der Medizin, der Theologie oder der Philologie zuzuwenden. Wie sollte es sonst kommen, dass Berufszweige plötzlich von Bewerbern leer und binnen kurzer Zeit wieder so voll sind,

*) „Jeder Deutsche spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.“ E. du Bois-Reymond *über eine Akademie der deutschen Sprache.*

dass die Regierung sich gezwungen sieht, vor dieser oder jener Carriere die Schüler zu verwarnen? Wählen sie sich in richtiger Erkenntniss ihrer verschiedenen Gaben den Beruf, so würde nicht auf einmal eine so grosse Anzahl, wie von epidemischer Sucht ergriffen, sich demselben Fache widmen. Da nun innere Gründe keine Macht über die angehenden Studenten haben, so müssen andere an die Stelle treten, und diese sind naturgemäss äusserliche, materielle. Sie wenden sich demjenigen Berufe zu, welcher ihnen augenblicklich die beste Aussicht auf ein schnelles Fortkommen bietet, und welcher daher bei den Studenten zur „Mode“ geworden ist.

Ferner ist mir aufgefallen, dass manche Studenten an der Furcht vor ihrer eigenen Natur und Individualität leiden. Sie betheiligen sich an dem Treiben ihrer akademischen Mitbürger, weil sie sich lieber einer allgemeinen Subjektivität und Exzentrizität hingeben wollen, als ihrer eigenen. Erst nach und nach erwächst bei einigen wieder der Muth und das Vertrauen zu sich selbst. Deutlicher wird das, was ich meine, an folgenden Beispielen. Zwei Studenten, welche ich kannte, lasen auf dem Gymnasium mit Vorliebe die Werke deutscher Dichter und fingen schön damals an die deutschen Philosophen zu studiren. In die Lehren der christlichen Religion suchten sie ernstlich einzudringen. Ihre Subjektivitäten wurden ihnen indessen durch die früher beschriebenen Mittel arg verleidet. Als sie die Schule verliessen, waren sie in sich selbst zerbrochene, traurig-trübe Gesellen. Sie waren ganz aus sich herausgekommen und hatten doch eine schmerzliche Sehnsucht, sich selbst, ihr eigenes Innere wieder zu gewinnen. Aber davor fürchteten sie sich andererseits. Der Gedanke an das Leben, die Sorge, dass sie für dasselbe unbrauchbar werden könnten, die Forderung, sich nützlich machen zu müssen, um dadurch ihren Unterhalt sich zu erwerben, alles das hatte eine solche erschreckliche Macht über sie gewonnen, dass sie beschlossen, alles zu vermeiden, was sie hiervon abziehen könnte. Sie ergriffen das nüchternste und trockenste aller Studien, nämlich die Rechtswissenschaft, beschränkten sich lediglich auf dieses, vor Allem aber besuchten sie nicht die Kollegien der Poesie- und Philosophieprofessoren. Dem Entschlusse, Jurist zu werden, blieben beide getreu, aber ihre Subjektivität begann doch bei ihnen nach und nach wieder Oberwasser zu bekommen. Der Eine schiffte mit ihr durch die Hörsäle deutscher Poesie- und Philosophieprofessoren. Aber später, als er sich anschickte, seine juristischen Kenntnisse für das Leben zu verwerthen, erfasste ihn wieder die bange Furcht vor sich selbst. Er hat weiter nichts von sich hören lassen, und ich weiss nicht, ob dieses das Ende des Kampfes gewesen ist. Der Andere vermied streng die Vorlesungen der Poesie- und Philosophieprofessoren und ist über diese That ganz und gar nicht unzufrieden. Seine den Idealen der Menschheit zugewandte Subjektivität erstarkte wieder, die Selbstfurcht verliess ihn. Durch eigenes Studium ward er Anhänger der Schopenhauer'schen Philosophie und stärkte und klärte durch sie seinen

Geist. Sein Herz, seine Phantasie und seine Lust am schönen Schein und Klange erfüllte er mit den Gestalten und Melodien Wagner'scher Muse, unbekümmert um seine früheren Lehrer, in deren Augen er damit das subjektivste Subjekt geworden ist. — Das sind jedoch nur Einzelne, Wenige, welche sich wiedergewinnen. Was wird aber aus der grossen Masse der Studenten? —

Der Staat erlaubt ihnen einstweilen ein empfindliches Selbstbewusstsein, die Hingabe an die Materie des Bierseidels und der kredenzenden Dirne in ungebundener Weise zu bethätigen und lullt sie ein in den Wahn ein freies Leben zu führen. Derjenige, welcher bereits einmal eine Zwangsjacke geduldig getragen hat, wird später, wenn ihm die Sorge um ein gutes Fortkommen im Leben und die Furcht vor maassgebender und einflussreicher Autorität anwandelt, auch freiwillig zu neuem Zwange sich stellen; und die Willigkeit ist um so grösser, die Sorge tritt um so eher ein, je mehr das tolle Treiben die Körperkraft schwächt und die stolzen und sinnlichen Begehungen den Stamm des Geistes aushöhlen und vermorschen. So lässt sich denn auch der Student in eine neue Zwangsjacke stecken, nämlich in die Jacke des Glaubens an die Grösse der deutschen Gelehrsamkeit auf den Universitäten, an die Unfehlbarkeit ihrer Dogmen und Methoden, an die Richtigkeit ihrer Schlüsse und die eminente Bedeutung ihrer jetzigen Vertreter. Der deutsche Professor weiss durch Kritisiren, durch Besserwissen, Verkleinern und Klarmachen sich den Schein zu geben, als stände er den grössten Genien der Menschheit mindestens gleich, womöglich über ihnen. Er ist es, welcher die Gedanken früherer Genien erst richtig geordnet, ausgedacht und weitergedacht hat. Ich will damit nicht sagen, dass er es verabsäumt, die Verdienste jener hervorzuheben und zu loben — wenn auch Schopenhauer anders darüber denkt —, aber er thut es doch im Allgemeinen; es würde ja auch seinem Ruhm und seiner Autorität zu sehr schaden; aber es geschieht mit gar zu wenig Wärme und Begeisterung und bisweilen nicht ohne die Absicht zu zeigen, welcher hohen Gesellschaft er angehört. Dem Studenten imponirt dieses Gebahren, er kann den Herrn Professor nicht kontrolliren, er glaubt an ihn und schwört auf die Grösse seines Kopfes.

Und worin besteht nun kurz gesagt die Eigenthümlichkeit der Professorengelehrsamkeit? Wer das von einem Professor diktirte Heft eines Studenten einsieht, wird darin wenig Gedanken, aber viele Theile, die dann wieder mit *a*, *b*, *c* u. s. w. in Unterabschnitte zerlegt sind, finden. Es ist darin lauter System d. h. die alte Scholastik der Gymnasien, es ist derselbe Geist oder dieselbe Geistesabwesenheit, die maassvollste Nüchternheit, welche sich hier zeigt. Der jüngere Student erkennt die Identität der früheren Dressur auf der Schule mit der jetzigen nicht. Sie wird ihm dadurch verschleiert, dass nicht ganz so wie dort gelehrt wird. Die Lehrmethode hat den Schein der Vornehmheit und grösseren Freiheit, der Lehr-

stoff wird von den Professoren vorgetragen und diktirt, der Student hört zu und schreibt nach. (Daher die schlechte Schrift der Jünger unserer Universitätsbildung!) Der Geistesverkehr ist kein so naher, wie ihn die Lehrweise der eigentlichen Schule durch Frage und Antwort mit sich bringt. Den älteren Studenten wandelt wohl einmal ein Ueberdruss vor dieser Heftweisheit an, er fühlt es durch, dass er zu einer besonderen Spezies von Abeceschützen gemacht wird, aber er muss die A'n, B'n und C'n lernen. Die Sorge, im Leben weiter zu kommen, und dann der tiefgewurzelte Glaube, die grösste Weltweisheit vor sich zu haben, überwindet die Abneigung. Die Anwendlungen werden seltener, je mehr er sich die Formeln und Redensarten, die Ober- und Untertheile aneignet. Schliesslich hat er das ganze Rüstzeug dieser scholastischen Gelehrsamkeit mit Ober- und Untergewehr sich richtig angelegt. Er ist jetzt ein Ritter wohl-gemuth, welcher den Schlag zum höheren Staatsdienertum oder zu einem honetten Gewerbe erhalten kann. Am 13. Dezember 1880 sagte der Abgeordnete Reichensperger im preussischen Abgeordneten-hause:

„Unsere Universitäten scheinen mir im Grossen und Ganzen ihrem Berufe insofern nicht völlig zu entsprechen, als auf denselben wenig gelernt wird. . . . Die Juristen bilden bekanntlich relativ das durchweg stärkste Contingent, unter den Studirenden. Hier verweise ich auf die Ergebnisse der Examina. Bei den Prüfungen der Referendare zeigte es sich nur allzu oft, dass blos ein oberflächliches Einpauken stattgefunden hatte. In einer Petition der Bonner Juristen-Fakultät heisst es: Der leider oft bemerkte, beklagenswerthe Leichtsin in der Verwendung der juristischen Studienzeit beruht nach unsern Erfahrungen auf dem weit verbreiteten Glauben, dass die von den Justizverwaltungen eingerichteten Prüfungen durch Aneignung einiger rasch zu erwerbenden Grundbegriffe bestanden werden können, wie sie denn auch von oberflächlich vorbereiteten Kandidaten in grosser Anzahl wirklich bestanden werden.“

So ist nun der Student, dieser freie, stolze, ungebundene Jüngling, im Zwange der Scholastik ein zahmer Reproduktionär ohne Hinter- und Vordergedanken geworden. An die Gelehrsamkeit, wie sie in den Werken seltener Geister selten ist, an sie ist er kaum herantreten. Er hatte es ja nicht nöthig, der Herr Professor machte ihm diese Gelehrsamkeit so mundgerecht, so sonnenklar, er war das Medium, durch welches jene Weisheit ihm wie aus vierter Raumdimension in den Schooss fiel. Gefährlich war es ihm erschienen, an die Werke der wahrhaft Grossen heranzutreten, er fürchtete sich, dadurch unklar zu werden; denn der Herr Professor hatte ihm gesagt, dass sich dort viele Unrichtigkeiten, Subjektivitäten und exzentrische Ansichten vorfänden. O über diese Furcht vor Unklarheit! Novalis sagt: *Je verworrener ein Mensch ist, (man nennt die Verworrenen oft Dummköpfe.) desto mehr kann durch fleissiges Selbststudium aus ihm werden.* Aber der Student sagt sich, nachdem er die Hälfte der Studienzeit im tollen Treiben vertändelt hat, dass er keine Zeit zu diesem Selbststudium mehr habe. Auch fühlt er nicht mehr die Kraft, mit seinem erschlafften Geiste das Grosse zu bewältigen. Endlich fehlt ihm auch wohl das Be-

dürfniss dazu, es ist ihm durch den Glauben an die Tradition und ihre Dogmen verloren gegangen, ja er bekommt, da es nicht bequem zum Lernen eingerichtet und nutzlos, sogar gefährlich für das Leben und Fortkommen ist, geradezu einen Widerwillen dagegen. Damit ist denn die Blume hinweg aus seinem Leben, der Gedanke an die kalte, farblose Nützlichkeit hat ihn erfasst und treibt ihn fort. Fahre wohl, wenn Du es kannst! Aber halte Dich nun auch für immer von den Gefilden fern, auf welchen abseits von dem ruhelosen, verworrenen Treiben des Lebens die tiefen Quellen heiligen Wissens und hehren Erkennens fließen. Du hast kein Organ, den Sprudel zu schmecken, kein Auge, ihn zu durchschauen. Du bist sein Feind und wirst ihn eindämmen und zuwerfen!

In der Studienzeit hätte der Mensch für seine Eigenart und für die Meister, deren Werke seine Vorbilder geworden sind, kräftig eintreten und kämpfen müssen. Aber die Zeit der Sturm- und Drangperiode ist ihm ohne Vortheil für sein Inneres verloren gegangen und damit auch die Zeit, welche für den produktiven Menschen nun eintritt, nämlich die Zeit des Sammelns. Die grössten Meister haben in der Zeit der Sturm- und Drangperiode, in der Zeit des Kampfes um ihre eigene Persönlichkeit mit dem Leben, den Anschauungen der Zeitgenossen, einer falschen Schule, mit dem ihnen von Aussen angezogenen Charakter ihre Kräfte nach verschiedenen Seiten hin zersplittert; sie haben oft verschmäht, was ihrem eigenen Wesen nur scheinbar feindlich war, und manches Werthvolle in der Hitze des Kampfes ungerecht und übereilt verworfen. Es kommt die Zeit, wo sie noch einmal Alles, was ihnen feindlich und nichtig erschienen war, mit Besonnenheit und Ruhe prüfen. Was in ihnen selbst zersplittert und zerfahren ist, sammeln sie und bringen es auf den Weg, den ihr Geist einzig wandeln muss. Sie bestimmen nun fest die Richtung, nach welcher sie wirken müssen, ihr Inneres, ihr Charakter und Geist gewinnt jetzt eine feste, geschlossene Gestalt. Zu einer solchen Zeit des Sammelns und Abschliessens kommt der angehende Staatsdiener oder Arzt oder Gelehrte selten. Er hat das Horchen und Gehorchen gelernt, die allgemeine Meinung, diese charakterlose, wandelbare Buhlerin, führt ihn am Gängelbände. Er ordnet sich den Wünschen Anderer unter und thut, was ihm für sein Fortkommen vortheilhaft erscheint. Er hat sich selbst verloren; wie kann er noch einen originellen Charakter und Geist aus sich herausbilden?

Zu jener vorher zitierten Klage der Bonner Juristenfakultät können die Gerichte, welchen die Referendare zur Ausbildung zugewiesen werden, die wunderlichsten Beispiele geben. Wie verwüstet bisweilen das Gehirn dieser jungen Beamten ist, zeigen ihre schriftlichen Arbeiten. Sie müssen förmlich von vorn anfangen, korrekt schreiben zu lernen. Am meisten Schwierigkeiten macht ihnen die Darstellung thatsächlicher Verhältnisse. Sie, die lateinische Aufsätze über das Leben des Themistokles, die Schlacht bei Salamis, den punischen Krieg, die Verschwörung des Catilina und über sonstige That-

sachen geschrieben haben, können schwer den einfachsten Ausdruck über einfache Lebensverhältnisse finden. Langsam erlangen sie die Fertigkeit, kurz gedrungen, konzise und klar in den Urtheilsentwürfen einen Rechtsstreit darzustellen. Bei solchen Misserfolgen der Staatsscholastik ist es nicht zu verwundern, dass das deutsche Reich durch das Gesetz vom 4. Juli 1872 die Jesuiten aus seinem Gebiete ausgeschlossen hat. Beim Wiederaufblühen der klassischen Wissenschaften drängten die Humanisten die bisher stumpfsinnige und bornirte Scholastik aus den höheren Schulen heraus und bewirkten, dass das ganze Gewicht auf den Inhalt der griechischen und römischen Kultur gelegt würde. Die Jesuiten setzten in ihrem Kampfe gegen die Reformatoren, welche sich die Prinzipien der Humanisten zum Theil angeeignet hatten, in ihren Schulen an die Stelle der stumpfsinnigen Scholastik eine raffinirte, glänzende. Sie schillerten in allen Farben griechischer, römischer und arabischer Kultur, legten das Hauptgewicht auf einen klassischen Styl, auf Redegewandtheit und auf den Schein einer logischen Richtigkeit. Man lernte bei ihnen über eine Sache viele Meinungen bedeutender Männer kennen, viele Phrasen machen und die Begriffe in der Schmiede einer kunstreichen Dialektik biegen und krümmen, hohl bohren und wieder vollgiessen. Diese Methode hat der Staat nachahmen wollen, er hat aber das Original nicht erreichen können und deshalb nicht entfernt dieselben Erfolge erzielt. Es fehlt der Staatsbildung der Glanz, welcher die Gemüther blendet und bestrickt. Unter den Jesuiten und ihren Zöglingen giebt es keine Philister, die Keimkraft spriesst ihnen zum Kopfe heraus, weil sie ein keusches und mässiges Leben führen. Mit ihnen kann der Staat nicht wetteifern. Sie mussten ihm daher um so gefährlicher erscheinen, je mehr ihre Ziele sich den seinigen entgegensezten. Die Jesuiten haben sich der Wissenschaften bemächtigt, um mit deren Waffen nicht so sehr Wissen zu schaffen, als vielmehr dem Papstthum zu nützen. Sie haben die Wissenschaften in den Dienst der katholischen Kirche gestellt und die Freiheit ihr genommen. Der moderne Staat hat auch in dieser Beziehung von ihnen gelernt, auch er hat sich die Wissenschaften dienstbar gemacht und verlangt, dass von ihnen die Jugend zu seinem Nutzen erzogen werde. Er will die Wissenschaften nicht frei walten und wachsen lassen, sondern giebt ihnen Richtung und Ziel zu seinem Vortheil, beschneidet die zu üppigen und ihn gefährlich dünkenden Sprösslinge und bindet sie an, entweder an ein Professorentöchterlein, oder an ein lukratives und mächtiges Amt, oder an Hunger und Armuth, oder an den Spott der öffentlichen Meinung, oder an einen Arzt. Aber sein Einfluss auf die Jugend ist nicht so gewaltig als der des Jesuitenordens, die Methode ist nicht so raffinirt und glänzend. Je mehr sich daher seine Wege von denen der katholischen Kirche trennten, desto gefährlicher waren ihm die Jesuiten als Erzieher, sie entfremdeten ihm die Gemüther der Jugend in demselben Grade. So musste er denn gegen seine Lehrmeister

Gewaltmittel gebrauchen und sie aus seinem Gebiete entfernen, damit aber bekennd, dass seine eigenen Erfolge auf dem Gebiete der Jugenderziehung keine glänzenden seien.

Die Nackenschläge, welche die Gewalt der Thatsachen, einsichtige Männer und der Staat unserer gymnasialen Bildung im Vorigen versetzt haben, sind so mächtig, dass sie uns mahnen, Wandel zu schaffen. Die Rücksicht auf die mässig begabten Schüler, wie sie von unseren Pädagogen geübt wird, kann nicht mehr maassgebend sein. Die Zugkraft, welche allein unsere höchsten Jugenderziehungs-Anstalten dahin heben kann, wohin ihr Begriff sie weist, muss selbst von der Höhe ausgehen und nach der Höhe heimführen; sie wird ihre Wirkung nicht verfehlen, denn das Streben des Menschen hat einen Drang nach der Höhe hin: seine Gestalt ist aufgerichtet und hoch trägt er seinen Kopf, in der Jugend schweift er auf den Bergen umher und schaut nach den oben wandelnden Sternen empor. Nach manchen Gängen in die Tiefe wende auch ich mich nunmehr wieder den Höhen zu, auf denen heimisch ist, was uns hinanzieht: unsere wahren Erziehungskräfte und Meister! —

III.

Von der Höhe nach der Höhe.

Es ist diess der Grundgedanke der Kultur, insofern diese jedem Einzelnen von uns nur Eine Aufgabe zu stellen weiss: Die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und ausser uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten.

Friedrich Nietzsche.

Nach der vorigen Betrachtung sind die Früchte der gymnasialen Erziehung folgende:

Durch die Gymnasien ist den Schülern keine Liebe zu den Vorbildern des klassischen Alterthums erweckt, vielmehr ist in ihnen sehr häufig eine Abneigung gegen dieselben hervorgerufen. Ein tolles, den Lehren edler Menschlichkeit trotzendes Treiben schwächt die Körper- und Geisteskraft der Studenten. Die Furcht vor ihrer eigenen Subjektivität und die Sorge um ein gutes Fortkommen im Leben macht sie machtlos gegen die Scholastik der Professoren. Sie haben sich nicht unmittelbar an den Meistern der Wissenschaft geschult. Kurz, die wahre Vorschule zur Bildung eines selbständigen Charakters und Geistes ist ihnen nach allen Richtungen verdorben. Wie ist diesen Uebelständen abzuhelpen? Da in jeder richtigen Kritik die Vorschläge zum Besseren, in jedem Negativen die Sehnsucht und der Hinweis auf das Positive enthalten sein muss, so wird der Leser bereits

wissen, wohin ich ziele. Ich kann mich daher bei der Beantwortung der vorigen Frage kurz fassen.

Die Methode müsste auf den Gymnasien eine andere werden. Der lateinische Aufsatz dürfte nicht mehr obligatorisch bleiben. Wer Sprachtalent besitzt und Lust dazu hat, das Sprechen und Schreiben in der lateinischen Sprache zu lernen, dem mag der Lehrer zu Hilfe kommen.*) Dagegen ist ein vermehrtes Studium der griechischen und römischen Klassiker durchaus nothwendig. Die Schüler müssen eine grössere Fertigkeit erlangen, die Werke dieser Vorbilder echter Humanität, philosophischer Weisheit und Darstellungsweise, künstlerischer Phantasie und Form zu lesen und zu verstehen. Erst wenn der Schüler ohne erhebliche Schwierigkeit und Anstrengung sie zu lesen gelernt hat, fängt er an, sie wahrhaft bewundern und lieben zu können; erst dann gewinnt die Weisheit und Moral der Alten Gewalt über sein Denken und Handeln; erst dann wird er *mit antikem Geiste getränkt*. Worauf der Lehrer bei der Lektüre der griechischen und römischen Klassiker hauptsächlich zu achten hätte, wäre Folgendes. Er müsste es durch seine Methode ermöglichen, dass jedem Schüler je nach seiner Eigenart sein Held gezeigt und in ihm Liebe und Lust erweckt würde, sich nach solchem Vorbilde zu bilden. Wie Schopenhauer seinen grossen Meister kannte, so muss auch er später dem seinigen zurufen können:

Ich sah Dir nach in deinen blauen Himmel,
Im blauen Himmel dort verschwand dein Flug.
Ich blieb allein zurück in dem Gewimmel,
Zum Troste mir dein Wort, zum Trost dein Buch. —
Da such' ich mir die Oede zu beleben
Durch deiner Worte geisterfüllten Klang:
Sie sind mir alle fremd, die mich umgeben,
Die Welt ist öde und das Leben lang.

*) Interessant ist die Anweisung des Vaters Friedrichs des Grossen an die Lehrer seines Sohnes, mit der Carlyle'schen Glosse. Wenn sie auch das Kind mit dem Bade ausschüttet, so giebt doch der Unmuth, mit dem es geschieht, zu denken. Sie lautet: *Latein soll er gar nicht lernen*, merkt euch das, wie sehr ihr auch darob erstaunen möget. Was hat ein deutscher Mensch und König des achtzehnten christlichen Säculums mit todtten, alten, heidnischen Lateinern, Römern und dem Gewälsch, in welchem sie ihre Portion Sinn oder Unsinn redeten, zu schaffen? Erschrecklich, wie die Jugendjahre europäischer Generationen seit zehn Jahrhundert verschwendet werden, und die Denker der Welt sind blos wandelnde Säcke alten Krams, *Gelehrte*, wie sie sich selber nennen, geworden und dergestalt für die Welt verloren gegangen, als ein Pack confiscirter Pedanten, — die seit tausend Jahren nun von besagten Heiden und ihrer verschollenen wälschen Sprache und Portion Sinn oder Unsinn schwätzen! Von heidnischen Lateinern, Römern, — die, beim Licht besehen, am Ende wohl gar nicht einmal was Besonderes von Heiden waren? Ich habe Sachverständige sagen hören, sie seien an wirklichem Werth und Schrot geringer als manches deutsche heimische Gewächs, das wir gehabt, hätten die confiscirten Pedanten es gewahren können! Auf alle Fälle sind sie schon zweitausend Jahre todt, tief begraben, sind uns völlig aus dem Weg, und es ist von unserem eigenen Unsinn noch genug da, das des Wegräumens be-

Wenn der Schüler seinen Helden gefunden hat, dem er gerne folgt, dem er, um mit Goethe zu reden, die Wege zum Olymp sich nacharbeitet, so wird sich seine Individualität in dieser Nachfolge stärken und kräftigen. Jeder findet sich nach seiner Weise in die Weisheit und Form der Alten hinein, und jeder, wie es seine Individualität und Anlage verlangt, von einem anderen Ende. Ein geschickter Lehrer wird ihn, leicht und ohne seinen Widerwillen zu erregen, von diesem Ausgangspunkte durch das ganze Bildungsgebiet der Alten hindurchführen, so dass der Schüler nicht blos seinen Liebling achtet und bewundert, sondern auch die anderen Meister, welche seiner Individualität ferner stehen. Der Lehrer braucht dem jungen Kopfe lediglich das klar zu machen, dass alles dort so bewunderungswürdig zusammenhängt, dass alle Helden einem gemeinsamen Mutterboden unter Vorhandensein einer glücklichen Fruchtfolge entsprossen sind. Der Jüngling ist leicht lenkbar, wenn man seine Liebe respektirt. Die Frage nach dem *Warum*, oder *wie kommt das*, verlangt bei ihm in lebhafter Weise Antwort. Das mache der Lehrer sich zu Nutzen; er zeige dem jungen Schüler, wie sein Homer, sein Sophokles, sein Perikles, sein Demosthenes, sein Tacitus oder sein Horaz zu diesen Gedanken gekommen sind, weshalb sie so schaffen und denken mussten, wie sie es gethan haben. Auf diesem Wege wird er den Schüler zu einer allgemeinen Kenntniss des klassischen Alterthums, seiner vielseitigen Weisheit und Form führen. Der Schüler erlangt bei dem bedeutenden Werthe der antiken Kultur, bei der Weisheit, welche sie lehrt, und der Schönheit, welche sie zeigt, eine grosse Objektivität in der Anschauung und Beurtheilung der Welt, welcher Objektivität gegenüber die in Aberglauben und Grössenwahn versunkene allgemeine Meinung der jetzigen Menschen als das gerade Gegentheil erscheint. Das wahrhaft Werthvolle, das von grossen Geistern Geschaffene und das von einer grösseren Vernunft als von dem sogenannten gesunden Menschenverstande für richtig Dokumentirt gilt ihm als Maassstab seines Urtheils. Dieses Werthvolle, diese Objektivität ist ihm nun nichts Fremdes, Feindliches; er hat sie vielmehr lieb gewonnen, weil durch sie seine eigene Subjektivität, seine angeborene Weise und Neigung nicht in Missstimmung gebracht ist, sondern im Gegentheil nun erst auf den richtigen, ihr selbst eigenen Ton gestimmt ist. Unter den Klassikern des Alterthums sind es besonders die griechischen, zu deren Verständniss die Schüler hingeleitet werden müssen. Schon Erasmus von Rotterdam nennt die griechischen Schriftsteller die eigentlichen Quellen der Wissenschaft, auch Goethe giebt ihnen den Vorzug vor den römischen, die ihm fast wie Parvenues in der Wissenschaft erscheinen. Deshalb durften die

darf. Stillgeschwiegen über ihre wälsche Sprache und sie, diesem neuen Kronprinzen gegenüber! *Deutsch und Französisch*, was im Leben dienen kann, *soll der Kronprinz lernen, dass er sich darin eine elegante und kurze Schreibart angewöhne*. Damit sei es genug der Sprachen, — wenn er nur was Rechtes darin zu sagen hat.

wöchentlich stattfindenden Unterrichtsstunden im Griechischen vom Minister v. Gossler in dem neuen Lehrplane der Gymnasien nicht zu Gunsten der Realfächer um zwei vermindert werden; ferner hätte eine Ausgleichung der Stunden für das Griechische und für das Lateinische herbeigeführt werden müssen; anstatt dessen sind für das Erste nur 40, für das Zweite aber 77 Stunden wöchentlich bestimmt.

Was der Schüler sich von der altklassischen Weisheit und Form angeeignet hat, das muss er in seiner eigenen Sprache reproduzieren lernen. Dem deutschen Aufsätze muss eine sorgfältige Pflege zu Theil werden. Der Schüler muss nicht allein seine Muttersprache korrekt schreiben lernen, sondern er muss auch den Glauben gewinnen, in ihr für seine Produktionen einen gleich bildsamen Stoff zu besitzen, wie es die Alten in ihren Sprachen hatten. Das Gerede, unsere Sprache hätte nicht das feste, logische Gepräge, die einzelnen Wörter hätten noch nicht eine so fixirte Bedeutung, wie es bei der griechischen, vor Allem aber bei der lateinischen Sprache der Fall sei, das darf unsern Gymnasiasten nicht mehr vorgeschwatzt werden. Erstlich, weil es falsch ist, von einer festen und fixirten Sprache der Römer oder der Griechen zu sprechen. Vielmehr sind diese Sprachen erst in den Köpfen unsrer Scholasten in unumstössliche Regeln gebannt und damit wahrhaft todt gemacht. Im Gegentheil, sie leben in jedem Klassiker in immer neuer und frischer Gestalt wieder auf. Ein Blick in das Lexikon genügt, um zu sehen, in wie mannigfaltiger Bedeutung dasselbe Wort von den verschiedenen Schriftstellern gebraucht wird. Zweitens ist es unrichtig, unsere Sprache zurückzusetzen. Die unsrige ist durch grosse Philosophen, Dichter, Geschichtsschreiber und Juristen derartig fein, logisch und bestimmt ausgebildet, wie es nothwendig ist, um die mannigfachsten Gedankennuanzen darin wiederzugeben, und dabei ist sie noch bildsam genug geblieben, um neue Formen und Wendungen für neue Gedanken zu liefern. Sie steht, was Ausdrucksfähigkeit anbetrifft, der griechischen gleich und übertrifft die römische bei Weitem. Unlogisch und unbestimmt ist sie nur in den Köpfen unlogischer und schwacher Denker, deren Werke die Schüler schon von selbst von sich fern halten werden, da sie ihnen nichts bieten. Durch das falsche Gerede und Geklage über den Mangel an Logik und Bestimmtheit der deutschen Sprache (anstatt der Deutsch- und Undeutsch-Sprecher und Schreiber) verliert der begabte Schüler das Vertrauen zu dem Stoff, in welchem er später vielleicht seine Gedanken an's Licht treten lassen muss. Der Lehrer soll ihm vielmehr Lust und Freude zu und an der deutschen Sprache erwecken. Die Schriften Lessing's, Schiller's, Goethe's u. a. muss der Lehrer aufmerksam mit den Schülern lesen und durchgehen. Das Herrliche, was diese Schriftsteller in unserer Muttersprache geleistet haben, wird den Schüler bezaubern und zur Nacheiferung, zur Erlernung eines korrekten deutschen Styls antreiben.

Diese Erziehung von Innen heraus beseitigt von selbst die Lügereien, Betrügereien und Geckereien. Das Benehmen des Schülers wird ein freies, offenes, selbstbewusstes, seine Gesinnung wird veredelt, sein Handeln bekommt einen Zug zum Grossen, sein Urtheil über den anders begabten Mitschüler wird vorsichtig und anerkennend.

Der Lehrer, welcher in dieser Weise unterrichten soll, muss ein ganz anderer Mensch sein, als die Mehrzahl der jetzigen Gymnasiallehrer. Mit einer einzigen Methode allein lässt sich hier nichts ausrichten; die Schablone, dieses verderbliche Ruhekitzen der Denkfaulheit und Oberflächlichkeit, muss verbannt sein. Der Lehrer muss viele Wege kennen, welche zu dem Innern des Tempels klassischer Bildung führen, und muss für jeden Schüler den richtigen je nach dessen Neigung aussuchen. Dazu gehört ein Herz für die Schüler, Achtung der Persönlichkeit, Liebe zum Lehrgegenstande und Lust, immer neue Gänge zu ihm zu entdecken. Da dieses nur solche Lehrer leisten können, welche noch die volle Frische und Lebendigkeit ihres Geistes besitzen, so müssen in der Regel diejenigen, welche das sechzigste Lebensjahr überschritten haben, pensionirt werden. Der Anstellung muss eine bessere Ausbildung vorangehen. Die Kandidaten müssen das Unterrichten bei bewährten Lehrern lernen, deren Hauptstunden längere Jahre hindurch beiwohnen, zum Studium einer richtigen Pädagogik und Psychologie angehalten werden, sich durch theoretische Arbeiten über ihre erworbenen Kenntnisse ausweisen, sich an der Korrektur der Schülerarbeiten betheiligen und unter Aufsicht sich im Unterweisen üben. Empfehlenswerth würde es sein, dass sie diese Jahre hindurch nicht allein an einem Gymnasium beschäftigt würden, sondern wechselten. Auch dürften sie wohl eine Zeitlang bei den oberen Schulbehörden die allgemeinen Verwaltungssachen bearbeiten, weil sie hierdurch einen Ueberblick über die Leitung des ganzen Schulwesens erhalten würden. Die Anstellung darf nicht eher erfolgen, als bis es feststeht, dass der Kandidat ein Lehramt selbständig mit Erfolg versehen kann. Für die älteren Lehrer hat diese Vorbereitung der Kandidaten einen nicht zu unterschätzenden Vortheil. Sie unterrichten dann nicht blos Schüler, welche von ihnen ein selbständiges Urtheil erst erlernen sollen, sondern bilden auch noch solche Zöglinge heran, welche dieses bereits mehr oder weniger gelernt haben. Sie werden durch deren Gedanken und Verfahren immer von Neuem gezwungen über ihre Kunst nachzudenken und wohl auch bisweilen dadurch veranlasst, sich zu korrigiren. So bleibt die fatale Einseitigkeit, Rechthaberei und Pedanterie, in welche Fehler ältere Lehrer leicht fallen, von ihnen fern.

Solcher Art aber kann der Lehrer nur dann unterrichten, wenn die Zahl seiner Schüler nicht zu gross ist. Sollen unsere Gymnasien nicht schliesslich allesammt zu Realschulen verwandelt werden, so müssen Einrichtungen geschaffen werden, welche den Zudrang so vieler und so

mittelmässiger Köpfe von ihnen ablenken. Es muss bekannt werden, dass die klassische Bildung dazu, wozu sie von den meisten Schülern, welche jetzt die Gymnasien besuchen, gebraucht werden soll, nämlich, um im Leben besser fortzukommen, nichts nützt, dass sie im Gegentheil das Leben erschwert, da sie die höchsten Anforderungen an dasselbe stellt und, richtig gelehrt, den Schüler zum Feinde unserer jetzigen Kulturzustände macht. Leider thut der Staat, besonders der preussische, sein Möglichstes, die Gymnasien zu überfüllern. Sie sollen ihm Diener hervorbringen und erziehen, auf deren Gehorsam, Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit er rechnen kann. Er hat kein Vertrauen zu der Erziehung in der Familie und im Leben, darum muss es die Schule thun. Deshalb fordert er von grossen Klassen der Subalternbeamten in dem Steuer-, Verwaltungs- und Gerichtswesen, dass sie durch die erlangte Berechtigung zum Dienste als Einjährigfreiwillige ihre Erziehung zum Gehorsam, zur Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit darthun. Gewiss ist diese Forderung für den preussischen Staat von grossem Vortheil gewesen, aber es lässt sich doch auch durch andere Schulen als die Gymnasien dasselbe Resultat erreichen. Nun genügt ja in obigen Fällen auch ein Zeugniß einer Realschule. Aber dahin wollen die Eltern ihre Kinder nicht so gern schicken; die Realschulen stehen in der allgemeinen Meinung doch nicht in dem hohen Ansehen wie die Gymnasien, obwohl der Grund dieses höheren Ansehens bei letzteren nicht mehr wirklich existirt. Ferner denken auch wohl die Väter, dass ihre Söhne es vielleicht noch weiter bringen als zur Berechtigung zum einjährigen Dienste, dass sie vielleicht das Abiturientenexamen bestehen und dann sich Aussichten auf höhere und lukrativere Stellungen als die in erster Linie ins Auge gefassten erwerben. Die Gymnasien, als unsere höchsten Bildungsanstalten für Knaben und Jünglinge, müssen aber nur für die begabten Kinder geöffnet sein, an welche man so grosse Anforderungen stellt, dass ein Vater davor zurückschrickt, seine wenig befähigten Kinder auf diese Schulen zu schicken. Es wäre ganz verfehlt, in der Besorgniss, dass die Gymnasiasten zu sehr überbürdet seien, die Anforderungen an gymnasiale Bildung überhaupt herunterzusetzen. Im Gegentheil, man erhöhe dieselben und gewähre nur solchen Knaben den Eintritt, von denen man erwarten kann, dass sie einst Träger einer besseren Kultur sein werden als die des jetzigen Bildungs- und Nützlichkeitsphilisters, der auf den Schein zum einjährigen Dienste für seine Söhne spekulirt. Es wird sich dann von selbst ergeben, dass man solche Knaben, um sie geistig zu beschäftigen, nicht mit ellenlangen schriftlichen Hausarbeiten plagt!

Die Aufgabe der Gymnasien sei, um einen grossen Ausdruck Fr. Nietzsches zu gebrauchen: *die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und ausser uns zu fördern und dadurch an der Vollen- dung der Natur zu arbeiten**). Es soll damit keineswegs gesagt sein, dass

*) Dr. Friedr. Nietzsche, *unzeitgemässe Betrachtungen*, drittes Stück; *Schopenhauer als Erzieher*. S. 58.

die Gymnasien nur solche Schüler aufnehmen sollen, von denen sich voraussehen lässt, dass sie später bedeutende Männer im Reiche des Geistes, der Schönheit und des Guten werden; — wer kann das voraussehen? — Auch denen muss darin Platz gewährt werden, welche — was bald zu bemerken ist — ohne Anlage zum eigenen, originellen Schaffen zu besitzen, doch Lust und Liebe haben, sich mit den höheren Wissenschaften zu beschäftigen und dabei die Kardinalforderung erfüllen, nämlich, dass sie sich diese Wissenschaften um deren selbst willen aneignen wollen und dazu vermöge ihres Charakters und Geistes befähigt sind. Dieses müsste sich etwa auf einer Vorschule erweisen, an welche das Gymnasium alsdann sich anschliesse. Solche Schüler werden immer die grössere Anzahl bilden, aber, wenn einmal ein origineller und produktiver Kopf mit ihnen unterrichtet wird, so schaden und hindern sie ihn nicht an seiner Ausbildung; vielmehr fördert und ermuthigt es ihn, eine Schaar Genossen um sich zu sehen, welche ihm geistesverwandt, befreundet und im Streben und Studium gleicheifrig ist. Er wird von ihrer Anerkennung getragen und gehoben, nicht aber, wie es jetzt geschieht, von dem Spott und Hohn der nichtswerthigen Mitschüler niedergedrückt und geduckt. Er wiederum hebt seine Genossen vermöge seiner geistigen Ueberlegenheit und erfreut sich schon jetzt, seinen Drang zum Wirken an ihnen bethätigen zu können; nicht aber verkriecht er sich scheu und schüchtern mit seiner Individualität in die Einsamkeit, grollend über die Mitschüler, arm an Freunden, und sich selbst auch wohl gar für einen Wunderling haltend.

Möge es einst geschehen, dass die warmen Strahlen klassischer Kultur nicht durch das Prisma oder den Nebel der Systeme, Schemata und der Scholastik gebrochen, sondern unmittelbar selbst auf unsere begabtesten Jünglinge herabscheinen und diese jungen, strebsamen, triebkräftigen Pflänzlinge zu sich emporziehen. Die sonnenhaften Schäfte werden um die Wette in Freude und Fülle wachsen, und wenn einzelne unter ihnen ihre Kronen und Wipfel über die anderen hinaus erheben, so schauen diese staunend und nacheifernd zu ihnen empor. Tosen und brausen dann dereinst die Stürme des feindlichen Lebens, des Neides, der Niedertracht und des Stumpfsinnes um die Gipfel der hoch aufgeschossenen Bäume, so bildet der untere Wald um deren Stämme eine deckende Schutzwand, dass sie der Sturmwind nicht zerknickt. Mögen unsere Gymnasien sich des Wortes erinnern: *non elevari est labi* — nicht gehoben werden ist sinken. — Aber nicht jeder lässt sich auf dieselbe Art erheben. Wer in seinem Innern das Streben nach einem Höhepunkte, nach einem Ideale in sich trägt, der muss je nach der Art des Ideals, je nach Anlage, Fähigkeit und Neigung anders gehoben und emporgezogen werden. Die Scholastik ist dazu untauglich, sie bringt nur eine Methode hervor, nämlich die des nüchternsten, mittelmässigsten Verstandes, ohne Wärme und Sonne. Es ist gewiss richtig, Ordnung muss herrschen, überall, auch in den Gedanken der Schüler.

Aber was nützen Aktenständer mit vielen und grossartigen Fächern, wenn nichts verhandelt wird! Was nützen Gerippe ohne die Fülle des Fleisches! Mögen darum die Gymnasien der Worte Franz v. Baaders, des deutschen Mystikers, eingedenk sein, welche Worte er wenige Monate vor seinem Tode zu einem jungen Freunde äusserte: *Es ist ein Fehler unserer gegenwärtigen Wissenschaft, dass sie alles systematisiren will; dadurch wird der Geist getödtet.* Der Staat mag immerhin seinem eigenen Nutzen nachgehen, aber wenn es auch noch in dieser vom Nutzen regierten Welt erhebende Momente und befreiende Sphären giebt, in denen der Einzelne oder eine vereinzelte Gesammtheit jener Herrschaft und Staatsweisheit wirklich vergessen kann, so möge doch der Staat selber seinerseits es nicht ganz vergessen, dass es etwas Werthvolleres giebt als das materielle Wohl der Bürger und das Gefallen der Gesellschaft. Ihm läge es ob, solche Bildungsanstalten zu schaffen, wo nicht so sehr die nützlichen Fähigkeiten der Schüler entwickelt, als vielmehr unsere begabtesten Jünglinge an Charakter und Geist dergestalt gebildet werden, dass sie Träger einer Kultur werden, welche an Weisheit und Schönheit der antiken an die Seite gestellt werden, an Güte sie überbieten könnte. Die Staaten gehen unter, die „Anschauungen“ und „Vorstellungen“ der Gesellschaft weichen in schnellem Wechsel; dagegen bleibt dauernd im Angedenken der Nachwelt, was grosse Philosophen, Künstler und Heilige heldenhaft gedacht, geschaffen und gehandelt haben. Der Staat dürfte sich nicht an ihren Statuen genügen lassen; seinen grössten Ehrgeiz hätte er darauf zu richten, dass die für die Menschheit wahrhaft werthvollen Kräfte von ihm gehegt und zur freien Entfaltung gebracht würden. Die Geistes- und Charakterthaten der grossen Männer Griechenlands und Roms sind es, welche den Namen dieser Länder bis auf die fernste Zukunft tragen. So würde auch, wenn jemals der deutsche Staat in den Stand kommen sollte, eben dieser Aufgabe seine sorgfältigste Aufmerksamkeit zu widmen, mit dem Namen seiner grossen Denker und Helden auch der seinige gepriesen; und die Kultur, welche sich in deren Schaffen und Wirken in einer eigenartigen, originellen Gestalt zeigt, würde als die schönste Frucht bewundert, die er gezeitigt hat für alle Zeiten.

Damit aber haben wir bereits einen „idealen Staat“ in das Auge gefasst und sind mit unserer Frage nach der *gymnasialen* Erziehung, welche ein erschreckender Blick in die Realität unseres Erziehungswesens uns entlockt hatte, aus dem Bereiche der Realitäten und Formalitäten, welche unserem Ideale so wenig entsprechen, mit voller Entschiedenheit hinübergetreten auf das selbst ideale Gebiet der *nationalen* Erziehung. —

Bühnenfestspiele Bayreuth.

Stipendienstiftung.

Die Stiftung ist, nach dem Wunsche des Meisters, begründet „zum Zwecke der Unterstützung für unbemittelte Freunde und Jünger der von uns gepflegten Kunst; Mittel aus derselben werden bewilligt auf Empfehlung entweder der Spender selbst oder auf Zeugniß der Ortsbehörden des Petenten oder bewährter Freunde der Sache, als Entschädigung für Reise und Aufenthalt, wogegen der Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele nach Möglichkeit Freiplätze für die so Begünstigten reserviren wird.“

Ueber die Art der Einrichtung der Stiftung und die Weise der Verwendung der für dieselbe eingehenden Gelder haben mit dem verewigten Meister Verhandlungen stattgefunden, deren Abschluss der Tod desselben verhindert hat. Nur das Eine wurde festgestellt, dass die Verwaltung der Stiftung Sache des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele sei, und dass damit im Besonderen der dem Verwaltungsrathe wieder eingereihte Herr Friedrich Schön in Worms betraut werden solle.

Unter den obwaltenden Umständen und namentlich im Sinne des verewigten Meisters erscheint es als das Richtigste, vorerst keine weiteren Bestimmungen zu treffen als die: dass über die für die Stiftung eingegangenen und stäts verzinslich anzulegenden Gelder unter Zuziehung von mindestens zwei bewährten Freunden der Sache auf eingehende Gesuche entschieden werde.

Solche Gesuche wolle man, möglichst unter Beifügung einer Empfehlung von Seiten eines Spenders oder eines bewährten Freundes der Sache oder der betreffenden Ortsbehörde, bis spätestens 15. Juni d. J. an Herrn Friedrich Schön in Worms richten, der auch weitere Spenden für den Zweck entgegennimmt.

Bayreuth, 24. April 1883.

**Der Verwaltungsrath
der Bayreuther Bühnenfestspiele.**

Der Unterzeichnete glaubt sich verpflichtet, denjenigen gütigen Freunden des Bayreuther Werkes, welche bisher den unter seine Verwaltung gestellten Stipendien-Fonds durch grössere Beiträge unterstützt haben, hiermit eine öffentliche Danksagung abstaten, und zugleich durch Mittheilung der betreffenden Eingänge zum Fonds auch die weiteren Kreise der Anhänger der Bayreuther Sache von dem gegenwärtigen Stande der Stiftung in Kenntniß setzen zu sollen.

Es sind bis jetzt \mathcal{M} 3120 eingegangen: nämlich der Restbestand des früheren „Wiesbadener Fonds“ im Betrage von \mathcal{M} 500 (nach Beschluss des „Spezialausschusses“), — ferner \mathcal{M} 750, welche der Direktor des Leipziger Stadttheaters, Herr Max Staegemann, als Ertrag der ersten Aufführung des „Lohengrin“ unter seiner Direktion bereits im August v. J. dem soeben gegründeten Fonds hatte zugehen lassen, — sodann eine Gabe von \mathcal{M} 200 seitens des Herrn Rudolph Rosenlehner in München, drei Spenden von Ungenannten im Betrage von \mathcal{M} 1000, \mathcal{M} 500, \mathcal{M} 50, und \mathcal{M} 120 übermittelt durch Herrn A. Gebhard in New-York.

Weitere Gaben für den Fonds nimmt entgegen

April 1883.

Friedrich Schön, Worms.

Das nächste Heft erscheint im Juli.

Im Verlage der Redaktion.

Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Zur Frage der „nationalen Erziehung“,

eine Bayreuther Studie

von

Bernhard Förster.)*

Die Redaktion d. Bl. ist von ihrem ursprünglichen Plane zurückgekommen, aus der nachfolgenden grossen Arbeit nur Dasjenige in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen, was sich ausdrücklich und allgemein-ersichtlich in dem Rahmen einer „Bayreuther Studie“ hält, und alles darüber hinausgehende Detailwerk idealistischer Phantasie, wie es zumal in dem letzten Theile bemerkbar hervortritt, für den von dem Verfasser selbst gewünschten Separat-Abdruck seiner Arbeit zu versparen. Es erscheint uns denn doch unthunlich, das durchaus als ein Ganzes, als Gesamtbild Erschaute und Gedachte so schlechtweg zu zerreißen und auf ein gewisses Mittelmaass der Anschauung zu beschränken, nur um die Gefahr eines Nicht-verständnisses von vereinzelt Lesern fern zu halten, welche von der gewöhnlichen Zeitungs-
lektüre her glauben möchten, wir wollten hier etwa ein allerneustes „politisches Partei-Programm zur sozialen Reform“ als Bayreuther Studie ausgeben. Wie es gemeint ist, und weshalb gerade wir es uns vielmehr zur Pflicht machen müssen, deutsche Männer unseres Kreises im besten Sinne „zu nehmen, wie sie sind“, und sie frei und offen zu uns reden zu lassen über ihre muthigsten Ideen und edelsten Ideale, welche in dem tiefen Grunde unserer echtheimathlichen Gemüthswelt wurzeln: das haben wir in dem ersten Hefte d. J. bei der Ankündigung der „Parsifal-Nachklänge“ unseres Freundes bereits ausgesprochen; und wir können heute, da wir unser dort gegebenes Versprechen weiterer Veröffentlichungen einlösen, die Leser nur wiederum darauf zurückverweisen.

Die Red. d. „B. Bl.“

Da gerade die allergebrauchtesten Begriffe nicht selten auch die verbrauchtesten und begriffensten, selbst abgegriffensten sind, so erscheint es wohlgethan, sich bei erneuter Anwendung derselben mit seinen Lesern über den Umfang zu verständigen, den man ihnen zu geben beabsichtigte. Leben wir doch zumal in einer Zeit, da man sich häufig über die allereinfachsten Begriffe erst verständigen muss! — Zögern wir also nicht, die sehr elementar scheinenden Fragen zu beantworten: Was heisst „Erziehung“? — Was muss uns der Ausdruck: „nationale Erziehung“ bedeuten? —

Unter „Erziehen“ verstehen wir das „Emporziehen“ aus dem Zustande roher, ungebändigter Natur zu stilvoller Grösse und Kraft, aus Dumpfheit, Verworrenheit und Befangenheit zur Klarheit, Schönheit und Sicherheit, kurz von gegebenem Material und natürlichen Anfängen aus zu dem Voll-

*) Der kundige Leser wird mit Leichtigkeit wahrnehmen, dass Lagarde's unvergleichliche Ansätze über den nämlichen Gegenstand im 1. u. 2. Bande seiner „Deutschen Schriften“ von dem Verfasser der vorliegenden Studie gekannt und eifrig benutzt worden sind. Dass diess geschehen ist, erscheint dem Verfasser als ein Hauptvorteil dieser Studie. Auch nach Lagarde indessen meinte er das bedeutungsvolle Thema in seiner Weise und in seiner Mundart behandeln zu sollen, setzt aber eine Kenntniss der genannten „Deutschen Schriften“ bei Allen, welche sich für diess Thema interessiren, voraus.

kommensten hin, dessen das jedesmalige Objekt fähig sein mag. Dieses Höchste, zu dem wir gelangen möchten, pflegen wir unser *Ideal* zu nennen; wir verstehen somit unter dem Ideale etwelcher Erscheinung diese Erscheinung auf der denkbar höchsten — obzwar niemals erreichten — Stufe ihrer Entwicklung ohne die in der Wirklichkeit unvermeidlichen Mängel und Abnormitäten. Das Ideal eines Menschen zeigt uns denselben in der denkbar vollkommensten Weise veredelt und verklärt, vertieft und erhöht. Jemanden erziehen soll somit für uns bedeuten ihn nach Möglichkeit entwickeln und der höchsten Form der Veredelung, Kräftigung und Verklärung seines Wesens entgegenführen. Alle angewandten Erziehungsmittel müssen sich diesem Plane direkt und ungezwungen einordnen.

Nunmehr wird uns der Ausdruck „nationale Erziehung“ bedeuten müssen: Erhebung der Nation zu ihrem idealen Zustande, und als Mittel hierzu die Erhebung des Einzelnen zu seinem Ideale; dieses letztere würde sich zu jenem gedachten vollkommenen Zustande seines Volkes verhalten, wie Glied zu Gesamtorganismus.

In welcher Weise wird nun ein solches Emporziehen zu denken sein? — Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns das Bild jenes vollkommenen Zustandes herzustellen suchen; und um dieses zu können, haben wir uns zunächst nach etwaigen Objektivirungen jenes Ideales umzusehen, also nach den grossen menschlichen — gleichviel ob geschichtlichen oder poetischen — Beispielen zu suchen, welche von jeher als wirkungsvollstes und nachdrücklichstes Erziehungsmittel gegolten haben und allezeit gelten werden. Weist die deutsche Sage, Kunst, Wirklichkeit Gestalten auf, in denen sich die Art unseres Volksthumts so erkennbar, so umfassend und mustergiltig ausgeprägt hätte, dass jene Gestalten uns als ein Stück komprimirt und verklärten Deutschthums erschienen, und uns somit das Verständniss unseres eigenen Wesens erschlossen, oder es doch erleichtern könnten? Haben wir solche Vorbilder? Wir werden sie weiterhin zu suchen haben, glauben aber schon hier behaupten zu dürfen, dass uns Deutschen ebensowohl wie anderen Nationen mit bestimmt ausgeprägtem Typus durch ihren Mythos, ihre Poesie und Geschichte solche Ideale hingestellt werden. Jeder Grieche wollte etwas von dem Wesen des Achilleus, des Hektor und des Odysseus, jeder Athener je etwas von dem des Solon, Themistokles, Alkibiades haben; auch der Jude bildet sich bewusst oder unbewusst nach seinen Idealen, mögen sie ihm die Erzväter des alten Testaments, die Weisen des Talmud, oder die Börsenkönige der Neuzeit sein.

Für uns Deutschen würde somit ein Theil der vorliegenden Aufgabe — die Feststellung des Begriffes „nationale Erziehung“ — darin bestehen müssen, jene Beispiele in der Sage, Kunst oder Wirklichkeit unserer Rasse aufzufinden und sie begreiflich zu machen. Ramses, Salomon und Nebukadnezar stehen uns ferner als Kyros und Açoka, diese ferner als Scipio der Jüngere und Miltiades; selbst die letztgenannten sind uns nicht intim

genug, um uns als Beispiele schlechtweg dienen zu können. Wie finden wir diese letzteren also? Wie berichtigen wir unser Urtheil, wie halten wir unsere Auswahl frei von folgeschweren Irrungen? Vorsicht ist hier wahrlich nöthig; denn wie hat man sich schon vergriffen! Wie „wunderliche Heilige“ sind dem deutschen Volke schon als seine „Ideale“ angepriesen worden! — Welche undeutschen Mannesseelen hat es sich schon zu seinen „Vertretern“ gewählt! — Um ganz sicher zu gehen, wenn wir uns über den Inhalt unseres eigenen Wesens bewusst werden wollen, bietet sich uns nur der Eine Weg: die Beobachtung unserer eigenen Geschichte; — und wir beschreiten ihn um so lieber und hoffnungsvoller, als wir modernsten Deutschen, die wir den normalen Gang der naturgemässen Entwicklung längst verlassen, die wir aufgehört haben, naiv zu sein, überhaupt nicht anders als durch Rückblicke in unsere Vergangenheit uns auf unser eigenes Wesen zu besinnen und sichere Ziele für die Zukunft zu gewinnen im Stande sind.

Es bieten sich uns somit zur Feststellung dessen, was wir „Ideal des deutschen Volkes“ nennen, zwei einander ergänzende und korrigierende Wege. Wir steigen in den Schacht der deutschen Geschichte, um eine Anschauung von dem Wesen des deutschen Volksthum zu gewinnen; wir beobachten ferner jene Typen, in denen dieses Wesen bisher seinen vollkommensten, giltigsten Ausdruck gefunden zu haben scheint, und messen sie an dem so gewonnenen Maassstabe.

Versuchen wir es, diese beiden Wege zu beschreiten!

Von der Zeit an, da deutsche Stämme zum ersten Male, erkennbar für uns, auf der Weltbühne aufgetreten sind, bis zu unsern Tagen, sind etwa 70 Geschlechter einander gefolgt: was diese gelitten und gethan, gefehlt und gebüsst, zerstört und aufgebaut haben, — das ist deutsche Geschichte. Wir kennen diese letztere nur fragmentarisch, aber das, was wir wissen, scheint uns zu folgenden Urtheilen zu berechtigen: Der Deutsche hat eine ziemlich starke und deutlich erkennbare Anlage zur Passivität — er „lässt es an sich kommen“; er arbeitet und entwickelt sich langsam, oft schwerfällig. Vieles von dem, worauf Wälsche und andere Völker Werth legen, vor Allem hinsichtlich der äusseren Form, giebt er gern Preis; einzelne Schätze aber bewahrt er sich als ein Unantastbarstes: wer sie zu verletzen Miene macht, dem tritt er mit grimmigem Muthe und kühner Aufopferungsfähigkeit entgegen. Seine Art ist es, sich in das Wesen der Dinge mit Ruhe, Laune und Liebe zu vertiefen, die Natur zu belauschen und den Menschenherzen, auch der Seele der Thiere und Pflanzen ihre Geheimnisse abzulesen, und der Lösung dieses Räthsels eine eigenste Form zu geben. So wird er zum Philosophen, zum Dichter, zum Sänger. Er ist willig zum Lernen, ja es ist Gefahr, dass er zu viel und zu vielerlei lerne! Gern schaut er sich nach vielen, selbst nach allen Seiten um, und sucht, was er sich innerlich aneignen könne. So wird die Wanderlust zu einem Merkmale seines

Wesens, und fast allerorts auf der Oberfläche des Planeten ist er anzutreffen. Nicht immer vermeidet er die Gefahren dieser Allseitigkeit, und seine Ubiquität und Universalität äussert sich wohl auch als Charakterlosigkeit. Mit den übrigen reineren Zweigen des arischen Stammes trägt er das Merkmal desselben, den Idealismus des Lebens und der theoretischen Weltbetrachtung: wir bemerken an ihm das rastlose, mühevoll streben, sich dem Geiste seiner Rasse gemäss zu veredeln und seinen heimischen Göttern mit Ehrlichkeit, Treue und Bescheidung zu dienen. Hierdurch vor Allem trennt sich sein Wesen aufs schärfste von dem der götzendienerischen und listigen Semiten, die er somit aus Treue und Wahrhaftigkeit von sich abzuweisen sich verpflichtet fühlt. Dieses allgemeine Merkmal des Arierthums, die Antipathie gegen Semitismus, trägt der Germane in hervorragender Weise zur Schau. — Sein äusseres Leben ordnet er gern so, dass er vorzugsweise in Gruppen und Gemeinschaften handelnd und thätig vorgeht, — nachdem er einsam sich gesammelt und seine Gedanken und Pläne gefasst hat. Die Sippe, die Geschlechts-, Gau-, Stammes-Genossenschaft, die Gefolgschaft, der Bund, die Zunft, so und ähnlich sind die Formen, die er sich schafft, um sich in Thaten und Werken zu äussern. —

Schon jetzt können wir angeben, in welchen Verkörperungen der Kunst und in welchen Gestalten der Wirklichkeit wir die hier angedeuteten Merkmale deutschen Wesens finden. Der Deutsche trägt Züge des Dietrich von Berne und des Siegfried des Heldenliedes, des Dürer'schen Ritters, des Goethe'schen Götze, Wilhelm Meister und Faust, des Wagner'schen Hans Sachs, Siegfried, Wanderer und Parsifal. Von den wirklichen Menschen zeigen uns etwa Dürer und Bach, Goethe und Wagner, Beethoven und Schiller, Friedrich II und Winckelmann, Stein und Bismarck, Kant und Blücher, E. M. Arndt und J. Grimm u. A., — Jeder von ihnen in seiner Weise mehr oder minder bedingt, durch ihr Sein, ihr Thun, und ihr Wirken, was „Deutsch“ ist. — Dafür wollen wir ihnen aus vollem Herzen danken!

Nun müssen wir jedoch dem wesentlich hellen Bilde auch die Schatten aufsetzen; mit Verdruss und Schmerzen haben wir zu verzeichnen, dass diesen Eigenschaften recht erhebliche Laster entsprechen.

Der tapfere Muth ist zwar dem Deutschen nie abhanden gekommen, nur artet er wohl jeweilig in wilde Rauflust aus: es waren Deutsche, welche am Ende des Mittelalters in aller Herren Dienste ihre Kraft und ihr Blut dem Meistbietenden zur Benützung überliessen, ohne die Sache, für welche sie sterben wollten, zu untersuchen: diese Reisläufer, die wir gerade in den letzten Jahrzehnten unter uns wieder kennen gelernt haben, würde Wotan nicht an seinen Tisch entboten haben; — ihnen reichen die Wunschwädchen niemals das Methhorn! —

Wenn wir die Treue der heutigen Deutschen gegen ihre heimischen Götter, den festen Glauben an ihre Ideale gern rühmen, so müssen wir uns auch mit Beschämung daran erinnern, dass mannigfache fremde Götter als

da sind: Baal, Moloch, Jahveh, Apollon u. A., bis herab zum A-theos, viele Verehrer unter uns haben, und dass der Kultus des goldenen Kalbes — der doch wahrlich nicht deutschen Ursprungs ist! — gegenwärtig im Lande Wotans vielleicht der verbreitetste ist.

Sein grübelnder Sinn verführt den Deutschen wohl auch zur Einseitigkeit, und die Freude am minutiösen Detail lässt ihn häufig genug nicht zu den grossen und kühnen Konzeptionen gelangen, deren er fähig ist; sein Gesichtskreis verengt sich, er wird befangen und unschön.

Wie oft ist nicht schon seine Passivität in schlimme Trägheit ausgeartet? Was ist es denn anders als Trägheit des Denkens und die aus ihr folgende Stumpfheit des Urtheils, was jenen grauenhaften Philistersinn erzeugt hat, der gegenwärtig wohl die böseste und auffallendste Krankheit unseres Volkes bildet?

Der deutsche „Idealismus“, dessen wir uns gerne rühmen, verliert sich nicht selten, anstatt sich an grossen Gestalten zielbewusst aufzurichten, in nebelhaft verworrene Gebilde und umarmt die Wolke statt der Göttin, — die Kinder solcher Ehe sind dann freilich der Eltern werth!

Die Ein- und Unterordnung in das Gemeine Wesen endlich hat einen beständigen harten Kampf mit dem alten Nationallaster der Halsstarrigkeit und Unbotmässigkeit zu bestehen: wie schwer hält es doch oft, den Deutschen zu seinen Pflichten gegen Volk und Gesellschaft zu zwingen. —

Wir haben es versucht ein vorläufiges, ungefähres Facit aus der Deutschen Geschichte zu ziehen: sind wir auch sicher, dass uns nicht Willkür, sondern Nothwendigkeit geleitet hat? Wir müssen, um jene vorläufig gegebenen Urtheile für uns selbst und Andere verbindlich zu machen, den wunderlichen und vielverschlungenen Gang durch diese Volks-Entwicklung antreten. „Schärfe Deine kräftigen Blicke, hier durchschaue diese Brust: sieh' der Lebenswunden Tücke, sieh' der Liebeswunden Lust!“ — so scheint uns der universellste Sohn unseres Volkes im Namen desselben zuzurufen. —

Da erkennen wir im ersten Morgengrauen unserer Volksgeschichte die Goten, Franken, Alamannen u. A. an den Grenzen einer ihnen völlig neuen Welt stehen, und mit neugierig erstaunten Blicken in die Wunder der römisch-hellenischen Kultur schauen. Aber warum zögern sie so lange, zuzugreifen? Dass diese Welt dem Tapfersten und Stärksten gehöre, wussten sie doch schon, seitdem Konsuln und Cäsaren ihre Kriege ohne Hilfe germanischer Reisige nicht mehr zu führen vermochten. Es bedarf erst noch der unhöflichen Aufforderung jener hässlichen tatarischen Reiterschaaren, um die Germanen zu ihrer grössten geschichtlichen That zu nöthigen. So dringen sie endlich nach langem Zögern in den morschen und bereits zerbröckelten Koloss des Römerreiches ein und machen es sich dort in ihrer Weise bequem. In dem Kampfe mit semitisch-romanischer Zivilisation, byzantinischer Tücke, afrikanischem Klima, der Unbotmässigkeit ihres eigenen Wesens geht ein grosser Theil der tapfern Heldensöhne, unter ihnen viel-

leicht die tüchtigsten und besten, zu Grunde; andere bilden einen Zusatz frischen Blutes für müde gewordene keltisch-romanisch-semitische Nationen, die nun erst wieder die Kraft zum Leben finden. Auf dem Kontinente bleiben nur fünf Stammesgruppen diesseits der Alpen und des Wasichenwaldes in Sprache und Sitte germanisch; eine dieser Gruppen hat sich sogar noch den Glauben der Väter erhalten, bis Karl auch diese zur Taufe zwingt. Der Versuch desselben kühnen Herrschers alle germanischen, romanischen, keltischen Völker des Kontinents zu einer Staatseinheit zusammenzuschweissen, wobei ihm das Casarenthum der Römer als verderbliches Vorbild diente, war zum Glück ohne dauernden Erfolg. Wiederum waren jene fünf wesentlich unvermischt-germanischen Stämme auf sich angewiesen. War es die Furcht vor den Feinden im Norden, Süden und Osten — doppelt gefährlich in ihrer zentralen isolirten Stellung —; war es der Trieb nach Einigung, einer jener Instinkte, wie sie die Vorsehung in entscheidenden Momenten einzugeben pflegt, kurz jene fünf germanischen Stämme kommen aus freier Entschliessung dazu, fortan nicht ein jeder nur seine eigenen Pfade zu gehen, sondern eine gemeinsame Reichseinheit mit einem Könige an der Spitze herzustellen. Die Schwaben und Alamannen, die Baiern, die Franken mit den Chatten, die Lotharingier, die Sachsen mit den Friesen und Hermunduren erkennen freiwillig in einem sächsischen Edelen ihr Oberhaupt, ihren König und nennen sich nun erst in ihrer Gesammtheit mit dem Namen „Deutsche“.

Es ist bemerkenswerth, dass wir von jener Zeit, also vom 10. Jahrhundert an, eine noch emsigere und allseitigere Arbeit des Geistes, der Phantasie, der Hände erkennen können. Nachdem die besten Kräfte dieses Volkes sich schon lange Zeit — treu der ursprünglichen Eigenart arischer Stämme — an tiefsinniger Gedankenarbeit, an poetischen Schöpfungen höchsten Werthes versucht und ihren Sagenstoff so grossartig gruppirt, so kühn und geistreich gestaltet hatten, wie nur irgend ein anderes Volk der arischen Sippe, so beginnt jetzt eine rege Bethätigung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Kräfte, welche sie bis dahin hatten ruhen lassen. Wissenschaft freilich bedeutete für sie noch nicht Erkennen und Ergründen der Natur in allen ihren Erscheinungen, auch noch nicht Erforschen der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit; es bedeutet zuvörderst ein ängstlich zögerndes Verarbeiten des ihnen durch den neuen Glauben dargebotenen Stoffes, mit verkümmerten Resten der alten Kultur. Frischer und unbefangener war ihre Bethätigung in der Kunst des Raumes und der Form, welche ihnen, wie stäts den Ariern, erst in zweiter Reihe, nach den poetischen und philosophischen Schöpfungen kam. Hier erweisen sie sich als lernbegierig und lernfähig im höchsten Grade. — Wird unser Volk jemals die Frische und Selbständigkeit wieder erlangen, mit der es sich vor 900 Jahren eine eigene Raumform für den Kirchenbau zu schaffen wusste und eine nationale Bilderei begründete? Man vergleiche die ältesten

romanischen Kirchenanlagen in Niedersachsen mit der altchristlichen Basilika der Lateiner: wohl musste diese letztere jener vorangehen, — aber wie neu, frisch und jugendlich ist hier alles! Und nun gar die Bildnerei! Sollen wir nach einem Besuche etwa des „National“-Museums in Berlin nicht mit Schmerz und Neid auf das Verhalten unsrer Väter schauen, die um das Jahr 1000 im Schweisse ihres Angesichts die Bernwardssäule und die Domthüren von Hildesheim schufen, um 250 Jahre später Arbeiten zu liefern wie die köstlichen Passions-Reliefs am westlichen Lettner des Naumburger Domes u. A.? —

Die Stimme des fröhlichen Sängers, des grübelnden Dichters war über diesen Arbeiten keineswegs zum Schweigen gekommen. Zwar jener Niederschlag des geschichtlich Erlebten, poetisch Erschauten und metaphysisch Ergründeten, den wir Helden- und Göttersage nennen, er klang nur noch dunkel und wenig verständlich an das Ohr des neu gewordenen Geschlechtes; das Lied von der „Nibelunge Not“ zeigt, wie den Sängern des 12. Jahrhunderts die Verbindung mit den altdeutschen Gottesbegriffen und der urarischen Naturauffassung schon fast völlig abhanden gekommen war. Man entnahm die Stoffe mit Vorliebe den romanischen und keltischen Sagenkreisen, verstand es aber sie in deutschem Sinne umzuprägen. Die liebevolle Beobachtung der eigenen heimischen Natur erfreut uns an Walther und Anderen, ebenso wie wir mit Befriedigung erkennen, dass nach dem Jahre 1200 die Baumeister und Steinmetze endlich die Nachbildung des völlig verkümmerten Akanthusblattes zu Gunsten des deutschen Wein- und Eichenlaubes aufgaben.

Man hatte viel gelernt, von allen Seiten auf sich wirken lassen, und war in künstlerischem Empfinden sich treu, war „deutsch“ geblieben.

Irungen folgenschwerster Art zeigen sich hingegen in den jugendlichen Formen des neuen deutschen Königthums. Abermals trat das Gespenst des römischen Cäsarismus blendend vor die Sinne der sächsischen Ottonen — sie erlagen der Verführung. Da sie deutsche Könige hätten sein können, wollten sie lieber römische Cäsaren heissen, während sie gleichzeitig ihre wichtigste Aufgabe, Schutz und Erweiterung der Ostmarken, preisgaben. Diese Anlehnung an Rom, diese verderblichste Untreue, stützte und beförderte die „römische“ Kirche in jeder Weise: sie war eben schon frühzeitig römisch geworden und trotz ihrer Verpflanzung auf den Boden germanischer Völker im Wesentlichen römisch — also halb semitisch — geblieben. Unter ihren Fittigen begann auch gleichzeitig, zunächst zögernd, dann immer schneller, das Einströmen der undeutschen — semitisirten — Rechtsformen in unser gutes heimisch-nationales Recht. Einen recht erheblichen Theil der Wohlthaten, die wir Deutschen jener Kirche verdanken, hat sie durch diesen Schaden wieder ausgeglichen! Vergeblich wartete das deutsche Volk auf den Hercules, den Theseus, den Siegfried, der mit diesen fremden Ungethümen aufgeräumt hätte; — aus Mangel an einem Manne

mit reinem, klarem Willen, mit grossem, weitem Blicke ging die so glücklich inaugurierte mittelalterliche Kultur, bevor sie noch zur Reife gelangt war, zu Grunde. *Uns fehlte damals das Genie!* —

Und wäre unser Volksthum in seinen mittleren und unteren Schichten gesund geblieben! Aber auch dort allerwärts krankhafte, unnatürliche Erscheinungen. Weder die auf die römische Provinzialverfassung gepflanzten Formen der kirchlichen Hierarchie, noch der aus der Gefolgschaft sich entwickelnde Feudalismus können als gesunde, der deutschen Natur konforme Bildungen angesehen werden. Erträglich waren beide, solange der dem Prälatenstande angehörige Adel patriotisch und entsagend, das Verhältniss der Ritter und Fürsten zu den Hintersassen und Eigenholden menschlich-edel, dem Geiste des Evangeliums entsprechend war. Als aber Treulosigkeit und Selbstsucht sich jener, Herzenhärtigkeit und Rohheit sich dieser bemächtigte, das zum Kaiserthum entartete Königthum immer mehr zum Zerrbilde seiner ursprünglichen Gestalt wurde, da brachen Zustände über Deutschland herein, so unwahr, so unnatürlich, so grauenhaft, dass man den damals immer von Neuem wieder auftauchenden Glauben recht wohl versteht: das Ende aller Dinge sei herbeigekommen.

Der christliche Glaube, die „frohe Botschaft“ von der Erlösung der Welt und der Gotteskindschaft, schien zu versagen; er hatte aufgehört, ein Tröster der Armen und Hilflosen zu sein. Die Deutschen hatten sich diese neue Lehre nur erst äusserlich angeeignet, noch weit davon entfernt, sie zur Grundlage ihres inneren Lebens, zum Kern ihrer ethischen Weltauffassung, zur Norm ihres thätigen Lebens zu machen. Was ist — abgesehen von vereinzelt grossartigen, tiefreligiösen Persönlichkeiten — an dem spätern Mittelalter, wie wir es in Leben und Thaten kennen lernen, christlich?

An Einer Stelle erhielt sich gesundes deutsches Volksthum. Die im Schutze der Burgen zusammengedickelten Bürger, die deutschen Patrizier der ehemaligen römischen Kolonien am Rhein und an der Donau, die in Zünften geeinigten Handwerksmeister und -Gesellen haben das Verdienst, gegenüber dem verfaulten Mönchthum, der abgefallenen Geistlichkeit, der verdorbenen Ritterschaft, den unglücklichen Bauern — den Gedanken des deutschen Wesens und der deutschen Kultur etwa 200 Jahre lang wesentlich allein festgehalten und bewahrt zu haben. Dann verfielen auch sie. Isolirt und abgeschnitten von den übrigen Mächten des Volkes, zur Unnatur des Städtelebens verurtheilt, konnten sie nur als Aushilfe dienen, kein dauerndes Leben führen.

An einem Gefühl für diesen krankhaft unnatürlichen Zustand, an Versuchen der Heilung fehlte es nicht; sie missglückten sämmtlich. Was Maximilian, Luther, Karl V, Sickingen, die empörten Bauern thaten, zeigt theilweise guten Willen und Kenntniss des Uebels; aber dem Einen reichen die Kräfte nicht aus, dem Andern fehlt das positive Ideal, oder sie

vergreifen sich in den Mitteln. Luther, eine besonders energische und deutschempfindende Natur mit bewundernswerthem Gefühle für das Volksthümliche und Vaterländische, erwies sich wahrhaft gross im Kämpfen und Protestiren; als er über das Negative hinaus zum positiven Schaffen übergehen sollte, fehlten ihm die grossen giltigen Gesichtspunkte; — er war Mönch geblieben. Im Besitz der Fähigkeit für liebenswürdige Einzelleistungen hatte er nicht die Kraft, den Neubau an der Stelle der durch ihn mitgeschaffenen Ruine zu beginnen. So blieb der Mann, welcher die bis dahin gültig gewesenen Autoritäten, Papst und Konzilien verworfen hatte, bei dem Satze stehen: Die Bibel sei unsere Norm, — diese Bibel als ein Ganzes, ein unantastbarer Fetisch unter förmlicher Gleichstellung der paulinischen Briefe und des alten Testaments mit den Evangelien! Luther selbst war klar und gesund genug, diese Unterschiede persönlich noch zu machen, aber er hat nicht verhindert, dass die geistig verarmte Kirche, welche sich nun nach ihm nannte, etwa das Buch Esther und das Evangelium Johannis auf Eine Linie stellen konnte. Ebenso bestimmt tritt Luther's Mangel an positiver Kraft bei seiner einseitig verderblichen Be- und Verurtheilung der aufständischen Bauern hervor. Was hätte er Segensreiches leisten können, wenn er nur Eine Ader des Solon von Athen, des Freiherrn von Stein gehabt hätte!*)

Es sind diese verhängnissvollen Mängel, welche bewirkt haben, dass dem unchristlichen und undeutschen, sich mit Unrechte nach dem deutschen Manne nennenden Lutherthume gegenüber das noch undeutschere, unchristlichere *Jesuitenthum* auftrat und sich mächtig ausbreitete, — ein semitisch-romanisches Kunstprodukt, gegründet und geleitet von gewaltigen Verstandeskraften nicht ohne moralische Macht. Wer aber nun heute gern ein von der Gesammtheit und dem Staate anerkannter, von der Menge gebilgter, kirchlich-frommer Christ sein will, der muss sich an eine dieser beiden falschen Formen halten, — denn dass er sich zum „Protestantenvereine“ oder zum „Altkatholizismus“ bekenne, das ist doch ganz und gar nicht zu verlangen! Zum Glück liegt das echte evangelische Christenthum nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich, in den Händen der ordinirten Staatsdiener, welche sechs Semester jene „Theologie“ studirt haben. Es sind ziemlich vereinzelte, zum Theil wohl gar als Ketzler verschrieene Seelen, welche es pflegen und festhalten; ob unser „Volk“ es noch einmal lernen wird, sich als ein christliches, nicht zu nennen, sondern zu empfinden, ist schwer zu sagen; fast will es scheinen, als ob ein Theil dieses Volkes sich seine Religion bereits in Gestalt der Sozialdemokratie zurecht gemacht habe, — sie ist danach! — Wir fühlen nicht den Beruf, jedenfalls nicht die Aufgabe, irgend Jemandem Vorwürfe zu machen; verdient hätte dieselben das Volk mit seiner Sozialdemokratie weit weniger, als der Staat mit seinen aus poli-

*) Man vergleiche hierzu den Aufsatz: „Luther und die Bauern“ von H. v. Stein, Bayreuther Blätter 1882, IV.

tischer Unnatur hervorgegangenen Gesetzen und Einrichtungen, die Kirche mit ihrer zünftigen „Theologie“, welche das Wort des Trostes nicht rechtzeitig an das Ohr der Verkümmerten brachten, und wir selbst, die Gesellschaft der „Gebildeten“, die wir zur That der Liebe nicht rechtzeitig die Kraft fanden.

So ist es gekommen, dass die Erhebung der deutschen Nation im 16. Jahrhundert, welche einen so hoffnungverheissenden Anlauf nahm, im Sande verlief, und wie jede gescheiterte Reformbewegung zum Unheil ausschlug. Das Unglück, welches der fünfte Karl und die Jesuiten und die Humanisten und die Lutheraner — wohlverstanden nicht Luther! — über unser — nicht ihr — Volk gebracht haben, ist noch jetzt nicht gesühnt. Seit jenen Leidensjahren waren wir rathlos und völlig desorientirt. Und wenn es eben jetzt bisweilen den Anschein hat, als gesunde unser Volk, die Spuren der schweren kaum überstandenen Krankheit sind in dem matten Blicke, den unsicher tastenden Schritten, der zitternden Stimme des Rekonvaleszenten noch recht wohl zu erkennen. Die Deutschen haben Mühe, einander nur zu verstehen; oft scheint es, als sprächen sie verschiedene Sprachen.

Trotz diesem unnatürlichen Verlaufe unserer Entwicklung, erhielt sich unser Wesen; die noch nicht gebrochene arische Kraft unseres Volksthumes erzeugte Persönlichkeiten, in denen jenes verkörpert und neugeboren erschien. Es sind Individuen, denen seither Deutschland sein Bestehen verdankt. Die thätige, die schaffende, die handelnde Seite des menschlichen Wesens tritt uns plötzlich aus allem dem gleisnerisch Fremden, aus aller verlockenden Götzendienerei, aller einheimischen Verkümmern in leuchtenden ganz persönlichen Einzelercheinungen hervor: der Held von Fehrbellin protestirt gegen die Fremden mit der That, der Kantor an der Thomaskirche im Lande des allerundeutschesten Fürsten protestirt mit dem erhabensten Kunstwerke gegen das Undeutsche in der Kunst, Friedrich Wilhelm I zeigt uns in barbarisch-philisterhafter Umgebung einer langweilig charakterlosen Landstadt Deutsches Familienleben: er protestirt durch sein Handeln und Leben gegen die von „Deutschen“ Herzögen, Prälaten und Edelleuten geübte Prostituirung Deutschen Lebens und Wandels. In der *Brüdergemeinde* endlich tritt uns wieder eine annähernd evangelische Form des Christianismus entgegen, die sich um das Priestergezänk der „Konfessionen“, um jene „Dogmen“ nicht kümmerte und die Religion der Liebe und der Selbstverleugnung durch die That bewährte, — „praktisches Christenthum“ übte, ohne doch mit solchen Schlagworten zu prahlen.

Diese Beispiele waren nicht verloren, doch wirkten sie zunächst nur langsam, vielfach indirekt. An dem, was schliesslich in Moral und Gesinnung, in Thun und Können, in Wissen und Glauben gewonnen ward, hat die Masse des Volkes nicht nur kein Verdienst, sondern der „gebildete“ Tross that was er konnte, um die Arbeit jener Einzelnen zu hemmen und zu verdunkeln. Nur Eine grosse Ausnahme: die Erhebung von 1813!

Denken wir uns immerhin Stein, Scharnhorst, W. v. Humboldt, York, Blücher etc. weg aus jenem nicht genug zu preisenden Jahre — der die Massen belebende Geist bleibt bestehen! Es war jener rettende Instinkt, der plötzlich aus dem Schlummer emporfährt und erkennt: „Noch Ein Schritt weiter, und Alles ist verloren!“ Dann verwandelt sich die behagliche Passivität der Germanen in Berserkerwuth, und wir erleben Scenen wie die bei Hagelsberg, Dennewitz, Möckern. Ob schwere Bedrängung unseres Wesens, durch fremde Elemente, wie wir sie jetzt erdulden, eine ähnliche innere Erhebung zur Folge haben wird? Möchten wir es erleben!

Somit sind es jene vereinzelt Neubildungen, welche uns die tröstliche Gewissheit verschaffen, dass allen Unglücksfällen zum Trotz der innerste Kern des Deutschthums noch unzerstört und triebkräftig sei; und uns gleichzeitig mit der frohen Hoffnung erfüllen, es könne sich von da aus auch über die schon abgestorbenen Glieder noch einmal frisches Leben verbreiten. Bis jetzt freilich haben jene hoffnungerweckenden Neugestaltungen des deutschen Wesens insofern etwas Isolirtes und Fragmentarisches, als sie noch ohne wesentlichen Einfluss auf die Gesamt-Entwicklung unseres Volkthums gewesen sind. Noch sind wir in der Irre, und möchten doch so gerne die Heimath finden; noch sind wir krank, und möchten doch so gerne gesunden!

Es mag sich dieserhalb empfehlen, die oben erwähnten Beispiele thätigen und erfolgreichen Emporcaffens etwas schärfer zu betrachten und das Wesentliche jener Erscheinungen zu prüfen, um von ihnen zu lernen, was uns Verirrten schon einmal geholfen hat.

Wie könnten wir ohne freudigste Rührung auf die politische und soldatische Bethätigung germanischer Kraft und Umsicht inmitten einer Zeit der Schwäche und Entfremdung blicken, auf Oesterreichs mannhafte Erhebung unter dem Prinzen Eugen und auf Brandenburgs Erstarkung unter den Hohenzollern, welche letztere sich in beachtenswerthem Widerspruch gegen die Einwendungen der Theoretiker und die üblen Prophezeihungen der Neider vollzog? Oesterreich zwar sank wiederum von der erreichten Höhe zurück und fährt seitdem fort zu sinken. Es ist auf dem geraden Wege der schlimmsten aller Sklavereien, der Judenknechtschaft zu verfallen. Aber die Preussische Kraft hat seit nunmehr 70 Jahren die Deutschen nach allen Richtungen hin geschirmt, sie politisch geeinigt und ihnen das wohlthuende Gefühl der physischen Stärke gegeben. Allerdings hat das Zustandekommen der Hohenzollern-Monarchie und ihre Kraftbethätigung nach Innen und Aussen einen ziemlich bizarren Zug: der zertrümmerte Baumstamm, welcher an einer Stelle wieder ausschlägt, hat nicht das ebenmässige natürliche Aussehen eines aus dem Kerne emporwachsenden Schosses. Aber denkbar ist es, dass dieser noch an die alte Krankheit mahnende, derb-bizarre, einseitige Zug sich allgemach verwische. Jedenfalls waren es echt deutsche Eigenschaften, welche vor 2 Jahrhunderten in der rauhen

Nordostmark unseres Volkes zur Geltung gelangten und die Neubildung des germanischen Staates ermöglichten. Die reckenhafte Tapferkeit der Markgrafen selbst, ihres nur mit Mühe gebändigten und kultivirten Adels und der Grenadiere; — ferner die Strenge der Pflichterfüllung, die Unterordnung unter die Gebote des Gemeinwohls. Jenes höchste aller Königsworte: „*Ich bin der erste Diener meines Staates*“ und die Bethätigung desselben durch Friedrich selbst und seinen Vater, sowie die Weiterwirkung auf die Masse der Bevölkerung ist eine Aeußerung deutschen Pflichtgefühls, dessen Wiedererweckung somit Preussen in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Ja, wir können den Grund dieser tröstlichen Erscheinung noch tiefer suchen und sagen, dass die Eigenschaften des Muthes und der Treue, welche dem zerstörten staatlichen Leben der Deutschen wieder aufhalfen, echt arisches Gepräge tragen, wie denn auch die Neugeburt andrer Art, welche sich gleichzeitig in einem deutschen Koloniallande vollzog, die Wiedergeburt der Musik, den eigensten Charakter arischen Kunstgefühls trägt. Unter den widernatürlichsten äusseren Lebensformen schenkt Sebastian Bach seinem gemisshandelten elenden Volke die Kunst, welche sich als die ausdrucksvollste und die dem germanischen Menschen gemässeste erweisen sollte.

Abseits von Berlin und Leipzig, im Herzen der altdutschen Lande, wuchs zwei Menschenalter jünger als Bach und Friedrich Wilhelm die unvergleichlich herrliche Gestalt des deutschen Olympiers empor. Er lernte jene deutschen Kräfte nur von Ferne kennen. Wohl brachte Goethe in jugendlicher Frische dem Sieger von Rossbach und Leuthen seine ganze herzliche Begeisterung entgegen, aber später stellt er sich dem Preussenthum mit einer fast höflichen Hochachtung gegenüber. Die tiefste Bedeutung der Musik als der Herzenskündigerin und Befreierin des deutschen Volkes hat er mit dichterischem Zartgefühl geahnt, wenngleich niemals gänzlich erfasst. Für ihn war Beethoven zu spät geboren.

Und nun wollen wir mit Freude und Dankbarkeit derer gedenken, welche, auf dem gewonnenen Grunde fortbauend, dem Leben unseres Volkes Weite, Tiefe und Inhalt verliehen! — Die Reorganisation unseres staatlichen und gesellschaftlichen Lebens wurde begonnen; ein kleines Stück des Weges zum Ziele ward zurückgelegt, — ob der grosse noch übrige Theil desselben jemals wird durchmessen werden, scheint freilich zweifelhaft. Immerhin ist es ein grosser Gewinn, dass wenigstens ein Theil der fünf Stämme der neuerworbenen Kolonialländer sich wiederum zusammengefunden haben, und dass das alte Königthum in vielleicht entwicklungsfähiger Form wieder hergestellt worden ist. — Auf's allergewissenhafteste, in ungeahnt grossartiger Weise wurde das Erbe Bachs angetreten und bis auf diesen Tag verwaltet. — Der gesunde Forscherblick einer Plejade von Männern führte uns an die Quellen arischer Kunst, Sprache, Weisheit zurück und lehrte uns unser eigenes Wesen kennen und verstehen. — Wagner krönte dieses Gebäude

geistiger Arbeit, indem er seinem Volke das deutsche „Kunstwerk der Zukunft“ schenkte.

Wenn nun eine Reihe von Heldensöhnen unseres Volkes mit aller hingebenden Kraft und mit der dem Genie eigenthümlichen nachtwandlerischen Sicherheit bemüht gewesen ist, uns aus dem Labyrinth der Verirrung, aus Verkümmertheit und Entartung zur Wahrheit und Natur zurückzuführen, wenn wir vor Allem seit Richard Wagner's unvergleichlich kühnem und heldenhaftem Denken, Thun und Gestalten wiederum genau wissen, was deutsche Kunst und deutsches Sinnen, Denken und Wirken fortan zu bedeuten habe, so fehlt doch noch viel, dass die Nation schon ruhig sicheren Schrittes auf ihre Ziele losgehen könnte. Wenn eine nothdürftige Einigung des grössten Theiles der Nation wieder hergestellt ist, so stellt sich der innere Ausbau, die gesellschaftliche und gesetzliche Gestaltung dieses Nothbaues bei genauerer Betrachtung als eine äusserst kümmerliche heraus; fast scheint es, als könnte die prekäre Schöpfung über Nacht zusammenbrechen; wir erharren noch mit schmerzlicher Sehnsucht des Wagner, d. h. des „Wagenden“, der uns die frohe Sicherheit des Besitzes hinsichtlich unseres politischen Lebens gewinnen soll. Er muss kommen, „durch Mitleid wissend“, wir wollen des Erkorenen gerne harren, — aber die Zeit drängt; denn die Symptome mehren sich, dass der grosse gesellschaftliche Bankbruch der europäischen Nationen nicht mehr ferne steht; und wenn „Gott jeden Wochenschluss die Zeche machte“, so hätten wir wohl schon unsern wohlverdienten Lohn empfangen.

Doch sollten uns ja an diesem Orte die Blicke in die Zukunft noch nicht bekümmern; wir hatten den geschichtlichen Verlauf unseres Volkes geprüft und finden nun die Bestätigung des oben Aufgestellten. Die Eigenschaften unseres Volkes, welche ihm gewahrt und gekräftigt werden müssen, sind die von uns erkannten: Lust an produktiver, im Vereine mit Gleichgearteten und Gleichgesinnten ausgeführter Arbeit, — Vertiefung in das Wesen der Welt, vor Allem des Menschengeistes, — tapferer Muth, — Mitgefühl mit Menschen, Thieren, Pflanzen, — Treue gegen die Ideale. — Geben wir auch zu, dass diese Güter Zeiten lang im Vaterlande nur dem Namen nach gefunden wurden, — den Anspruch tapfer, treu, poesiereich, menschlich sein zu wollen, haben doch die Deutschen nie aufgegeben. Und wenn gerade deutsche Untreue von jenen „römischen Kaisern“ des Mittelalters bis zu den Fürsten des Rheinbundes so manches Kapitel unserer politischen Geschichte geschwärzt hat: der Name unserer Rasse sagt uns, dass wir Ehrliebende und Treue sein wollen, also auch wieder werden müssen.

Wir werden somit diejenigen Persönlichkeiten, welche jene spezifisch deutschen Tugenden in sich zum erkennbarsten und wirkungsvollsten Ausdruck brachten, als die oben gesuchten Typen und Beispiele zu erkennen und etwa zu unsern erzieherischen Zwecken zu verwenden haben. Die

ihrer „Einseitigkeit“ wegen getadelten, wollen wir keinesfalls ausser Acht lassen: wie manches Tüchtige vermag sich nur als ein Einseitiges zu entwickeln! — nur wollen wir es auch als Darstellung nur der Einen Seite unseres Wesens nehmen. Die Reihe der deutschen Männer, die wir zuvor aufgeführt, soll nicht vollzählig sein! Wir finden sie bei aller sonstiger Verschiedenheit in ihren Aeusserungen und Bethätigungen als treu gegen sich und ihr Volk, voll tapferen Muthes, somit auch wahrhaftig, ihren Idealen unterthänig, — unbekümmert, ob man es ihnen danke und lohne. Denn der Arier will, dass das Gute geschehe, das Wahre wirke, das Schöne geschaffen werde, nicht „damit es ihm wohl gehe und er lange lebe auf Erden“, sondern „um Gottes willen.“ In diesem Bewusstsein, die letzten höchsten Ziele im Auge, erkennt er den dornenvollen Pfad, den er wandeln muss, weder als unerträglich noch als zu lang. Die Deutschen zogen es von jeher vor, die eigenen heimischen Götter in Liebe und frommer Werkthätigkeit zu verehren, die fremden von sich fern zu halten, heissen diese nun Jahveh, Baal, Moloch, das goldene Kalb, Astaroth, Mithras etc. — oder selbst nur Zeus und Indra. —

Wir glauben jetzt das Wesen unseres Volksthums zu erschauen, wie es sich in dessen Entwicklung und in den grossen geschichtlichen Mustern darstellt. Der nationalen Erziehung fällt somit die Aufgabe zu, dieses Wesen der Nation zu kräftigen und zu mehren, und es mit Hilfe jener erkennbaren Beispiele in den einzelnen Erziehungsobjekten zum klarsten Bewusstsein und zum deutlichsten Ausdruck gelangen zu lassen. Die nationale Erziehung soll jeden Einzelnen, und somit das ganze Volk nach Möglichkeit gesund, treu, wahrhaftig machen; sie erfülle den Menschen mit Freude an redlicher Arbeit, stärke in ihm das Gefühl des Muthes und der Unterordnung unter das gesellschaftliche Ganze, steigere sein Mitgefühl und beseitige nach Möglichkeit die gegen dieses Wesen sich sträubenden Untugenden und Laster.

Auf welche Weise könnte eine derartige allgemeine Volkserziehung stattfinden?

Wir unterscheiden in jeglichem Volke Regierende und Regierte, Lehrende und Lernende, Führer und Geführte, mit einem Worte Erzieher und solche, welche erzogen werden sollen. Es giebt einzelne Menschen, selbst ganze Berufsarten, welche niemals völlig aus dem Stande der unmündigen Kindheit herauswachsen: diesen sollten folgerichtig auch stets Leute zur Seite stehen, deren Leitung sie sich gerne fügen, weil sie fühlen, dass sie von ihnen zu ihrem eigenen Besten geführt werden. Alles was Auktorität besitzt, über andere verfügt, nennen wir die Erziehungs- oder Regierungskräfte des Landes — beide Begriffe decken sich. Wären nun diese Regierenden bereits vorhanden, organisirt und in völligster Klarheit über Wesen und Ziele des deutschen Volksthums, hätten sie den Willen und die

Kraft, ihre Schüler dem Ideale des arischen, germanischen, deutschen Menschen entgegenzuführen, so wäre Alles in bester Ordnung. Es bedarf gar nicht ausdrücklich gesagt zu werden, dass wir noch weit von diesem Zustande entfernt sind! Indessen ist unsere Forderung keinesfalls neu, sondern sie trifft wörtlich mit der des Platon zusammen: Die Philosophen (Idealisten, Denker) sollen Herrscher, die Herrscher sollen Philosophen (Idealisten, Denker) sein; da diese letzteren indessen keine Lust haben, sich mit Regierungsdingen zu befassen, so soll man sie dazu zwingen.

Wie denken wir uns die Erfüllung dieser unserer ersten, unumgänglichen Forderung? Wie soll Alles das, was in unserem jetzt vorhandenen Staate zu den regierenden Kräften gehört, als da sind Richter, „Räthe“, Professoren, Lehrer, Priester, Offiziere, Fabrikherren, Kaufherren, Handwerksmeister, Land- und Gartenbauern u. Aehnl. zu *Philosophen*, zu Idealisten in unserm Sinne gemacht werden? Wie können wir dieses Heer der Regierenden mit der Empfindung erfüllen, dass sie selbst, dass jeder ihrer Volksgenossen gesund und jeder in seiner Weise vollkommen sein müsse? Wie können wir sie einweihen in die grossen, von den Helden unseres Volkes uns gegebenen Gedanken und Ideen von dem Wesen des deutschen Volkthums? Ein gesundes und wahrhaftiges Leben an Stelle der halben und unklaren Zustände kann nur treten, indem die Anregung von einzelnen erleuchteten, mit reinem Willen beseelten Menschen kommt. Das Gute geschieht nur durch die Guten! Durch die Einwirkung moralisch grosser, geistig hervorragender Persönlichkeiten könnte zuvörderst an ganz vereinzelt Stellen im Volke der Wunsch und der Plan einer Neugeburt desselben festen Boden fassen. Für die wenigen einfachen Gedanken jener klar und ehrlich denkenden, das Gute wollenden deutschen Männer müssten sodann Kanäle zu allen offenen und empfänglichen Seelen — es sind deren gewiss mehr als man glauben möchte! — angelegt werden, damit schliesslich jeder Einzelne durch den neuen Glauben beglückt und innerlich befruchtet werden könnte.

Wir würden also an der Stelle angekommen sein, wo von der Erziehung des Einzelnen zu sprechen ist. Weit aus die Meisten nehmen an, dass wir es gerade in Hinsicht der Erziehung in Deutschland herrlich weit gebracht: „Die zurecht bestehenden Erziehungs- und Unterrichts-Einrichtungen bestimmen den Gang des gesellschaftlichen Lebens in einer dem Wesen unseres Volkes gemässen, ihm förderlichen Weise; sie reichen vollkommen aus, die Menge des Volkes in nationalem Sinne zu erziehen. Wir haben die *Volksschule*, welche selbst dem ärmsten Tagelöhner die Grundlage einer geistigen Schulung verschafft, das Heer als fernere Erziehungsanstalt; wir haben eine „Presse“, die Jedem, der sie lesen und bezahlen kann, Aufklärung und Belehrung darbietet, Gesetze, an deren Zustandekommen Jeder wenigstens indirekt sich betheiligen kann, u. s. f.“ — Wir haben auf dieses Bekenntniss kurz und gut zu erwidern: Allen jenen wie laut auch immer

gepriesenen Formen und Einrichtungen unseres gesellschaftlichen und staatlichen Lebens haben wir mit Misstrauen zu begegnen, weil sie alle die Möglichkeit nahe legen, dass sie ungesunde, unnatürliche Erscheinungen seien. So ist z. B. die Schulung der Massen durch die Volksschule — eine Spezialität Preussens, weiterhin Deutschlands — offenbar arg überschätzt worden. Das lesen und schreiben Können würde bestenfalls dann von Nutzen sein, wenn auch in jeder Arbeiterhütte etwas Werthvolles zum Lesen und Schreiben vorhanden wäre — wir wissen, was sich da etwa finden lässt: das Höchste dürfte einer jener „Volks“-Kalender sein, die von Juden herausgegeben zu werden pflegen, oder eines jener illustrierten „Familien“-blätter, die im Dienste des liberalen oder konservativen Liberalismus stehen und lediglich nach kaufmännischen Gesichtspunkten arbeiten. — Ueber unsere Gesetzgebung, unsere Presse, unsere Volks-Vertretung, unsere Armee wird weiterhin noch zu sprechen sein.

Wir finden keinen anderen Weg, als etwa diesen: Wollen wir unser Volk im Sinne einer deutschen Kultur, Religion, Sittlichkeit, zu höherer gesellschaftlicher Ordnung erziehen, so müssen wir zuvörderst das Wesen dieser Kultur feststellen, es auf die Erzieher der künftigen Erzieher unseres Volkes übertragen, somit eine Klasse von Philosophen, Denkern, Idealisten bilden, von denen dann die Auswahl und die Bildung des Standes der Regierenden ausgehen könne. Wir wiederholen: Was uns fehlt, sind die Männer, welche zu regieren und zu erziehen verstehen; — sie können jetzt nicht heranwachsen, weil keine ihnen gemässe Erziehung da ist. Wo sollte diese letztere etwa stattfinden? In der Familie? Die deutsche Bürgerfamilie von heute, in welcher der Vater liberal ist, die Kölnische oder Vossische Zeitung liest, Tabak raucht, in Bierhäusern lebt, — die Mutter in einer Leihbibliothek und einem Journallesezikel abonniert ist, die Tochter Klavier spielt und für „Träger“ und „Ebers“ schwärmt, der Sohn einen Stock und eine Brille trägt, weil ihn das männlich dünkt, etc. — eine solche bürgerliche Durchschnittsfamilie, in welcher manches Tüchtige und Brauchbare im Einzelnen geleistet werden mag, sieht doch nicht danach aus, als wäre sie eine gute Schule für unsere Philosophen. Oder sollen wir diese etwa in unserem öffentlichen Leben erziehen? In unseren Parlamenten, Gerichtssälen, Wirthshäusern, Volksversammlungen etc.?? — In der Einsamkeit? Diese letztere ist nur noch schwer in Europa zu finden. — Aber sollten unsere „höheren“ Schulen nicht die für unsere Zwecke allergeeignetsten Erziehungsanstalten sein? Jene treten ja allerdings mit dem Anspruche auf, denen die angemessene geistige Form zu geben, die später berufen sein sollen, an der geistigen Arbeit ihrer Nation Antheil zu nehmen. Vermuthlich wird ein Theil unserer Leser an dem Glauben noch nicht irre geworden sein, dass das von uns eben hier Gesuchte in jenen „Universitäten“, „Gymnasien“, „Real-Gymnasien“ etc. etc. im Wesentlichen doch schon gefunden sei. Prüfen wir sie also und beginnen

wir damit, sie als etwas historisch Gewordenes zu betrachten, — um ihnen so noch am ehesten gerecht zu werden. —

Für den Ritter, den Bauern, den Handwerker und Stadtpatrizier des deutschen Mittelalters genügte im Wesentlichen die Gemeinde, die Familie, die Sippe, die Zunft, als Erziehungskreis und -Mittel. Eine schulmässig gelehrte Ausbildung konnte man sich ohne zu grosse Mühe und Kosten je nach Wunsch und Bedarf in den Klöstern holen, erforderlich erschien eine solche für die, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollten. So entstanden im Schatten und Schutze der Kirche jene gelehrten Schulen zumeist als Kloster- und Domschulen zur Befriedigung derjenigen geistigen Bedürfnisse, welche man im Mittelalter „Wissenschaft“ nannte. Als das traumhaft befangene Jugendalter unseres Volkes dem Streben nach schärferer Erkenntniss der Natur, der Geschichte und Sprachen der Völker wich, nahm das Erziehungswesen einen entsprechend breiteren Raum in dem öffentlichen Interesse ein; Schulen aller Art wurden im Reformationszeitalter ein Hauptbedürfniss der Deutschen. Man fing an, sich auf die geschichtlichen Zusammenhänge zu besinnen; wie durch einen Nebel erkannte man die Herrlichkeit der antiken Welt wieder; die Erinnerung an sie hatte sich nie völlig verwischt. Die Kenntniss des Lateinischen erschien als die unerlässlichste Vorbedingung aller geistigen Schulung, alles intellektuellen Glückes. Gleichzeitig begann man die natürlichen Bedingungen unserer Existenz und das Wesen der Welt schärfer und unbefangener ins Auge zu fassen: das Zeitalter der Reformatoren und Humanisten war auch das der Entdecker und des Copernikus. Indessen nur zögernd ward jenem Naturerkennen ein Platz in den Schulen eingeräumt. Die so allerorts entstandenen Lehranstalten blieben in ihrer Vielgestaltigkeit als Stadt-, Kloster-, Dom-, Fürstenschulen etc. die Bildungsanstalt für den gelehrten Beruf; sie lieferten ihre Zöglinge an die Universitäten ab. Allerdings war es in einigen Gegenden Sitte geworden, dass auch Bürger und Bauern sich eine solche gelehrte Erziehung um ihrer selbst willen auf den lateinischen Schulen erwarben, und dann wohl im Mannesalter zu ihrer Erholung und Bildung Abends nach des Tages Arbeit den Livius oder Ovidius lasen; — denn das Lateinische war das Hauptlehrmittel geblieben; Griechenland wurde erst geahnt, seine förmliche Entdeckung verdanken wir Winckelmann. Mit den Naturwissenschaften suchte man auf den Schulen erst zögernd Fühlung zu gewinnen, nur Mathematik wurde auch damals schon mit Eifer betrieben. Eine wahrhaft geschichtliche Auffassung von dem Leben der Völker gab es vor Herder, Winckelmann und W. v. Humboldt in Deutschland noch nicht, somit konnte auch von einem eigentlichen Unterricht in der Geschichte noch keine Rede sein.

Es kam die neue Zeit, welche uns Deutschen, abgesehen von dem Einflusse der Franzosen und Engländer, durch jene grossen geistigen Arbeiter

im letzten Drittel des vorigen, im Anfang dieses Jahrhunderts heraufgeführt ward. Die „höheren“ Schulen, für welche sich in Norddeutschland der unpassende Name „Gymnasien“ festzustellen begann, wurden durch jene Neugestaltung des gesammten geistigen Lebens unserer Nation in fehlerhafter und höchst unzulänglicher Weise beeinflusst. An Stelle einer durchgreifenden Reform im Sinne jener neuen Zeit, kam es lediglich zu einem quantitativen Anwachsen des Lehrstoffes. Der Lehrplan wird bald hier bald dort in willkürlicher, planloser Weise erweitert, — von einer körperlichen Disziplin, einer Erziehung durch die Kunst, einem Durchdringen mit historischem Sinn, zeigen sich nur Spuren und Anfänge, welche den Gegensatz der idealen Anforderungen zu der unzulänglichen Wirklichkeit gerade erkennen liessen. Ein Vorzug jener Schulen in den ersten Dezennien dieses Jahrhunderts vor den jetzigen ist indessen erkennbar: Wer Zeitgenosse Schiller's, Goethe's, Beethoven's, der Freiheitskämpfer gewesen war, wer bei Hegel, Fr. Aug. Woff oder Gottfried Hermann, Otfried Müller, Böckh, oder gar bei Kant und Schelling in die Schule gegangen war, brachte persönliche Eigenschaften und inneren Beruf zum Lehramte mit, welche Vieles wieder gut machen konnten, was an der Gestalt und Organisation der Schule selbst übel war. Seit jener Zeit indessen wird der Einfluss des spezifischen Preussenthums auf das deutsche Schulwesen immer erkembarer, und zwar verleiht es, wie neuerdings auf allen idealen Gebieten, auch auf dem des Schul- und Unterrichtswesens, den Bestrebungen und Einrichtungen, die es in die Hand nimmt, einen gewissen karrikirenden Zug. Die wohlgemeinte Maassregel Friedrich Wilhelm's I., als er seinen quasi Hofnarren so ganz *bona fide* zum Präsidenten der Akademie der Kunst und Wissenschaft machte, hat beinahe etwas Typisches. Gründlich verdorben wurden die „höheren“ Schulen durch Preussen in diesem Jahrhundert. Der „Geheime“ Rath sagte sich: man muss das Nützliche mit dem Schönen zu verbinden wissen; bloß lernen, — das genügt nicht. Die höhere Schule soll Jedem, der sie besucht, nach Maassgabe seiner Leistungen auch eine „Berechtigung“ geben. — Hierüber ist durchaus Lagarde nachzulesen, dem ich nur die folgenden Worte entnehme:

„Bei längerer Dauer des Verhältnisses zwischen Lehrer und Schüler wird eine Gemeinschaft hergestellt, welche dem Lehrer oft Rechte weit über Vaterrechte hinaus giebt; und diese Gemeinschaft, das Bewusstsein, zusammenzugehören, bewirkt die Förderung der jungen Seelen, die an ihr Theil haben: ich darf hinzufügen auch die Förderung des Lehrers, welcher ihr Mittelpunkt ist. Die Vorstellung von einem Zwecke dieses Zustandes hat der Knabe nicht; es hat sie anders als in theoretisirenden Augenblicken auch der gute Lehrer nicht. . . . Nun kommt aber der preussische Staat und wirft in diesen grünen stillen Garten den Begriff „Vorth eil“. Er verspricht: a) ein Zeugniß der absolvirten Tertia befähigt zur Aufnahme in die obere Abtheilung der königlichen Gärtnerlehranstalt zu Potsdam; b) ein Zeugniß über einen halbjährigen Aufenthalt in Sekunda befähigt zur Annahme für den einjährig-freiwilligen Militärdienst etc. etc. . . . (Es geht in dieser Weise durch viele Buchstaben und Zahlen etwa eine Octavseite lang!) . . . Die

Speisekarte der Bildung ist lang: jede Börse kann befriedigt werden und das Quantum der Sättigung, das Quale des zu geniessenden Vortheils wird wie auf dem Jahrmärkte vorgewiesen. Das Verhältniss zwischen Lehrer und Schüler ist sofort getrübt, sowie die Berechnung auf den Nutzen des zu Lernenden in die junge Seele tritt. Damit ist die Lern- und Werdefähigkeit des Schülers ebenso beeinträchtigt, wie die Lehr- und Werdelust des Lehrers. Die behandelten Gegenstände werden aus Material zum gemeinsamen Leben von Lehrer und Schüler zu den Stufen einer Treppe, welche thatsächlich gar nicht andershin münden kann, als in die ekelhafte Plutokratie unserer Tage. Latein, Griechisch, Mathematik, Geschichte etc. haben von nun an in Preussen Geldwerth, haben aber Latein, Griechisch etc. Geldwerth, so haben sie für den Geist gar keinen Werth: denn der Geist trägt kein Portemonnaie.“

Die Frage, ob unsere „höheren“ Schulen dem entsprechen, was wir uns als Lehr- und Erziehungsanstalten für unsere regierungsfähigen Philosophen zu denken haben, ist für Gymnasien und Realschulen, wie sie jetzt sind, schon zur vollsten Genüge beantwortet worden. *)

Die *Universitas litteraria*, welche sich über den Gymnasien zu immer steigendem Ansehen erhob, hat ihre Wurzeln ebenfalls im romanischen Mittelalter. Von Anfang an trug sie das Gepräge der *Berufsanstalt*. Lehrstühle des nicht genug zu verwünschenden römischen Rechts und der Medizin, die „Philosophie“ und „Rhetorik“ der Scholastiker und das Priesterseminar haben jenes vierköpfige Ungethüm bilden helfen, welches jetzt als verkörperte Unnatur mit misstrauischer Bewunderung angeschaut wird und die Gedankenlosigkeit im Volke erfolgreich züchtete. Ein erheblicher Theil der dort vom Staate angestellten Lehrer zeichnet sich weder durch Weite des Geistes und Blickes noch selbst durch Kenntnisse besonders aus; Unredlichkeit, Eitelkeit und Ueberhebung gedeiht unter den Vertretern geistiger Freiheit nicht minder, als anderswo. Man beobachte das Vorhandensein der „*philosophischen Fakultät*“ und frage sich, ob eine gelehrte Körperschaft, welche alles scheinbaren Ernstes einen 22jährigen Jungen, dem es durch allerhand Experimente gelang, ein thierisches Ausscheidungsprodukt in einer bis dahin unbekanntem Weise herzustellen, zum „*Lehrer der Philosophie*“ und „*Meister der freien Künste*“ ernannt, ob eine solche Körperschaft den Anspruch erheben darf, ernst genommen zu werden. Indessen steht ein solches Symptom keinesweg vereinzelt da; ich spare Worte, da ich schliesslich auch hier nur La-garde ausschreiben könnte. —

Kurz: Das geistige und ideale Leben unserer Nation, welches vermeintlich in den Universitäten, Gymnasien etc. seinen Ausdruck finden sollte, hat mit diesen Schulen nur ganz gelegentliche und sehr lockere Fühlung. Mächtige Ströme jungen Lebens müssten von Aussen dahineindringen, dass die alten Formen aus ihren Fugen wichen und sich neue bildeten, zur Fassung der wahren, lebendigen Bildungskräfte! Darauf mag man hoffen: hier aber mussten wir damit beginnen, die bestehenden Lehranstalten

*) Vergl. den Aufsatz „Ueber gymnasiale Erziehung“ von Oskar Schlemm, Bayreuther Blätter 1883, IV.—VI. Stück (2. Heft),

als unnatürlich, verknöchert und verkümmert darzustellen; erst jetzt ist es an uns, dem Zerrbilde auch das Bild des aufzubauenden Ideals gegenüber zu halten.

Erziehen und bilden vermag uns Alles, was als äussere oder innere Erfahrung an uns herantritt: wir werden bis zum Grabe erzogen und gebildet. Die Schule soll in erster Hinsicht lehren, und zwar in der Form des Unterrichts; — lehren soll uns auch das Leben, die Akademie, die Werkstatt, das Heer, der Beruf — die Schule unterscheidet sich von ihnen dadurch, dass sie als Unterrichtsanstalt lehrt. Weil das Unterrichten Ein Erziehungsmittel ist, so ist die Schule auch Erziehungsanstalt, aber nicht direkt und nicht in erster Linie. Innerhalb der Schulen muss je nach Begabung und der künftigen Berufsthätigkeit der Schüler unterrichtet werden. Wir wollen in unsern Schulen, von denen jetzt zu sprechen ist, *Regierende* heranbilden, also diejenigen unterrichten, welche wiederum die Leitung, die Erziehung, die ideale Arbeit des Volkes in die Hand nehmen. Was müssen solche Männer nothwendiger Weise gelernt haben, und was können sie füglich ohne Schulen nicht oder nur äusserst schwer lernen?

Diese Frage bedeutet für uns bereits soviel, wie diese anderen: Wie wird man Philosoph? Wie entwickelt man seinen Idealismus? Wie erwirbt man Weisheit, d. h. Kenntniss und Verständniss des Menschen, der Natur, der Gesellschaft? Unsere Schulen müssen also nothgedrungen ihren Plan erweitern, sie müssen nicht nur indirekt, sondern ganz direkt zugleich Erziehungsanstalten sein. Schon jetzt stellt man mit Recht diese Forderung allerwegen an unsere höheren Lehranstalten; mit Recht, denn solange wir innerhalb unserer Gesellschaft den Boden und die Atmosphäre nirgends finden, in welcher sich das freie Wachsthum des begabten und edelen Menschen leicht und ohne Störung vollzöge, solange müssen künstliche Erziehungsanstalten zwangsweise hergestellt werden.

Von unsern Philosophenschulen, in denen wir die Leiter der folgenden Generation, gesunde, klar denkende, gläubige, unbefangene Menschen erziehen wollen, müssen zuvörderst alle jene Einflüsse fern gehalten werden, welche als absolut modern und absolut schädlich schon längst erkannt worden sind: Lärm, Luft und Laster der grossen Städte, jener krankhaftesten und unnatürlichsten Bildungen des modernen deutschen Lebens; der Zeitungsumfug mit seinen entnervenden Wirkungen; das Romanunwesen, vor Allem jener überberufene Roman aus der Werkstatt modernster Tagesgrössen; die Bierbank mit der Atmosphäre und der Unterhaltung, die einander werth sind. Sodann muss durch körperliche Arbeit, reine Luft, Vermeidung der Mode-Gifte, Alkohol und Nikotin, durch naturgemässe Lebensweise die physische Kraft, Gesundheit und Schönheit, mit diesen die Grundlage jeder normalen geistigen und ethischen Entwicklung gewonnen werden. — Es ist unnöthig mehr zu sagen, um für die folgende Behauptung nicht mehr auf Widerspruch zu stossen: Lehr- und Erziehungsanstalten in dem eben angegebenen Sinne

dürften nur da eingerichtet werden, wo ländliche Einsamkeit, Feld- und Gartenbau, möglichst auch Berge, Wald, Wasser zu finden sind. Land- und Gartenwirthschaft, die einfachsten, natürlichsten und edelsten Formen des menschlichen Erwerbes, müssten dem jugendlichen Sinne von Anbeginn vertraut sein und ihm ihrem Wesen nach verständlich gemacht werden.

In welchem Umfange das Verständniss für die schlichtesten Forderungen einer normalen Erziehung dem modernen Deutschen abhanden gekommen sind, beweist neben manchen anderen Vorgängen folgende überaus lehrreiche Thatsache, welche wir der Geschichte des modernen preussischen Schulwesens entnehmen. Eines der Berliner Gymnasien, welches in schweren Kriegsläufen aus dem kleinen unsicheren Orte Joachimsthal in die Residenz des Kurfürsten verlegt wurde, soll mit seinen reichen Stiftungen und Mitteln vor Allem unbemittelten Beamten-, Gelehrten-, Pastoren-Familien die Erziehung ihrer Söhne ermöglichen oder erleichtern. Die Nützlichkeit und Nothwendigkeit derartiger Stiftungen leuchtet ein. Wenn es zu Tage liegt, dass gute Traditionen und Gewohnheiten, wie wir sie jedem richterlichen und Verwaltungsbeamten wünschen, vor Allem in der Familie forterben, so müssen den kinderreichen oder verwaisten Beamten-Familien besondere Erleichterungen für die Erziehung ihrer Söhne geboten werden; Erleichterungen, wie sie z. B. der Stand der Offiziere mit Fug und Recht von Staatswegen genießt. Als nun vor etwa 10 Jahren ein Neubau jenes Gymnasiums als nothwendig erschien, hatte man dazu ungewöhnlich beträchtliche Mittel zur Verfügung. Was beschloss da wohl die Weisheit der Räthe? Etwa ein grosses Landgut, ein altes Kloster, ein Schloss oder dergl. in gesunder, amuthiger waldiger Gegend zu erwerben, dort mit Bequemlichkeit Schulräume, Turnanstalt, Schwimmanstalt, Reitbahn, Rennbahn, Wohnungen für Lehrer, Schüler, Beamte, Diener aufzubauen? Das vorhandene verwendbare Geld hätte vollauf gereicht; selten hat in dem armen Preussen so wenig gespart werden müssen. — Gott bewahre! Die „Geheimen“ Räthe in *Berlin W.* beschlossen in ihrer Weisheit für ganz enorme Summen ein enges, ödes Sumpf-Terrain dicht vor den Thoren Berlin's zu kaufen, dort mit grossen Mitteln verhältnissmässig kleine und ärmliche Einrichtungen zu treffen, um die Jugend zu erziehen. Es fehlt an Gärten, an Parks, an kleinen Einfamilienhäusern; dem Architekten schwebt offenbar das Kasernen-Ideal vor. — Mit solchem Aufwande von pädagogischer Weisheit wird im lieben Vaterlande die Angelegenheit der Erziehung behandelt.

Nun haben wir allerdings Erziehungsanstalten, welche den oben gestellten nothwendigsten äusseren Anforderungen zu entsprechen scheinen; ich denke etwa an Ifefeld und an Kloster Pforta; indessen fehlt es nicht an Thatsachen, welche uns über den Geist, der in der letztgenannten Anstalt herrscht, aufklären. Die schöne frühgotische, stülvoll restaurirte Kirche Pforta's ist den Scholaren der Anstalt — verschlossen, mit Ausnahme natür-

lich der beiden Stunden während des Gottesdienstes am Sonntage. Jene „Erzieher“ haben also das Erziehende der Einsamkeit und stillen Andacht in stilvoll schönen und edelen Räumen noch nicht erkannt! Die Küstersfrau, welche den Fremden die Kirche öffnet, wusste von der ruhmvollen Vergangenheit des Baues gerade das und nicht ein Wort mehr auszusagen: „Die Kirche ist früher einmal katholisch gewesen.“ — Hinter den Klostermauern fließt ein klarer, reichlicher Quell; zur Erinnerung an einen der edelsten Söhne der *alma mater* ist er vor einigen Jahren gefasst worden, und nun zeigt die „Klopstockquelle“ nicht nur den empfindlichen Mangel einer entsprechenden Kunstform; sondern sie spricht auch dadurch für die Weisheit der modernen Klosterverwaltung, dass sie es nur einem Vierfüßler ermöglicht aus ihr zu trinken. Nationale Erziehung! —

Mit der Entfernung aus der mit Staub, Laster und Unnatur angefüllten Atmosphäre der grossen Städte haben wir nur erst Boden und Luft für unsere idealen Philosophen-Schulen gewonnen. Welches aber sind die Schüler? — Wer die Merkmale physischer, moralischer, intellektueller Kraft und Gesundheit zeigt und sie in Proben bewährt hat, wer den Charakter germanischer Rasse erkennbar trägt, kann in diese Schulen aufgenommen werden; genaue und stäts erneute Beobachtungen müssten dazu dienen, die etwa Unbrauchbaren auszuschneiden. — Welcher Art müssen die Lehrer sein? Die Männer, denen die opfervollste Arbeit, die entsagende Hingabe an die Jugend anvertraut werden könnte, welche die schwere Kunst der Psychagogie verstehen, müssen zugleich Denker, Idealisten, Künstler, Arbeiter sein. Denn das Wichtigste was ein solcher Lehrer zu leisten hätte, ist das eigene Beispiel. Wer dazu nicht geeignet ist, wird nur in äusserst bedingter Weise unserer Sache dienen können. Willst du zur Weisheit, zur idealen Lebensauffassung erziehen, so beweise uns durch Dein Thun und Dein Sein, dass Du selbst Idealist, auf stäter Sucht nach Weisheit und Veredelung Deines Wesens begriffen bist. Denn weit eindringlicher als alle Lehren, alles Arbeiten und Unterweisen ist das Vorbild; nichts ist auf die Gemüther Werdender von ähnlich nachhaltiger Wirkung, — soweit es sich überhaupt um Kräfte, die von aussen her wirken, handelt: das Werthvollste bleiben die inneren Erfahrungen.

Solche Männer in genügender Zahl zu finden ist so schwer, wie überhaupt die Herbeiführung idealer Zustände; — aber selbst in dem heutigen Deutschland doch nicht geradezu undenkbar. Nehmen wir an, sie seien für die schon gebaute Anstalt und die schon versammelten Schüler gefunden, so gelangen wir endlich zu der Frage: wie soll in diesen unsern Schulen die *nationale Erziehung* selbst vor sich gehen?

Eine strenge körperliche Zucht ist für alle Kinder unseres Volkes nothwendig: der Leib muss zur Stärke, Widerstandsfähigkeit, Geschmeidigkeit, Schönheit entwickelt werden. Diese körperliche Disziplin wollen wir uns immerhin als eine der antiken, selbst der spartanischen, ähnliche denken,

nur sei sie gemildert durch die Güte des germanisch-christlichen Wesens. Als naheliegende Mittel bieten sich dar: Turnen, Reiten (sein Pferd soll Jeder sich selbst putzen, satteln und zäumen), Schwimmen, starke Marschübungen (10 deutsche Meilen am Tag müssen Jünglinge zurücklegen lernen), wenn möglich Bergsteigen. Tanzen wäre gut, sofern wir eine natürliche nationale Form des Tanzes hätten: was an Stelle desselben bei uns geübt wird, jene „Bälle“ mit den Affentrachten, der gemeinen Bärenmusik, den kindisch ausländischen Manieren und Bewegungen, der furchtbaren Atmosphäre — das ist als eine Unterhaltung für Idioten gut, nicht für Menschen, am allerwenigsten für — Philosophen. — Was in solchem „Amusement“ aus den deutschen Mädchen werden muss, wie sie sich zu Frauen, zu den Müttern der künftigen Generation entwickeln müssen, ist hier nur im Vorübergehen anzudeuten und nicht weiter zu erörtern. Schon desshalb müsste die männliche Jugend vorläufig ausserhalb der Familie erzogen werden, weil die Mehrzahl der so erzogenen Mütter einen sittlich schädlichen Einfluss auf sie ausüben würde!

Die Kost sei die einfachste, fast spartanisch, aber ohne Uebertreibung; die Freude am Festmahl, am gemeinschaftlichen Trunk ist als urdeutsch nicht völlig zu verbannen, doch ist jedes Uebermaass zu vermeiden. Aus physischen, vor allem aber aus ethischen Rücksichten ist eine naturgemässe (sogen. „vegetarische“) Verpflegung einzurichten; wer sie etwa nicht vertragen könnte, müsste allmählich daran gewöhnt werden, und gelänge das nicht, so wäre er als schwer krank anzusehen. Kranke und Schwächlinge wären aus diesen Schulen für die Gesunden und Ganzen, die Erben der nationalen Zukunft, ohnehin zu entfernen. Dem Impf- und Medizin-Manne wäre mit unmissverständlichen Gebärden die Thür zu weisen. Ein Chirurg sei allezeit bei der Hand; im Sonstigen ist es Sache und Aufgabe des Lehrers soviel (oder sowenig!) von Gesundheitspflege zu verstehen als nöthig ist, um vorübergehende Störungen des Befindens zu beseitigen, Schlafen, Wohnen, Arbeiten der Schüler hat durchaus isolirt stattzufinden.

Was sollen diese gesunden, starken, verständig isolirten Schüler Alles lernen, was müssen sie zuerst lernen? Je früher etwas unserm Geiste eingepägt wird, desto schwerer vergessen wir es. Somit gewöhne man die Knaben von allem Anfange an die elementarsten, stäts nothwendigen, nie zu vergessenden arische Tugenden: Unterordnung unter die Forderungen des Gesamtwohls, Pietät, Treue, Mitgefühl mit allen lebenden Wesen, Muth und Tapferkeit. Ihre Phantasie erfülle sich mit reinen, lauteren Bildern; ihr Geist gewöhne sich an unbefangenes Suchen und Forschen, an strenges folgerichtiges Denken. Es liegt nicht im Plane dieser Arbeit, zu den Grundzügen des idealen Ganzen, die wir geben müssen, auch das Detail hinzuzufügen; nur einige Andeutungen mögen ausreichen, zum Beweise, dass unsere Phantasie uns in der That, wenn auch in das Ideale, so doch nicht gerade nach Utopia geführt hat.

Muth ist die Vorbedingung jeder anderen deutschen Tugend; man entwickele und stärke ihn somit von früh an; diese Aufgabe ist um so leichter, als der Muth neben der moralischen auch recht erkennbare physische Wurzeln hat, nämlich in der gesunden normalen Beschaffenheit des Leibes. — Dass auch die Wahrhaftigkeit sich lernen und erziehen liesse, wussten schon die alten Perser, eines der sittlich hochstehenden arischen Völker. Hier soll denn vor Allem auch das Beispiel in Kraft treten, sowohl das des Lehrers, der jede Noth- und Konvenienzzüge stolz zu verschmähen wissen muss, als auch die geschichtlichen Beispiele; ich denke etwa an die schöne Wahrhaftigkeit der Griechen in ihren Lebensformen, ihrem Sprechen und Forschen und in ihrer Kunst, an die erhabene Wahrhaftigkeit der evangelischen Erzählungen, endlich vor Allem an das Vorbild der Natur. Die Natur lügt nie! Man leite den Schüler an, die Sprache der Natur in ihrer unnachahmlichen Einfachheit zu verstehen; man pflege den Verkehr mit den Thieren, welche nur dann unwahr sind, wenn sie das Lügen von den Menschen gelernt haben. Es will mir scheinen, als habe man die erziehende Kraft, welche in dem freundschaftlichen Verkehr der Jugend mit den edleren Thieren liegt, noch nicht hinlänglich geschätzt.

Schliesslich kann man an den blossen Verstand, selbst des Befangenen, die Frage richten: „Kannst Du jemals mehr und etwas Besseres sein wollen, als Du selbst in Deiner edelsten verklärtesten Form? Also sei nur Deinem besseren Ich von ganzer Seele treu, dann musst Du Dein Ideal finden! Die Wahrhaftigkeit im Verkehr mit Dir selbst führt Dich zur Treue gegen Dein Ideal.“ Diese beiden Eigenschaften der Seele des Menschen einzupflanzen, zu bewahren, zu kräftigen, soll die HAUPTSORGE des Erziehers sein. Diese erzieherische Arbeit wird dann wie von selbst das schöne Resultat ergeben, dass eine Menge des modernen Geschnörkels und Schwulstes, der uns Allen anhaftet, von uns abfällt, wie die Hülle von dem fertigen Schmetterling, und wir die zum gesunden geistigen Leben unentbehrliche antike Einfachheit wieder gewinnen. In wie weit grosse geschichtliche Typen hier bestimmend und veredelnd auf die elastische Seele des werdenden wirken können, ist dem Ermessen des Lehrers in jedem einzelnen Falle zu überlassen.

Jene Kardinaltugend endlich, in welcher Christenthum und Deutschtum sich verschmelzen: das Mitgefühl, die Menschlichkeit, mag bei dem Einen in der Anlage vorhanden, bei dem Andern nur angedeutet sein, die Erziehung kann die Unterdrückung und Entwicklung im hohen Maasse beeinflussen. Was verdanken wir hier nicht der guten Gewöhnung!

Das Gefühl der Pietät, der nothwendigen Ein- und Unterordnung unter das Ganze ist schliesslich ganz offenbar Sache der Erziehung und Gewöhnung und lässt sich im Nothfalle erzwingen, — wie die Juden es thatsächlich, wenn auch in sehr veräusserlichter Weise, zu erzwingen wissen.

Während nun diese echt arischen, somit allgemein und im höchsten Sinne menschlichen Tugenden der Seele des Jünglings in jahrelanger Uebung und täglichem Kampfe eingepflanzt und befestigt werden, so beginnen wir gleichzeitig auf diesem so gewonnenen festen und sicheren Fundamente des Willens den geistigen Aufbau, die Schulung und Schärfung des Denkvermögens, des Verstandes, und die Stärkung und Läuterung des Anschauungsvermögens, der Phantasie. Diese beiden Kräfte, mit Hilfe deren wir uns die innere Welt aufbauen, fehlen keinem normal angelegten Menschengenossen völlig; aber freilich sind sie in sehr verschiedenem Maasse anzutreffen. Alle grössten Werke und Leistungen der Menschennatur entstehen unter Mitwirkung dieser beiden Kräfte, vor allem auch das Kunstwerk; und als Kunstwerk im höheren, weiteren Sinne fassen wir jede Bewältigung der rohen Masse, jede allgemeingiltige dauernde Form auf, als höchstes Kunstwerk das Hinstellen der Gesetze für die Massen, die Bildung der Gesellschaft und der Völker-Individuen. In diesem Sinne ist Staatskunst in der That die höchste der Künste, so unberufen auch die Mehrzahl derer ist, welche sie in der modernen Welt auszuüben berufen werden.

Ein Anhäufen von Kenntnissen aller Art, ein Aneignen des buntscheckigen Wissens, dient unserm Zwecke nicht, wie wir — vielleicht zum Ueberflusse — im bewusstesten Proteste gegen die jetzt anerkannten pädagogischen Gepflogenheiten noch ausdrücklich betonen wollen. Die jetzt giltige und seit Altenstein nicht — wenigstens nicht von jenen „erfahrenen Fachleuten“ — bezweifelte Methode, die Erwerbung der „allgemeinen Bildung“ im Lebensalter des Werdens, wird in ihrer Sinnlosigkeit und Unmöglichkeit vermuthlich erst dann allgemein anerkannt, wenn sie ihren völligen Höhepunkt erreicht hat. Diesen würden wir uns etwa so zu denken haben, dass irgend ein Konversationslexikon, welches ja bekanntlich „alles Wissenswerthe“ in modernster Form und Auffassung zu enthalten hat, wörtlich auswendig gelernt wird; man könnte ja dann für die verschiedenen Stufen unserer höheren Lehranstalten mit ihren verschiedenen und so weise abgestuften „Berechtigungen“, verschiedene Ausgaben, etwa den kleinen und grossen „Bildungs-Meier“ zu Grunde legen.*)

Diese „Bildung“, das Idol des modernen Liberalismus, verachten wir nicht schlechtweg, nur ist sie niemals das Ziel der Schule, sondern bestenfalls das letzte mögliche Resultat eines an Forschung, Nachdenken, Beobachtung und Erfahrung reichen Lebens. Wie kann ein Mensch

*) Während wir diess niederschreiben, kommt man unserm Plane in wahrhaft überraschender Weise entgegen. Ein Herr „Egon Berg“ giebt unter dem bescheidenen Titel „Buch der Bücher“ — „Aphorismen der Weltliteratur“ heraus, nämlich, wie er selbst erläuternd hinzufügt, die „5000 bedeutendsten Gedanken“, — die „klangreichsten“ (!) Aussprüche der 500 hervorragendsten Geister aller Jahrtausende und aller Völker. — Es werden da allerhand Sentenzen und Urtheile aus ihrem Zusammenhange gerissen und nun in „logischer

alles Ernstes von sich sagen, er sei „gebildet“, also fertig abgeschlossen in seiner äusseren und inneren Entwicklung? Es wäre schon stolz, wollte Jemand behaupten, „halbgebildet“ zu sein, also etwa auf der Mitte des Weges zu seiner idealen Gestaltung zu stehen; uns soll es geziemen, uns stäts nur als solche anzusehen, die sich *noch bilden*; wir kommen uns durchaus noch nicht als fertig vor. So haben es die Grössten und Edelsten empfunden, und den treffendsten Ausdruck hat Goethe auch dieser Auffassung verliehen, wenn er es als ein Glaubensbekenntniss von sich aussagt: „*Stäts geforscht und stäts gegründet — Nie geschlossen, oft geründet!*“ Diese echte, rein abschliessende Bildung verleiht nur das Leben, der Beruf, die treue Erfüllung der selbst gewählten oder uns auferlegten Pflicht, — aber sie geben sie uns zögernd und ganz allmählich. Das Ziel unserer Erziehung kann denn auch kein anderes sein als das, den Schüler langsam und bestimmt auf die Arbeit seines Berufes vorzubereiten, ihn mit demselben allmählich bekannt zu machen. Wie die Natur in ihren Entwicklungen keine Sprünge und Risse kennt, so sind auch bei der Erziehung die Uebergänge langsam und unmerklich zu machen. Sobald der Schüler fühlt, dass sich Kräfte in ihm regen, muss er darauf hingeleitet werden, sie der Aufgabe seines Lebens dienstbar zu machen. Es wäre freilich eine unglückliche Fügung, wenn ihn der Beruf so völlig absorbirte, dass er ihm genügende Zeit und Kraft zur Vollendung und Vertiefung seines Wesens nicht liesse, indessen wäre dieses Unglück immer noch zu ertragen. Wir denken uns in unserm neuen Staate Gesetze und Einrichtungen, welche den Bürger nicht zum Sklaven, sondern zum Freunde und Diener seines Berufes machen.

Das Ziel solcher Erziehung ist offenbar ein völlig von dem jetzt giltigen verschiedenes; nicht darauf kommt es an, ein Konglomerat gleichgiltiger Kenntnisse der werdenden Seele anzufügen, welche bald wieder

Gliederung und Folge auf verhältnissmässig geringem Raume“ neu zusammengefügt. Man hat also die Weisheit der Welt in der Brusttasche und kann sie auswendig lernen. Ein kühner Journalist träumt auf Grund dieser Anthologie, wie uns die „*Stimmen der Presse*“ in der Reclame-Anzeige belehren, wahrhaftig schon von der „*neuen Wissenschaft einer vergleichenden Gedankenstatistik*“ etc. Die „*Jetztzeit*“ schreitet erstaunlich vorwärts! — Es wird den „*Wagnerianern*“ schwer gemacht, noch mitzukommen! Aber Herr „*Egon Berg*“ kümmert sich — Gott sei Dank — wenigstens nicht um die „*Wagnerianer*“! Wagner selbst hat für ihn so wenig „*bedeutende Gedanken und klangreiche Aussprüche*“ geliefert, wie Carlyle, Dühring, Nietzsche, C. Frantz, Gobineau, E. T. A. Hoffmann, Gottfried Keller, W. Raabe u. A., welche uns gerade etwas sein und sagen konnten, für das „*Buch der Bücher*“ aber nicht existiren. Dagegen sind von Moses Mendelssohn bis auf Berthold Auerbach alle Grössen moderner Weltweisheit in Tausenden von Collaborator-Gedanken wohl vertreten. — Wir prophezeien dem Buche der Bücher, welches heute schon alle Zeitungen preisen, die fruchtbarste Zukunft: 100 Auflagen und den „*Staatspreis*.“ Diesen Erfolg hat das „*zeitgemässe*“ Werk wahrlich eben so sehr verdient, wie die Zeit selber, aus welcher der geschickte Autor seine wohlberechneten Verdienste zieht. —

abfallen wie der Stuck von einem modernen Wohnhause beim Thauwetter oder bei einer Erschütterung; sondern es soll der Seele eine künstlerische, wissenschaftliche, moralische Kraft verliehen, dem Verstande, der Phantasie, dem Willen, dem Pflichtgefühl die wünschenswerthe Richtung gegeben werden.

Es mag hier die Bemerkung gestattet sein, dass uns nicht nur die einzelnen Wissenschaften und Künste, sondern selbst die Kunst und die Wissenschaft von dem zu erstrebenden höchsten Standpunkte aus in Eine Einheit zusammenfallen, deren Definition dann lauten würde: Das Erfassen und Formen der „objektiven“ Welt, wie diese uns als Natur im Allgemeinen und als Mensch im Besonderen gegenüber zu treten scheint. Wir thun wohl, uns einmal dieser Einsicht bewusst zu werden, um dann an die Arbeitstheilung zu gehen und die einzelnen Thätigkeiten des Menschengeistes, wie sie sich als Kunst und Wissenschaft, weiterhin als Künste und Wissenschaften darstellen, zu sondern. Das doppelte Gesicht erhalten diese letzteren dadurch, dass sie aus dem Ganzen der Natur den *homo sapiens* als besonders bevorzugtes Wesen herausnehmen und ihm einen ganz hervorragenden Antheil widmen. Leichter und deshalb dem Kinde zugänglicher ist die Erkenntniss der nicht-menschlichen Natur; soll diese jedoch erziehende Kraft besitzen, so muss der Knabe an die Natur mit dem ernstesten und keuschen Sinne zu treten gelehrt werden, mit welchem allein sie nicht nur ergriffen, sondern auch erfasst werden kann: was sie dir nicht offenbaren mag, das lockst du ihr mit Hebeln und Schrauben ganz gewiss nicht ab! Denn sie giebt sich nun einmal dem nicht, der ihr ihre Geheimnisse mit frecher Hand entreissen will. Der bethörte Bube, welcher den Schmetterling zerfetzt, jene mörderischen Thoren am Vivisektionstische, dringen mit ihren blutigen plumpen Händen so wenig in das Wesen der Naturerscheinung, wie Jemand Tizian's oder Rembrandt's Kunst begreifen würde, wenn er die Farben von ihren Meisterwerken abkratzen und chemisch untersuchen wollte. Natürlich würden solche Buben, wie alle moralisch Verdorbenen und Unbelehrbaren, aus unseren Erziehungsanstalten zu stossen sein. Dann aber müssten sie auch noch durch die schwersten körperlichen Strafen zur Sühne gezwungen werden. Denn wo sich natürliche Bosheit, wo sich angewöhnte oder angelernte Verkommenheit und Hartnäckigkeit gegen das Gute und Menschliche sträuben, da hilft nur Eines: hier hat die Strafe mit ihrer wohlthätig erziehenden Kraft einzutreten.

Bei der Erziehung durch die Natur, in beständiger Freundschaft und Mittheilung mit ihr und in der Aneignung ihrer Sprache, denken wir an die Art wie vor Allem Goethe, wie ferner Kant, Darwin, Victor Hehn, Gléizès, Peschel u. A., sich ihr näherten und ihr das abgewannen, was ihnen möglich war von ihr zu erreichen. Ein solcher intimer Verkehr mit der Natur, eine unbefangene und eingehende Prüfung ihrer Erscheinungen wirkt

gleich wohlthätig auf Verstand und Phantasie ein, schärft jenen, befruchtet diese, und bildet gleichzeitig den Charakter. Schon um uns selbst zu verstehen, müssen wir den Weg unserer Entwicklung in stäter Beziehung zur Natur nehmen. Dem spezifisch erziehenden Zwecke werden die elementare (nur diese!) Mathematik und die beschreibenden Naturwissenschaften zu dienen haben. Die Verbindung dieser elementaren naturwissenschaftlichen Studien mit der Anleitung zum Verständniss und zur Ausübung der Künste ist leicht gefunden: die Harmonielehre, die Ornamentik, die einfachsten Formen der Tektonik und Architektur wirken ähnlich wie die Betrachtung der Naturprodukte und kommen der Phantasie in gleicher Weise wie dem Verstande zu Gute.

Die direkten einseitigen Uebungen des Verstandes haben später zu beginnen; dieselben erfordern eine grössere Reife und Entwicklung des Gehirns, wie sie etwa erst im 12. Lebensjahre einzutreten pflegt. Das folgerechte Denken, die in richtigen Schlüssen zu giltigen Urtheilen vorwärts dringende Arbeit des Verstandes lernt sich am ehesten durch Beispiele, durch ein der Fassungskraft jeweilig angemessenes Vor- und Mitdenken. Der Lehrer kann seinen Unterricht nur dann wirkungsvoll gestalten, wenn er in beständiger Arbeit den Stoff aus seinem Geiste entwickelt. Einzelne Platonische Dialoge geben für die hier geforderte Form des geistigen Verkehrs mustergiltige Vorbilder. Ein Hinleiten des jugendlichen Verstandes auf das Ziel, ein beständiges Zurechtweisen und Verbessern aller falschen Schlüsse, aller halben und schiefen Gedanken ist die schwere aber nicht zu umgehende Arbeit des Lehrers. Es ist nicht durchaus nöthig, dass sich hieran noch ein förmlicher Unterricht in der Logik schliesse.

Durch welcherlei Uebungen und Arbeiten wird nun die Anschauungs- und Denkfähigkeit, die Kraft und Gewandtheit des Verstandes und der Phantasie im Besonderen geübt und befestigt? Offenbar durch die bewusste und sichere Aneignung der werthvollsten und höchsten Hervorbringungen des menschlichen Geistes. Wie man durch Genuss und Erfassen hoher künstlerischer Leistungen zwar nicht zum Künstler wird, aber das künstlerische Schaffen und Empfinden verstehen lernt, so kann man den Prozess des Denkens durch Wiederholung der Arbeiten der grössten Denker erlernen. Das Höchste, was hier geleistet wurde, und was demzufolge für uns zuvörderst in Betracht kommt, ist nicht die Arbeit einzelner Gehirne, sondern die gemeinschaftliche ganzer Völker durch viele Menschenalter. Den greifbaren Ausdruck dieser Arbeit haben wir in den Sprachen vor uns. Die Sprache, als die äussere Form des Denkens, bietet uns die Möglichkeit dar, jenes zu erkennen und zu kontroliren. Das geistig reichste Volk hat allezeit auch die geistreichste (nicht formenreichste) Sprache; die denkfähigste Rasse schafft sich die zur Prägung und Verwerthung der Gedanken fähigsten und geeignetsten Idiome. Allen voran steht hier unter den uns zugänglichen Sprachen die attische Prosa. Sich an der Hand dieser Sprache,

die von dem empfindsamsten, denkfähigsten, phantasievollsten Volke erfunden wurde und ihm als Ausdrucksmittel für sein geistiges Leben gedient hat, im Denken zu üben, muss als eine Schulung des Verstandes ohne Gleichen angesehen werden, welche dadurch noch um ein Bedeutendes an Werth für uns gewinnt, dass wir gleichzeitig der Schätze jener unvergleichlichen Litteratur theilhaftig werden. Denn das Gedankenmaterial, die geistige Arbeit einzelner Denker kennen zu lernen ist nächst der Kenntniss der Sprachen für die Bildung des menschlichen Geistes von grösster Wichtigkeit.

Wie lernt man also Griechisch? — Die Frage ist zu stellen, da den unglücklichen Adepten der Wissenschaft auf unsern „Gymnasien“ die unnatürlichsten Schwierigkeiten bereitet zu werden pflegen.

Lehren können wir mit Aussicht auf ehrlichen Erfolg, also mit Fug, nur das, was in uns lebt. Wirklicher Kenner des Griechischen kann nur der genannt werden, welcher selbst in seiner Weise Grieche geworden ist. Der Philister ist hierzu ein für allemal untauglich; denn das Griechenthum bildet ja eben den schärfsten Protest gegen alles Philisterthum. Bin ich aber in meiner Weise Grieche geworden, lebt die Sprache der Attiker in mir, so muss ich auch die Sprache so lehren wollen, wie jeder Verständige seine in ihm lebende Muttersprache lehrt. Wer sie auf diese Weise nicht lernen kann, dem ist sehr zu rathen, lieber ganz davon zu bleiben. Es sind diese Studien in gewissem Sinne geistiger Luxus, — Luxus aber muss ganz und vornehm getrieben oder unterlassen werden; ein geringstes Schicklichkeitsgefühl verschmäht Papierwäsche und falsches Geschmeide. Nun kann man ohne Kenntniss des Griechischen ein sehr rechtschaffener und tüchtiger, ja selbst kenntniss- und geistreicher Mann sein, aber unsern Idealisten und Philosophen glauben wir jenes werthvolle und thatsächlich unersetzliche Bildungsmittel nicht vorenthalten zu sollen. Nachdem man sich die Kenntniss des Griechischen also empirisch angeeignet hat und die Sprache zu kennen glaubt, was, wie gesagt, ebenso gut ohne Herunterraspeln der Paradigmen und ohne Hersagen der wörtlich auswendig gelernten Regeln möglich ist, wie wir in guter Umgebung die Muttersprache ohne diese nutzlosen Albernheiten lernen, — dann allerdings ist es wünschenswerth, sich den Bau und die Formen dieser Sprache auch noch *in abstracto* klar zu machen, gerade so wie es Platon im „Kratylos“ versuchte, um zu seinem höchsten Erstaunen die Elemente der Sprachwissenschaft zu entdecken, und wie wir es zu unserer intellektuellen Freude und zur Vermehrung unserer Denkkraft fort und fort zu thun pflegen. Wer auf diese Weise von der Schule das Beste, was sie geben kann, „die rechte Richtung seiner Kraft“ empfangen hat, der schliesst seine Bildung nicht ab, sondern lernt stätig weiter.

Was von der Weise der Erlernung des Griechischen gesagt ist, gilt natürlich von jeglicher Sprache. Einige andere müssen noch aus praktischen

Gründen erlernt werden, so in erster Hinsicht das Lateinische — weniger wegen der Litteratur, die es erschliesst, als wegen seiner allgemein kulturgeschichtlichen Bedeutung, und weil es uns den Schlüssel für das Verständniss der romanischen Sprachen darbietet. Auch die modernen Sprachen müssen zum Theil aus praktischen Rücksichten gelernt werden, doch eilt das nicht! — ihren pädagogischen Werth ist man jetzt leicht geneigt zu überschätzen; die Kenntniss derselben gewinnt für uns doch erst Werth, wenn wir sie schreibend, lesend und sprechend anwenden können; in diesem Falle ist aber die Erlernung auch dem leidlich geschulten Kopfe keine gar zu schwere Sache. Es scheint sich zu empfehlen, nur Eine moderne Sprache methodisch zu erlernen, die Aneignung der übrigen der Gelegenheit und der Praxis zu überlassen. Die eben angedeuteten Unterrichtsfächer, welche zunächst die Stärkung und Schulung der Verstandesthätigkeit bezwecken, dürften täglich etwa zwei Stunden beanspruchen und ungefähr mit dem 12. Lebensjahre beginnen. Dieser Unterricht ist wie jeder andere möglichst in dialogischer Form zu geben.

Die Uebung und Kräftigung des inneren Sinnes, der Phantasie, ist, sofern sie richtig betrieben wird, nicht an eine bestimmte Altersstufe gebunden. Man mag die Seele des Kindes, sobald sie aus ihrem Morgenschlummer erwacht ist, in die einfachsten und verständlichsten Formen der Kunst eintauchen, sie an das Schöne und Edle auch in der äusseren Form gewöhnen und sie mit Abscheu gegen das hässlich Ordinäre erfüllen. Von diesen frühesten Phantasie-Eindrücken lassen sich gewaltige und nachhaltige Einwirkungen auf die Entwicklung und Formung des Charakters herleiten. Die Wirkung der Musik scheint in dieser Hinsicht die intensivste zu sein; — es fräge sich nur, ob sie Allen zugänglich ist! — Wie sie unserer Seele einerseits das Tiefste und Erhabenste bietet, so vermag sie auch gemeiner zu sein und kann demoralisirendere Wirkungen äussern als irgend eine andere Kunst. Will man sich hierüber recht schnell klar werden, so denke man sich etwa junge Mädchen unter dem Einflusse Offenbach'scher „Musik“ aufwachsen, wie es an manchen Orten, beispielshalber in Berlin, geschieht. Und diese Offenbachjaden, wenn auch in abgeschwächteren Formen, treffen wir seitdem zu unserm Unmuth in so mancher Erscheinung unseres öffentlichen Lebens an. Wie weit erstreckt sich heute nicht der Begriff der „Prostitution“? Das widerlich freche eitle Auftreten so vieler Diener des Tages, das unwahr gespreizte Verhalten jüdischer Rabbiner aller Konfessionen, das gedankenlose Politisiren unserer Berufs-Parlamentarier, die nervös auf den Effekt arbeitende Thätigkeit der Zeitungs- und Romanschreiber, so mancher oft reichbegabter Künstler (Kaulbach u. A.) haben einzelne Züge, welche an die in ihrem Extrem unnachahmliche Gemeinheit des Pariser Musikjuden anklingen. —

Bei der Erziehung durch die Kunst ist die Veranlagung der Schüler zu prüfen und in Anschlag zu bringen. Was hoffentlich den Meisten Töne,

Rhythmen, Melodien bieten, wird Anderen durch Formen und Farben ersetzt werden müssen. Nur die Poesie, als die umfassendste und menschlichste Kunst, ist keinem normalen Deutschen ganz verschlossen, somit ist sie als wesentliches Lehr- und Erziehungsmittel bei Allen anzuwenden. Einer solchen Erziehung durch erfasste, geübte, gepflegte Kunst müssen wir mindestens den nämlichen psychagogischen Werth wie der Entwicklung der Verstandeskräfte einräumen.

Denken wir uns also das Verhältniss etwa folgender Massen: täglich 2 Stunden Unterricht in den Fächern des Verstandes; 2—3 Stunden in den Künsten, 4 Stunden körperliche Zucht (Turnen, Reiten, Schwimmen etc.), so bleiben, wenn wir auf die Mahlzeiten $1\frac{1}{2}$ Stunden und 9 Stunden auf Schlaf mit Aus- und Ankleiden rechnen, noch etwa 5 Stunden zum selbstständigen Arbeiten und zur — Einsamkeit. Gelegentlich allein zu sein, soll jedem unserer Schüler in ausreichender Weise geboten werden, ja eine gewisse Zeit müssen sie allein sein.

Ein Theil der für heranwachsende Körper so nothwendigen leiblichen Arbeit soll ganz direkt den Zwecken des Handwerkes, der Industrie, der Land- und Gartenwirtschaft dienstbar gemacht werden und zwar aus zweifachem Grunde. Nicht nur wird es dem Schüler nützen, Einsicht in jene Techniken und Arbeiten zu gewinnen, sondern vor Allem soll der Idealist wissen, wie dem Schmiede am Amboss, dem Arbeiter in der Fabrik, dem Maurer auf dem Gerüst, dem Tagelöhner auf seinem Kartoffelacker etwa zu Muth sein kann. —

Wir wiederholen: Der Beruf, auf welchen wir in jenen idealen Schulen unsere Schüler uns vorbereitet denken, ist der, Lehrer und Lenker ihrer übrigen Volksgenossen zu werden. Wenn sie nun gelernt haben, sich selbst zu lenken und zu belehren, Schmerz und Kummer zu erdulden, zu geniessen und zu entsagen, an rechter Stelle zu lieben und zu hassen, zu denken und anzuschauen, Kunst und Wissenschaft zu erfassen, wenn sie mit dem Bauern, Arbeiter, Handwerker, Künstler, Denker mitzuempfinden verstehen und bereit sind, für sich nichts, Alles für die Anderen zu wollen, dann überlasse man ihnen getrost die Regierung und Leitung des Gemeinen Wesens. Sie werden nun zunächst die alten uns zum Theil abhanden gekommenen gesunden Formen unseres Volkslebens mit thunlicher Benützung der noch vorhandenen Reste wiederherstellen, nämlich den Verband der Gaue, Landschaften und Berufs-Genossenschaften, — „Stände“ kennt das Germanenthum nicht, — nur Einen Stand giebt es, den der freien Männer, Ihre erste Aufgabe müsste demnach sein, einen Ueberblick und eine Einsicht in die ihnen anvertrauten, von ihnen zu lenkenden Massen zu gewinnen, um aus ihnen ihre Nachfolger auszuwählen. Freilich werden auch hier unter den Vielen, die berufen werden, nur wenige Auserwählte sein. Wen sie indessen zu der höchsten Aufgabe des Volkes nicht brauchen können,

dem muss ein anderes, ihm gemässes Arbeitsfeld angewiesen werden. Es wird Sache der Herrscherklasse sein zu sorgen, dass Jeder mit Erfolg arbeiten kann und möglichst da arbeitet, wo er sich und andern nützt. Unter diesem Gesichtspunkte ist das Vorhandensein bitteren Elendes und grosser Reichthümer gleich sinnwidrig schädlich für das Gemeine-Wesen. Ob Atrophie oder Hypertrophie die schlimmere Krankheit, mögen die Pathologen unter sich ausmachen. Das Geld an sich hat imaginären Werth, sobald die Geld erzeugenden Kräfte nicht über Gebühr von Einzelnen ausgenutzt und besessen werden dürfen und dafür gesorgt wird, dass Keinem das Minimum zum anständigen Leben fehle. Dass der Boden des Vaterlandes selbst, also Grund, Wald, Wasser, Wiese, bis in den Mittelpunkt der Erde hinein, nur dem Vaterlande selbst gehört, der einzelne Besitzer dieser Liegenschaften, Gruben und Minen, sich nur als Verwalter und Entleiher betrachten darf, ist für Deutschland eine Nothwendigkeit, die nur ausgesprochen, nicht bewiesen zu werden braucht. Der Anspruch grössere Theile des Vaterlandes zum Eigenthum zu besitzen, als man zu seiner und der Seinen auskömmlicher Ernährung bedarf, ist undeutsch. Mit Einem Federzuge wäre dieser Diebstahl im Prinzip rückgängig zu machen, wünschön man die Uebergänge nach Möglichkeit mildern mag. Dessgleichen dürften irgend welche Unternehmungen industrieller Art in keiner anderen Weise angelegt werden, als so, dass jeder mit regelmässiger, nutzbringender Arbeit daran Betheiligte Antheil an dem Gewinne hat; (am Verluste hat er ihn schon heut!) — eine Antheilgabe, welche recht wohl auf die Fähigkeiten des Einzelnen Rücksicht nehmen darf. Uebertretung solcher Verordnungen sollte wie Diebstahl bestraft werden.

Das Ansammeln von Schätzen ohne den Zweck einer anständigen Verwendung muss als ehrlos und schadenbringend verhindert werden. Als geeignetstes Mittel hierzu bietet sich die Steuer, direkte und indirekte. Als wirklich nothwendige, und darum steuerfreie Lebensbedürfnisse dürften Cerealien, Gemüse, Obst, leinene, wollene, baumwollene Stoffe, Werkzeuge, Wohnungen und ähnliches angesehen werden. Es wäre brutal, diese Bedürfnisse anders als im Falle der äussersten Noth, gleichviel ob direkt oder indirekt, zu besteuern. Alles Andere muss besteuert werden, und um so höher, je mehr es den Charakter des thörichten und schädlichen Luxus annimmt; diese Steuer kann z. B. auf Tabak, Alkohol, Miethswohnungen, Wirthshäuser etc. so hoch angesetzt werden, dass sie einem thatsächlichen Verbote derselben gleich käme; — die Steuer hat eben auch eine ethische Bedeutung.

Um ein so grosses Land wie das deutsche regieren zu können, muss man mit einer verständigen Dezentralisation, unter Berücksichtigung der natürlichen Gliederung des Volkes in Stämme, Gaue, Gemeinden, beginnen. Franken und Friesen genau nach dem nämlichen bis ins Einzelste festgestellten Muster regieren zu wollen, ist nicht rätlich. Der Aufbau

muss hier *von Unten* beginnen. Wir wollen im Folgenden versuchen ein Bild des Zustandes, den wir uns als Ideal denken, zu entwerfen. *)

Aus den Gemeinde-Körpern setzt sich der Gau zusammen, aus diesem die Vereinigung des Stammes; das Produkt der Stämme bildet den Gesamtorganismus des Reiches. Innerhalb dieser organischen Gliederungen des Volkes müsste ein möglichst hohes Maass von Freiheit, Selbstverwaltung und eigener Gerichtsbarkeit unter der Aufsicht und Korrektur der Regierenden bestehen. Jede Gemeinde sorgt für Kommunal-Wege, -Bauten, -Schulen. Vernachlässigt sie derartige Pflichten in einer den übrigen Gaugenoossenschaften anstössigen und gemeingefährlichen Weise, so wird sie von den Regierenden in Strafe genommen und kann ihrer Gemeinde-Rechte etc. beraubt werden. Die Sorge für Strassen-, Deich-, Eisenbahn-, Kanal- etc. Bauten fällt je nach Ausdehnung dem Gau oder dem Stamme oder dem Reiche anheim, wobei der Grundsatz festzuhalten ist, dass der grössere Bezirk das nicht übernimmt, was der kleinere leichter und besser einzurichten im Stande sein wird. Die Gemeinde-Schulen, in welchen der Unterricht absolut unentgeltlich ist — die Kosten trägt die Gemeinde —, sind in erster Hinsicht körperliche Erziehungsanstalten im Sinne der *griechischen* Gymnasien. Von Gemeindegewegen werden sonst nur die nöthigsten Elemente des Wissens und der Musik gelehrt. Jede öffentliche Unterweisung in der Religion muss unterbleiben, bis Deutschland religiös geeinigt sein wird. Es ist darauf hinzuwirken, dass für diese Unterrichtsfächer ein moralischer Zwang ausreicht, wenn vielleicht auch zuvörderst ein materieller anzuwenden sein wird. Wer sich in oder ausser der Schule ein erforderliches Maass von körperlicher Kraft und Gewandtheit nicht angeeignet, ein Minimum von Kenntnissen nicht erworben hat, wird nicht in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen, gilt als unmündig. Das Recht der Entscheidung darüber hat jene Männergemeinschaft, doch steht Berufung bis an die Regierenden Jedem offen. Der Gau und die Stammesgemeinschaft hat das Recht, aber nicht die Pflicht, Schulen anderer beliebiger Art einzurichten, doch dürfen diese nur dann an einem Orte sein, wenn dazu nachweisliche Nöthigung vorliegt. Sonst sind sie in die Einsamkeit zu verlegen.

Neben den Verbänden der Gemeinden, Gaue, Stämme bestehen Körperschaften der Berufe. Eine gewisse Zahl von Berufsgenossen hat allezeit das Recht innerhalb der Gemeinde, dem Gau oder dem Stamme eine Körperschaft zu bilden mit Ehrengerichten, Prüfungen, Einrichtung technischer Schulen und dem Rechte, die Ehre ihres Berufes nach Aussen hin zu vertreten und zu wahren. Sie stellen den Antrag auf Errichtung von Berufsschulen an die Gemeinde, den Gau etc. unter Nachweisung, dass solche Schulen dem Gemeinen Wesen nützen; die Gemeinde-, Gau- etc.

*) Vgl. zu Diesem und dem Folgenden „*Unsere Zeit und unsere Kunst*“ von H. von Wolzogen, I. Buch. (Leipzig, Senf).

Vertretung hat dem gemäss zu befinden. Versäumen die kleineren Bezirke solche naheliegenden Pflichten, richten sie keine Schulen für Techniker ein, so können sie von den Regierenden gemahnt, aber nicht gezwungen werden. Der Unterricht in solchen technischen Schulen, in denen z. B. je Wundärzte, Geometer, Notare, Baumeister, Lehrer, Maschinenbauer etc. gebildet werden, ist für Schüler, welche zugleich begabt und fleissig sind, frei; die Anderen haben etwa den auf sie entfallenden Theil der Kosten zu tragen. Ihr Gewerbe haben sie dafür so auszuüben, dass sie sich nicht ungebührlich bereichern; der Korporations- und Gemeinde-Vorstand hat dafür, dass diess nicht geschehe, Sorge zu tragen. Erkannte Talente in Kunst und Wissenschaft, gleichviel ob jung oder alt, werden von den Regierenden mit einem Gehalte oder einem Landgute, welches bescheidenen Ansprüchen genügt, besoldet, für zeitlebens oder auch nur für eine Reihe von Jahren; auch werden sie bei grossen künstlerischen und wissenschaftlichen Unternehmungen gebührend unterstützt. Sie können sich in Künstler- und Gelehrten-Gilden („Akademien“) zusammenthun und geniessen dann Korporationsrechte. Alle jene Körperschaften der Berufsarten und der Gemeinden bilden dann das eigentliche Erziehungsgebiet für Knaben, Jünglinge, Männer; sie geniessen zu diesem Zwecke ganz besonderer Rechte und Freiheiten.

Aus den Vertretern jener Gemeinde-, Gau-, Stammes-Verbände und den Vertretern der eben erwähnten Berufs-Körperschaften setzt sich die Volks-Vertretung zusammen, welche gemeinschaftlich mit den Regierenden das Wohl des Gemeinwesens beräth, Gesetze giebt und abschafft etc. Die Zusammenberufung dieser Volksvertretungen geschieht nach Bedürfniss, der Regel nach jährlich.

Studirte und berufsmässige Richter giebt es nicht, lediglich Volksgerichte. Für geringere Vergehen genügt die Gemeindegensenschaft, für Kriminalvergehen ein aus der Gaugensenschaft oder der Stammesgemeinschaft zu errichtender Gerichtshof. Alle Korporationen haben Ehrengerichte. Eine letzte Instanz liegt in den Händen des Königs und der Regierenden. Eine nicht abzuweisende Folge der nicht-berufsmässigen Richter ist die Verbannung der berufsmässigen Advokaten; wir brauchen allenfalls Notare, keine Advokaten. Der Mündige vertritt seine Sache selbst; dem Unmündigen — Jeder kann sich als solcher erklären — wird ein Anwalt oder Vormund aus der Gemeinde gestellt. Keinem darf es verwehrt sein, auch die Hilfe seiner Freunde vor Gericht in Anspruch zu nehmen. Der Unmündige verliert natürlich seine Stimme in der Gemeindeversammlung etc. Zum Zwecke einer gerechten und volksthümlichen Bestrafung sind Deportationsorte (Straf-Kolonien) zu erwerben, wohin die Schuldigen für Zeiten oder zeitlebens zu verbannen sind; wer den über ihn verhängten Bann bricht, hat sein Leben verwirkt, ebenso wie der, welcher Menschenblut vergiesst. Gegen alle Thierquälerei, vor Allem also Vivisektion, Baumfrevel, unnatürliche Laster und Aehnliches, treten entehrende Strafen ein (Prügel-

strafe). Die Exekution der Frevler ist genau so wie der richterliche Beruf ein in der Gemeinde wechselndes Ehrenamt.

Gegen die beiden höchst gefahrbringenden Volks-Krankheiten der modernen Zeit: grosse Städte und grosse Zeitungen („Welt“blätter und „Welt“städte; — das Wort „Welt“ hat hier einen ähnlichen Klang wie im Neuen Testament) genügen zwei ganz kurze Gesetze; beide müssten sofort in Kraft treten. Das eine verordnet, dass ein Grundstück je nach seinem Zwecke nur zum 6. — 10. Theile mit Gebäuden irgend welcher Art besetzt werden darf, und dass mindestens die Hälfte der Wohnungsmiethen, welche selbständige Männer und Familien entrichten, durch die Behörden von dem Vermiethen als Steuer eingezogen wird. Wer sein eigenes Haus allein bewohnt, ist, wie schon oben angedeutet wurde, für Haus und Grundstück von jeder Steuer befreit. Das andere Gesetz verleiht dem Gemeinen Wesen das alleinige Recht, Anzeige-(Inseraten-)Blätter herauszugeben. Bekanntlich bestehen unsere grossen Zeitungen nur von, für und durch die Inserate. Ferner müsste Jeder, der eine Zeitung herausgibt, eine bedeutende Kautio n hinterlegen, welche bei einer nachgewiesenen absichtlichen Lüge des Blattes verfällt; eine solche Lüge würde dem Betroffenen auch das Recht entziehen, in derselben Gemeinde abermals eine Zeitung herauszugeben. Der zuständige Gerichtshof wäre die Gemeinde-Versammlung, welcher auch die verfallenen Kautio nen gehören würden.

Im Uebrigen hat völlige, absolute, Denk-, Gewissens-, Lehr-, Mittheilungs-, Versammlungs-Freiheit zu herrschen, — mit strengster Bestrafung der Lügner und Verläumder!

Haben die Regierenden lokale Bezirke und Berufs-Körperschaften in dem oben angedeuteten Sinne mit volksthümlicher Selbst-Verwaltung und -Gerichtsbarkeit hergestellt oder neu geordnet, welche nunmehr die wesentlichen Organe für die Erziehung des Volkes bilden, so bleiben ihnen noch die Aufgaben übrig, welche nur von der Gesammtheit gelöst werden können: Vertretung nach Aussen; Wehrbarmachung und -Erhaltung des Volkes, also auch Bau von Festungen; Anlegung der grossen Verkehrslinien in und ausser dem Lande; die Stellung und Lösung grosser idealer Aufgaben und Oberaufsicht über das Ganze. Vor Allem muss ihnen die Auswahl ihrer Nachfolger und Gehilfen am Herzen liegen; diese Arbeit scheint die schwerste zu sein. Wenn die Erziehung des Volkes im Wesentlichen darin besteht, dass jeder Einzelne so normal wie möglich entwickelt werde und in einer Weise arbeiten lerne, die ihn selbst beglückt und dem Gemeinen Wesen förderlich ist; so ist es Sache der Regierenden, diese Arbeitskräfte zu erkennen und zu prüfen, um sich aus ihnen vor Allem auch die für ihre Philosophenschulen Geeigneten auszusuchen. Zu diesem Ende sind Zwischenstationen und praktische Prüfungen erforderlich.

Welchen Beruf soll nun im Uebrigen der Einzelne wählen? Wer in sich einen Beruf fühlt und sicher ist, sich nicht zu irren, dem ist leicht geholfen: er soll unter allen Umständen in den Stand gesetzt werden, diesem Berufe zu leben und zu dienen. Ein solches Leben, ein solcher Dienst ist für ihn das höchste Glück und von grossem Werthe für alle seine Volksgenossen. Indessen bilden diese spezifischen Talente die merklich kleinere Anzahl der Menschen. Was muss mit der weitaus grösseren Masse der normal gebildeten Durchschnittsmenschen geschehen? Man darf behaupten, dass es für das Glück dieser Mehrzahl ziemlich gleichgiltig ist, ob sie diesem oder jenem Theile der Arbeit unseres Volkes zugewiesen werden. Wenn sie ihren Lehrern und Erziehern vertrauen und folgen gelernt haben, werden sie auch lernen, an dem ihnen angewiesenen Platze ihre Schuldigkeit zu thun. Auf diesen Platz nun bereite man sie rechtzeitig vor. Die erziehende Kraft, welche für den Einzelnen in dem Bewusstsein liegt, eine Pflicht erfüllen zu sollen, eine bestimmte, ihm übertragene Arbeit verrichten zu können, eine Lücke auszufüllen, wird gerade bei unserer jetzt giltigen Erziehung nicht hinreichend anerkannt. Es ist undeutsch und ein übler Mangel unseres Erziehungs-Systems, dass die Männer der idealen Arbeit etwa erst gegen Ende des dritten Jahrzehnts ihres Lebens zur eigentlichen Berufsarbeit gelangen, also auch erst dann ein deutliches konkretes Bewusstsein von dem Begriffe „Pflicht“ erhalten. In Folge dessen werden sie auch zu spät in den Stand gesetzt, einen Hausstand zu gründen. Die mannigfachen Uebel, welche dieses zu späte Heirathen mit sich zieht, sind zu bekannt und zu nahe liegend, als dass sie hier zu erörtern wären. Die Stärkung des moralischen Sinnes, wie ihn das Bewusstsein einer zu erfüllenden Pflicht verleiht, giebt dem Menschen einen ganz anderen Lebenshalt- und Inhalt, als jene so viel berufene und so viel begehrte „*allgemeine Bildung*“.

Die Uebung in den Waffen, die Erlernung des Kriegshandwerkes beginnt bereits in den Gemeinde-Schulen als eine Hauptaufgabe derselben und bleibt zunächst Sache der Gemeinden und Gauen. Die Bildung und Gliederung des gesammten Volksheeres fällt dem Könige zu. „Stehend“ ist diess Heer, soweit die Fortpflanzung der soldatischen Technik diess nöthig macht; also vor Allem der Rahmen, ein nicht zu entbehrender Stamm von Offizieren, Soldaten und Beamten, die Organisation. Somit bildet die soldatische Erziehung einen Theil unserer nationalen Erziehung.

Ja, wenn wir unsern Lesern in Bezug auf unser Gesamtbild noch deutlicher werden wollen, indem wir diejenige Erscheinungsform unseres gesellschaftlichen Lebens zur Vergleichung heranziehen, welche die Idee einer *nationalen Erziehung* bis jetzt am folgerichtigsten und erfolgreichsten zum Ausdruck gebracht hat, so müssen wir es offen sagen: diese Form ist — das preussische Soldatenthum.

Man hatte sich in liberalen Bürgerkreisen, besonders am Rhein, daran gewöhnt, auf den „preussischen Militarismus“ misstrauisch und gering-

schätzig zu blicken, namentlich dem zünftigen Professorenthum war er ein Dorn im Auge, bis diese Widersacher durch die Thaten der Kriegsjahre plötzlich darüber belehrt wurden, dass in den „Junkern“ nicht nur ein achtenswerthes Stück germanischer Tapferkeit und arischen Idealismus verborgen, sondern dass auch in dem Heer eine Organisation enthalten sei, welche an Tüchtigkeit und Brauchbarkeit die andern Formen unseres Staatslebens weit übertraf. Offenbar ist man in der Anwendung der in unserm Heere erprobten Verwaltungs- und Erziehungsmaximen auch auf andere Zweige unseres Staats- und Unterrichtswesens noch nicht weit genug gegangen; die Gefahr, dass sich der Militarismus auch auf Gebiete erstrecke, auf welche er nicht anwendbar ist, liegt zunächst wenigstens noch fern. Das deutsche Soldatenthum ist zur Zeit die einzige völlig volksthümliche und in ihrer Art vollkommene soziale Institution in unserm Vaterlande. Auch hat der Krebs des Judenthums diesem Organismus noch nichts anzuhaben vermocht. Somit erscheint es für unsere Aufgabe von Werth, die Erziehungsweise in unserem Heere kennen zu lernen. Dieselbe ist äusserst einfach, zweckgemäss und folgerichtig entwickelt. Der Stand der Erzieher und Leiter — das „Offiziercorps“ — wird von früher Jugend an in eine bei uns sonst nicht gekannte strenge Zucht genommen und moralisch, physisch, intellektuell auf seinen Beruf vorbereitet. An Stelle des in Deutschland bislang noch schwankenden, unsicheren Begriffes „Staat“ oder „Nation“ musste die konkretere, feststehende, anschauliche Vorstellung des Monarchen als des „obersten Kriegsherrn“ gesetzt werden. Es ist — in echt arischer Weise! — die unverbrüchliche, bis in den Tod zu bewährende Treue gegen den Kriegsherrn, welche die sittliche Grundlage für die Lebensauffassung dieses Führer- und Lehrer-Kollegiums bildet. Die sonstige Ausbildung desselben ist mit vollem Rechte von Anfang an eine durchweg berufsmässige. Die strikte Auktorität, welche zu dem Wesen ihres Berufes gehört, wird ihnen unter Anderem auch durch die Einrichtung gewährleistet, dass nur Familien unbescholtensten Leumundes, welche in achtbaren auktoritativen Lebensstellungen sind, das Recht haben, ihre Söhne zu dieser Laufbahn zu entsenden. Die Söhne noch so reicher Wucherer und mit Ritter-Kreuzen dekorirter Börsenspekulanten müssen an der Pforte dieses Berufes Kehrt machen. Der wüste Kultus des goldenen Kalbes ist denn auch an dem preussischen Offiziercorps zwar nicht spurlos vorübergegangen, hat aber doch trotz allen so nahe liegenden Versuchungen dort nicht die Erfolge erlebt, und die Verwüstungen angerichtet, wie hier und da anderwärts. Die etwaigen Erfolge werden nur eben durch die strengere Ahndung sichtbarer, als im grossen Getriebe der bürgerlichen Handelswelt. Durch stäts erneute Beobachtung, Prüfung, Abwägung der Charaktere und Talente werden allmählich diejenigen Persönlichkeiten ausgeschieden, welche sich im Laufe ihrer Entwicklung als nicht mehr gewachsen für ihren Beruf erwiesen. Wie das Band der Treue sie alle an den obersten

Kriegsherren und somit auch unter einander zu einer moralischen Einheit verbindet, so wird die äussere Einheit durch den Gehorsam, die der Niedere dem jedesmal Höheren bedingungslos zu erweisen hat, hergestellt, ebenso wie auch durch die mindestens äusserlich zu bethätigende Achtung Aller gegen einander. Dieser Lehrer- und Führerschaft ist ein in ähnlicher Weise organisirtes Hilfscorps subalternen, gleichfalls technisch gebildeter Männer („Unteroffizier-Corps“) unter- und beigeordnet. Diesem Gesamt-Kollegium wird nun die waffenfähige Mannschaft auf einige Jahre zur Erlernung der Waffenkunde und zur Einübung des Kriegshandwerkes anvertraut. Bei dem anerkannt soldatischen Charakter des ganzen Menschenlebens, bei der thatsächlich jetzt als völlig unzulänglich bestehenden Ausbildung unserer Jugend ist diese militärische Erziehung zugleich eine vortreffliche, zur Zeit gar nicht zu entbehrende Ergänzung unserer nationalen Erziehung. Gleichzeitig ein überaus lehrreiches Beispiel einer zielbewussten, strengen einseitigen und deshalb richtigen Berufserziehung; — denn diese letztere muss einseitig sein. Dass sich neben und nach derselben eine allgemeinere Bildung von denen, deren geistige Besitzverhältnisse es sonst gestatten, erstreben und bis zu einem hohen Grade erreichen lässt, dafür bietet gerade auch das preussische Heer zahlreiche Beispiele. Es scheint, dass man jetzt lebendige wissenschaftliche und künstlerische Interessen, Fortleben mit dem Geiste des Volkes, kaum in einem Berufskreise so häufig findet, wie unter preussischen Offizieren. Das hat seinen guten, oben angedeuteten Grund! Jener gescholtene „Militarismus“, wie ihn Preussen geschaffen hat, ist eine höchst werthvolle Bereicherung unseres sozialen Lebens und uns für das Ideal einer nationalen Erziehung ein sehr lehrreiches Analogon. Namentlich könnten wir uns die oben erwähnten technischen Schulen in ihrer Organisation der militärischen Erziehung insofern ähnlich denken, als die Vorbereitung auf den Beruf mit Beiseitelassung des liberalen Allerweltbildungsschwindels möglichst frühzeitig zu beginnen hätte. Ob die Kosten solcher technischer Schulen (für Handwerke und Künste, die sich in der Werkstatt allein nicht lernen lassen, für Wundärzte, Architekten, Ingenieure etc. etc.) aus dem Staatssäckel aufzubringen, oder von den zu Erziehenden selbst getragen werden müssen, würde im Wesentlichen davon abhängen, ob der in ihnen Ausgebildete der Allgemeinheit oder eigenem Vortheile dient. In jedem Falle könnte die öffentliche Kasse bis zu einer gewissen Höhe Garantie übernehmen und vor Allem müsste sie unbemittelten Talenten völlig freien Unterricht gewähren. Sache des öffentlichen Unterrichtes und der staatlichen Subvention müsste vor Allem die neu zu schaffende, sorgfältig zu erziehende „Gesundheits-Armee“ sein, eine Schaar von unterrichteten, in ihren oberen Stellen den Regierenden angehörenden Beamten, welche der „Hygiene“, d. h. der physischen Wohlfahrt der Gemainschaft dienen sollen. Dass die schon vorhandenen zünftigen Aerzte, welche in der Jugend tapfer vivisezirt und sich das Impfen und den

Medizinschwindel angewöhnt haben, hierzu nicht taugen, ist kaum nöthig zu bemerken. Nur Operateure, Chirurgen, Augenärzte u. Aehnl. entsprechen einem Theile unserer Gesundheitsbeamten, welche letztere als Diener der Gesammtheit ohne Entschädigung für einzelne Leistungen vor Allem der Prophylaxis gegen Krankheiten zu dienen, den Hausbau zu beaufsichtigen, der Nahrungsmittelverfälschung vorzubeugen, Belehrung über Kleidung, Behandlung der Kinder, Wohnung, Nahrung etc. zu ertheilen hätten. Sie beziehen ein Gehalt vom Staate und es wird demjenigen eine Prämie (materieller oder moralischer Art) gewährt, in dessen Amtsbezirk sich die günstigste Gesundheits- und Sterblichkeitsziffer herausstellt.

In diesem neuen Sanitäts-Korps fände z. B. auch die Frau ihre Stelle. Ueber Erziehung der Frauen müssen wir uns durchaus auf Andeutungen beschränken. Die weibliche Jugend ohne Weiteres in öffentlichen Schulen, welche durchaus nach der Analogie der Knabenschulen eingerichtet sind, zu erziehen, wie es jetzt geschieht, erscheint jedenfalls als höchst bedenklich. Die jetzt bestehenden „höheren Töchterschulen“ müssten als der hässlichste Unfug, der jetzt in pädagogischer Hinsicht getrieben wird, am ersten Tage der neuen Ordnung polizeilich geschlossen werden. Die Elemente des Wissens auch der weiblichen Jugend beizubringen, mag dem Ermessen der Landschaften und Gemeinden überlassen sein; im Uebrigen lernen diejenigen Mädchen, welche zum Lernen Lust und Talent haben, auch ohne jene öffentlichen Schulen; Mädchen, welche beides nicht haben, bleiben erfahrungsmässig trotz den öffentlichen Schulen unwissend. Eine, der bekannten Solonischen ähnliche Verordnung, welche die Kinder der Verpflichtungen gegen ihre Eltern entbindet, falls diese es an einer genügenden Erziehung haben fehlen lassen, würde vermuthlich ausreichen, um die schlimmsten Unterlassungsünden der Eltern zu verhindern. Was die Frau unter allen Umständen braucht, sind nicht Mendelsohns Duo's, Trägers Gedichte, Ebers' Romane, Auerbachs Dorfgeschichten etc., sondern Gesundheit des Körpers, Muth, Klarheit des Urtheils, Ruhe und innere Grösse. Ich frage und bitte um Antwort, ob all dergleichen sich in unsern höheren Töchterschulen, auf Ballen etc. erlernen lässt, oder ob man es sich nicht vielmehr dort abgewöhnen muss? — Das sind arische Tugenden, welche sich in der Familie von Mutter auf Tochter vererben und weiterbilden. Aber wo ist diese Familie? Wie selten sind diese Mütter! Die Aufgabe der nationalen Erziehung wäre somit auch für die weibliche Jugend zuvörderst eine negative: Entfernung des Falschen, Thörichten und Schlechten. Von da aus müsste der Weg zur Vertiefung, Klärung, Veredelung des Lebens auch der Frauen gesucht werden. —

Es giebt auch unter den Frauen gewaltige, heldenhafte, geniale Naturen, welche mehr leisten wollen und können, als das Durchschnittsmaass ihnen gestatten möchte. Solche Charaktere, obwohl Ausnahmen, sind zu werthvoll, als dass die nationale Erziehung sie nicht ganz besonders beachten

sollte. Das oben von den Männern Gesagte gilt auch von den Frauen: wer einen Beruf in sich fühlt, muss in den Stand gesetzt werden, für diesen Beruf zu leben. Es wird zwischen Laune und Beruf zu unterscheiden sein! Im Allgemeinen tritt bei den Frauen das verstandesmäßige Reflektiren und Schliessen hinter dem unmittelbar Genialen zurück; als Richter und Berather erscheinen sie ungeeignet, als Lehrer ausserhalb ihrer Familie wenig brauchbar. Häufig ist bei ihnen praktische Genialität, und zum ärztlichen Berufe scheinen sie ganz besondere Anlage zu haben; ihr eigenes Geschlecht und die Kinder gesundheitsgemäss zu behandeln sind sie offenbar in weit höherem Grade berufen als die Männer; in ihrer neuerdings wieder anerkannten Stellung als Krankenpflegerinnen sind sie einfach unersetzlich. Wir würden somit den Frauen weder in den Gerichten noch in den Behörden einen Platz einräumen, wohl aber in den Körperschaften der Künstler, sofern sie sich diesen Platz zu erwerben und zu behaupten wissen, vor Allem in unserem *Sanitäts-Korps*.

Was wir hier gesagt haben, — es sind „*pia desideria*“, — irgend welche Hoffnung auf ihre Erfüllung zwischen Fels und Meer haben wir nicht. Trotzdem mussten wir unsere Wünsche aussprechen; wir mussten vom Standpunkte und aus dem Geiste des Bayreuther Werkes diese eminent wichtige Frage unserer nationalen Kultur, zwar nicht erschöpfend beantworten — dazu fühlen wir uns nicht stark genug —, aber sie prüfend, andeutend, skizzirend behandeln. Möchten wir in dieser Thätigkeit entschlossene und einsichtsvolle Nachfolger finden, damit das Gute wachse, wirke, fromme, damit der Tag dem Edelen endlich komme!

Bayreuth, Juli-November 1882.

Die Vivisektionsfrage vor dem preussischen Landtage.

Von Dr. E. Grysanowski.

Die Vivisektionsfrage ist in Deutschland im Laufe der letzten drei Jahre dreimal zur parlamentarischen Besprechung gekommen und zwar zweimal im Reichstage und einmal im Preussischen Abgeordnetenhaus. Als im Jahr 1880 die ersten vier Petitionen unserer Vereine an den Reichstag gelangten, da war die Frage den Herren von der Kommission noch ganz neu. Sie wussten nicht, wie sie sich solchen Zumuthungen gegenüber zu benehmen hätten und fragten Herrn Virchow, der ihnen sofort klar machte, dass ohne Vivisektion von einer Heilkunde keine Rede sein könnte und dass, da andere Motive nicht denkbar seien, der Beweggrund zu diesen Petitionen in der wissenschaftlichen Lichtscheu der Petenten gesucht werden

müsste. In Folge dieses Gutachtens wurden die vier Petitionen *ad acta* gelegt und somit auch dem Reichstagsplenium jede fernere Mühe erspart. Denn der Antrag des Fürsten Hohenlöhe, die Frage dem Reichskanzler zur Prüfung zu empfehlen, konnte nicht mehr zur Berathung kommen und würde, auch wenn er zur Berathung gekommen wäre, durch Herrn Dr. Mendel vereitelt worden sein, der ihn durch Substitution des Wörtchens „Hetzjagd“ statt „Vivisektion“ zu emendiren gedroht hatte, — eine Emendierung, gegen die wir genau so wenig und genau so viel einzuwenden haben, wie Dr. Mendel's Patienten einzuwenden haben würden, wenn er statt ihrer Schmerzen ihre Schulden zu tilgen sich anheischig machte. „Eins nach dem andern“, sagt der weise Figaro.

Im Jahre 1882 gingen die Sachen schon etwas anders. Es fehlte zwar auch diessmal nicht an Versuchen, die Petenten in der Vorhalle abzufertigen, aber die Hüter der Schwelle wurden überwältigt und es kam wirklich zur Verhandlung im Plenum. Den Meisten war nun auch die Frage, historisch wenigstens, nicht mehr neu; das Neue aber lag nun in der Situation und in der Aeusserung der bis dahin latenten Gegensätze. Diese Gegensätze waren zu schroff um Worte zu finden, sprachen sich aber durch unartikulirtes Hohngelächter deutlich genug aus, und die Experten hatten keine Schwierigkeit unsere Fürsprecher zum Schweigen zu bringen. Dennoch ergab sich bei der Abstimmung eine so geringe Majorität zu Gunsten unserer Gegner, dass eine Gegenprobe erforderlich schien.

Vergleichen wir hiermit endlich das Schicksal, welches die diessjährige Petition des hannöverschen Vereins in dem Preussischen Landtage gehabt hat, so finden wir allerdings in dem Kommissionsantrage noch immer dasselbe abwehrende Verhalten und in der Plenarverhandlung dieselbe Schroffheit der Gegensätze, aber es kam doch nicht mehr zum Hohngelächter, und was die Hauptsache ist, der Antrag des Freiherrn von Minnigerode, der Staatsregierung die Petition zur Erwägung zu überweisen, wurde mit einer unzweideutigen Majorität angenommen, die von Augenzeugen auf drei Viertel des Hauses geschätzt wird.

Wer wollte leugnen, dass die drei von uns verzeichneten Punkte unserer Bahn einen Fortschritt markiren? Und wenn diess an der parlamentarischen Meinung merkbar ist, so muss die allgemeine öffentliche Meinung, deren verjüngtes Abbild jene ist, eine noch viel merkbarere Umstimmung im Laufe dieser drei Jahre erfahren haben.

Nur eines befürchten wir. Die Landesregierung wird aufgefordert zu erwägen, „erstens, ob und in wieweit die Vivisektion als Mittel des Unterrichts entbehrlich ist, und zweitens, ob eine Anregung in Bezug auf strafrechtliche Bestimmungen gegen den Missbrauch der Vivisektion für die Reichsgesetzgebung geboten sei.“ Es ist klar, dass die Beantwortung dieser beiden Fragen nur nach einem Zeugenverhör erfolgen kann, und es ist gewiss, dass selbst, wenn die Zeugen nur zur Hälfte Experten

sind, das Gewicht der fachmännischen Aussagen in den Augen des Staates das Grössere sein wird. Das praktische Resultat der schwer erkämpften amtlichen Untersuchung könnte also leicht in einer ausdrücklichen Sanktion dessen bestehen, was bisher nur stillschweigend geduldet worden ist: und hiermit wäre, allem Anscheine nach, mehr verloren als gewonnen, denn während jetzt unter dem blossen Druck der öffentlichen Meinung einer der bedeutendsten Physiologen Preussens sich entschlossen hat, die Vivisektion nicht mehr zu bloss didaktischen Zwecken zu üben, dürfte ein amtliches Gutachten in obigem Sinne nicht nur Andere von der Nachahmung dieses löblichen Beispiels abhalten, sondern den Breslauer Professor selbst zu einer Wiederaufnahme der verlassenen Methode ermahnen. Auch dürfen wir nicht vergessen, dass durch die präsumptive Endgiltigkeit eines solchen Gutachtens uns jede Möglichkeit zur fernern Benutzung parlamentarischer Angriffsmittel auf unbestimmte Zeit benommen sein wird.

Diese Gefahr hätte durch Annahme des viel positiveren Janssen'schen Antrags vermieden werden können, doch brauchen wir uns durch dieselbe nicht entmuthigen zu lassen, denn uns tröstet die Ueberzeugung, dass die Wirkungen geistiger Arbeit wohl zeitweise latent werden, aber nie verloren gehen können. Das Endresultat dieser Landtagsdebatte mag uns nur an den Punkt bringen, von welchem wir vor Jahren ausgegangen sind, aber das dazwischenliegende Werk kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden und muss die Keime zu künftigem Geschehen enthalten, welches gar nicht einmal an unsre aufweisbaren Resultate anzuknüpfen braucht, sondern aus ganz neuen und möglicherweise besseren Initiativen hervorgehen kann.

Eine sichere Prognose wäre unmöglich; unsere Aussichten sind verschleiert und die Faktoren, mit denen wir zu rechnen haben, so zahlreich, dass wir sie in keine Formel bringen können. Wollen wir dennoch einen Blick in die Zukunft wagen, so werden wir gut thun uns zunächst eine Uebersicht zu verschaffen über die Schwierigkeiten und Hindernisse, an denen wir bisher, mit mehr oder weniger Erfolg, unsere Kraft und unsere Geduld haben üben müssen. Aus praktischen Gründen mussten wir uns ein technisch definirbares Ziel vorstecken, und dieses Ziel ist die Repression des Uebels durch Aenderung der Gesetze; unser wahres Ziel aber ist die Verhütung desselben durch Umstimmung der öffentlichen Meinung, und hieraus wird ersichtlich, dass die Schwierigkeiten, mit denen wir es zu thun haben, zum grössten Theil rein *psychologischer* Art sind, denen sich freilich auch *sittliche* und *philosophische* zugesellen. Diese rein psychologischen, also nicht in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten, haben ihren Grund entweder im Nationalgeist, oder im Zeitgeist, oder im Zunftgeist, oder in allgemeinen und permanenten menschlichen Schwächen, doch lassen sie sich nicht füglich nach diesen Kategorien aufzählen, weil fast in jedem konkreten Fall mehrere Faktoren zusammenwirken.

Dass man in verschiedenen Ländern gegen ein und dasselbe sittliche

Uebel in verschiedener Weise zu reagiren pflegt, ist eine bekannte Thatsache. Auch die Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter ist in den einzelnen Ländern eine verschiedene, sowohl nach ihren Zielen wie nach den angewandten Mitteln, und die internationale Verbrüderung der Vereine vermag diess nicht zu verhindern. Doch davon soll anderswo die Rede sein; was wir hier unter Nationalgeist verstehen, ist nicht die nationale Eigenthümlichkeit, sondern die in allen Völkern ziemlich gleich entwickelte nationale Eitelkeit. Diese Eitelkeit versetzt Berge und wirkt Wunder aller Art. Epidemien z. B. entstehen nirgend, denn jeder hat sie von seinen Nachbarn erhalten; und es giebt auch eine nicht epidemische Krankheit, die die Deutschen von den Franzosen, die Franzosen aus Neapel, die Italiener aber (als *morbo celtico*) aus Gallien bezogen zu haben vorgeben.

Die Vivisektion freilich ist etwas viel zu Gutes um nicht überall als heimisches Produkt anerkannt zu werden; aber ihre „Missbräuche“ sind fremde Waare und wie es scheint noch heimathloser als die Pocken und die Cholera. Die Einzigsten, die sich keine Mühe geben besser zu scheinen als sie sind (weil sie die Härte des Vorwurfs gar nicht fühlen), sind die Franzosen, und die Einzigsten, die (bis vor Kurzem wenigstens) mit einer gewissen Berechtigung von den fremden Vivisektoren wie der Pharisäer vom Zöllner sprachen, waren die Engländer. Wenn aber der österreichische Minister des Innern die Petition der Antivivisektionisten zurückweist, weil „in Oesterreich die Vivisektionen nur von hervorragenden Fachmännern und somit von Personen vorgenommen werden, denen . . . das erforderliche Maass von Menschlichkeit gewiss nicht abgesprochen werden kann“, und weil „das in England erlassene Gesetz . . . durch dort bestehende besondere Verhältnisse erklärlich ist“; — wenn der preussische Unterrichtsminister in der neulichen Verhandlung mit demselben Tugendstolz von Preussen sprach, und der Regierungskommissär Herr Althoff, ein Jurist von Profession, bei den Vivisektoren brieflich anfragt, ob sie sich nicht rein fühlten, und unfähig jedes „Missbruchs“: — so liegt der Verdacht nahe, dass diese Herren, die kein Recht haben falsch unterrichtet zu sein, an einer Art von Nationalfarbenblindheit leiden. Wohl mag sich die deutsche Vivisektion von der französischen unterscheiden; warum sie sich aber wesentlich von der Wiener oder Dorpater unterscheiden sollte, ist nicht ersichtlich, und warum vollends innerhalb des von Arndt definirten deutschen Vaterlandes die preussische Vivisektion eine andere sein sollte als die badische oder die reichsunmittelbare, das könnte wohl ein „kindlich Gemüth“ errathen, der „Verstand der Verständigen“ aber sieht es nicht. Nur in Bayern existiren einige Einschränkungen in Beziehung auf den Anschauungsunterricht: sonst aber kennt die *docta Germania* keine Grenzen, sie bildet einen wissenschaftlichen Zollverein, innerhalb dessen die Physiologen von einer Universität zur andern ziehen können ohne an den Chausseehäusern über ihre Forschungsmethoden Rechenschaft ablegen zu müssen.

Die preussischen Abgeordneten waren am 16. April nicht Richter, die über die Schuld oder Unschuld der zur Zeit in Preussen dozirenden Vivisektoren nach den Regeln der Evidenz zu entscheiden hatten: das können und werden Andere besorgen. Wir wandten uns an sie als an Gesetzgeber, und als solchen lag ihnen ob, den Vivisektionsunfug, ganz abgesehen von seiner Aktualität, als eine auch innerhalb Preussens *permanente Möglichkeit* in's Auge zu fassen.

Bei einer an sich guten oder indifferenten Sache bekämpft man natürlich nur die etwaigen Missbräuche; bei einer Sache wie die Vivisektion aber thut man gut, sich über die Grenze klar zu werden, an der das rechte Maass (wenn es ein solches geben sollte) aufhört und wo der Missbrauch beginnt. Und dieses scheint auch der ebengenannte Herr Geheimrath Althoff gefühlt zu haben, denn er giebt uns folgende zwei Kriterien, die, wie wir sehen werden, niemals ihren Dienst versagen. Man begeht einen Missbrauch, sagt Herr Althoff, erstens, wenn man die Vivisektion zu ändern als ersten wissenschaftlichen Zwecken übt, und zweitens, „wenn die Schmerzenszufügung das durch das Experiment gebotene Maass übersteigt.“

Wenn also ein hoffnungsvoller Knabe eine Ratte mit Spiritus begiesst und sie brennend im Dunkeln umherlaufen lässt, so ist diess zwar ein Missbrauch, aber keine wissenschaftliche Thierfolter, denn diese Thierfolter geschieht nicht zu „ersten wissenschaftlichen Zwecken“. Und wenn Herr Professor Wertheim denselben Versuch mit Terpentinöl an 25 Hunden macht und an den überlebenden mehrmals wiederholt, so ist diess auch kein Missbrauch der wissenschaftlichen Thierfolter, weil die Wissenschaftlichkeit des Zweckes nicht angezweifelt werden kann.

Wenn ferner ein Müsensohn nach beendigter Vorlesung dem noch im „Hundehalter“ stöhnenden Thierte ein Paar Stecknadeln durch die Pfoten treibt, so würde diese Schmerzenszufügung allerdings „das durch den Versuch gebotene Maass übersteigen“, und insofern nach der zweiten Definition ein Missbrauch sein; es würde aber auch zu gleicher Zeit, trotz der ersten, kein Missbrauch sein, weil es sich hier gar nicht mehr um wissenschaftliche, sondern nur um gemeine profane Thierfolter handelte. Und wenn vollends Mantegazza den Einfluss des Schmerzes auf Athmung und thierische Wärme studiren will und zu diesem Zweck ein Instrument erfindet, das er den Tormentore nennt und in welchem die mit Nägeln und Drähten „gespickten“ Thiere *ad libitum* gefoltert werden: so kann hier von einem Missbrauch der Vivisektion weder im Sinne der ersten noch im Sinne der zweiten Definition die Rede sein, denn obgleich Herr Mantegazza süsser redet und süsser lächelt als Lalage, so ist der Zweck dieser entsetzlichen Experimente doch wohl ein „ernster“ und ein „wissenschaftlicher“, und was die Schmerzenszufügung betrifft, so kann sie „das durch den Versuch gebotene Maass“ niemals überschreiten, weil es im Wesen dieser Versuche liegt, die grösstmöglichen Schmerzen zu erzeugen.

Mit andern Worten: die wissenschaftliche Thierfolter, von der hier ausschliesslich die Rede ist, kann nach Herrn Althoff nur gemissbraucht werden, wenn ihre Zwecke frivol sind und die an sich ganz unbeschränkte Schmerzhaftigkeit des Versuchs durch unmotivirte Eingriffe erhöht wird. Um also gemissbraucht zu werden, muss die wissenschaftliche Thierfolter erst aufhören eine wissenschaftliche zu sein. *Ergo* kann die wissenschaftliche Thierfolter als solche nicht gemissbraucht werden. Q. E. D.

Schade, dass wir nicht mehr von diesen Kriterien zu hören bekamen. Aber Herr Althoff knöpfte zu und sagte: *Tertium non datur*.

Doch brauchen wir desshalb noch nicht Abschied von ihm zu nehmen, denn er hat uns in seiner Rede auch von einem andern Argumentstypus, den wir das *Zeitgeistargument* nennen wollen, ein sehr hübsches Beispiel geliefert. Dieses Argument ist ein allgemein beliebtes, und bis jetzt hat es noch keiner unsrer Gegner über sich gewinnen können, dasselbe nicht zu gebrauchen. Es besteht in der Voraussetzung von Motiven, die von dem Zeitgeist bereits verdammt sind, wodurch die Mühe ihrer Diskussion ganz unnöthig wird. Dass wir aus Abscheu vor den Gräueln der Vivisektion handeln, wäre eine gezwungene, weithergeholte, unnatürliche Annahme: man muss nach plausiblern Beweggründen spüren und nach kurzem Schnüffeln findet man sie auch: die Trüffel, der „tartufo“, nach welchem Molière seinen Helden nannte, das ist die Wurzel dieses Baumes, der sich Eiche zu sein rühmt. Wir sind Jesuiten, Mucker, Feudale, jedenfalls Dunkelmänner, die den Zeitgeist tödten wollen und sich als alte Jungfern verkleidet haben um den Dolch in den Falten ihrer Kleider verbergen zu können. Man singt nun schon lange nach dieser Melodie, und sie verfehlt nie ihre Wirkung.

Herr Althoff aber begnügt sich damit nicht, sondern nimmt sich die überflüssige Mühe, die präsumptiven Dunkelmänner, die er der öffentlichen Verachtung überliefern könnte, auch mit ihren eignen Waffen zu vernichten. Sind wir protestantische Frömmeler, so zitirt er Herrn von Nathusius's zwar verjährten, aber ewig neuen Artikel aus der „Allgemeinen konservativen Monatsschrift für das christliche Deutschland“. Sind wir aber Jesuiten, so werden wir durch eine Stimme aus Maria-Laach beschämt, die einem Herrn Marty gehört, der (inter alia) auch Jesuit ist. Dieser Herr Marty scheint die Hunde und Kaninchen zu beneiden, für „deren Wohlbehagen“ wir so besorgt sind, während wir „die heiligsten Interessen des Volkes... mit Füßen treten lassen“. Man sieht, er schrieb seinen Artikel, der aus der Zeit des Kulturkampfes stammt, als Zentralpolitiker, vielleicht auch als ehemaliger Käfersammler und Naturwissenschaftsdilettant, aber durchaus nicht als Jesuit, und wir fühlen uns in unserm eignen Jesuitismus durch sein Argument in keiner Weise getroffen.

Wie Herr Althoff es über's Herz bringen konnte, die in Pflüger's Archiv veröffentlichte Homilie des hochhehrwürdigen Pastors Tollin unerwähnt zu

lassen, oder die hochkirchliche Stimme des Bischofs von Carlisle, der uns für „verrückt“ erklärt, oder die Aeusserungen seines Kollegen von Peterborough, der in der (nicht durch Vivisektion verbesserten) Ovariectomie einen endgiltigen Beweis für die Unentbehrlichkeit und sittliche Berechtigung der Vivisektion zu erblicken den Muth gehabt hat, — können wir uns nur durch die Annahme begreiflich machen, dass Herr Althoff von diesen Proben kirchlicher Aufklärung nichts gehört habe. Wir geben ihm gern diese Waffen in die Hand, weil wir sie für stumpf halten, auch wenn sie ihm scharf erscheinen sollten. Denn nicht nur können wir den zwei Bischöfen ein Dutzend anderer Bischöfe, dem Seelenhirten Tollin unsern Pastor Emil Knodt, dem Jesuiten Marty unsern katholischen Freund, den Divisionspfarrer Knoche, entgegenhalten, sondern wir finden auch innerhalb unsers Lagers die merkwürdigsten religiösen Gegensätze vertreten, und wir fragen, ob es einen Sinn hat Sektirertendenzen in einer Bewegung zu suchen, an der sich Leute wie der Hofprediger Stöcker, der Oberrabbiner Adler und der Kardinal Manning kollegialisch betheiligen.

Und ebensowenig wie diese Männer als Vertreter ihrer Kirchen handeln, ebensowenig hat Herr Marty als Jesuit, oder Herr Tollin als Pastor gesprochen. Sie haben sich, im Gegentheil, durch ihr Auftreten moralisch *defroquirt*, ebenso wie sich eine Frau entweihen würde, die die Sitte des Vivisezirens vertheidigte oder verherrlichte.

Frauen, Priester — und man könnte auch die Thierschützer hinzufügen — haben schon als solche kein Recht gegen uns aufzutreten: das ist Sache der Dezenz. Hat aber einer von ihnen das Unglück anderer Meinung zu sein, so ist es seine Pflicht und Schuldigkeit zu schweigen und zu warten, bis er gefragt wird, ebenso wie es Pflicht und Schuldigkeit der Atheistinnen ist, ihre Weisheit für sich zu behalten, weil das Recht der Gottesleugnung zu den Prärogativen des männlichen Verstandes gehört.

Dass es sich mit dem politischen Argwohn ebenso verhält wie mit dem religiösen, folgt, unter anderm, aus dem Umstand, dass der preussische Unterrichtsminister, ohne zur Fortschrittspartei zu gehören, unser Gegner ist, dass Mr. Reid, der jetzige Vertreter unserer Sache im englischen Parlament, ein *Radicaler* ist, und dass es schier unmöglich wäre, ausserhalb Deutschlands wenigstens, die Ansichten über Vivisektion nach den Kategorien des politischen Parteilebens zu rubriziren. Nur in Deutschland ist die Vivisektionsfrage eine politische geworden, weil es nur hier einen Konservatismus giebt, oder doch gegeben hat, dessen Wesen weder die Negierung noch die Verlangsamung, sondern das Ignoriren des Fortschritts war. Hieraus haben sich Antipathien entwickelt, die die gegenwärtige Generation noch immer nicht zu vergessen vermag, und die sich, wie Geisterspuk, in allerlei unerwarteten und unbegreiflichen Formen kundzugeben pflegen. Vor diesem Konservatismus muss uns Allen bange werden, denn er ist der Ausdruck geistiger Nullität, die weder einer Kritik des Bestehenden noch

thatenlustiger Aspirationen fähig ist. Verwandelt sich aber im natürlichen Lauf der Dinge der jugendliche Streber, der Anbeter hoher Ideale in einen besonnenen *laudator temporis acti*, der die Erhaltung des Bestehenden als des Geringsten unter möglichen Uebeln sich zur Aufgabe seiner defensiven Thätigkeit macht: so ist ein solcher Konservativer, auch wenn er irrt, ein nützliches, ja unentbehrliches und stets achtbares Mitglied der politischen Gesellschaft, deren grosse Mehrzahl aus rohen (und auch plebejen) Elementen besteht und bestehen muss. Und wenn vollends ein solcher Parteimann einem bestehenden Uebel mit scharfer Kritik entgegentritt und es mit allen Waffen des Geistes und der Rede bekämpft, so sollten die Fortschrittmänner, statt ihn zu verhöhnen und zu hassen, ihn als einen Geistesverwandten behandeln und sich mit ihm zu verständigen suchen. Solche Männer braucht man nicht zu fürchten, und sie zu verdächtigen ist nicht nur ungerecht, sondern auch unklug.

Auch das Werk des sogenannten Liberalismus ist nur ausnahmsweise ein positives: neunzehntel desselben ist negativ, reinigend, vernichtend. Aber es ist Wortklauberei hier zwischen Fortschritt und Rückschritt zu unterscheiden: wenn Herkules die Hydra tödtet, so ist hiermit allerdings eine Rückkehr zu der Zeit gegeben, wo die Hydra noch nicht existirte, und doch war Herkules der Reformator und Beglückter der Welt.

Und um wieviel glücklicher würde die Welt sein — wenigstens die extraparlamentarische —, wenn man sich daran gewöhnte die Dinge nach ihrem eignen Werth zu beurtheilen, also die Hydra nach ihrer Drachenhaftigkeit und die Augiasställe nach ihrem Gestank, ohne nach dem politischen Rechts-links und der Fortrückschrittlichkeit des armen Herkules zu fragen. — Kann es grössere politische Gegensätze geben, als den Verfasser von Napoléon le Petit, den Exilirten des zweiten Kaiserreichs und den bonapartistisch-klerikalen Figaro? Und doch ist Victor Hugo Präsident der französischen Antivivisektionisten-Gesellschaft, und das Wenige was bis jetzt in Frankreich im Geiste unserer Bewegung gedruckt worden ist, erschien im Figaro.

Es ist eine höchst ermüdende Unart der Tagespolitiker und der Tagespresse jede Frage, auch die sittlich-philosophischen, zum Gegenstand ihres politischen Sports zu machen und sie nicht nach den Gesetzen der Logik und der Moral, sondern nach den „Regeln des Spiels“ zu behandeln. An unserm für Freund und Feind gewiss gleich wichtigen parlamentarischen Siege findet die Nationalzeitung (vom 17. April) nichts interessant, als dass „die Konservativen und die Klerikalen dem Minister v. Gossler eine Niederlage bereitet haben,“ — und die Königsberger Hartung'sche Zeitung (vom 21. April) bringt einen Leitartikel über diese „konservativ-klerikale Majorität“, deren Beschluss „erst verständlich wird, wenn man ihn im Zusammenhang mit andern kulturfeindlichen . . . Bestrebungen betrachtet.“

Wir kommen, wie es scheint, aus dem Kulturkampf nicht heraus. Die Freiheit ist in Gefahr, und zwar nicht bloss eine der vulgären Sorten, sondern die edelste der Freiheiten, die Freiheit der Wissenschaft. Nach der eben genannten Zeitung aus der Stadt der durch Kant nur halbgereinigten Vernunft, sind wir die geistigen Deszendenten Omars, der die grosse Bibliothek in Brand steckte, und Urgrossneffen jener schwarzen Junggesellen, „welche Galilei veranlassten seine Irrlehren abzuschwören.“

Dass jeder Mensch und jedes Thier die Freiheit liebt, braucht kaum erwähnt zu werden. Doch folgt schon aus der Pluralität der Freiseinwollenden die Nothwendigkeit gewisser Beschränkungen, und alles Parlamentiren dreht sich um die Festsetzung dieser Schranken. Wer denkt denn heute noch daran die Freiheit des Denkens, Forschens oder Glaubens anzutasten? Die Freiheit der Rede und der Schrift unterliegt schon gewissen Bedingungen, die keinem anständigen Menschen lästig fallen und die z. B. für den Ammoncentheil der Zeitungen sogar verschärft werden könnten, ohne dass wir *Fuimus Troes* zu rufen nöthig haben würden. Durch die Wahl seiner Werkzeuge aber tritt der freie Forscher in das vulgäre Gebiet des menschlichen Handelns, und hier sieht es mit der Freiheit windig aus: wenn ein Physiolog ein Messer braucht, so muss er es bezahlen, und wenn er lebendige Thiere braucht, so muss er sie entweder selber züchten oder sie vom Abdecker für baar Geld sich liefern lassen. Diess sind traurige Beschränkungen der Freiheit der Wissenschaft, und aus dem Prozess der Madame Gelyot gegen Paul Bert geht hervor, wie wenig Achtung man selbst im Vaterlande Voltaires vor jener Freiheit hat. — Dass die „Freiheit“ nicht immer ein gutes Feldgeschrei ist, haben wir in dem sogenannten Kulturkampf erfahren, wo die freiseinwollende Kirche dem freiseinwollenden Staat gegenüberstand, und wo der Staat, die Glaubensfreiheit ebenso anerkennend wie wir die Forschensfreiheit anerkennen, der kirchlichen Disziplin gewisse Schranken entgegenzusetzen versuchte, um die Freiheit des Laien gegen den Priester und die Freiheit des Priesters gegen seine eigne Kirche zu schützen.

Der Begriff „Freiheit“, wie man sieht, ist ein ganz leerer, der erst einen Inhalt haben muss, bevor wir über seinen Werth urtheilen können. Wir sind bereit die Resultate der biologischen wie jeder andern Forschung zu akzeptiren, auch wenn sie nicht mit unsern gewohnten Anschauungen übereinstimmen sollten. Nur leugnen wir ihre absolute Giltigkeit, also die Grenzenlosigkeit ihres Werthes, und suchen den Indifferenzpunkt zwischen den Interessen der Wissenschaft und denen der Sittlichkeit, an den wir glauben auch ohne ihn gesehen zu haben, und trotz der bessern Einsicht, zu der Herr Althoff uns durch seine Definitionen von Missbrauch verholfen hat.

Dieses politische Stichwort ist gleich dem Krebs, welchem Juno befahl dem Herkules während seiner Arbeiten den Fuss zu kneifen. Aber es giebt

noch eine andere Art ihn zu stören und zu lähmen, und diese besteht darin, dass man ihn während einer Arbeit an die elf anderen erinnert. Das Verfahren scheint sich auch bewährt zu haben, denn man wird desselben gar nicht müde, und wo es irgend angeht, giebt man der Mahnung die Form des *Tu quoque*. So sagt das oben erwähnte Königsberger Blatt, unsre Bewegung verdamme sich selbst, weil „dieselben Elemente, welche das Thierexperiment als Thierquälerei verschreien, gegen einen grausamen aber noblen Sport, wie z. B. das Taubenschiessen, nicht das mindeste [sic] einzuwenden haben.“ Auch Herr Dr. Huyssen sagte am 16. April, er habe sich immer darüber gewundert, dass die Stimmen der Thierquälereifeinde sich gerade gegen die Vivisektion gewendet haben, während es doch viele andere Arten von Thierquälerei giebt,“ *quid quaeritis ultra?* — Herr Prof. Goltz hat soeben eine ganze Broschüre „wider die Humanaster“ mit diesen geistreichen Argumenten angefüllt: er wirft uns vor, dass wir kein Stierfleisch oder Bockfleisch essen, und schildert dann mit einiger Beredsamkeit die Gräuelp der Jagd und die Stopferei seiner armen Mitgeschöpfe, der Strassburger Gänse.

Aber warum macht er sich und Anderen das Herz schwer durch diese „Schaudergeschichten?“ Und warum überhaupt von Thierquälerei noch reden, während es doch Mord, Diebstahl und Betrug; Krieg, Pestilenz und Gründerthum; Sturm, Schiffbruch, Feuer, Wassersnoth und manche andere Misere giebt, gegen die man Schutz- und Heilmittel suchen müsste?

Man sieht, es handelt sich hier um Ueberbrückung einer tiefen und weiten Kluft. Unsere Gegner wissen offenbar nicht, mit wem sie es zu thun haben, und wir wissen nicht, was wir bei einer solchen Entfernung der Standpunkte thun können, um uns verständlich zu machen.

Wir geben zu, dass es auch innerhalb unsers Lagers Viele giebt, die sich über die wahre Tragweite unserer Agitation noch nicht klar geworden sind. Aber es giebt auch Andere, gleichviel ob wenige oder viele (denn ein Argument kann nie durch Stimmenzahl entschieden werden), welche kein Bedenken getragen haben, gleich beim Beginn des Streits die letzten Konsequenzen aus den Prinzipien zu ziehen, in deren Namen der Krieg erklärt worden war. Sie haben dadurch einen seltenen Grad von Unverwundbarkeit erworben, und selbst die bekanntesten weltbewegenden Interessen des Bauches können bei ihnen weder gefährdet noch mit Erfolg bedroht werden.

Mit vollem Recht kann Herr Professor Goltz uns beschuldigen, weder Stierfleisch noch Bockfleisch zu essen, und da wir einmal beim Beichten sind, so wollen wir auch bekennen, dass wir ausser Stierfleisch und Bockfleisch auch Ochsen-, Kalb- und Hammelfleisch und alle andern Delikatessen der Schlachtbank, ohne uns einer Entsagung bewusst zu werden, vermeiden; dass Gänsestopfer, Lerchenfresser und Taubenschiesser niemals Gnade vor uns gefunden haben und dass wir uns gern anheischig machen, auch den

Thieren des Waldes nichts zu Leide zu thun. — Die Jagd ist roher als die Vivisektion in ihren Motiven (denn die Motive der Vivisektion sind eine Quintessenz von Hochkultur), aber sie ist edler in ihren Statuten und Sitten, wie Herr Janssen richtig hervorgehoben hat. Es giebt Jagdlieder mit Worten und ohne Worte, mit und ohne Musik; Vivisektionslieder aber und Laboratoriumsmusik hat es bis jetzt noch nicht gegeben, und irgend einen Grund wird diese Parteilichkeit der Muse wohl haben. Nichtsdestoweniger versprechen wir Herrn Prof. Goltz, auch Herrn Dr. Mendel und den unzähligen Tuquoquern der Presse, dass wenn sie jemals eine Petition gegen die Hetzjagd und gegen das unmännliche und durchaus nicht „noble“ Taubenschiessen zu Stande bringen sollten, sie auf unsere Sympathien und Unterschriften rechnen dürfen.

Diese Sorte von Repressalien (denn Argumente sind es nicht) wäre an sich ganz unschädlich und man brauchte dergleichen Geschossen gar nicht auszuweichen, wenn es in diesem Vallis lacrimarum genügte ein gutes Gewissen zu haben. Aber damit ist's bekanntlich nicht abgemacht. Wer bloss Recht hat, ohne dass es die Menge weiss, der hat Unrecht, und so liegt denn auch die Gefährlichkeit dieser, wie aller bisher betrachteten Argumente unsrer Gegner ausschliesslich in ihrer grossen Popularität. Sie sind sinnlos, aber jedermann geläufig; sie sind Kupfer, vielleicht nur Blech, aber im Halbdunkel passiren sie als Zehnmarkstücke, und wer sie ausgiebt, hat Gewinn.

Alle diese taktischen Unarten sind Aerzten und Laien gemeinschaftlich. Es giebt aber auch Schwierigkeiten spezifischer Art, die uns entweder bloss aus dem Zunftgeist oder bloss aus dem Laienbewusstsein erwachsen und die, wie bald aus Beispielen erhellen wird, viel ernsterer Natur sind als die bisher besprochenen.

Die Aerzte sind Praktiker, und nur wenige von ihnen haben Zeit der theoretischen Grundlage ihrer Praxis anhaltende Aufmerksamkeit zu schenken, denn bloss gelegentliche, wäre bei der triebsandartigen Veränderlichkeit dieser Grundlage nicht genügend. Auch fallen die Studienzeiten der heutigen Aerzte in zwei oder drei grundverschiedene Entwicklungsphasen des medizinischen Lehrbegriffs und der medizinischen Lehrmethodik, und der Zunftgeist, der sich durch diese Verschiedenheit der intellektuellen Traditionen bedroht fühlt, kann sich nur dadurch retten, dass er dieselben ignorirt. So erklärt es sich, dass die älteren Aerzte, deren Curriculum die Studien des Laboratoriums noch nicht umfasste, und die weniger alten, die den physiologischen Experimenten nur als Zuschauer beiwohnten, dennoch über den Werth und die Unentbehrlichkeit der experimentellen Studien genau so reden, als verdankten sie nur ihnen ihr ärztliches Wissen und Können, also genau so wie die jüngeren, deren geistige Ausstattung fast ganz aus den vivisektorischen Werkstätten bezogen worden ist. Man glaube aber ja nicht, dass diess Gerede auf wirklichen Ueberzeugungen beruht.

Denn, wie gesagt, nur wenige haben über die Sache nachgedacht: sie wissen von dieser Wolke nichts, nennen sie aber doch Wiesel oder Kameel, weil die Meister der Zunft sich in diesem Sinne ausgesprochen haben. Wie lebhaft diese Täuschung werden kann, sieht man besonders deutlich an jenen dreitausend englischen Empirikern, welche sich an Virchow klammerten, als fühlten sie den Boden, auf dem sie in Wahrheit nie gestanden hatten, unter ihren Füßen wanken.

So kann es denn auch unter Fachmännern zu einer freilich ganz schlechten Art von Konservatismus kommen, zu einem ärztlichen Junkerthum, das sich über den Werth seiner Sonderinteressen täuscht und sie kritiklos und gedankenlos vertheidigen zu müssen glaubt.

Aber dieser Geist wird nicht nur von innen her durch das Feuer des Zunftbewusstseins genährt, sondern auch von aussen her angefacht durch den *Glauben der Laien*, und dieser Glaube wieder wird lebendig erhalten durch die allgemeine *Furcht vor Krankheit und Tod*. Wenn wir bedenken, dass der Glaube an menschliche Autoritäten unselbständig und unkritisch, und jede Furcht grausam macht, so werden wir in dem Zunftgeist und dem Ehrgeiz der Biologen einerseits und andererseits in dem Autoritätsglauben der Laien und in ihrer Furcht vor Krankheit, Krankheitskeimen und vor Tod die vier mächtigsten Stützen jener Unsitte, jenes gar nicht missbrauchbaren Missbrauches menschlicher Rechte erkennen, den man (nicht ganz adäquat) mit dem Namen Vivisektion zu bezeichnen pflegt.

Der Glaube an die Medizin ist ein echt menschlicher: ist es nicht leichter durch ein Mittelchen wieder gesund zu werden als Erkrankung zu vermeiden? Auch sind wir ja nur für einen Theil unserer Leiden verantwortlich; die übrigen werden angeboren oder kommen sonstwie von aussen an uns heran. Und diese Schädlichkeiten mehren sich mit jedem Jahr, mit jedem Tag. Was hat man heutzutage nicht alles zu fürchten? Es giebt zwar keine Gespenster mehr, ein aufgeklärter Knabe stirbt nicht mehr, wenn Erbkönig's Töchter mit ihm spielen wollen, aber, ach, ist nicht die Luft voll von Bazillen und Bakterien, von Schwindsuchts- und von Fieberkeimen und seit voriger Woche auch von Lupuspilzen? Und was hilft es uns von Herrn Dr. Pfeiffer zu hören, seine Lupuspilze seien identisch mit Koch's Tuberkelbazillen, und Schwindsucht und Lupus seien seit voriger Woche nur ein Ding mit zwei verschiedenen Namen? Der Trost ist geradezu entsetzlich, und selbst die sterbende Kameliendame würde ihn verschmäht haben.

Um seines Lebens auch nur eine Stunde lang noch froh zu werden, bedarf man heutzutage nicht nur den Arzt und den Apotheker, sondern auch den Fleischbeschauer und den Mikroskopiker, und vor allem gute Luftfilter und Karbolsäure. Der geängstigste Mensch blickt hilfesehend und hilfeshoffend zu den grossen Männern der Wissenschaft empor, und diese Männer sagen nicht zu ihm: „Sei ruhig, mein Kind, in dürrn Blättern

säuselt der Wind“, sondern geben ihm abwechselnd nach jedem neuen Heilmittel einen neuen Krankheitspilz, sodass er gar nicht mehr aus seiner Aufregung herauskommt. Wäre dann auch ein Gelehrter gewissenhaft genug, zu warten, bis diese meist sauern Aepfel der Wissenschaft einen gewissen Grad von Reife erlangt hätten, so würde er von den Reporters der Tagespresse daran verhindert werden, denn diese Leute haben nicht nur an den Schwächen der Laien, sondern auch an dem Ehrgeiz der Gelehrten Theil und preisen die rohe Frucht, als wäre sie in ihrem eignen Garten gewachsen.

Hierdurch wird im Publikum der Glaube an die Macht der Wissenschaft immer mehr befestigt, und da die Vivisektion die Quelle dieser Macht zu sein vorgiebt, so wird es leicht, die Gegner der Vivisektion als thierfreundliche Menschenfeinde zu verdächtigen. Man viviseziert aus Humanität, wie Sir William Harcourt im englischen Parlament sagte, und man agitirt gegen die Vivisektion aus Mangel an Humanität, wie Herr Dr. Huyssen und Herr Dr. Thilenius im preussischen sich ausdrückten. Und diese Karte kann selbst dann mit Erfolg gespielt werden, wenn zwischen Vivisektion und medizinischer Errungenschaft kein nachweisbarer Zusammenhang existirt, denn ein solcher Zusammenhang wird ohne Weiteres und ganz stillschweigend vorausgesetzt.

So konnte z. B. Herr Althoff von der Schutzimpfung und dem Recht des Impfwanges reden, ohne einen Widerspruch befürchten zu dürfen, und der Segen der Infektionslehre, des Pasteurisirens und des Reichsgesundheitsamts im Besondern, wurde von Herrn Langerhans, wie von Herrn v. Gossler, als etwas längst Entschiedenes und überhaupt nie Angezweifertes den erstaunten Zuhörern vorgehalten. Herr v. Gossler trägt kein Bedenken, sich persönlich an den Versuchen über die Infektuosität der Milch perlsüchtiger Rinder zu betheiligen und diess mit einem gewissen Stolz dem Hause zu gestehn. „Einige Dutzend Kälber und andere Thiere, sagt er, haben *wir* schon für diesen Zweck geopfert“, und „warum sollten wir nicht hundert Thiere opfern um jährlich tausende von Thieren von dem Milzbrand zu retten?“ „Wir quälen uns“, ein Antidot für das Milzbrandgift zu ermitteln, und „unsere Gelehrten quälen sich“ ein Mittel gegen Chloroformasphyxie, ein anderes gegen Bleivergiftung und ein billiges Surrogat für Chinin zu entdecken, — und diese Bestrebungen sollten unsittlich sein? Die Frage scheint lächerlich, nicht wahr?

Aber sie erscheint nur lächerlich im Lichte ihrer Voraussetzungen, und bei stillschweigenden Voraussetzungen kommt es zuweilen vor, dass das Vorausgesetzte gar nicht existirt, wie man ja auch eine Heerde Schafe über einen Stock springen lassen kann, der aufgehört hat zu existiren, der aber stillschweigend vorausgesetzt wird. Dieser Vergleich, der (wie sich von selbst versteht) keine Unhöflichkeit implizirt oder auch nur beabsichtigt, lässt in Beziehung auf das *tertium comparationis* nichts zu wünschen übrig.

Der Impfglaube erhält sich nur noch durch die *vis inertiae* einer achtzig-jährigen Gewohnheit: sobald man anfängt über seine theoretischen und empirische Grundlagen nachzudenken, so geht's einem wie dem Herrn Dr. Böing, der ein Buch gegen die Impfgegner schreiben wollte, während des Schreibens aber selber zum Impfgegner wurde, oder wie dem Professor Hamernik zu Prag, der nach langer Praxis zu der Ueberzeugung kam, dass das Tragen kleiner hölzerner oder pappener Pusteln ein bequemer und vollständig genügender Ersatz für das Impfen wäre, — oder wie dem braven Schweizervolk, das sich im vorigen Sommer plebiszitarisch zu vier Fünfteln gegen den Impfwang erklärte und dieses Votum später in Basel und ganz kürzlich in Zürich durch kantonale Abstimmungen bestätigt hat. Ist also der Impfglaube für Hunderttausende ein überwundener Standpunkt geworden, so darf man annehmen, dass der Impfschutz für eine gleiche Anzahl denkender Menschen zum mindesten eine offene Frage geworden ist; und wer dann doch von diesen Dingen redet, als wären sie das Einmaleins, der appellirt nicht an die Einsicht, sondern an die Unwissenheit und an die Furcht der Gläubigen.

Von Pasteur's Durchseuchungslehre könnte man sagen, was ein französischer Vivisektor von der Experimentalpathologie gesagt hat: *elle pêche par la base*, denn ihre Prämissen sind Unsinn, Widersinn, aber auch ihre praktische Spitze, die eine schwindelhafte Höhe erreicht hat, schwankt fürchterlich und droht zu stürzen. Diese Lehre fährt fort sich schlecht zu bewähren und kostet den Gläubigen, die sie probiren, durchschnittlich 14 Prozent ihres Viehstandes, sodass Herr Pasteur bereits auf die Idee gekommen ist, die Gründung einer Gesellschaft zur Versicherung gegen die Schäden seiner Seuchenversicherung vorzuschlagen. Es ist, wie es scheint, mehr Nationalstolz als Dankbarkeit, was die französische Regierung veranlasst, Pasteur zu belohnen, wie England einst Jenner belohnt hat, und diese Nachahmung so weit zu treiben, dass sie der ersten Belohnung eine zweite folgen lassen will; denn bei dem grossen Publikum und namentlich bei der Landbevölkerung Frankreichs sind Herrn Pasteurs Prozeduren im Ganzen übel angeschrieben. Auch die Akademie ist getheilter Meinung, und kürzlich hat sogar Herr Geheimrath Koch, also die Seele des deutschen Reichsgesundheitsamtes, der doch seine Bazillen, ganz wie Pasteur seine Bakterien, nicht für Krankheitsprodukte, sondern für Krankheitserreger hält, mit vielem Geschick den Bakterienbalken aus Pasteur's Auge gezogen, es einem Wiener Kollegen überlassend, den Bazillensplitter aus seinem eignen zu entfernen. In der That, es ist ein Krieg aller gegen alle, und es ist ein gutes Zeichen, dass man sich noch sträubt zu glauben, jede Krankheit sei das Werk einer mikroskopischen Nymphe, welche ausser Praexistenz und Unsterblichkeit auch das mit den griechischen Nymphen gemein hat, dass man sie nur selten nackt zu sehen bekommt. In diesem Chaos der Infektionslehre nach Beweisen für die Nützlichkeit der Vivisektion suchen, heisst Kornähren auf einem Schlachtfeld ernten wollen.

Bei den übrigen von Herrn von Gossler angeführten Beispielen war die Voraussetzung, dass es für jedes Gift ein Gegengift giebt, dass für jede Krankheit auch ein Kraut gewachsen sein muss, und dass eine ununterbrochene Vermehrung unseres riesigen Arzneischatzes eine absolute Wohlthat für die leidende und für die heilende Menschheit ist. Sagt man dann: „wir quälen uns“, so wäre es schnöder Undank zu antworten: „quält euch nicht.“ Und doch mehrt sich die Zahl dieser Undankbaren mit jedem Tage. Man hört auf, den hohen Preis des Chinins für ein Unglück zu halten, und beneidet diejenigen, die es nicht erschwingen können mit Riesendosen sich Magen, Blut und Nerven zu verstimmen. Das Suchen nach Surrogaten hat sich auch beim Kaffee nicht bewährt und die Salicylsäure wird in wenigen Jahren keinen besseren Ruf haben als die Cichorie. Leistete sie aber auch, was Chinin nicht leisten hat können, wäre sie ein Spezifikum für jene Quelle chronischer Herzleiden, die man akuten Gelenkrheumatismus nennt, so könnte man diess aus Versuchen an Thieren, die für diese Krankheit ganz anempfindlich scheinen, nimmermehr gelernt haben.

Auch etwaige Mittel gegen Chloroformasphyxie können an Thieren nicht füglich erprobt werden, weil Chloroform auf verschiedene Thiere garzu verschieden wirkt: hätte sich also ein Antidot an irgend einem Thiere bewährt, so würde hieraus auf eine ähnliche Wirkung beim Menschen durchaus nicht geschlossen werden dürfen. Das Einzige was man weiss ist, dass Säuglinge und Wöchnerinnen sehr grosse Gaben von Chloroform vertragen: ihr Blut muss also eine schützende Eigenschaft haben, und es wäre nicht unmöglich, dass dieser Umstand verwerthbare therapeutische Winke enthielte. Gelänge es aber eines Tages diese Winke zu verstehen und zu verwerthen, so würde man keinem Vivisektor dafür zu danken haben.

Wie jeder andere Glaube, so wird auch der Glaube an die Heilkraft der Medikamente von Tag zu Tage schwächer, und wer den Augiasstall der Materia medica mit neuen Materialien füllt, statt ihn zu reinigen, der handelt nicht im Geiste dieser Zeit. Auch bleibt man uns immer noch die Antwort schuldig auf die von uns seit Jahren wiederholte Frage, wie es denn möglich sei, Arzneimittel (unter Voraussetzung ihrer Nützlichkeit) an Thieren zu erproben, welche ganz anderen Krankheiten unterworfen sind als wir, in denen sich fast keine unserer Krankheiten künstlich erzeugen lässt, und die schon aus diesem Grunde, aber auch erfahrungsgemäss, ganz anders gegen Arzneien reagiren als der Mensch. Wir wiederholen hier das oft Gesagte, weil es gar zu wichtig ist, und erinnern daran, dass Ziegen, Schaaf und Pferde Schierling, Kaninchen, Tauben, Pferde und Affen Belladonna ohne Gefahr verzehren. Meerschweinchen vertragen grosse Dosen Strychnin und Hühner zehnmal grössere als andere Vögel. Enten, Tauben und Hühner kann man kaum mit Opium tödten, Papageien leicht mit Petersilie, und Hunde mit Mutterkorn. Und ausser diesen giebt es eine Menge anderer Unterschiede, deren Aufzählung den Leser ermüden

müsste. Was soll man nun, so fragen wir, mit einem neuen „Mittel“ machen, das uns ein Chemiker aus seinem Laboratorium oder ein Reisender aus den Südseeinseln bringt? Es einem Thiere zu geben, ist leicht genug, aber was hat man dabei gewonnen und gelernt? Auch wenn es sich an fünf verschiedenen Thiergattungen als unschädlich erwiesen hat, könnte es immer noch Gift für den Menschen sein, wie ja auch umgekehrt die Tse-tse-Fliege, die den Ochsen tödtet, für uns ganz unschädlich ist.

Man sollte meinen, dass eine Beantwortung dieser Frage die präliminare Bedingung zu jeder weitem friedlichen Verhandlung sein müsste, und namentlich von einem Unterrichtsminister und von einem Kommissarius, die bei ihrer hohen Stellung einen weitem Horizont haben als andere Laien, hätten wir erwarten dürfen, dass sie von diesen wichtigen Schwierigkeiten sowie von den oben erwähnten medizinischen Heterodoxieen gebührend Notiz nehmen würden. Was Herrn von Gossler betrifft, so machen wir ihm diesen Vorwurf nur als Unterrichtsminister; als blosser Laie dagegen verdient er unsern Dank für den Muth und die Originalität, mit der er die Kompetenz der Laien in dieser scheinbar wissenschaftlichen Frage zum ersten Mal formell geltend gemacht hat. Nur so konnte der Zauberkreis fachmännischer Autoritäten gebrochen werden und unsre Streitfrage vor das Schöffengericht des grossen gebildeten Publikums gebracht werden. Dass Laien über die sittliche Seite der Frage kompetent seien, ist nie geleugnet worden, nur über die wissenschaftliche Seite wagte man nicht sich offen auszusprechen. Und doch handelt es sich hier weder um Integralrechnung noch um Hegel'sche Dialektik, sondern um Dinge, die jeder Gebildete ohne grosse Schwierigkeit lernen und begreifen kann. Nicht mit Unrecht glaubte man früher in England, dass ein Gebildeter, d. h. ein Mensch der das Wissen eines „scolars“ und das Herz eines „Gentleman“ hat, zu jedem Amte fähig sei und in jeder Situation sich und seinem Lande Ehre machen müsse, ohne technische Schulung. Aber zu jenen Eigenschaften des Geistes und des Herzens gehört vor allem Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit. In den historischen Wissenschaften kann das Nichtwahre immer noch zu den Möglichkeiten gehören, und was nicht war, hätte sein können; in den biologischen aber ist das Nichtwahre entweder Unsinn oder Quelle des Unsinn, und jede Ungenauigkeit der Beobachtung oder des Berichts rächt sich hier, früher oder später, als ein Verstoß gegen die ewige Ordnung der Dinge.

Herr von Gossler scheint in dem richtigen Gefühl seiner Kompetenz und in dem löblichen Eifer sich über die Details zu unterrichten, doch gar zu leichtens Herzens an diesen Gegenstand herantreten zu sein, und da aus dieser Leichtfertigkeit ebenso falsche Schlüsse über die dahintersteckende Streitkraft gezogen werden, wie einst aus dem „coeur leger“ eines französischen Ministers, so wollen wir wenigstens die gefährlichsten der von Herrn von Gossler begangenen Ungenauigkeiten in aller Kürze besprechen.

Wir übergangen den „einen“ curarisirten Frosch, auf den sich in Herrn von Gossler's Augen das corpus delicti in der Anklage der Petenten reduziert. Auch von den „zwei“ einsamen Thierschutzvereinen wollen wir nicht reden, die nach Herrn von Gossler allein den Muth gehabt, sich unsrer Bewegung anzuschliessen, deren Zahl man aber bei genauerer Nachzählung mit 15 multiplizieren muss. Und selbst die Anekdote von dem Prinzen mit 32 Bohrlöchern im Schädel würde keine Erwähnung hier verdienen, wenn es sich bloss darum handelte zu konstatiren, dass der 32 Mal trepanirte Mensch kein Prinz war, und dass der im siebzehnten Jahrhundert trepanirte Prinz von Oranien nicht 32, sondern nur 17 Mal trepanirt wurde. Das wäre mehr als unwesentlich.

Herrn von Gossler's Absicht aber war, an diesem Beispiel den Segen der Vivisektion recht klar zu machen. Ein Lieblingskind moderner Vivisektion ist die Lehre von der Lokalisation der Funktionen in einzelnen Theilen des Gehirns: gelänge es für jede Funktion ein Centralorgan zu spezialisiren, so würde man auch den Sitz jeder Funktionstörung, also den Sitz jeder Krankheit kennen, und ohne Trepanation gäbe es dann kaum noch eine Krankenbehandlung. Die Aussicht ist für Viele eine verlockende und wäre für die Perrückenträger des siebzehnten Jahrhunderts noch verlockender gewesen, wenn ihre Aerzte sie ihnen eröffnet hätten. Aber an dergleichen Delikatessen der Nervenphysiologie konnten die damaligen Sangrados doch unmöglich denken; für sie war das Blut der Erreger und die Quelle aller oder fast aller Krankheiten, und wenn die würdigen Männer einen Gelähmten trepanirten, so geschah es wahrlich nicht mit Rücksicht auf die Topographie hypothetischer Centralorgane, sondern einzig und allein (wie auch Herr von Gossler wissen musste) um ihrem Faktotum, dem Blute, einen Ausweg und dem hypothetischen Blutdruck eine Erleichterung zu verschaffen. Die Sangrados hatten den Muth ihrer Meinungen und wer zwanzig, dreissig Mal zur Ader lassen konnte, konnte auch 17 bis 32 Mal trepaniren: die Absicht war gewiss eine gute und die Trepanation gehört nicht zu den schmerzhaftesten Operationen. Aber was haben jene Erinnerungen aus dem dreissigjährigen Kriege mit den Chassepotwundern von Mentana oder den Zündnadelexperimenten an den Düppeler Schanzen zu thun?

Herr von Gossler erzählt uns dann auch von einem Mecklenburgischen Soldaten, der durch einen Messerstich am Schädel verwundet war. Die Wunde war zwar geheilt, aber die Spitze des Messers war im Schädel stecken geblieben, und da sich Lähmungssymptome einstellten, so wurde trepanirt und die Spitze herausgezogen. Der Mann genas auf der Stelle: und wem glaubt Herr von Gossler diesen Erfolg zu verdanken? Nicht dem Chirurgen, welcher weise und schlaun genug gewesen, die Messerspitze da zu suchen, wo sie Spuren von ihrem Eindringen hinterlassen hatte, sondern der physiologischen Firma „Hitzig und Fritsche“, welche entdeckt hatte

(was man an jeder Leiche eines Apoplektischen lernen kann), dass Desorganisation gewisser Hirnthheile Lähmung gewisser Muskeln hervorrufft. Wenn Herr von Gossler uns erzählt, der Chirurg habe sich „gestützt auf Hitzig's Entdeckungen“ zur Trepanation entschlossen, so müssen wir annehmen, dass, wenn Hitzig gefunden hätte, dass die Verletzung jenes Hirnthheils nicht Lähmung, sondern nur Schnupfen erzeugt, der Mann nie daran gedacht haben würde, zur Trephe zu greifen. Will man durchaus Hitzig's „Entdeckung“ und den trepanirten Soldaten in einen Zusammenhang bringen, so muss man sagen: der Heilerfolg dieser Trepanation, weit entfernt eine Frucht der Hitzig'schen Entdeckung zu sein, bestätigt diese Entdeckung, die ihrerseits gar nicht gemacht zu werden brauchte, weil ihr Inhalt aus zahllosen Leichenbefunden bekannt war.

So geht es aber immer in der experimentellen Pathologie: man nimmt irgend eine gute und wohl durchdachte Erfahrung, bestätigt sie, soweit das möglich ist, an lebenden Thieren, und giebt dann vor, ja bildet sich ein, dieselbe der Vivisektion zu verdanken. Auch von dem „Sitz“ der sogenannten Aphasie würde man mehr Lärm schlagen, wenn die Thiere nur sprechen könnten.

Die Lokalisationslehre erscheint Herrn von Gossler ein solches Füllhorn von Segen, dass er es nicht bei Seite legen kann, ohne der Versammlung eine dritte Frucht vorgesetzt zu haben. „Eine junge Dame aus vornehmer Familie, das Glück ihrer Eltern, verlor allmählich ihr Augenlicht. Sie konnte schliesslich absolut nichts sehen. Die Untersuchung durch den Augenarzt ergab die völlige Gesundheit des Auges. Es musste also“, fährt Herr von Gossler fort, „der Sitz des Leidens in den Centralorganen sich befinden. Alle Ermittlungen über etwa früher erlittene Verletzungen führten zunächst zu keinem Ziele; endlich aber ergab sich, dass das junge Mädchen vor Monaten oder Jahren einen Schlag von einem Kastendeckel, der beim Bücken ihr auf den Kopf gefallen war, erlitten hatte. Es fand sich schliesslich auch eine kleine schmerzhaft oder beschädigte Stelle am Schädel. Die eingehende Untersuchung von Munck gab dem Augenarzt und dem Chirurgen die Ueberzeugung, dass diese Stelle derjenigen Stelle des Kopfes entsprach, wo nach den Munck'schen Untersuchungen der Centralsitz für die Sehtätigkeit war, und sie mussten also annehmen, dass, durch den Schlag des Schlosses ein Eindruck in die Hirnhaut veranlasst war. Sie entschlossen sich zu einer Trepanation. Die Operation war besonders schwierig, gelang aber so vollkommen, dass, als die junge Dame aus der Narkose erwachte und der Arzt ihr zwei Finger vorhielt, sie das Wort „zwei“ aussprach, und nach wenigen Wochen war sie vollkommen gesund geworden und ist es noch heute. Meine Herren (so schliesst Herr von Gossler seine Erzählung), werden solche Eltern nicht den Namen Munck's und den Affen segnen, an dem die bahnbrechenden Versuche vorher gemacht sind?“

Nun geht uns aber aus der Stadt, in der dieser Fall sich ereignet hat, folgende Mittheilung zu, und zwar aus guter Quelle.

„Wir sind sicher nicht zu irren, wenn wir annehmen, dass der Herr Minister sich auf denselben Fall bezieht, welchen Herr Dr. Hassenstein zum Gegenstand einer uns vorliegenden Dissertation (über „Gleichseitige Amaurose durch Schädelverletzung, geheilt durch Trepanation“) gemacht hat. Alle äusseren Umstände stimmen überein: die junge adelige Dame, der Augenarzt und der Chirurg, der Ort Königsberg, die Verletzung durch einen Kastendeckel, die allmähliche einseitige Erblindung und die Heilung durch Trepanation.

„Von dieser Annahme ausgehend behaupten wir, dass die Heilung des Fräulein von R. und Munck's Affe ausser jedem Zusammenhang stehen, und müssen zweifeln, dass der Herr Minister aus einer zuverlässigen Quelle hinlänglich genau informirt war. Für eine solche halten wir die vorliegende Dissertation. Sie ist dem Augenarzte Professor Jacobson gewidmet, wendet sich im Schlusssatz an Professor Jacobson und Professor Schönborn dankend für die dem Verfasser bei der Arbeit zu Theil gewordene Unterstützung, und ihre Publikation wäre sicher nicht genehmigt worden, wenn sie nicht wenigstens das Thatsächlichste frei von groben Irrthümern enthalten hätte.

„Aus dieser Dissertation geht hervor: erstens dass sich nicht „endlich“ ergab, dass vor Monaten ein Kastendeckel auf den Kopf des Fräulein von R. gefallen war, sondern dass die Art der Verletzung von vornherein konstatiert und eine bei Berührung schmerzhaft Depression am linken Scheitelbein von beiden Aerzten sofort gefunden worden ist; — zweitens, dass der Ort der Depression weit entfernt war von der Stelle, an welche Munck den Centralsitz der Sehthätigkeit verlegt; — drittens, dass die Aerzte nicht Munck's Centrum für getroffen hielten, sondern der sehr verständigen Ansicht waren, es müsse die beschädigte Knochenpartie als Herd eines in unbestimmbarer Richtung ausstrahlenden Krankheitsprozesses entfernt werden; — viertens, dass die Behandlung des Fräuleins von R. nie eine andere gewesen wäre, auch wenn man noch niemals einen Thierschädel zur Bestimmung des Centrums für die Sehthätigkeit geöffnet hätte, und fünftens, dass die Eltern gut thun würden, nicht den Namen Munck's und seinen Affen zu segnen, sondern alle ihre Dankbarkeitsgefühle auf die beiden behandelnden Aerzte zu übertragen.

„Nur ein Einwand liesse sich mit dem Anschein einiger Berechtigung erheben, nämlich der, dass der Sitz der Krankheit in sogenanntem Munck'schem Centrum nicht hätte ausgeschlossen werden können, wenn man nicht aus vivisektorischen Versuchen gelernt hätte, dass beim Menschen nach Zerstörungen im Hinterhauptstheil des Gehirns wohl halbseitige Erblindung beider Augen, niemals aber völlige Erblindung eines Auges entstehen könne. Aber auch dieser Einwand ist zu Gunsten der Vivisektion nicht verwerthbar; denn die Hypothese, dass von

der Durchkreuzungsstelle der Sehnerven nach rückwärts durch die Tractus optici bis in die Hinterhauptspartie des Gehirns hinein, wahrscheinlich nur halbseitige Erblindungen zu Stande kommen können, ist, wie die Fälle von Gower, Baumgarten, Jacobson, Curschmann und viele andere neuerdings hinzugefügte lehren, wesentlich aus sorgfältigen klinischen Beobachtungen und pathologisch-anatomischen Befunden gewonnen worden, während die meisten auf dasselbe Ziel gerichteten vivisektorischen Arbeiten zu nichts weiter gedient haben, als die Kliniker, die schon lange einen richtigen Gedanken, dem nur die Bestätigung durch die Sektion fehlte, verfolgt hatten, vom rechten Wege abzulenken.

„Der vorliegende Fall, wie alle Entdeckungen der Neuzeit über die Abhängigkeit der Sehstörungen vom Gehirn, legt Zeugniß dafür ab, dass physiologische Selbstbeobachtung und anatomisches Wissen, klinische Krankenbeobachtung und genaue Leichenuntersuchung für gewisse Gebiete vollkommen genügen, um den Zusammenhang zwischen Gehirnleiden und Sehstörung aufzuklären, viel vollkommener als im günstigsten Falle jemals durch Vivisektion von Thieren wird erreicht werden können.“

Es würde den Leser ermüden und auch mit dem Ton und der Tendenz dieser Blätter schwer vereinbar sein, wenn wir auch die übrigen von Herrn von Gossler angeführten Beispiele einer eingehenden Besprechung unterziehen wollten. In allen finden sich dieselben Ungenauigkeiten und, nach unsrer Ansicht, dieselben Paralogismen, wie in den Trepanationsgeschichten. Den „bahnbrechenden“ Entdeckungen Pasteur's, Koch's, Lister's wird mit einer stolzen Serenität gedacht, als seien Panspermismus, Impfschutz, Desinfektion, Miasmen- und Contagienlehre abgeschlossene Kapitel im Buche der Medizin, wo man nur noch nachzuschlagen brauche, wenn man in Verlegenheit ist. „Die Frage der Wundbehandlung ist gelöst“, und die Versammlung glaubt's natürlich dem Herrn Minister. Die Frage denkt aber nicht daran gelöst zu sein, sie ist offen wie die Löcher in trepanirten Hirnschädeln, offen wie die Lokalisationsfrage, klaffend wie der Goltz-Munck'sche Gegensatz. Gerade in Lister's Heimath hat diese Reaktion gegen ihn begonnen, und um sich von dieser Reaktion eine Vorstellung zu machen, braucht man nur zu wissen, dass zwischen dem 1. November 1881 und dem 5. August 1882 in verschiedenen Städten und von verschiedenen Chirurgen England's genau hundert Ovariotomien ausgeführt worden sind, bei denen keine einzige der spezifisch Lister'schen Vorschriften befolgt wurde, und dass nur drei von diesen Fällen tödtlich endeten, während die Listerianer bis jetzt die Mortalität bei dieser Operation nur auf 17 Prozent gebracht zu haben sich rühmen können.

Diess sieht nicht gerade nach einem Abschluss der Frage aus, und doch erzählte Herr von Gossler den preussischen Gesetzgebern, es falle jetzt niemand mehr ein, in dieser Richtung neue Versuche an Thieren zu machen. Was würde er sagen, wenn man ihm erzählte, es gäbe ein Land, wo man

die soziale Frage gelöst habe und wo es niemand mehr einfallt, Gesetze zu geben? Die sogenannte Strafe des Sisyphus war nur eine Fortsetzung seines lebenslänglichen Thuns: er wollte, gleich der Medizin, den Tod in die Unterwelt bannen, und die Medizin wird, gleich ihm, zu keinem Abschluss ihrer Arbeit kommen. Wenn Herr von Gossler auf das Reichsgesundheitsamt geht und dort die „Mäuse, Ratten, Meerschweinchen und Kaninchen“, numerirt und „gleichsam mit ihren Biographien“ vor sich sieht, „unter genauester Angabe der Erscheinungen, an denen sie in 9 bis 14 Tagen zu Grunde gegangen sind“: so erfüllt ihn dieser Anblick mit maassloser Bewunderung für die Wissenschaft, vielleicht auch mit einer Art von Freude, und man zweifelt fast, ob ihm ein rasches endgiltiges Lösen biologischer Probleme in dieser Stimmung etwas sehr Willkommenes sein könnte. Wie wenig Grund man übrigens hat, eine solche *consummatio rerum* zu befürchten, sieht man an dem unverwüsthlichen Carbol; denn wäre es auch als Lister's Desinfektans längst bergab gerollt, so würde es als neues Anaestheticum von Herrn Brown-Séquard wieder hinaufgewälzt werden, und Herr Brown-Séquard verspricht noch vielen Thieren hierdurch Schmerzen zu verursachen, die Thränen der Menschen aber zu trocknen und eine Aera der Schmerzlosigkeit zu begründen, also mit dem Carbolstaub dasjenige zu leisten, was die Zahnärzte mit dem Aetherstaub zu leisten versprochen haben.

Die Landtagsverhandlung, der wir die meisten der besprochenen Beispiele entlehnt haben, kam durch einige Bemerkungen des Dr. Thilenius zu einem würdigen Abschluss. Dieser durch seine langjährige Vertheidigung des Impfwangs wohlbekannte Arzt gab seinen Collegen im Hause die Versicherung, dass „in den allermeisten Fällen die Empfindung des Thieres durch einen Stich in das verlängerte Mark vollständig aufgehoben wird, ehe das Experiment beginnt.“ Da nun dieser Stich einen schnellen und schmerzlosen Tod verursacht, so könnten wir den Humor dieser Bemerkung ganz wohl würdigen, wenn Herr Thilenius damit sagen wollte, dass todte Thiere keine Schmerzen mehr fühlen können. Aber unglücklicherweise fügt er hinzu, dass dieser Stich schon vor Beginn des Experiments dem Thiere beigebracht wird, dass es also eigentlich gar keine Vivisektion giebt. Schon vor zwei Jahren hatte uns Herr Alexander Schmidt in Dorpat die tröstliche, aber freilich für uns beschämende Versicherung gegeben, dass die physiologischen Versuche, die uns so viel Kummer gemacht, „garnichts mit dem lebenden Thiere zu thun haben“, und wir wundern uns nur, dass Herr von Gossler von diesem Umstand nicht den nöthigen Gebrauch gemacht und uns ohne Weiteres der Lächerlichkeit preisgegeben hat.

Diess sind die Schwierigkeiten, die unsre Gegner, d. h. die Vivisektoren und ihre Vertheidiger, uns zu bereiten lieben: sie sind psychologischer Art, also ganz unabsehbar, wenn auch an sich nur klein. Grösser, aber leichter übersehbar, sind die der Sache selbst inhärenten: sie sind philosophischer Natur und würden uns einerseits zu einer Kritik der wissenschaftlichen

Ansprüche der Medizin, andererseits zu einer Analyse der modernen Thierschutzidee, also zu einer eingehenden Untersuchung über das Können und über das Dürfen der biologischen Forschung veranlassen, wenn der Rahmen dieses Aufsatzes Raum für solche Themen liesse.

Zu einer Verständigung mit unsern Gegnern kann es für's Erste nicht leicht kommen, theils, wie wir gesehen haben, wegen des allgemeinen geistigen Schlendrians, theils aber auch wegen der Grösse der Gegensätze.

Graf Zedtwitz sagt (auf Seite 6 seiner Schrift über die „Vivisektionsgauler“): „Wenn ich von Schmerzen gepeinigt auf meinem Sterbebette läge, und ein Arzt verspräche mir Hilfe um den Preis grausamer Thier-Experimente, so würde ich eine solche Zumuthung mit Entrüstung zurückweisen.“

Herr von Gossler aber, der diese Worte zitirt, sagt: „Wohl mag es solche Heroen geben, aber nehmen Sie an, ich wäre vor die Frage gestellt, das Theuerste was ich besitze, die Frau, die Kinder, dadurch zu retten, dass ich drei Hunde opfere: . . . ich würde keinen Augenblick über meine Antwort zweifelhaft sein.“

Man sieht, Herr von Gossler ist ein gewandter Redner, der nicht daran denkt das edle Argument des Grafen Zedtwitz durch plumpen Egoismus zu entkräften; auch er ist edel und will die grausamen Versuche nur um Weib und Kind zu retten gelten lassen. Es ist der liebende Vater und Gatte, der hier redet, nicht der Egoist. Das Haus stimmte ihm denn auch ohne Bedenken bei, und wir zweifeln nicht daran, dass viele seiner Zuhörer nicht drei, sondern dreissig Hunde opfern würden, auch wenn sie Junggesellen wären.

Zum Glück ist diese casuistische Tantalusqual eine rein fingirte: es giebt solche Fälle gar nicht, und, was noch wichtiger ist, es braucht dergleichen nicht zu geben. Aeskulap will keine Hundeoepfer; Sokrates opferte ihm einen Hahn, und er that es, nicht um sein Leben zu retten, sondern ehe er den Giftbecher trank.

Ist die Welt wirklich entgöttert, wie die Pyrrhoniker der Wissenschaft behaupten, so muss man nicht glauben, es genüge, wenn man „unverzagt“ hineinzuglotzen sich gewöhnt. Es ist besser, ja es ist anständiger, in dem Glauben an das Göttliche sich zu täuschen, als ihn nicht zu haben; wer diess Göttliche aber beim besten Willen in der Welt nicht finden kann, der hat die offenbare Pflicht es aus sich selbst hineinzulegen. Sehr viel wird er davon auch im besten Fall nicht haben. Es ist ja nur ein Keim, ein halb erloschener Funke, aber ein Jeder gebe das Wenige was er hat, und warte ab in Demuth und Geduld: denn auch diess ist ein Versuch, und ein Versuch mit Lebendigem. —

Unsere Stylbildungsschule.

Betrachtungen im Anschluss an das Werk:

„Deutscher Gesangsunterricht. Lehrbuch des sprachlichen und gesanglichen Vortrags von Julius Hey. I. Sprachlicher Theil“. (Mainz, B. Schott's Söhne.)

Von Ludwig Schemann.

Dem bedeutsamen Werke, das wir unserer folgenden Besprechung zu Grunde legen, wird eine noch erhöhte Bedeutung, den darin angestrebten Zielen eine drängendere Wichtigkeit durch den Tod des Meisters verliehen. In Seiner Hut konnten wir uns zeitweise der unmittelbar wichtigsten Sorgen entschlagen, die praktischen Bedürfnisse vor den ideellen Hoffnungen und Entwürfen zurücktreten lassen; wir konnten träumen und schwärmen, hinaus-schweiften in Zeit und Raum bis in neue goldene Zeitalter der Unschuld, bis in ein fernes Neu-Germanien: wussten wir doch und wurden täglich darin bestärkt, dass er selbst auch über seinen kühnsten Träumen nie seine allerunmittelbarsten und wirklichsten Aufgaben vergass. Und so konnte es auch scheinen, als sollte die von ihm in den verschiedensten Formen stäts auf's Neue geplante Schulidee für immer ausserhalb des Raumes und der Zeit bleiben, weil er selbst ihre Ausführung am Ende in einer Form in die Hand genommen hatte, in der Mancher die ursprüngliche Idee auf den ersten Blick gar nicht wiedererkannte. Sein Tod nun aber, der uns so jäh aus allen Träumen aufweckte, uns unmittelbarer als zuvor zum Mithüten und Miterhalten berief, hat uns auch jene Frage wieder als eine allerdringlichste ans Herz gelegt. Wir müssen jetzt plötzlich erkennen, dass, was er nur durch alleraufreibendstes persönliches Wirken und Schaffen hatte ermöglichen können, jetzt nur durch eine Hilfe zu erhalten ist, die auch er sich als eine umfassende Mithilfe ursprünglich gedacht, und auf die er nur unter dem Zwange feindlicher Verhältnisse verzichtet hatte. Wenn ihn bei seinen ersten Entwürfen noch kühnstes Hoffen, bei seinem späteren Thun Resignation lenkte, so ist es vielleicht im gegenwärtigen Augenblicke wieder möglich, sich zur Hoffnung zu erheben, die immerhin bei der Resignation in die Schule gehen mag, an sich aber und in den ihr so gezogenen Grenzen um so berechtigter erscheint, als der Tod des Meisters Vielen die Augen geöffnet, und viele seiner Gedanken dem Verständnisse näher gebracht hat.

Nun wäre zwar Nichts verkehrter, als gerade jetzt, wo die Würfel über unsere ganze Zukunft erst zu fallen haben, uns in detaillirte Entwürfe über Umfang und äussere Gestaltung unserer Stylschule zu verlieren. Um so mehr aber haben wir die Pflicht, Dasjenige eifrig aufzugreifen, was sich uns als unabweisbare Grundlage für eine solche Institution, welche äussere Form auch immer sie annehmen möge, bereits voll ausgestaltet darbietet,

Dass die Erziehung von Sängern für das Bayreuther Werk das allerwichtigste Erforderniss ist, darüber kann wohl unter Einsichtigen kein Zweifel obwalten. Der Meister selbst hat hundertmal den vergleichsweise vortrefflichen Stand unserer Orchester betont; und es kommt hinzu, dass diesen mit der im Wagner'schen Musikdrama ihnen zugetheilten Rolle nicht eigentlich neue Aufgaben erwachsen. Es ist, bei voller Wahrung des individuellen Charakters beider Meister, im Grunde doch ein und dasselbe symphonische Gewebe in einem Beethoven'schen Orchesterwerke wie im Ring des Nibelungen. Ganz anders ist das bei den Sängern, für die recht eigentlich Alles im Kunstwerke Wagners neu ist; zum Mindesten hat es für Dasjenige, was etwa daraus schon in Werken früherer Meister angeklungen war, nie etwas wie methodische Unterweisung gegeben. Diese lief vielmehr immer darauf hinaus, dass unsere Sänger nach einem, deutscher Art und Kunst völlig abgekehrten Schema — der italienischen Gesangsmethode — ausgebildet wurden, wodurch sie sich, einmal nationalen Aufgaben gegenübergestellt, mehr und mehr dazu gedrängt sahen, ihre völlige Unvertrautheit mit dem dafür erforderlichen Style durch ein Virtuosengebahren zu maskiren, das, wie zum Hohne vollends der Fremde entlehnt, dem Undeutschen ihrer Kunstleistungen erst die Krone aufsetzte. Wir haben es demgemäss nur zu oft erleben müssen, dass uns die Freude an den Aufführungen Wagner'scher Werke, die durch mehr oder minder alle anderen mitwirkenden Faktoren rege erhalten blieb, durch das Eingreifen unfähiger und pietätloser Sänger aufs Grausamste verkümmert wurde. Es wäre des Klagens kein Ende, wollten wir uns in solcherlei Erfahrungen jetzt ergehen. Vielmehr nehmen wir uns ein Beispiel an dem Verfasser unseres Lehrbuches, der es verschmäht, die unglaublich desolaten Zustände unseres Gesangswesens überhaupt noch näher zu beleuchten, und vielmehr darin nur einen Antrieb zu energischer Abhilfe durch die That erblickt.

Anbahnung eines wirklich deutschen Gesangsstyles ist die Losung, die er sich gesetzt, und zwar geht er in dem uns vorliegenden ersten Bande seines Werkes zunächst den Vorbedingungen für eine kunstgerechte Aussprache der Sänger nach, womit er den Kernpunkt der Sängerfrage ebenso berührt, wie diese selbst als der Kernpunkt unserer künstlerischen Existenzfrage anerkannt werden musste. In der That konnte sich ja die ganze Fluth unsinniger Einwendungen, die man immer und immer wieder gegen das Wesen des Musikdramas geltend gemacht hat, so lange mit einem Anschein von Berechtigung geben, als die äussere Darstellung dieses Drama's unter dem Banne eines einseitigen Gefühlsverständnisses blieb, insofern dem Verstande nichts entsprechendes, wie dem Gemüthe die Musik, zum Erfassen sich darbot. Unser Glaubenssatz, dass, wo alle Rede verstummt, die Musik das Wort ergreife, würde nun aber in seiner höchsten Anwendung auf das Drama so lange eine todte Formel bleiben, als es eben nicht ein in sich selbst wirkungsvolles Wort wäre, das

sich der Musik darböte, um von ihr begeisterungsvoll und begeistertend „ergriffen“ zu werden, sondern ins Musikdramatische übersetzte Solfeggien, unartikulierte Laute, gleichgiltige Phrasen, die in ihrer Trübseligkeit am Ende gar den reinen Strom der Musik selbst mit trüben müssten.

Fussend auf den Schriften Wagner's, zumal dem „Bericht an König Ludwig II“ und „über Schauspieler und Sänger“, unternimmt nun Hey zunächst die Lösung der Aufgabe, die Wagner als das Grunderforderniss für die zu errichtende Gesangsschule schon 1865 bezeichnet hatte: den Gesang mit der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache in das richtige Verhältniss zu setzen.

Zu diesem Zwecke hat vor und neben der Tonbildung die Wortbildung herzugehen, das Sprachstudium die instrumentale Entwicklung des zu bildenden Organes erst in die zweite Linie zu stellen. Die *Plastik der Wort- und Satzphrasirung, die Energie des Sprachakzents* — beruhend auf dem für unsere Sprache ebenso charakteristischen, wie bisher von unseren Sängern gänzlich vernachlässigten Konsonantismus — gewinnen die Herrschaft an Stelle der getragenen, ihrem Wesen nach instrumentalen Cantilene.

Dass die Ausgangspunkte des Gesanges und der Sprache durchaus gemeinsame sind, wird wiederholt betont (am bestimmtesten und klarsten S. 145 u. flgd.)*) Manche technische Bezeichnungen, wie Deklamation, Rezitation (Rezitativ), Tonfall, Modulation, Klangschattirung etc. werden ohne weiteres von einem Gebiet in das andere hinübergeworfen. In der vortrefflichen Entwicklung des Begriffes der *Sprachmelodie* (vgl. namentlich S. 23, 75, 162, 167, 176) werden die musikalischen Elemente der Sprache in helles Licht gesetzt, und umgekehrt belehrt uns der durch Wagner aus dem undutschen Rezitativ herausgebildete deutsche Sprachgesang, dass das gesungene Wort zunächst nur eine Steigerung des gesprochenen, oder wie es Hey ausdrückt, dass *der Gesang nur eine natürliche Multiplikation des Wortes ist*, so zwar, dass die Grenze zwischen Sprech- und Gesangston sich nur allmählich verwischt. Nur weil sich unsere Sänger dieses Zusammenhanges nicht mehr bewusst geblieben waren, weil ihnen die Sprache ein Element lediglich des täglichen Lebens, nicht ihrer Kunstausübung blieb, mit dem sie sich daher in ganz naturalistischer Weise abfanden, während einzig und allein der Gesang ihnen als ihre Kunst galt, der aber eben dadurch zur Unnatur entartete — nur deshalb konnte die allernatürlichste Aeusserung dramatisch-musikalischer Kunst **) Vielen Anfangs ein Schrecken

*) „... sofern zur darstellerischen Verkörperung beider Kunstgattungen das gleiche Material — Vokale und Konsonanten, Respiration, Thätigkeit der tonerzeugenden Organe, gesteigerte Willensenergie, mächtige Expansion der Empfindung u. s. w. — wirksam ist, und endlich die dynamischen und rhythmischen Verhältnisse, durchaus verwandt, überallhin gleiche Voraussetzungen erkennen lassen.“

**) man lese darüber Wagner selbst IX, 253.

werden, wie er sich in der berichtigten Bezeichnung der Rolle des Tristan als *Bratschenstimme* naiv drastisch kundgiebt.

Also erstes Erforderniss: entsprechend den gemeinsamen Grundlagen, denen Sprache und Gesang entwachsen, hat man auch beim Unterricht wieder von ihren gemeinsamen Gesetzen auszugehen. Gleichviel, ob eine sprachliche oder gesangliche Bildung bezweckt wird — für Diejenigen, welche die erstere anstreben, stellt Hey p. 148 u. ö. im weiteren Sinne den zusammenfassenden Begriff des *Redners* auf —: der Lehrgang, der den dramatischen Künstler zu einer kunstvollendeten Behandlung seines Vortrages führen soll, hat ein einheitlicher zu sein bis zu dem Punkte, wo das gemeinsame Grundwesen von Gesang und Sprache aufhört sich zu bethätigen, und wo demgemäss Schauspieler und Sänger*) sich trennen. Die Energie und Konsequenz, mit der diese Parallelunterweisung hier als nothwendig motivirt und alsbald mit musterhafter Methodik in Angriff genommen wird, muss epochemachend genannt werden; nicht etwa darum, weil es eine an sich neue Lehre wäre: in Wagner's Schriften ist sie oft vernehmlich angeklungen, und blicken wir vollends in das praktische Gebiet, so hat sie die denkbar deutlichste Verwirklichung dadurch gefunden, dass lange — und noch bis in die Zeit Carl Maria von Weber's hinein — das Personal des deutschen Schauspiels und der deutschen Oper ein und dasselbe war; sondern darum, weil hier, was früher in kleineren Verhältnissen meist nur als Gesetz der Nothwendigkeit sich äusserte, als freies Postulat in die grossartigste Kunstentwicklung hineintritt, indem zugleich diejenige Kunstgattung zum Mittelpunkt und höchsten Endziele des Unterrichts erhoben wird, durch welche die dramatischen Künstler lernen sollen, anstatt wie ehemals bald als Sänger, bald als Schauspieler, vielmehr als lebenvolle Vereinigung beider in einem und demselben Kunstwerke sich zu bewähren.

So wenig für heute unsere Aufgabe eine rein litterarische Besprechung des Hey'schen Buches sein kann, da wir vielmehr als Laien uns darauf beschränken müssen, denselben die Hauptgesichtspunkte zu entnehmen, um aus ihnen eine Nutzanwendung für unsere praktischen, dringenden Lebensfragen zu gewinnen, so stellt es doch eine in jeder Beziehung so hervorragende Erscheinung dar, dass es geboten sein dürfte, über seinen Gang und Inhalt wenigstens einen kurzen Ueberblick zu geben.

Der erste, umfangreichere Theil erstrebt eine strenge, schulgerechte Aussprache und behandelt demgemäss das Sprachmaterial, die einzelnen

*) *Singschauspieler* nennt einmal sehr bezeichnend Wagner die letzteren (IX, 246): ein Ausdruck, den ich am Liebsten im Folgenden fortwährend anwenden möchte, wenn ich nicht fürchten müsste, daraus meinen Ausführungen etwas unnöthig Fremdartiges erwachsen zu sehen. Möchte man denn wenigstens immer den Singschauspieler unter dem „Sänger“ da verstehen, wo er gemeint ist.

Sprachbestandtheile nach Klangbeschaffenheit und artikulatorischer Gestaltung. Begonnen wird mit den Vokalen, als dem elementaren Grundstoff, sowohl der Sprache als des Gesanges. Jeder einzelne Vokal wird nach seiner physiologischen Bildung, nach seinen hauptsächlichsten Klangfarben und -Schattirungen, nach seinen Anschluss- und Verbindungsverhältnissen, endlich nach den charakteristischen Momenten seiner lautsymbolischen Eigenthümlichkeit eingehend untersucht. Die häufigsten Missbräuche und Klangverirrungen werden aufgedeckt, zur Gewinnung des Normalklanges eine grössere Anhäufung eines und desselben Vokales zu zusammenhängenden Beispielsätzen verbunden, welche letztere nach Bedürfniss auch dahin erweitert werden, dass einander verwandte Vokale zur Vermeidung von Klangvermischungen in systematische Wechselfolge gebracht sind. Ganz analog, auch von gleicher Ausführlichkeit, ist dann die Behandlung der Konsonanten; auch hier wieder physiologische Entstehung und artikulatorische Darstellung, kunstgemässe Bildung, wiederum mit Berücksichtigung des verschiedenartigen Sprachklanges, Anschluss- und Verbindungsverhältnisse, lautbegriffliches Grundwesen.

Das Schwergewicht dieses ersten Theiles liegt entschieden in der That- sache, dass hier dem Konsonantismus eine entscheidende Stellung für die Unterweisung in der Sprache wie im Gesang angewiesen wird. Wie einer- seits die Ausdrucksfähigkeit und Energie der Wortbildung durch den Kon- sonantismus auf das Nachdrücklichste gesteigert erscheint, so erwächst andererseits der Sprache aus der vollkommenen Durchdringung derselben mit dem vokalischen Gegensatze ein ganz eigenartiger, gleichsam vergeistigter Wohlklang, der nur so lange verborgen bleiben konnte, als man, wie bisher meistens, den Konsonantismus nur als ein nothwendiges Uebel mit durch- schleppte; der aber, richtig verwerthet, der deutschen Sprache, z. B. in der Alliteration, ein zum Mindesten gleichwerthiges Gegengewicht gegen die verschiedenen, zumeist auf dem Vokalismus beruhenden Wohlklangsmethoden der Romanen schafft.

Bemerkenswerth sind die lautpsychologischen Erörterungen: durchweg gesund und klar, vom Nächstliegenden ausgehend, dann aber bei den An- wendungen auf poetische Beispiele von überzeugendster Wirkung. Es ist als ein ganz besonderer Fortschritt zu bezeichnen, dass diese Disziplin, deren Wichtigkeit bisher von den Laien ebenso übersehen, wie sie selbst von den Künstlern vernachlässigt worden ist, hier einmal von einem Meister seines Faches in ihre Rechte als organischer Bestandtheil alles gesanglichen und sprachlichen Unterrichts eingesetzt wird. Für das Wag- nerische Kunstwerk im Besonderen liegt in der Lautsymbolik ein künst- leres Moment vor, zu dessen Verwendung in der Form der Alliteration *poetische Absicht und musikalischer Instinkt* zusammengewirkt haben, und zu dessen Wiedergabe daher gleichermaassen beim Sänger natürliches Gefühl und durch künstlerische Unterweisung gewecktes Verständniss zusammen-

zuwirken haben*). Durch Erfassung dieser Form aber wird auch erst dem Geiste der Worte Genüge gethan. Wer die lautpsychologische Bedeutsamkeit der einzelnen Buchstaben und ihrer Verbindungen sich zu rechtem Gefühlsverständnis gebracht hat, dem wird damit auch der Sinn für die urwüchsige Kraft unserer Sprachwurzeln viel schneller sich erschliessen, und aus eigenem Drange wird er sich dessen bemächtigen, was aus der eigentlichen Sprachlehre hinzuzulernen ist, wie vor allem der mancherlei Bedeutungswechsel der Wörter, der archaischen Anwendungen, die dem tragischen Kunstwerke zu allen Zeiten eigen gewesen sind, damit auch schon äusserlich kundgethan werde, dass es keiner Zeit angehöre. Es brauchten keine Bücher mehr geschrieben zu werden, um die Sprache Wagner's gegen die Spötter in Schutz zu nehmen, wenn erst alle Sänger mit gleichmässiger äusserer Deutlichkeit und innerer Durchdrungenheit sie zum Ausdrucke brächten: sie würde in dem Augenblicke nichts Fremdes mehr für ein Publikum bergen, wo sie das letzte Fremdartige für den Darsteller verloren hätte!

Der zweite Theil bringt für den Sänger zumeist nur Vorbereitendes, Andeutendes, für den Schauspieler und Redner dagegen in der Hauptsache den Abschluss seiner Ausbildung. Es handelt sich darum, dem Organ Modulationsfähigkeit, dem Vortrag Klangfülle und rhythmischen Tonfall zu gewinnen. Zuerst werden die Maassnahmen für die Erzielung einer gesunden Tonbildung und die Vervollkommnung eines unzureichenden Organes ins Auge gefasst. Hierfür werden die folgenden Fragen aufgeworfen und einzeln erledigt: 1) Zu geringes Klangvermögen. 2) Rauhe, unbiegsame Klangbeschaffenheit. 3) und 4) Unzureichende Vokalisierung. 5) Erschwerte Artikulation, mangelhafte Konsonantenbildung. 6) Dialektbeeinflussung beim Vortrag. 7) Natürlicher Umfang. Erweiterung und Kräftigung der Sprachregister. 8) Regelung des Athems. 9) Allgemeine körperliche Beschaffenheit. 10) Ob auch ohne vorzügliche Stimmittel das Ergreifen des schauspielerischen Berufes rathsam ist?

Nachdem durch Beseitigung der verschiedenartigen in obigen 10 Fragen angedeuteten Hindernisse und Schwierigkeiten auf eine normale sprachliche Tonbildung gerechnet werden kann, werden nun noch diejenigen Elemente näher betrachtet, aus deren sich durchdringenden Wechselbeziehungen dem durch Vokalklang und konsonantische Artikulation sprachlich verkörperten Vortrage gleichsam erst Leben und Bewegung erwächst: das Dynamische und das Rhythmische.

Zunächst die Hauptgesetze der Betonung des sprachlichen Vortrags. Bedingt wird alle Betonung zunächst durch die ein- oder mehrsilbige Beschaffenheit der Wörter; dann durch ihre grammatische Stellung

*) Vgl. H. v. Wolzogen's Schrift „*Poetische Lautsymbolik*, psychische Wirkungen der Sprachlaute im Stabreim“. (Leipzig, Gebr. Senf), welche auch Hey mehrfach zitiert.

und Beziehung zu einander; endlich durch die Bedeutung einzelner Wörter oder Wörterkomplexe im erweiterten Redesatze: Wort-, Beziehungs- und Satzbetonung. Bei den auch hier eingefügten Uebungsbeispielen und Anweisungen ist es ebenso auf die Wahrung klanglicher Kontinuität bei auskömmlicher Fülle des Tones, wie auf die Herstellung mannigfachster dynamischer Tonentfaltung, auf die Verfügung über die leisesten dynamischen Schattirungen abgesehen.

Es folgt als fernerer wichtiger Bestandtheil der sprachlichen Modulation die Hebung und Senkung des Sprachtones (der Tonfall). Bei dieser Gelegenheit bringt Hey den durch eigene Intervallmessungen festgestellten durchschnittlichen Stimmumfang zur Sprache und erörtert daran anknüpfend die Frage, wie sich die modulatorische Tonsteigerung zu den verschiedenen Gattungen der Poesie verhält; der Tonumfang wird festgesetzt 1) für den didaktischen, 2) lyrisch-epischen, 3) dramatischen Vortrag.

Zum Tonfall steht in unmittelbarer Beziehung die Tonfärbung, die dem rhythmischen Wellengange unserer Sprache erst das warme, beziehungsvolle Kolorit giebt. Sie ist bereits in der Sprache vorgebildet, insofern die verschiedenen Vokalgebiete beim Sprechen einen immerwährenden Wechsel heller und dunkler Klangfarben bewirken; und die Poesie hat auch hier ausgeführt, was ihr der Geist der Sprache vorgezeichnet hatte. Nachdem in einer überaus sorgsamem Tabelle die Grundfarben des sprachlichen Vortrags, als Ausdrucksmittel für die Darstellung der Gegensätze seelischer Zustände zusammengestellt sind, werden, in trefflichster Anordnung des Materiales, auch hier wieder Anregungen für die Auswahl des Lehrstoffes aus der gesammten poetischen Litteratur gegeben.

Den nächsten und letzten Abschnitt bildet die Besprechung des Sprachrhythmus, durch dessen Hinzutritt die früher betrachteten Gesetze der dynamischen Silben- und Wortbetonung erst zum eigentlichen Vollzug gelangen. Wiederholt wird es eindringlich betont, dass die bisherige Prosodie und Metrik fast durchweg ein fremdes — antikes — Element zu Grunde legte: die Länge, Kürze und Mittelzeitigkeit der Silben, die danach den Noten in der Musik verwandt sein sollten*). Nichts derartiges kennt die wirkliche deutsche Metrik; vielmehr giebt es hier nur eine schwere und leichte Betonung, und zwar bleibt alle Silben- und Wortbetonung eine relative, im Gegensatze zu der absoluten musikalischen Längenmessung, und hierin wesentlich beruht der Unterschied der sprachlichen Metrik von der musikalischen Rhythmik. Die Grundelemente der ersteren, Wortbetonung und Sprechpause, sind im Vergleich zu denen der letzteren dürftig zu nennen, doch besitzt die Sprache immerhin in der sinn-

*) Vgl. S. 148: „man hatte eben übersehen, dass ursprünglich die bestimmenden Gesetze für die musikalische Deklamation der Sprache hätten abgelauscht werden müssen, und nicht umgekehrt.“

gemässen Veränderung des Tempos, in der Nachbildung der Synkope u. A. Mittel, die gerade den Rhythmus zum wesentlichen Faktor der Sprachmelodie erheben. Diese letztere aber, entstehend „durch das Zusammenwirken von Laut-Kontinuität, dynamischer Durchbildung richtig vertheilter Hebung und Senkung der Sprachintervalle, Rhythmus und sinngemässer Modulation bei glücklich vertheiltem Vokalwechsel“, bildet das eigentliche Ziel aller sprachlichen Ausbildung; und somit schliesst der Verfasser, nach einer sehr instruktiven Nebeneinanderstellung einiger Lieder in musikalischer und sprachlicher Rhythmisirung und nach einem kurzen Blick auf den gesprochenen Chor (Braut von Messina), mit einer gedrängten Zusammenfassung der bemerkenswerthesten Vortragsregeln, die zur Gewinnung der Sprachmelodie geführt haben.

Vieles konnte in der vorstehenden Besprechung nur kurz abgethan, anderes, wie z. B. die Behandlung der Dialektverhältnisse, kaum erwähnt werden. Vieles auch wird unser Nachfolger, der seiner Zeit den zweiten, gesänglichen Theil behandeln wird, noch nachträglich in den Kreis seiner Betrachtung zu ziehen haben. Von diesem wäre dann wohl auch namentlich eine ins Einzelne gehende Würdigung dessen zu erwarten, was dieser erste Band für das Verständniss des dramatischen Gesanges theils schon bringt, theils in Aussicht stellt. Wir glauben für jetzt, ehe wir zur Hauptfrage zurückkehren, dem Verfasser noch die ernstliche Beachtung einiger hochbedeutsamen Winke schuldig zu sein, die darum leicht in Gefahr kommen könnten, übersehen zu werden, weil er, in der Erfüllung ernster Lehrerpflicht, sie zum Theil als Einschaltungen zu behandeln sich auferlegen musste.

Da wäre denn zunächst der Lehren Erwähnung zu thun, die, vor allen berufsmässig Sprechenden und Singenden, dem Publikum, der ganzen gebildeten Gesellschaft gegeben werden. Wir alle bekommen einen Denkkzettel, wenn, wie es mehrmals geschieht, die *nothdürftige Verständigung* berührt wird, zu der einzig die im täglichen Leben gebrauchte Redeweise, Sprache kaum mehr zu nennen, sich als ausreichend erweist. Energisch verlangt Hey Abhilfe für solch üble Gewöhnung, und mit Recht will er diese da angebracht wissen, wo alle Gewöhnungen überhaupt erst anfangen, sich auszubilden, beim Beginne der jugendlichen Entwicklung in der Schule (p. 187). Sehr schön und bedeutsam ist der Hinweis darauf, dass die eigene Vertrautheit mit einer pietätvoll gepflegten und angewandten Muttersprache uns diese auch da am Schnellsten und Lebendigsten näher bringen müsse, wo sie uns in ihrer höchsten Verwerthung als Poesie erklinge. Und in der That könnte in dieser Hinsicht kaum ein bezeichnenderes Symbol der Kunst selbst gefunden werden, als die Sprache, die gleich jener dem ihr sich liebevoll Nähernden aus jeder ihrer Formen immer unmittelbarer und immer reicher ihren Sinn und ihr Wesen offenbart und am Ende mit den ersteren sich gar nicht mehr an die Sinne wenden kann, ohne damit zugleich

das Letztere dem Geist und Gemüthe mitzuthetheilen. Die ganze eben berührte Stelle möge hier folgen:

„Eine wirkliche Verbesserung der Aussprache, ein gemeinsames, erspriessliches Hinwirken auf eine zu erzielende edlere, geordnete, unserer heutigen Sprachentwicklung angemessene Ausdrucksweise in allen Gauen unseres Vaterlandes kann aber nur durch die Schule bewirkt werden. Hier sind die Hebel mit Erfolg anzusetzen. Die Führer und Erzieher der Jugend, sie selbst müssen zuerst für eine pietätvolle Sprachbehandlung gewonnen und — erzogen werden. Schule und Kirche müssen die Organe sein, die dem jugendlichen, leicht empfänglichen Ohre die ersten Eindrücke einer edlen, ausdrucksvollen Sprache vermitteln. Diese werden ganz sicher nachhaltig genug sein, es zu verhindern, dass man im alltäglichen Leben sich einer extrem hässlichen Sprachkarikatur mit Behagen bediene! Vielmehr wird man nach und nach zu der Erkenntniss gelangen, dass die einfache, ungezwungene Umgangssprache der Gebildeten sich im Grunde derselben Ausdrucksmittel bedient, wie sie die vaterländische Poesie zu ihren edelsten Erzeugnissen benöthigt, und dass die Pflege und die Art des täglichen Verkehrs mit diesen gemeinsamen Elementen das Verständniss für die poetische Darstellung wesentlich vertiefen, den Sinn dafür ganz entschieden steigern hilft! Das perikleische Zeitalter bei den Griechen, mit jenen erhabenen monumentalen Kunstwerken, es hat nicht in Lehmhütten gewohnt; vielmehr trugen die Bedürfnissbauten und ihre inneren Einrichtungen das Gepräge des Schönen, Veredelten. Leben und Kunst bildeten einen sich ergänzenden Austausch, der noch heute den Maassstab für die damalige allgemeine Geschmacksbildung an die Hand giebt. Sollten auf dem Gebiete ihrer sprachlichen Ausdrucksmittel nicht ähnliche Rückwirkungsergebnisse zu beobachten gewesen sein?“

Ganz besonders charakteristisch für unser Werk ist es, dass darin die Bildung des Schauspielers mit selbständigem, zeitweise mit dem Hauptnachdruck behandelt wird. Wie ernst es der Verfasser mit der Bestimmung des schauspielerischen Berufes nimmt, lehren z. B. seine Ausführungen S. 143, wo er von der allgemeinen Bildung des Schauspielers spricht. Diese Haltung seines Buches erklärt sich daraus, dass er eben in das Schauspielgebiet durchaus nicht nur als in ein fremdes hinübergeblickt, vielmehr die ursprüngliche und wieder anzustrebende Zusammengehörigkeit des schauspielerischen mit dem sing-schauspielerischen meisterlich erfasst und vertreten hat. Gestehen wir, dass er uns hier ganz besonders aus der Seele spricht. Wagner steht in engeren Beziehungen zum Schauspielerstande, als die meisten Angehörigen desselben bis jetzt erkannt und nach aussen hin zur Geltung gebracht haben. Dass sie nach dem 13. Februar allerwärts die Prologe zu den Trauerfeiern gesprochen haben, war ja gewiss dankenswerth, bekundet aber zunächst, da sie hier durchaus

nur Dolmetscher einer allgemeinen Entpfindung waren, noch keinerlei eigene Regung von Zusammengehörigkeit. Und doch sollte man sagen, dass der *Geist der Musik*, der so viele Gebiete, und selbst das der bildenden Kunst, überströmt hat, über das der Schauspielkunst in dem Maasse reicher sich ergiessen müsste, in welchem das dramatische Kunstwerk reicher an Leben ist, als das von Bildnerhand geschaffene. Um hierbei von der Musik selbst ganz zu schweigen: die typische Einfachheit und Erhabenheit der Gestalten des Musikdramas, die elementare und doch wieder so detaillirte Naturwahrheit der dramatischen Aktion — Eigenschaften, die den Meister für einen etwa mit dem Zeitalter seines Schaffens Unbekannten an den Anfang einer Entwicklung zu stellen scheinen, während die Fülle seiner Ideen und der komplizirte Wunderbau seiner Musik davon zeugt, dass er grosse Entwicklungen mitgemacht und in sich aufgenommen hat — müssen sie nicht Bewunderung und Beschämung unter den ernsteren Vertretern einer Kunst erwecken, der immer mehr nur noch ein Mensch nach dem anderen aus dem Leben zum Portrait sitzt, während der Mensch sich kaum je mehr auf die Bühne wagt? Die Art und Form der Rede, in der sich jene Gestalten mittheilen, muss sie nicht dem Darsteller, dem nur von so wenigen grossen Meistern eine wahrhaft ideale, mehr als den glattesten Sinn der Worte bergende Sprache in den Mund gelegt wird, wie von den Geheimnissen eines fernen Wunderlandes zu künden scheinen? Die bedeutsamen scenischen Fortschritte, die hier durchweg in den Dienst einer hohen dramatischen Intention gestellt sind, sollten sie ohne Rückwirkung auf die Schauspielbühne bleiben, die sich doch sonst gar häufig zu Anleihen an solcher Stelle gedrängt sah, wo maschinistische Künste ganz nur um ihrer selbst willen zur Anwendung kommen?

Und das dramaturgische Wirken des Mannes! Es ist ja nur natürlich, dass der kurzsichtige Blick lediglich Errungenschaften der Oper in so vielem erkennt, was thatsächlich der ganzen Bühne errungen worden ist. Und so mag denn auch die Ueberzeugung, die Wagner nach der Generalprobe der „Meistersinger“ in München seinen Künstlern zum Abschiede aussprach: *dass, wenn das Schauspiel wirklich durch die Oper verdorben worden sei, es jedenfalls nur durch die Oper wieder aufgerichtet werden würde*, der grossen Masse der Schauspieler zunächst als verwunderlichstes Paradoxon in ihre Theaterwelt hineingeworfen erscheinen. Schade nur, dass weder sie noch wir mehr die Theatergeschichte zu lesen bekommen, in der jener Satz seine Bestätigung finden wird, sei es in der Thatsache der glücklichen Wiederaufrichtung, oder in der anderen, die wir nicht hoffen wollen, dass auch nicht einmal die musikdramatische Reform das Schauspiel mehr habe retten können!

Aber hiervon wäre so Manches noch zu sagen, dass wir es uns für ein anderes Mal vorbehalten müssen, um für jetzt zu unserer engeren Aufgabe zurückzukehren. Deuteten wir in Obigem an, wie förderlich für den Schau-

spieler ein geistiger Austausch mit den Vertretern des Musikdramas sein müsse, so gilt nun das Gebot einer Anleihe bei den Genossen des Schwesterfaches in noch ungleich höherem Maasse für den Sänger. Er muss geradezu das Gebiet des rezitirenden Schauspielers zum grossen Theile lernend mit durchmessen haben, und zwar nicht nur, um sich auch seinerseits der charakteristischen Unterschiede seiner Kunst in Diktion und darin ausgesprochenem Gefühlsinhalt bewusst zu werden, sondern um das gründlich zu lernen, was seiner Kunst aus dem Schwestergebiete neu einverleibt ist, vor Allem Aussprache und Deklamation: Dinge, die, soweit sich vergangene Meister der Oper ihnen überhaupt zugewandt hatten, in der erbarmungslosen Praxis der Folgezeit um so mehr der Schwäche des Fleisches zum Opfer fallen mussten, als nicht einmal die geringste Willigkeit des Geistes sich mehr für sie kundgab. In diesem Sinne sagt Hey (S. 186): „Wenn es fast den Anschein gewonnen hat, als ob das vorstehende, lediglich das Sprachgebiet umfassende Unterrichtsmaterial überwiegend für den Schüler des sprachlichen Vortrags bestimmt sei, so muss ich dem entgegen wiederholt und ausdrücklich bemerken, dass, obwohl die Wege, welche nach den höchsten Zielen der sprachlichen Rezitation, oder jenen eines stylvollen Textgesanges hinstreben, vielfach verschieden sind, das Ergebniss des Studiums für Schauspieler und Sänger gleichwohl schliesslich dasselbe sein wird; für letzteren um so günstiger, je klarer dessen Erkenntniss die zu lösende Aufgabe darin gipfeln lässt, dass die Sprache . . . den wichtigsten Bestandtheil des musikalisch-dramatischen Kunstwerks bildet. . . .“

Aber nicht nur formell-technisch, auch geistig muss der Sänger mit dem Schauspieler lernen. Hierbei treffen wir auf die verbreitete Meinung, dass der Durchschnittsschauspieler eine ganz unverhältnissmässige geistige Suprematie über den Durchschnittssänger behaupte: Kopf und Herz machen den Schauspieler, die Kehle den Sänger. Müsste uns da nicht bangen für die ganz unerhörten Aufgaben, die mit einem Male den bisherigen *Sängern* gestellt werden, — wenn wir nicht hoffen dürften, dass sie mit ihren Aufgaben wachsen, oder aber, dass an Stelle derjenigen, die nicht mehr umlernen wollen oder können, neue treten werden, gleichwie neue Aufgaben neben die alten getreten sind? Es wäre doch ein zu grosser Hohn auf eine geistige Weltordnung, wenn derselbe Geist, der einem unbegreiflich grossen Meister poetische, musikalische, dramatische Kräfte ohne Gleichen eingab, nun nicht auch dafür sorgen könnte, dass immer mehr Leuten der Kehle der Kopf aufgehellte und das Herz erweitert würde, um jene neuen Aufgaben auch poetisch, musikalisch und dramatisch im Geiste ihres Schöpfers zu lösen. Es ist ja wahr, diese Aufgaben sind gross, und auf den ersten Anblick übergross. Die ganze Gesangstechnik, soweit sie in den Dienst wirklicher Kunst und nicht unkünstlerischen Beiwerks sich stellt, wird im vollsten Umfange vorausgesetzt und auf Schritt und Tritt in An-

spruch genommen. Und dazu ist, wie wir es schon einmal zu betonen hatten, die Hauptsache, der durchgehende dramatische Gesang, ganz neu zu lernen, er ist das eigentlich Neue des Wagner'schen Musikdramas. Die dichterische Sprache desselben erfordert nach verschiedenen Seiten die eingehendsten Studien für Künstler, die bisher nur Operngedichte, also bestenfalls, wenn Originalprodukte, Dichtwerke zweiten und dritten Ranges, zu meist aber gedankenlos entstellte Uebersetzungen aus dem Französischen und Italienischen gesungen haben. Und endlich scheint es, als wenn erst mit der vollsten Beherrschung der Sprache, die hier in ungleich höherem Grade als beim rezitirten Schauspiel ein zu Erlernendes ist, auch dem Darsteller jene Sicherheit und Selbstentäusserung erwüchse, wie sie für Werke vomöthen sind, bei deren Wiedergabe das alleranstrengendste geistige Studium, die eindringendste reflektirende Thätigkeit am Ende in höchster Einfachheit, Natürlichkeit und Innerlichkeit unmerklich aufzugehen hat.*)

Könnte man demnach versucht sein, in den Rollen der Wagner'schen Werke die allerkomplizirtesten Organismen zu erblicken, so stellen sie auf der anderen Seite doch wieder die allereinfachsten Einheiten dar. Wie sie, nach den Aeusserungen der am Tiefsten in sie eingedrungenen Künstler, nie auszulernen und zu erschöpfen sind, so sind sie doch mit einem Schlage zu erfassen. Alles Dunkle, Schwere in ihnen, vom rein Technischen abgesehen, liegt immer nur in der Ausführung, nie in der Anlage. Diese ist von einer solchen Unmittelbarkeit, Eindringlichkeit, dass eine Vorfrage darüber, ob eine Rolle der Individualität eines Darstellers angemessen sei oder nicht, wie beim rezitirten Drama, gar nicht denkbar ist. Sie fallen den Künstlern zu, nicht als Auftrag von ihrem künstlerischen Brothern, sondern als ein rechtmässiges Besitz- und Eigenthum vom Meister, der es so wollte, als er die Rollen so schuf. Das ist doch wohl der Sinn der jetzt so häufig gehörten Redensart, dass Dieser oder Jener ein *geborener Wagner-sänger* sei.

In der That hat ja die Begeisterung, mit der viele Künstler dieses ihr Eigen erfasst haben, etwas Ermuthigendes und Erhebendes. Es ist von Vielen ein frischer, jubelnder Ruf der Erwidern auf den Anruf des Meisters ergangen. Freilich wurde dieser Ruf mannigfach gehemmt, unverständlich gemacht, vielleicht auch hie und da mehr begeistert, als verständlich ausgestossen. Der Meister selbst hat es im Uebrigen am Schmerzlichsten empfunden, dass die bisherigen unter seiner Oberleitung erfolgenden Auführungen seiner Werke immer nur eine Unterbringung von Fall zu Fall darstellen. Es waren Errungenschaften, einzelnen natürlich begabten Individuen zu verdanken, die hier einmal um seinetwillen sich besonders anstrengten und Vieles ihnen sonst Anhaftende zurückliessen, ganz selten

*) Vgl. Hey S. 3 u. flg.

Solchen, die schon aus genialer Kraft Das gewesen wären, was Wagner einst aus allen Sängern gemacht zu sehen gehofft hatte. Hüten wir uns daher, durch die Eindrücke der augenblicklichen Festspiele berauscht, unser Bayreuther Werk für geborgener zu halten, als es ist.

Es ist nicht anders, es muss eigens für dasselbe erzogen werden, das Publikum wie die Künstler. Dass das erstere sich veredle, dafür hat der Meister selbst ein ganzes Leben lang und am Wirksamsten — leider — durch seinen Tod gesorgt. Dass drunten in unserem unsichtbaren Orchester jederzeit begeisterter Opfermuth seinen Sitz aufschlagen wird, scheint uns nach allen Erfahrungen unzweifelhaft. Welch' ein Gedanke nun, wenn einmal auf das *Fanget an!* des Leiters auch in unserem Bühnenhause die singende Selbstsucht, die kehlfertige Gewissenlosigkeit, die pathetische Lächerlichkeit, in Orchester und Publikum hinein, sich vernehmen liesse, den Opfermuth der Einen, die Andacht und Erhebung der Anderen verhöhnd! Dahin aber müsste es unfehlbar kommen, wenn wir uns auf Das dauernd verliessen, was — es kann nicht eindringlich genug betont werden! — Ausnahme war, und für dessen feste und dauernde Gewinnung eben eine Regel erst zu begründen ist. Diese Regel aber lautet einfach dahin, dass in Zukunft unsere Sänger von vorne herein im deutschen Gesangsstyle erzogen werden sollen, um nicht später umlernen zu müssen, wobei, auch im Falle ernstester Bemühungen, doch ein Rückfall in die alte Gewöhnung mit allen ihren schlimmen Folgen immer nahe läge. Ein solcher Systemwechsel ist einfach durch die Thatsache geboten, dass die Aufgaben, welche ehemals in ein abgeschlossenes, ihnen fremdartiges Gebiet hineintraten und dort von völlig unadäquaten Kräften mit durchgeführt wurden, heute als die eigentlichen Hauptaufgaben vor aller Welt dastehen, die ihr eigenes, und ein beherrschendes Gebiet innehaben und daher sehr wohl auch eigene und gewichtige Kräfte beanspruchen können.

Wie ganz anders leicht ist es auch heute der künstlerischen Jugend gemacht, sich jener Aufgaben zu bemächtigen, als ehemals! Damals war es ein Entschluss, gewisse Wagner'sche Rollen zu singen, der vielfach nur gegen die ganze künstlerische Umgebung durchgeführt werden konnte; heute wird aus dieser heraus Niemand mehr die Begeisterung zu dämpfen sich unterfangen oder doch im Stande sein, mit der ein echter *Wagnersänger* seiner Bestimmung sich widmet*). Es ist denn auch gar kein Zweifel, dass dermaleinst, um dieser herrschenden Stellung einen Ausdruck zu geben,

*) Schon in dem 1872 geschriebenen „Einblick in das heutige deutsche Opernwesen“ konnte Wagner fast durchweg bessere Anlagen zur dramatischen Sprache bei den Sängern konstatiren, als zehn Jahre zuvor: ein Ergebniss, das sich aus dem Umstande erklärt, dass seitdem die Sänger immer häufiger in seinen Werken gesungen, ja dass die jüngeren von ihnen zumeist mit dem Erlernen derselben ihre Laufbahn begonnen hatten (IX, 320).

Wagner-Konservatorien werden gegründet werden, wobei es dann Viele geben wird, die *Herr, Herr* sagen; aber sie werden da nicht mehr helfen können, wo man zur rechten Zeit Die nicht gehört hatte, die als die Ersten an den Meister geglaubt, ihn verstanden, von ihm gelernt und seine Anerkennung errungen haben.

Einen solchen berufensten Vertreter seines Faches haben wir hier vor uns: er trat dem Meister verständnissvoll zur Seite, als dieser daran ging, seine Werke selbst in's Leben einzuführen; er hat lange Jahre in seinem Sinne gewirkt und geschafft, er bietet uns jetzt im kritischen Augenblicke ein Meisterwerk der Unterweisung dar, das er lange schon praktisch bewährt hat und jederzeit bereit ist in Bayreuthische Praxis umzusetzen. Das echtste, festeste Fundament unserer Schule! Der Schule, welcher keine Leitung unserer Festspiele je wird vorbeigehen dürfen, in der die Künstler, wo immer sie heute heranwachsen mögen, denen einst das Bayreuther Werk zur Darstellung übertragen wird, sich Raths erholen müssen, in die auch wir alle, jeder in seiner Weise, zu gehen gut thun.

Nochmals sei davor gewarnt, diese Frage leicht zu nehmen gegenüber der scheinbar drängenderen des ferneren Zustandekommens der Festspiele. Und wenn nie wieder ein Ton in Bayreuth erklänge — ein Ausgang der Dinge, woran Niemand glaubt, der heute dort den „Parsifal“ mit erlebt —: die Schule bliebe darum nicht minder eine Nothwendigkeit, wollten wir nicht ehrlos unsere ganze Kunst preisgeben: wird's doch mit den alten Zuständen manchmal selbst Leuten zu arg, die mit unserer Kunst wahrlich weniger als Nichts gemein haben! Und andererseits — die Festspiele werden ihren dauernden Werth sich bewahren, wenn sie sich auf die Schule stützen. Wenn das gelernt und geübt sein wird, was Hey's Lehrbuch im Sinne und nach Anweisung des Meisters bietet, und dazu dasjenige beherzigt, was sich in Wagner's Partituren und dramaturgischen Schriften, sowie was sich an mündlicher Tradition für den Vortrag seiner Werke findet, dann, und nur dann wird das Kunstwerk der Zukunft so gut unter Dach gebracht sein, wie es in dieser Welt der Unvollkommenheit nun einmal möglich ist.

Parsifal-Nachklänge.

III.

Bekenntnisse eines Neulings.

Wer gleich dem Verfasser dieser Bekenntnisse mit ernstem Sinn und empfänglichem Gemüthe im vergangenen Jahre zum *ersten* Male den Bayreuther Festspielen beiwohnte, dem wird es unvergesslich bleiben, wie in das dunkle, unstäte Wogen seiner Gedanken und Gefühle plötzlich der helle Schein eines besseren Erkennens hineinleuchtete, wie er eine völlige Umwandlung seiner Anschauungen über die Kunst und die Ideale des Lebens in sich erfahren musste, insofern er mit denselben bis dahin auf dem Boden der herrschenden Tagesmeinungen gestanden hatte. Die neu gewonnenen Ueberzeugungen haben nun unterdessen eine so tiefe Wurzel gefasst, dass nicht leicht eine Macht der Welt im Stande ist, sie zu erschüttern. Wie ein milder Sonnenstrahl erhellt und erwärmt die Erinnerung an das Bayreuther Erlebniss fortan das Thun und Denken dessen, der die Idee des Parsifal verstanden und in sein Herz aufgenommen hat.

Nicht ohne Kampf sollte wohl Manchem unter uns die neue Erkenntniss werden; wohl hat Manchem, als er nach der ersten Darstellung das Festspielhaus verliess, auf die Frage: „Weisst du, was du sahst?“ eine bittere Resignation sich als Antwort ergeben, wie man sonst im Leben auf eine verrauschte Freude, auf ein schönes Fest, an das man mit hohen Erwartungen herangetreten war, mit unbefriedigtem Sinne zurüchblickt. War es doch auch zu erwarten, dass gerade die höchst gespannten Hoffnungen desjenigen, auf welchen bisher Wagners Kunst noch nicht mit ihrer ganzen Macht hatte wirken können, ihn nun auch das schärfste Maass kritischen Urtheilens anlegen liessen. Doch hatte er seine „Kritik“ bisher nur an Kunstwerken üben gelernt, welche mit der Hoheit des Bühnenweihfestspiels und der stylvollen Darstellungsart in Bayreuth nichts gemein haben: daher war sie denn hier nicht am Platze. Wer nun aber durch solche kritische Bedenken zunächst in Verwirrung gesetzt, das Glück hatte, ein zweites Mal oder gar noch öfters den Parsifal zu schauen, der erlebte eine Umkehr seiner innersten Ueberzeugung, wie sie weder die siegreiche Dialektik eines grossen und geistvollen Menschen, noch selbst ein wuchtiger Schlag des Schicksals herbeiführen können. Die ideale *Kunst* selber, in ihrer Wirkung den elementaren Mächten der Natur vergleichbar, denen Niemand sich entziehen oder trotzen kann, hatte hier das entscheidende Wort gesprochen.

Der Schreiber dieser Zeilen, als ein neu gewonnener Freund der Sache, will nun zunächst einmal seine eigene Erfahrung ganz offen und ehrlich zu schildern versuchen, um dadurch jeden, gleich ihm, neuen Besucher der Festspiele vor einer Entmuthigung und Verwirrung zu warnen, welche die schöne, reiche Möglichkeit beglückendster Resultate beeinträchtigen könnten. Wie war es doch ihm selber bei der *ersten* Vorstellung ergangen? Wie wirkte das fremde Grosse auf ihn? — Das Vorspiel, die Scenen im Walde — wunderbar ergreifend, die Wirkung auf das Gemüth so erhebend, wie noch keine Musik, kein Schauspiel, geschweige denn eine Oper jemals vorher es nur annähernd vermocht hatten. Mit der Wandeldekoration tritt für ihn eine Enttäuschung ein; die Verschiebung der Kulissen dauert ihm zu lange, der Schritt des Gurnemanz und Parsifal will ihm so wenig ästhetisches Gefallen erregen wie das Einziehen der Ritter in den Saal der Gralsburg; auch die Gesänge der Ritter und Knaben wirken auf ihn, da er den Text nicht versteht, wie aus der Handlung heraustretende, musikalische Schön-

heiten, für deren Würdigung er einen veränderten Standpunkt einnehmen zu müssen glaubt. Während der Pause — heftiger Unmuth; ein still gehegtes geistiges Ideal will sich mit einer neuerschauten Wirklichkeit nicht verschmelzen lassen. Es wird ängstlich nach einem kritischen Resumé gesucht — gewohnte Kategorien drängen sich auf —: „gut denn, so habe ich eine Oper von mächtigsten Dimensionen gesehen, wo ich mir ganz ein Andres geträumt hatte!“ — Und wieder geht der verwirrte Kritiker in das dunkle Wunderhaus: — Zweiter Aufzug. Vorspiel grausig schön, die Beschwörung und das erste Erscheinen der Kundry erschütternd, der Eindruck dann leider für den an das Wortverständnis des rezi-
 tirten Dramas Gewöhnten einigermaassen gedämpft durch den Monolog Klingsor's auf der Thurmmauer, bei welchem ihm die Worte in der hinreissenden Orchestral-Musik nicht mehr vernehmlich genug erklingen wollen. Die Blumenmädchen-Scene entzückend schön, ebenso das Zwiegespräch zwischen Kundry und Parsifal von zauberhaft fesselnder Gewalt bis dahin, wo der Gesang der von dem Reinen zurückgestossenen Verführerin in die höchste Leidenschaftlichkeit übergeht — hier vermag der gespannte Hörer wiederum dem Wortlaute, und darum selbst dem Sinn der einzelnen Reden nicht mehr völlig zu folgen. Schluss des Aktes gewaltig und erhaben. Stimmung während der zweiten Pause dennoch keine frohere, freiere als in der ersten. Das *Unbedingte* des idealen Erlebnisses ist seinem Empfinden noch nicht erlösend aufgegangen. — Der dritte Aufzug senkt tiefen Frieden, hebre Andacht in die Seele; nur die wie anbetende Haltung der Kundry von der Fusswaschung an erregt Bedenken. Mag immerhin die herrliche Musik versöhnend zum Herzen dringen, die Situation bleibt dem nun einmal zur Kritik des Neuen Gestimmten peinlich, zumal da die „dramatische Handlung“ während jener langen Scene ihm zu ermatten scheint. Mit dem Eintritt in die Gralsburg kehrt volles tragisches Leben und weihevolleres Mitfühlen zurück; die wuchtig-düsteren Trauer-
 gesänge der Ritter, das herzerreissende Leid des Amfortas ergreifen endlich das Gemüth völlig und machen jeden Gedanken an Kritik verstummen; das Erscheinen Parsifals, die Sühnung der Schuld und des Leidens lassen den Tieferregten milde versöhnt von dem Kunstwerk scheiden. Ueberwältigt von all den Eindrücken, schwankend zwischen Beseligung und Enttäuschung giebt er der Zukunft die Lösung der Räthsel anheim; aber der Gedanke, dass diess überhaupt noch nöthig ist, macht ihn traurig.

Die allermeisten Leser dieser Zeilen wird eine Kritik, wie die vorstehende, in hohem Grade befremden. Allein das ist moderne Rezensentenart, von vornherein nach jedem kleinsten „Mangel“ eines Kunstwerkes mit schärferem Auge zu spähen, als es für die grossen Vorzüge geöffnet sein sollte; die Tageszeitungen haben uns an einen solchen Ton derartig gewöhnt, dass wir in dem gegebenen Falle des darin liegenden grossen Unrechts uns selber schuldig machen. Man denke sich ferner in die Seele eines nicht mehr Unbefangenen hinein, welcher, enttäuscht und erbittert durch eine grosse Reihe von Opern-Aufführungen und leider auch durch die Darstellungen Wagner'scher Dramen an sogenannten grossen und guten Stadttheatern, aber voll Glaubens an die Wahrheit und Bedeutsamkeit der Wagner'schen Reformbestrebungen, nun mit einem Schlage alle kühnsten Erwartungen erfüllt, verwirklicht sehen wollte. Für die wahre Grösse eines Kunstwerkes ist nur entweder Der empfänglich, welcher seine Seele völlig frei erhalten hat von den Einflüssen der Misskultur, von der unser öffentliches Leben und unsre Kunst durchdrungen ist, oder derjenige, welcher eine gediegene Schulung durchgemacht hat. Zu der letzteren gehört aber vor allem das *Schauen* wahrhafter Kunstwerke — ein Vorzug, dessen der Verfasser vor den Aufführungen des Parsifal eben nicht theilhaftig geworden war. Seine auf das musikalische Drama sich

erstreckende Bildung, weil nur aus *Schriften* geschöpft, war eitel Stückwerk; es hatte sich seiner Phantasie ein *falsches Ideal* bemächtigt. —

Wer von der Macht und Hoheit hellenischer Kultur einmal einen Begriff bekommen hat, der muss die Zerfahrenheit und Unwahrheit unsrer Kunstverhältnisse sehr beklagen und eine Erlösung vornehmlich des Theaters als der einflussreichsten und am tiefsten gesunkenen Kunstschule unseres Volkes mächtig herbeisehen. Wagner's Schaffen war uns darum so verehrungswürdig erschienen, weil es das deutsche Theater heben und adeln und zum Ausgangspunkte einer neuen Kultur machen wollte, in welcher der Religion und der Kunst eine gleich würdige Stätte bereitet wäre. Mit einem dem Ideale entsprechenden Theater aber verband der Schreiber dieses, erklärlicher Weise, die irrige Vorstellung, dass auf ihm eine Handlung sich vollziehen müsste, durchweg so lebhaft, sprühend, individualistisch mannigfaltig, realistisch erschütternd wie etwa in *Shakespeare's* Stücken, oder wenn dieses nicht, so doch den Gesetzen der „*modernern Dramaturgie*“ angemessen.

Dass dieser Standpunkt ein ganz unberechtigter war, hat die *zweite* Darstellung des Parsifal mich gelehrt. Wenn vorhin gesagt ward, dass wir Kulturmenschen, bei den herrschenden Verhältnissen dem Fluche der Halbbildung verfallen, erst durch eine gediegene Schulung den Werth eines Kunstwerkes begreifen lernen, so hat dem Verfasser das zweite Mal, als er den Parsifal schaute, als er von der Flamme reinster Begeisterung ergriffen wurde und geläutert und beseligt von dannen ging, den Beweis erbracht, dass bereits die erste Darstellung, wenn ihm auch unbewusst, den Boden zur richtigen Empfänglichkeit in ihm bereitet, eine gute Schulung bewirkt hatte. So sehr er sich auch einzureden versuchte, dass der erste Eindruck ihn nicht befriedigt habe, so war ihm dennoch die Würde und Weihe des ganzen Kunstwerks, die unbegreiflich zwingende Macht der hier in eins verschmolzene Licht- und Schallwelt tief ins Gemüth gedrungen. Als er nun den Parsifal wiederum sah, *da dachte er gar nicht mehr daran*, hier von gleichen oder ähnlichen Regungen wie in *Shakespeare's* Stücken erfasst zu werden, er wollte und konnte gar nicht mehr ängstlich kritisiren, ob dieses oder jenes Wort des Textes ihm entgangen sei, er war viel zu tief ergriffen, als dass er diese oder jene Kleinigkeit in der Darstellung bemängeln, dass er die opferwillige Hingabe der Schauspieler an ihre Rollen mit kleinlichen Bemerkungen hätte bekritteln können, und wenn ihm nun vollends Jemand nach Schluss der Aufführung von „*Götzendienerei*“ gesprochen hätte, die im letzten Akte zur Schau gestellt wäre, so würde ihn das geradezu empört haben. Jetzt hatte sich vor seinen Augen *ein neues Ideal* erfüllt, jetzt hatte er das Wesen und die Erhabenheit des vollendeten musikalischen Dramas begriffen.

Das Kriterium eines erhabenen Musikwerkes besteht darin, dass jede Kritik schweigt, dass wir ganz in jene ideale Sphäre versetzt sind, wo das „*Wort*“ der zersetzenden Abstraktion keine Stätte mehr findet, dass unser gewöhnlicher Seelenzustand, in welchem wir Mängel des Daseins empfinden, diese „*kritisieren*“ und auf Besserung sinnen, einer seligen Ruhe, dem Gefühle der Erlösung aus allem irdischen Drange weicht. Eine solche Erlösung aber wird durch das Parsifal-Drama in Wahrheit bewirkt: in ihm thun sich die Pforten des reinen Christenthums auf, welches diejenigen selig heisst, die reines Herzens sind und Leid tragen, das zu dem bussfertigen Sünder spricht: Steh auf, dein Glaube hat dir geholfen. Das heiligste Gefühl in der Menschenbrust wird so durch Wagner's Drama geweckt, so der ewige Schmerz des Daseins milde gesüht; wir alle, die wir in dem trugvollen Trachten nach eiteln Gütern uns täglich an dem Heiligen versündigen, leiden mit dem sündigen Hüter des Grales und demüthigen uns mit der unglücklichen Kundry, nicht in einer oberflächlichen Anwendung von Theil-

nahme, sondern völlig bezwungen von der Gewalt der *Musik*, die uns die Tiefen des Herzens aufwühlt, die uns alles kritische Pharisäerthum wegwerfen und die Qual und Noth des Schuldbewusstseins wahrhaftig miterleben lässt. Und wie Kundry und Amfortas durch den Reinen, den das Mitleiden zum Wissenden gemacht hat, erlöst werden, so werden wir selbst auf den Schwingen der Musik emporgetragen zu jener höheren Macht, welche einst in dem reinen, mitleidsvollen Erlösungshelden auf Golgatha sich kundthat, und die mit offenen Liebesarmen auch heute noch sich uns entgegenneigt.

So dürfen wir denn wohl diesen Parsifal das musikalische Bühnenkunstwerk *κατ' ἐξοχήν* nennen, weil er, wie kein anderes Drama, aus jener Seelenstimmung, welche den Schauenden zwar sich selbst vergessen, aber den Bühnenvorgängen mit erregtester Spannung folgen lässt, in das lichtvolle Reich des allem Wähnen und Sehnen abgewandten *Glaubens* hineinführt, wo der Schauende nicht mehr in das Objekt der Darstellung sich verliert, sondern sich selber findet. — Es gehört eine völlige Verblendung dazu, in der religiösen Idee der Wagner'schen Dichtung ein „verkehrtes“ Christenthum finden zu wollen, als ob Heiligenverehrung und Reliquiendienst darin verherrlicht wäre. Unmündige Kinder, die das Märchen für reale Wahrheit halten, besuchen nicht das Festspielhaus; wohl aber wird von dessen erwachsenen Besuchern vorausgesetzt, dass sie mit kindlich reinem Sinne des Märchens tiefe Bedeutung zu erfassen vermögen; wenn sie es nicht sogleich können, so sollen sie es eben hier lernen. Im Drama muss Leben herrschen, im musikalischen zumal lassen sich die Ideen durch Worte und Begriffe nicht decken, sie bedürfen eines sichtbaren Symbols, durch welches die Handlung verständlich wird. Die Personen im Parsifal selbst sind als solche Symbole hingestellt, als die Träger der Ideen; Klingsor auf der einen Seite als das personifizierte Böse, die Ritter des Grals als das Gute, Parsifal, Kundry, Amfortas, als die handelnden, kämpfenden, leidenden Personen, theils aktiv, theils passiv den Sieg des Guten darstellend. Das menschliche Gute aber entstammt dem Göttlichen, es ist ein Ausfluss der göttlichen Gnade; die Gralschüssel und der heilige Speer sind die sichtbaren Zeichen der letzteren. Das Elend, das in der Gralsburg herrscht, ist durch den Verlust des Speeres herbeigeführt; mit der Wiedergewinnung desselben kehrt auch das Heil zurück. Es würde sich nun für ein musikalisches Drama durchaus nicht schicken, dass die Entziehung der göttlichen Gnade und ihre endliche Wiedererlangung bloss durch das jedes äusseren Anlasses entbehrende Handeln und Reden der auftretenden Personen verdeutlicht wäre; dadurch wäre einerseits eine endlose Länge des Stückes geschaffen, andererseits der Musik die unpassende Aufgabe zugewiesen, für die nüchterne Logik der Thatsachen den Ausdruck zu finden. Da die Musik für das Gefühlsleben eine allmächtige Kunst ist, so kann sie sehr wohl auch bei einer in das Wunderbare hineingreifenden Handlung das Höchste im Menschen, das Gefühl seiner Einheit mit Gott, wecken, und wenn, übrigens der psychologischen Handlung des Stückes völlig entsprechend, Parsifal vor dem Speere, Kundry vor Parsifal als ihrem Erlöser aus endloser Drangsal, wenn die Ritterschaft vor dem Grale niederkniert, in Anbetung versunken, so beten wir, weil die Musik uns beten heisst, zu der über uns waltenden höheren Macht. Damit aber hat das Drama seinen Zweck vollkommen erreicht; der Gedanke den man hier und da im Lager der Gegner wohl andeutet, dass Jemand aus dem Kreise der Theaterbesucher auch nur im entferntesten zu persönlicher Anbetung der heiligen Lanze oder zu dem Wunsche nach der Kanonisation Parsifals verführt würde, ist doch gar zu seltsam, als dass er eine Besprechung verdiene. Mit Leuten, die ein Vergnügen daran finden, das Heilige lächerlich zu machen, lässt sich nicht rechten.

Es giebt aber unter den Gegnern Wagner's eine Anzahl ehrenwerther Leute, welche da meinen, das Heilige dürfe nicht auf das *Theater* herabsteigen, und insbesondere sei dem musikalischen Drama, als welches den Sinnenreiz zu mächtig wecke, die Fähigkeit abzusprechen, das Erhabene rein darzustellen. Hiernach also müsste die „Oper“, sofern sie darauf Anspruch macht, weihevoll Stimmungen zu erwecken, gänzlich verschwinden und die Musik dem Oratorium, die bühnenmässige Handlung dem rezitirten Drama allein überlassen. Solche Kundgebungen sind aus dem leider richtigen Gefühle von der Armseligkeit unseres Theaters hervorgegangen; wie denn bei jedem tiefer fühlenden Menschen, der die Bayreuther Festspiele nicht kennt, eine instinktive Scheu vorhanden sein mag, Ideen von erhabenem und göttlichem Gehalt in die pikante Atmosphäre des gewöhnlichen modernen Schauspielerthums hineingezogen zu sehen. Diese Scheu sollte aber nicht so weit gehen, dass man von den auf die Hebung des Theaters gerichteten Reformbestrebungen nichts wissen will, dass man sogar um der lieben Bequemlichkeit willen, die sich über den *Status quo ante* nicht zu erheben vermag, Dialektik und Rhetorik in's Feld führt, um die Unhaltbarkeit der Wagner'schen Ideen nachzuweisen, während doch die *That von Bayreuth* sonnenklar bewiesen hat, dass der Boden für die höchste und würdigste Entfaltung künstlerisch-dramatischen Lebens schon bereitet ist.

Eine Neubelebung und Neugestaltung der Anschauungen über die Kunst und die Lebensideale, so ward im Anfange dieser Zeilen gesagt, hat die Darstellung des Parsifal in uns bewirkt. Das geistige Leben der Gegenwart ist erschlaft und entartet unter der Herrschaft des allmächtigen Gottes Plutos. Die Wissenschaft, so anspruchsvoll sie auch zuweilen auftritt, vermag ihm dauernd edle und kräftige Impulse nicht einzufössen, die Kunst, welche vornehmlich in Gemäldeausstellungen und Konzerten ihr Wesen treibt, scheint zumeist vorhanden zu sein, um für die Zeitungen, für die Salons und Bierstuben der gebildeten Gesellschaft einen bequemen Unterhaltungsstoff zu bilden. Geistiges Leben in des Wortes bester Bedeutung fällt zusammen mit der Hingebung an das Ideale, und diese entspriest einer wahrhaften Sittlichkeit. Wohl können die soeben bezeichnete moderne Kunst, die Wissenschaft, ja selbst Industrie und Handwerk, Technik und Handel, wenn sie die Arbeitskraft guter und treuer Menschen ausfüllen, einen sittlich erziehenden Einfluss üben und in diesem Sinne ideale Früchte tragen; in der Gegenwart aber können sie nur spärlich, nur bei ausnahmsweise gut angelegten Naturen solche Erfolge erwirken; sie sind keine erziehenden Mächte, weil der entsittlichende Einfluss der Eitelkeit, der Gewinn- und Genussucht sich ihnen allenthalben beigesellt hat.

Wie vermochte aber der Parsifal solche Nachklänge in unsrer Seele zu wecken, wie vermochte er das alte Ideal zu zertrümmern — die meisten unter uns suchten ein solches, bevor sie Wagner kennen lernten, in einem der eben bezeichneten Gebiete —, wie ein neues zu schaffen?

Weil Wagner's Drama uns zurückführt in ein verlorenes Paradies, in die Ursprünglichkeit und Reinheit menschlicher Verhältnisse, in die wahre Natürlichkeit eines kraftvoll-edlen Empfindens und Handelns. Giebt es im Gebiete der Litteratur oder Kunst eine Gestalt, die menschlicher zu uns spricht, sprechen kann, als die des Parsifal? In ihm sind der Urgrund alles Guten und alles Bösen vereinigt: Reinheit und Thorheit. Wir schauen in ihm unser eignes ursprüngliches Sein; denn wir selber sind von Natur rein gewesen, nur kindische Thorheit hat uns tiefer und tiefer in die Schuld geführt. Was nun aber den Parsifal zum Helden macht, der die Versuchung überwindet und den Weg zur Erlösung der leidenden Menschheit zeigt, das sind Eigenschaften, die speziell der Deutsche in

den Ursprüngen seines Volksthums als charakteristische Merkmale desselben erkennen darf: Tapferkeit, Frömmigkeit, Tiefe des Empfindens. Die letztere, welche bei dem völlig natürlichen Menschen die beiden erstgenannten Tugenden in sich einschliesst, ist für die Entwicklung des Parsifal-Dramas entscheidend: sie hat das Mitleiden in den Helden wachgerufen, und die schmerzliche Nachwirkung desselben ist so stark, dass es in der Scene mit Kundry über die bis zum Schmerze erregte Sinnlichkeit den Sieg davonträgt, dass es den thörichten Knaben zum Wissenden, zum thatkräftigen Manne macht. Und hierin liegt die unendliche Bedeutung des Dramas. Wer den Parsifal mit offenem Sinne geschaut, musste selbst für sich und seine Zeit den Ruf vernehmen: Erlöse, rette die verlorenen, die im Schwinden begriffenen Ideale! Die Weltweisheit mit ihren unzähligen Künsten hat die moderne Zivilisation, ein ödes Jammertal geschaffen; hier gilt es, uns selbst daraus zu retten und, durchdrungen von der Idee wahren Mitleidens, den Brüdern die rettende Hand zu reichen. Den *deutschen* Brüdern; denn die Möglichkeit einer neuen, besseren Kultur ist nur vorhanden, wenn wir die durch und durch deutsche Jünglings- und Mannesgestalt eines Parsifal vorbildlich auffassen und an Stelle des eiteln Jagens nach Ruhm und Besitz wieder deutsche Innigkeit, Treue, Thatkraft, Selbstlosigkeit, Reinheit, mit einem Worte deutschen Idealismus zur herrschenden Macht erheben. Mögen die Kinder der Welt uns anfeinden und verhöhnen, mögen wir bei ihnen Träumer und Narren heissen bis an unser Ende: nun wohlan, wir kämpfen und sterben im Bewusstsein unsrer guten Sache, die schliesslich den Sieg davontragen wird, wenn vielleicht auch anders, als wir es uns gedacht. Denn das Wort Fichte's bleibt wahr: *Begeisterung siegt immer und nothwendig über den, der nicht begeistert ist.*

Das Wirken des künstlerischen Genius beweist sich dadurch, dass es den Empfangenden hinaufzieht in die selbige Freiheit intuitiven Empfindens und Erfassens, in welcher das Werk geschaffen ward. Je weiter die Sphäre bemessen ist, in welcher die empfangende Seele jene Freiheit miterleben darf, um so tiefer dringen wir in den Sinn des Kunstwerks ein, um so klarer erschauen wir die uns sonst so räthselhafte Bedeutung des irdischen Daseins, von welchem ja das Kunstwerk ein symbolisches Abbild ist. Diejenige Kunstgattung muss uns darum als die höchste gelten, welche die weiteste Sphäre intuitiver Kenntniss ermöglicht, unter der Voraussetzung natürlich, dass die durch unsre menschlich schwache Natur bedingten Grenzen der vollen und reinen Eindrucksfähigkeit nicht überschritten werden.

Ein Gemälde, eine Statue, ein Lied, eine Sonate, ein Gedicht, eine Novelle vermögen uns auf eine kurze Spanne Zeit in jenes schöne Träumen zu versenken, wo wir von einem höheren, freien Standpunkte aus in das Leben hineinschauen, jedoch nur in ein kleines, eng umrahmtes Bild desselben. Eine längere Reihe von jenen Kunstwerken, welche uns das Weltleben in möglichst manchfaltiger und erschöpfender Darstellung veranschaulichte, würde durch die Monotonie der Form uns im höchsten Grade ermüden. Daher sind gemalte oder plastische Panoramen künstlerische Unmöglichkeiten, und Epos oder Roman können nur bruchstückweise uns erfreuen und erheben, nicht in einem Zuge gelesen oder angehört werden. Diesen kommt denn auch nicht der Charakter von Kunstwerken höchster Gattung zu; denn die Schönheit der letzteren fällt wesentlich zusammen mit dem Hervortreten ihrer innern Einheit, welche unmittelbar und zwingend nur aus dem ganzen Kunstwerke heraus auf uns wirken kann. Es ist der Vorzug der Musik und der dramatischen Dichtkunst, dass eine jede für sich allein Mittel genug besitzt, stylgerechte Kunstwerke von bedeutendstem Gehalt und tiefster, ergreifendster Lebenswahrheit zu schaffen, den Inhalt irdischen Trachtens, Handelns und Leidens in

ein formell so eng umschlossenes Reich von Tönen oder Worten zu bannen, dass Aufmerksamkeit und Begeisterung des kunstverständigen Hörers fähig sind, die Ideen des Künstlers sich völlig zu eigen zu machen. Ehre dem deutschen Volke, dass die echten Klassiker, die grössten Meister der Musik und der Bühnendichtung aus seinem Schoosse erwachsen sind, dass selbst die Wurzeln angelsächsischer Kraft, welche eines Shakespeare's Geist genährt hat, in deutscher Muttererde ruhen. Kann nun aber unser Volk zu dem Ruhme, jene unsterblichen Schöpfer der Symphonien und Dramen sein eigen zu nennen, auch den andern hinzufügen, den Meisterschöpfungen selbst ein würdiges Heim bereitet, sie im besten Sinne des Wortes populär gemacht zu haben? Nein; es ist ein kleiner Kreis geistiger Aristokratie, der mit Innigkeit und Verständniss den edelsten Werken eines Beethoven oder Schiller sich hingiebt — er ist kleiner vielleicht als zu Lebzeiten der Meister —; dagegen haben Tanz- und Militärmusiken, Operetten und Possen eine ungeheure Popularität erlangt. Hierfür ist einerseits wohl allerdings der „Zeitgeist“ verantwortlich zu machen, die Oberflächlichkeit und Genusssucht, gegen welche das Gute und wahrhaft Schöne einen schweren Stand hat; andererseits müsste doch aber die Kunst als solche eines unwiderstehlichen Eindruckes auf alle noch halbwegs unverdorbenen Gemüther so sicher sein, dass der Grund der so geringen Volksthümlichkeit jener höchsten Gattungen der Musik und Dichtkunst wohl in ihrem Wesen selber zu suchen ist. Und in der That, die räthselhafte Sprache der Instrumentalmusik, trotz ihrer erschütternden Gewalt vieldeutig selbst für den Kundigen, kann in die Brust des schlichten Mannes keinen Eingang finden, weil ihm bei der harten Tagesarbeit Jubel der Begeisterung oder verzweifelungsvoller Schmerz über die Nichtigkeit alles Strebens und Lebens kaum jemals nahe treten. Wessen Herz abgestumpft ist — und die ungeheure Mehrzahl der Menschen muss das von sich selber bekennen — zu dessen Aufrüttelung muss die Kunst noch einen ganz anderen Zauber herbeirufen, als ihn die Macht instrumentaler Musik besitzt. Selbst das Oratorium eines Bach und Händel, das mit seinen Einzelgesängen und Chören ein zahlreicheres Publikum als die Symphonie zu versammeln pflegt, darf dennoch eine allgewaltige Wirkung sich nicht zuschreiben; ja, es wird dabei die Empfindung sich nicht unterdrücken lassen, „dass nicht so sehr, wie bei der Symphonie, im Verständnisse des Hörers, als vielmehr an der Form des *Kunstwerkes* etwas fehle“ — nämlich die *dramatische Wahrheit*. — Das *Drama* unsrer Dichter-Klassiker nun hat vor solchen musikalischen Kunstschöpfungen zunächst das voraus, dass sein Text uns schlicht und klar die Ideen des Stückes verkündet, ferner, dass durch die Darstellung auf dem Theater der Inhalt desselben den überzeugenden Schein von Lebenswahrheit gewinnt. Die Schönheit und Gewalt der Sprache, die psychologische Feinheit und Wahrheit in der Entwicklung der Charaktere, in der Herbeiführung bedeutender Situationen, die erhabene Idee von der Gerechtigkeit, die über allen Weltgeschicken waltet, macht das Schauen eines Dichter-Dramas zu den feinsten und bildendsten aller Genüsse, indem man eine stäte Selbstbeherrschung üben muss, um das Auffassungsvermögen rege zu erhalten, welches durch eine zu mächtige Regung des Herzens, Rührung, Abscheu, Mitleid, Bewunderung, bei der unerbittlich schnellen Folge von Worten und Gedanken leicht zu stören und zu beeinträchtigen ist. Das gesprochene Drama verlangt mehr als jedes andere Kunstwerk geistige Anspannung — ja es bewirkt häufig Abspannung, ein kunstfeindliches Gefühl, und das ist zum Theil der Grund, dass kein Theater, so vortreflich es geleitet sein mag, seinem Publikum stäts Dramen grossen Styles bieten darf. Man sieht sich vielmehr zur Aufnahme leichter Waare, styllloser Opern oder possenhafter Lustspiele in das Repertoire genöthigt; dadurch aber wird die Schaubühne entwürdigt,

die Begeisterung der Darsteller gelähmt, und dieser Zustand künstlerischer Halb-ohnmacht ist, von sehr wenigen guten Ausnahmen abgesehen, allenthalben auf dem deutschen Theater zur Herrschaft gelangt. Hierfür also trägt neben dem mangelnden Kunstsinne unsrer Zeit das gesprochene Drama mit seinen allzustrengen Anforderungen an das geistige Element im Zuschauer die Verantwortung; im Zusammenhange damit aber weist dasselbe noch einen anderen Mangel auf, der dem Kunstwerk im höchsten Sinne des Wortes nicht eigen sein darf. Ist der ideelle Gehalt im Drama für den im Denken nicht geschulten Hörer allzu bedeutend, so muthet die formelle Wiedergabe, die Vortragsweise der Schauspieler, den Hörenden als solchen eine gar zu einförmige und deshalb, zumal in langen Stücken, ermüdende Arbeit zu. Die Gesetze des Vortrags lassen wohl einen Wechsel in Tonhöhe und Tonstärke zu, was indessen die Wandlung der ersteren betrifft, die unser Ohr am meisten sympathisch berührt, so sind die Grenzen derselben für den sprechenden Schauspieler, welcher den Gedanken gemäss nur eben sprechen, ja nicht etwa deklamiren oder gar singen soll, viel zu gering, als dass die Worte bei der endlosen Wiederholung von Gedanken das Ohr mit andauernd wohlthuendem Klange treffen, dass sie mit Musik verglichen werden könnten. Ein gebildeter Hörer geht von der Aufführung eines Schillerschen Dramas tief bewegt, reich belehrt, aber physisch ermüdet hinweg, ein ungebildeter wird eine nur mangelhafte Belehrung empfangen haben — das ist keine Beseeligung und Befreiung, die ein Kunstwerk höchsten Styles in einem jeden, auch dem Laien in der Kunst, auch dem geistig Armen wirken muss.

Kunst und Religion sind untrennbare Mächte. Wie die Kunst der Griechen dem religiösen Drange des Volkes entsprungen sind, wie die edelsten Schöpfungen der Baukunst und Malerei bei Romanen und Germanen die innige religiöse Schaffensfreude der Künstler verkünden, wie deutsche Dichtung und Musik uns eine Abkehr vom Irdischen darstellen und somit ein Zeugniß ablegen von der Religiosität ihrer Meister, so muss die Kunst der Gegenwart und Zukunft aus der ewigen Quelle ihrer Kraft die Fähigkeit schöpfen, die Gemüther des Volkes zu begeistern, zu beglücken. Als eine im Gemüthe wurzelnde Macht ergreift die Religion jeden noch nicht ganz verdorbenen Menschen, sie macht keinen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten; je reiner und deutlicher ihre Begriffe gefasst sind, um so eindringlicher und überzeugender spricht sie. Aber selbst der ganz ungelehrte Mann vermag nicht bloss religiös, sondern auch künstlerisch zu empfinden: diess zeigt unter anderem die vorzügliche Darstellung der Oberammergauer Passionsspiele, die von Bauern gegeben werden. In dem Vorwort zum Textbuch dieser Spiele (1871) findet sich der Passus: „Jeder, welcher die Passionsspiele besucht, geht edler und besser von hinnen, als er gekommen ist“ — und alle Zuschauer, selbst ganz modern gebildete Kinder der Welt haben von der Darstellung einer dieser Voraussetzung völlig entsprechenden Eindruck empfangen. Solches also vermag ein nach vielen Seiten hin unvollkommenes, aber der Religion entstammendes Kunstwerk; das vollkommene, welches läuternd und befruchtend auf das ganze Volk wirken soll und kann, muss einem in freier Schaffenskraft waltenden Dichtergeiste entsprungen sein, der einem religiösen Stoffe in überzeugender Klarheit und Schlichtheit, mit weiser Beschränkung auf das Nothwendige und Natürliche, und mit den höchsten künstlerischen Mitteln Leben zu verleihen weiss.

In Wagner's Parsifal hat das Ideal des Kunstwerkes wahrhaftiges Leben gewonnen. Die Religion im Parsifal hat durchaus keinen theologischen Hintergrund; unter der Form einer erhabenen Symbolik, die der Tiefsinn des religiösen Geistes der Menschheit durch die Jahrtausende ausgebildet, giebt sie ein Jedem verständliches Zeugniß von der erlösenden Macht des Mitleidens, der göttlichsten

Tugend im Menschen, wie es des Heilandes Beispiel lehrt. Text und Musik des Dramas wollen nicht als Litteraturerzeugniß gelesen, nicht in Konzerten bruchstückweise bewundert sein; sie sind für die Bühne bestimmt. Wer mit reiner Hingebung den Bayreuther Darstellungen gefolgt ist, der muss bekennen, dass beide mit einer über jede Beschreibung erhabenen, geradezu überwältigenden Klarheit und Schönheit zu dem Hörer gesprochen haben. Um das zu beweisen, dazu ist eben die Sprache zu arm; indessen kann man denen, die Wagner's Kunst und überhaupt der Kunst noch fernstehen, mit siegesgewissem Vertrauen zurufen: Geht hin nach Bayreuth, dort werden sich euch die Pforten irdischer Seligkeit aufthun.

Ganz besonders mag dieser Ruf den unmusikalischen Leuten und solchen gelten, welche ein gesungenes Drama für etwas unnatürliches halten, da man doch im Leben, welches im Drama sich widerspiegelt, nicht singe, sondern spreche. Den Unmusikalischen wird hier die Freude bereitet werden zu erfahren, dass man in der Musik nichts gelernt zu haben braucht, und ihre Sprache dennoch tief erschüttert begreift, wenn es eben die rechte, von Worten und dramatischen Vorgängen begleitete Musik ist; die Feinde des gesungenen Dramas werden sich überzeugen müssen, dass in der Musik allein die märchenhafte Form sowohl, wie der religiöse Inhalt eines Dramas, ihren richtigen Ausdruck erhalten, und dass die musikalische Rede viel schöner und natürlicher dahinfließt und darum auch viel leichter zum Verständniß dringt als das monotone Wortgefüge im rezitirten Schauspiel.

Bayreuth ist freilich die *einzig* Stätte, wo solche Eindrücke hervorgerufen werden. Schon der Eintritt in das einfach würdige und doch künstlerisch schöne Festspielhaus mahnt zum Ernste, zu innerer Sammlung; das Vorspiel des unsichtbaren Orchesters alsdann ruft jene weihevollte Stimmung des Sichselbstvergessens, jenes lauschende Erwarten eines erhabenen Kunstgenusses wach. Das Drama selbst beginnt — nicht gewöhnliche Menschen sind es, die hier mit einander verkehren, sondern Idealgestalten, die im Reiche der Töne zu einander sprechen. Wir lauschen dem, was sie sagen, und ergreifend dringt es zum Herzen. Das ist das Menschenleben, das wir hier dargestellt sehen, Schmerz und Wonne, Thorheit und Wissen, Bosheit und Gutthat, Fluch und Erlösung. Aber die hier auftreten, sind keine kalten Verstandesmenschen und wenden sich auch nicht an solche; sie stehen mehr oder weniger alle im Dienste einer heiligen Sache, und die Hörer sollen ganz theilnehmen und die Wahrheit der dargestellten Ideen für sich selber gesagt sein lassen. Die Musik zwingt sie, sich völlig einig zu fühlen mit sich selbst und dem Vorgang des Stückes; denn sie ist die Sprache des Gemüthes, und wie Handlung, Worte und Töne aus dem tief, edel und natürlich empfindenden Geiste des einzigen Künstlers miteinander entsprungen sind; so finden sie auch unmittelbar als ein überwältigender Ausdruck der Wahrheit den Weg in Geist und Herz des Schauenden. In ganz wunderbarer Weise vereinigen und unterstützen sich die Stimmen von Orchester und Darstellern, um uns jeden Vorgang zu verdeutlichen, um unsre eigne seelische Stimme auszusprechen und so lange zu leiten, bis endlich das Ergreifende, Erschütternde der Handlung sich löst und zu tiefem, beseligendem Frieden führt.

Wer aber einmal vom Parsifal ergriffen worden ist, hat eine *That* erlebt, die ihm in der Erinnerung immer neue Stunden einer reinen Freude schafft und seinen Lebenswandel auf die Pfade weist, wo die Ausübung mitleidvoller Liebe, die mannhafte Ergebung in das Leiden, die Pflege des Guten und Schönen dem irdischen Dasein Werth und Zweck verleihen.

Wolfgang Koerber.

Ueber die Entstehung der „Oper“.

(Stimmen aus der Vergangenheit.)

Nach einem in der Aula des Herzoglichen Polytechnikums zu Braunschweig gehaltenen Vortrage
von Dr. Hans Sommer.

Mehrfach schon ist es ausführlich dargestellt worden, wie gegen Ende des 16. Jahrhunderts in kunstsinnigen Kreisen zu Florenz zuerst der künstlerische Sologesang gepflegt, bald darauf, nachdem er zum Rezitativ (*stilo rappresentativo* genannt) umgebildet worden war, auch seine Anwendung in dramatischen Darstellungen versucht und damit die „Oper“ geschaffen ward*). Dagegen scheint es noch nicht genügend beachtet worden zu sein, in wiefern diese Anfänge der Oper, nicht nur in Einzelheiten, sondern auch darin an die reformatorische Idee (nicht sagen wir: das Schaffen!) Richard Wagner's erinnern, dass als schöpferische Potenz der Dichter sich geltend machte, dass vor Allem eine poetische Wirkung, ein musikalisches Drama beabsichtigt ward. Daher dürfte eine Anführung der hierfür vorliegenden, den unten genannten Schriftstellern entnommenen Zeugnisse nicht ohne Interesse sein, zumal diese *Stimmen aus der Vergangenheit* einen bemerkenswerthen Einblick in die damaligen Bestrebungen auf musikalisch-dramatischem Gebiete gewähren. Vorher aber wird an die Beschaffenheit der Musik zur Zeit des 16. Jahrhunderts in aller Kürze erinnert werden müssen.

Nachdem die hochausgebildete Melodik und Rhythmik der Griechen verloren gegangen war, begann man im Mittelalter mit dem einstimmigen Kirchengesange und dem in ähnlicher Weise behandelten Volksliede. Was darin an Melodie enthalten war, ward allmählich durch die hinzugefügten Stimmen, durch die rein kontrapunktische Behandlung erstickt. Es entwickelte sich die an sich wohl bewunderungswürdige Kunst der Polyphonie, welche indess, weil weder die Worte zu verstehen waren, noch von melodioser ansprechender Wirkung die Rede sein konnte, zu immer lauterem Klagen Veranlassung gab. Die erste Erschütterung erfuhr die Herrschaft des Kontrapunktes im Jahre 1562 durch die Reform Palestrina's, von welcher freilich nur die religiöse Musik betroffen ward. Etwas später regte sich das Bestreben, auch in der übrigen Gesangsmusik den Kontrapunkt zu beseitigen, und dafür vielmehr im engen Anschlusse an die Poesie einfach, ausdrucksvoll, melodiös und — wie man besonders hervorhob — *süss* zu komponiren. Die Musiker wurden hierzu angeregt durch die allgemeinen litterarischen und künstlerischen Ziele des Zeitalters der Renaissance. Nach den intellektuellen Grundsätzen des feinen Geschmacks und der gelehrten Bildung versuchte man eine neue musikalische Kunstgattung zu schaffen, welche im Stande wäre, die glänzenden Erzeugnisse eines zwar wie blendender Schimmer über eine sittenlose Zeit sich ausbreitenden, doch von wahrhaft genialer Begabung in's Leben gerufenen und ausgebildeten Kunstgeistes auf dem Gebiete der Architektur, Malerei und Plastik, an die Seite zu treten. Insbesondere schwebte dem Kreise, welcher vom Jahre 1580 an im Hause des Grafen Bardi zu Florenz sich zu versammeln pflegte, das Ideal der griechischen Musik vor, von deren wunderbaren Wirkungen die alten Schriftsteller berichteten. Hier war es, wo Vincenzo Galileo, der

*) Rochlitz, Für Freunde der Tonkunst. Dritte Auflage I. pag. 161 f.

von Winterfeld, Johannes Gabriele und sein Zeitalter II. pag. 12 f.

Kiesewetter, Schicksale und Beschaffenheit des weltlichen Gesanges vom frühen Mittelalter bis zur Erfindung des dramatischen Styls und den Anfängen der Oper. pag. 24 f.

E. O. Lindner, Zur Tonkunst. pag. 1 f.

Ambros, Geschichte der Musik IV. pag. 253 f.

Vater des grossen Astronomen und Physikers, die ersten Versuche des freien künstlerischen Sologesanges, nur von einer Viola begleitet, vorzuführen wagte: die Scene des Ugolino aus Dante und Bruchstücke aus den Klageliedern *Jeremiä*. Bald darauf richteten sich im Kreise des kunstsinnigen Jacopo Corsi zu Florenz die Bestrebungen auf die Verwendung der Musik im *Drama*, wofür die, wie man meinte, durchaus gesungene griechische Tragödie das Vorbild war. Freilich waren schon seit längerer Zeit einzelne Musikstücke, meist im polyphonen Style des Madrigals komponirt, in Schauspiele eingeschaltet worden; da aber hier zuerst der Versuch gemacht ward, die Musik auch an der Handlung theilnehmen zu lassen und einen dafür besonders geeigneten musikalischen Styl aufzufinden, so sind die im Corsi'schen Kreise entstandenen Versuche einer künstlerisch-litterarischen Ueberlegung edelsinniger Dilettanten gewissermaassen als die ersten „Musikdramen“ (Opern) anzusehen, welche die neuere Geschichte kannte. Giov. de Rossi ein Zeitgenosse, der unter dem Namen *Erythraeus* schrieb, theilt nun in dieser Beziehung Folgendes mit*):

„Die alte, viele Jahrhunderte lang abhanden gekommene Art, Komödien und Tragödien auf der Scene zu Flöten und Saiten zu singen, hat zum grossen Theil Ottavio Rinuccini, ein edler florentinischer Dichter, wieder in's Leben gerufen, obgleich Emilio Cavalieri, ein römischer Patrizier und kunstfertiger Musiker, sich dieses Lob zuzueignen scheint, der vor wenig Jahren einige Dramen in Musik gesetzt und von musikalischen Schauspielern hatte aufführen lassen. Aber sowohl in Betreff des Inhalts der Stücke, als in Bezug auf den scenischen Apparat und die Vorzüglichkeit der Darsteller, steht der Glanz des Ottavio dem Lobe des Emilio so im Lichte, dass jener allein diese längst abgekommene Art wieder belebt zu haben scheint. Denn nachdem er den Jacob Peri und andere ausgezeichnete Tonkünstler seinem Sinne gemäss erlangt, hat er vier ganz ausgezeichnete, an Wort und Sentenz bei weitem hervorragende Stücke unter dem grossen Beifall von ganz Italien gegeben: die *Dafne*, *Euridice*, *Aretusa* und *Ariadne*. An der Klage der letzteren, nachdem sie von Jason verlassen, wollte, wegen der besonderen Trefflichkeit derselben, in ganz Italien jeder bedeutendere Tonkünstler seine Setzkunst versuchen.“

Es kann hiernach kein Zweifel darüber obwalten, dass die *Erfindung* der Oper, wie man hier bezeichnend sagen darf, von einem Dichter, und zwar von dem jugendlichen, am Hofe und besonders bei den Frauen in hohem Ansehen stehenden Ottavio Rinuccini ausgegangen ist; dieser hatte schon früher ähnliche Versuche gemacht, die indess vergeblich waren, da Marcenzio, Caccini u. A., denen die Composition übertragen war, die beabsichtigte musikalische Vortragsweise nicht aufzufinden vermochten.**)

Folgende Erzählung des Musikers Gagliano***) bestätigt und erläutert das von Rossi Mitgetheilte.

„Nach vielfachen Gesprächen, wie die Alten ihre Tragödien aufgeführt, wie sie die Chöre einführten, ob und in welcher Weise sie sich des Gesanges bedienten etc., verfasste Signor Ottavio Rinuccini das Stück *Dafne*. Signor Jacop Corsi, ehrenwerthen Angedenkens, ein Liebhaber jeder Wissenschaft und besonders der Musik, so dass er von allen Musikern mit vielem Grunde der Vater derselben genannt ward, komponirte einige Gesänge zu einem Theile derselben. — Da er nun den lebhaftesten Wunsch hegte, zu sehen, welchen Effect dieselben auf der Scene machen würden,

*) Lindner, a. a. O. pag. 9. **) von Winterfeld, a. a. O. pag. 15. ***) Lindner, a. a. O. pag. 23.

theilte er seinen Gedanken zugleich mit dem Signor Ottavio dem Signor Jacop Peri mit, einem im Kontrapunkt sehr erfahrenen und ganz ausgezeichneten Sänger. Nachdem dieser ihre Absicht vernommen, und den bereits angefertigten Gesängen seine Billigung gegeben, setzte er die andern. Dieselben gefielen dem Signor Corsi über die Maassen, und er liess daher gelegentlich des Karnevals des Jahres 1597 das Stück in Gegenwart von Don Giovanni Medici und anderen der ausgezeichnetsten Edelleute unserer Stadt aufführen. Das Wohlgefallen, das Staunen, welches dieses neue Schauspiel in dem Gemüth der Zuschauer erregte, lässt sich nicht ausdrücken. Es genüge zu bemerken: dass, so oft dasselbe auch repetirt worden, es stäts dieselbe Bewunderung, dasselbe Vergnügen hervorgerufen hat. Da durch solche Probe Signor Rinuccini erkannt hatte, wie sehr der Gesang geeignet sei, jede Art von Gemüthsbewegung auszürücken und nicht nur nicht (wie Viele geradehin geglaubt haben würden) Langeweile erzeuge, sondern offenbares Vergnügen, so verfertigte er die *Euridice*, indem er nach Möglichkeit in den Gesprächen sich ausbreitete. Signor Corsi hörte dieselbe, das Stück gefiel ihm und der Styl schien geeignet, dasselbe bei der Vermählung der allerchristlichsten Königin auf die Bühne zu bringen.“*)

Die Komposition der *Euridice*, (neu herausgegeben von G. G. Guidi, Firenze, 1863), enthält Chöre in knapper, meist kontrapunktischer Behandlung, ausserdem aber fast nur Rezitation. Jacop Peri, dessen Ansprüche auf die Erfindung dieser neuen Gesangsweise übrigens von Emilio del Cavaliere und Giulio Caccini bestritten wurden, spricht sich über dieselbe folgendermaassen aus:

„Nachdem ich gesehen, dass es sich um dramatische Poesie handle, und dass also durch den Gesang die Rede nachgeahmt werden solle (und ohne Zweifel hat man nie singend geredet), war ich der Ansicht, dass die alten Griechen und Römer (welche nach der Meinung Vieler auf der Scene die Tragödien durchaus sangen), sich einer Betonung bedient haben, welche hinausgehend über die des gewöhnlichen Sprechens um so viel unter das melodische Singen hinabging, dass sie ein Mittleres darstellte...“ „Daher liess ich jede andere bisher gehörte Gesangsart bei Seite, gab mich gänzlich der Aufsuchung der Nachahmung hin, welche solchen Dichtungen gebührt...“ „Auch bemerkte ich, dass in unserer Redeweise einige Worte so betont werden, dass sich darauf Harmonie gründen lässt, und dass man

*) Diese Königin war Maria di Medici, welche Rinuccini schwärmerisch verehrte, und zu deren Vermählung mit Heinrich IV. von Frankreich die *Euridice* 1600 am Hofe zu Florenz aufgeführt ward.

Die Handlung der in wohltonenden, durchsichtigen Versen geschriebenen Dichtung lässt sich in Kürze etwa folgendermaassen wiedergeben. Nachdem die als Prolog auftretende Tragödie darauf vorbereitet, dass es sich weniger um eine erschütternde als eine heitere Wirkung und süsse Lust handle, feiert ein Chor von Schäfern und Schäferinnen die Vorzüge des hohen Paares Orpheus und Euridice, wobei sich ungezwungen Beziehungen zum fürstlichen Brautpaare ergeben. Euridice hat sich mit ihren Gefährtinnen zu frohen Tänzen in den Schatten eines blumigen Gebüsches zurückgezogen, ist aber, von einer Schlange gebissen, den Namen des Orpheus auf den Lippen, verschieden, — wie von einer herbeieilenden Nymphe erzählt wird. Orpheus, bei dieser Kunde verzweifelnd, beschliesst, ihr in den Tod zu folgen. Der Chor, dessen Führer sich stäts auch in Einzelgesängen theilnehmend äussert, ergeht sich in Trauergesängen, bis ein Freund des Orpheus kommt und erzählt, diesem zu helfen sei eine himmlische Frau von den Wolken herabgestiegen. — An den Ufern der Unterwelt erscheint Orpheus, von Venus veranlasst, Euridice zurückzufordern. Seine Klagen und Bitten erweichen die finsternen Gottheiten. Pluto giebt ihm Euridice zurück; mit ihr kehrt Orpheus zu den Gefährten zurück, die durch die Erzählung des Freundes schon Kunde von seinem Siege erhalten haben, und welche nun mit frohen Gesängen seine Zither und die Liebe preisen.

im Laufe der Rede durch viele andere hindurchgeht, die nicht betont werden, bis man zu einem andern kommt, welches der Bewegung einer neuen Konsonanz fähig ist. Ich gab nun Acht auf diese Weisen und Akzente, deren man sich im Schmerz, in der Freude und ähnlichen Dingen bedient, liess den Bass sich ihnen gemäss bewegen, bald mehr, bald weniger, je nach den Affekten, und hielt ihn fest durch die guten und falschen Proportionen, bis die Stimme des Redenden, durch verschiedene Noten hindurchgehend, dahin kam, was, im Reden gewöhnlich betont, einem neuen Zusammenklange die Bahn öffnet.“

Die Darstellung des Orpheus hatte Peri selbst übernommen. (Gagliano *) schreibt darüber:

„Damals fand Signor Jacopo Peri jene kunstvolle Art singend zu rezitiren wieder, welche ganz Italien bewundert. Ich werde nicht müde werden, dieselbe zu preisen; ist doch Niemand, der ihr nicht unendliches Lob zollte, und kein Liebhaber der Musik, der nicht die Gesänge des Orpheus stäts gegenwärtig hätte. Freilich kann man die Anmuth und Gewalt seiner Gesänge nicht vollkommen begreifen, wenn man dieselben nicht von ihm selbst (Peri) hat singen hören; denn er giebt ihnen eine so vollendete Grazie, und trägt den Gemüthsausdruck der Worte so auf Andere über, dass man genöthigt wird, zu klagen und sich zu freuen, je nachdem er will.“

Dass die dramatische Wirkung überhaupt beim Gesangsvortrage als Hauptsache angesehen ward, geht aus folgenden Worten Gagliano's**) hervor:

„Hierbei täuschen sich nun Viele, die sich mit Trillern, Verzierungen, Passagen und Ausrufungen ermüden, ohne auf den Zweck und das Warum Rücksicht zu nehmen. Ich beabsichtige nicht, mich dieser Verzierungen zu berauben, aber ich wünsche, dass sie zu rechter Zeit und am rechten Orte angebracht werden, damit man es nicht mache wie jener Maler, der, da er die Cypresse gut malen konnte, überall eine solche hinmalte. Man nehme vielmehr darauf Bedacht, die Sylben gut auszusprechen, damit die Worte gut verstanden werden; diess sei stäts der Hauptzweck des Sängers bei jedem Gesang und besonders beim Rezitiren, und er sei überzeugt, dass das wahre Vergnügen aus dem Verständniß der Worte entspringt.“

Eben so grosser Werth ward auf das Spiel aller Darsteller, auch des Chors, gelegt, wie sehr ausführliche Anweisungen dafür in Gagliano's Schrift***) ersehen lassen; auch der Tanz fehlte nicht. Die Scene war überaus prächtig mit wechselnden Dekorationen und Maschinerien ausgestattet, wie denn in der *Dafne* bereits, von Apollo bekämpft, ein Drache eine wesentliche Rolle spielt. Eingehenderes hierüber findet sich in den oben genannten Schriften, es möge hier die Bemerkung genügen, dass jenen Nachrichten zufolge auf die scenische Korrektheit der Darstellung, wahrscheinlich unter Anleitung des Dichters, grosse Sorgfalt verwendet ward.

Das Orchester, wohl der schwächste der an der Aufführung beteiligten Faktoren, erfordert dagegen eine nähere Erörterung, wobei allerdings nicht unerwähnt bleiben darf, dass ein solches, als eine nach künstlerischen Gesichtspunkten angeordnete Vereinigung von vielen Instrumenten, damals wohl überhaupt nicht existirte. Abgesehen von dem Ritornell eines Hirtengesanges, für welches die Stimmen eines „Triflauto“ besonders notirt sind, enthält die Partitur Peris nur die Singstimmen und einen bezifferten Bass. Peri †) schreibt aber:

*) Lindner, a. a. O. pag. 24. **) Lindner a. a. O. pag. 22. ***) Lindner a. a. O. pag. 25. †) Lindner a. a. O. pag. 17.

„Hinter der Scene wurde von Männern gespielt, die durch vornehme Abkunft und ausgezeichnete musikalische Kunst hervorragten. Der so oft genannte Signore Jacop Corsi spielte ein *Clavicembalo*, Don Garcia Montalvo eine *Chitarrone*, Mr. Giambattisto del Violino eine grosse *Lira* und Mr. Giovanni Lapi eine grosse *Laute*.“

Der Komponist, welcher mehrfach des Antheils der Vornehmen an seinem Werke mit Vorliebe gedenkt, hat hiermit wohl nicht alle Instrumente genannt: wahrscheinlich haben, wie bei der „Dafne“, auch *Violen* mitgewirkt. Die Spieler aber fanden keine Stimmen vor, es war ihnen vielmehr überlassen, nach Geschmack und Neigung, gewiss auch nach mündlicher Anweisung, sich an der Aufführung zu betheiligen, wobei wohl meist nur an eine Unterstützung der Singstimmen durch angeschlagene Akkorde zu denken ist. Gagliano giebt dazu folgende Erläuterung:

„Vor Allem gebe man darauf Acht, dass die Instrumente, welche die einzelnen Stimmen begleiten sollen, an einem Orte aufgestellt werden, von wo sie den Rezitirenden in's Gesicht sehen können, damit sie, besser sich vernehmend, zusammen fortschreiten; man Sorge dafür, dass die Harmonie weder zu stark, noch zu schwach sei, sondern so, dass sie den Gesang leite, ohne das Verständniss der Worte zu hindern; die Art, zu spielen, sei ohne Ausschmückungen, mit Rücksicht darauf, nicht die gesungene Konsonanz anzugeben, sondern diejenigen, welche geeignet sind, jene zu unterstützen, indem man fortwährend eine lebendige Harmonie erhält. Vor dem Herunterlassen des Vorhanges ertöne, um die Zuhörer aufmerksam zu machen, eine Sinfonie von verschiedenen Instrumenten, die zur Begleitung der Chöre und zum Spielen der Ritornelle gebraucht werden. Nach fünfzehn oder zwanzig Takten trete der Prolog auf.“

Das überaus einfache Orchester verkörperte sonach in primitivster Form, unsichtbar wirkend, den Grundsatz Wagner's, dass dem Verständniss der Worte kein Eintrag geschehen dürfe. Noch eine Aeusserung Gagliano's *) möge hier angeführt werden, da sie den Erfolg der Aufführung bezeugt und eine, allerdings uns begreiflicher Weise den Kern der Sache nicht berührende, sondern an der „angenehmen Erregung“ durch die „anmuthigsten Künste“ haften bleibende, Hinweisung auf Wagner's Gedanken vom Gesamt-Kunstwerke enthält. Gagliano schreibt:

„Es wäre überflüssig davon zu sprechen, mit welchem Beifall die Aufführung dieses Stückes aufgenommen worden, da das Zeugniss so vieler Fürsten und Herren vorliegt, und man sagen kann, dass die Blüthe des Adels Italiens zu dieser glanzvollen Vermählung zusammenkam. Diess ist der Ursprung der musikalischen Vorstellungen, ein wahrhaft fürstliches und vor allen andern wohlgefälliges Schauspiel, als ein solches, in welchem jede edle Lust sich vereinigt, wie Erfindung und Disposition des Stückes, Sentenz, Styl, Süßigkeit des Reimes, musikalische Kunst, Zusammenklang von Singstimmen und Instrumenten, ausgesuchter Gesang, Anmuth des Tanzes und der Gesten; auch hat die Malerei nicht geringen Antheil daran durch den Prospekt und die Gewandung, so dass gleichzeitig mit dem Intellekt, jedes edlere Gefühl durch die *anmuthigsten Künste*, die der menschliche Geist erfunden, *angenehm angeregt* wird.“

Es schwebte den Schöpfern des zu aller Ueberraschung geschaffenen Kunstwerks ein ziemlich deutliches Bild des Gewollten vor, ehe sie an die Ausführung gingen: nämlich die Vorstellung vom griechischen Drama. Die Absicht, nicht zwar dieses selbst, aber doch seinen gewaltig fesselnden Reiz, in der neu-italischen

*) Lindner, a. a. O. pag. 24.

Umdeutung auf das sinnlich Erfreuende zu erneuern, ging als eine poetische vom Dichter aus; die Kunst des Musikers sollte nur der Poesie einen möglichst gesteigerten Ausdruck verleihen. Dahin deutet auch der Name. Die Bezeichnung *Opera* (zu deutsch Werk), eigentlich *Opera in musica* (musikalisches Werk), kam nämlich erst viel später auf und entstammt einer Zeit, in welcher in der That die Musik sich zur Herrscherin auf diesem Gebiete gemacht hatte. Anfangs sprach man von *Favola*, *Tragedia*, *Melodramma*, meist aber von einem *Dramma per musica*, und diesem Namen entsprechen, wie aus dem Mitgetheilten zu erkennen, die Werke, soweit die besonderen Umstände ihrer Entstehung es zuließen. Das Drama bildet stäts die Hauptsache, den Mittelpunkt des Interesses; Gesang, Musik, Mimik, Tanz, Kostüme und Dekorationen sind nur Mittel des Ausdrucks, treten aber nicht um ihrer selbst willen auf. Selbst der Musiker hat erst vom Dichter die Anregung empfangen. Es wird ausdrücklich erzählt, dass Rinuccini schon mit Corsi selbst den deklamatorischen Gesangsstyl gefunden, und dass er dann das Werk begonnen habe, nachdem er Peri und andere ausgezeichnete Musiker *seinem Sinne gemäss* erlangt. Der Dichter war hier, wie Rich. Wagner in seinem treffenden Vergleiche es verlangt, der Mann, der Musiker das in voller Hingebung empfangende Weib.

Es ist erstaunlich, wie jener kunstsinnige florentiner Kreis in dieser Stellung der Faktoren das Richtige traf; keine Andeutung ist vorhanden, dass in den allerersten Werken etwa der Musiker, der Sänger, der Balletmeister etc., die ihnen durch das Drama gezogenen Grenzen zu überschreiten, oder ihre eigene Kunst ungebührlich in den Vordergrund zu drängen versucht haben. Der feinste Sinn für die Gesamtwirkung scheint unter Anregung und Anleitung Rinuccinis das Ganze durchdrungen zu haben. Wir dürfen behaupten, dass diese ersten Versuche auf dem Gebiete der Oper den Charakter eines einheitlichen Kunstwerkes gehabt, und diesem Umstande vor Allem ist gewiss der gewaltige Eindruck auf das italienische Publikum zuzuschreiben, welches seinen Geschmack für eine reine Gesamtwirkung an den Meisterwerken der bildenden Kunst geläutert hatte. Nach den höchst bemerkenswerthen Erörterungen über die Frage: „*Was ist Styl?*“, welche früher in diesen Blättern angestellt wurden*), und welche ein näheres Eingehen auf diesen Begriff hier überflüssig machen, darf das anfängliche „Musik-Drama“ in sofern auch als ein stylvolles Kunstwerk bezeichnet werden, als hier die völlige Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form, zwischen dem Auszuführenden und der Ausführung, soweit die vorliegenden Nachrichten darüber Auskunft geben, anzutreffen ist.

Bei näherer Betrachtung wird man sich freilich der Wahrnehmung nicht verschliessen können, dass zunächst nur der Begriff des stylvollen musikalischen Dramas in einem Beispiele erfolgreich verkörpert worden war. Die Dichtung ist allerdings manchen späteren weit überlegen; sie bietet keine frostigen Allegorien, räumt vielmehr den handelnden Personen die Hauptstelle ein, doch beschränkt sie sich auf ein anmuthiges Spiel mit mythologischen Persönlichkeiten und Begebenheiten, wie sie damals den Gebildeten geläufig waren. Die Musik aber kann nicht entfernt als lebensvolle Schöpfung einer gewaltigen Künstlerkraft angesehen werden. Es sind eben die ersten Anfänge des *secco-Recitatives*, in nacktster Gestalt, jeder melodischen und rhythmischen Belebung bar, nur von dürftigen Harmonien und dem Basse unterstützt, dessen Schritte zudem meist recht unbeholfen sind. Da auch fast durchweg dieselben Tonarten — höchstens ist ein C

*) B. Bl. 1880 S. 6—31; als Broschüre in erweiterter Form erschienen bei Gebr. Senf in Leipzig.

vorgezeichnet — und nur die mittleren Stimmlagen verwendet sind, so würde trotz der überall korrekten, vielfach auch ausdrucksvollen Deklamation die Peri'sche Musik heutzutage, etwa in einem unserer jetzt beliebten historischen Konzerte, einen gar kindlichen, und abgesehen von den wenigen kurzen Chorsätzen, einen unerträglich monotonen Eindruck machen. Dass Peri dem von ihm erfundenen Style, durch welchen die Theilnahme der Musik am Drama erst ermöglicht ward, nicht gleich volles Leben eingehaucht hat, verringert aber seine Verdienste nicht, und ist theils durch seine Begabung und Bildung, die ihn mehr auf den Gesang hinwies, theils durch die Tendenz der Aufführungen und auch durch die Ungefügigkeit der damaligen Musik zu erklären.

Es ist überhaupt bemerkenswerth, wie nach und nach jedes Element des musikalischen Ausdrucks für sich entdeckt und gepflegt worden ist. Nachdem die rhythmisch-melodische Kunst der Griechen untergegangen war, herrschte im späteren Mittelalter der Kontrapunkt unumschränkt. Palestrina schwelgte in seinen heiligen Akkorden, der Bardi'sche Kreis pflegte ausschliesslich die süsse Melodie, und so beschränkte sich auch Peri mit seinen nächsten Nachfolgern auf die einseitige Anwendung seines *stilo-rappresentativo*. Bald zeigte es sich aber, dass die Musik, auch innerhalb des vom Drama gebotenen Rahmens, noch lebendigeren Antheils und erhöhter Wirkung fähig sei, sobald ein bedeutender Musiker unter Verwendung aller Ausdrucksmittel sie gestaltete. Claudio Monteverde, dem dieses zu verdanken ist, hatte bereits durch seine Madrigale, in denen er absichtlich Dissonanzen frei eintreten liess, Ansehen, allerdings auch Aergerniss erregt. Seine erste Oper, der 1607 für Mantua komponirte (*Orpheus**), zeigt nun schon eine reichere und vielseitigere musikalische Behandlung, der Ausdruck erhebt sich zu grösserer Leidenschaft und Energie; an einzelnen Stellen geht die Deklamation in melodiosen Gesang über, es zeigt sich die erste Spur der vom Rezitativ geschiedenen *Arie*, die freilich erst viel später eine feste Form erhielt und dann für den dramatischen Organismus so verhängnissvoll werden sollte, die indess schon hier übermässig mit Koloraturen verbrämt ist. Endlich hat Monteverde ein auffallend reiches Orchester zusammengesetzt und dasselbe nicht nur zur Begleitung des Gesanges, sondern auch zu zahlreichen selbständigen Zwischenspielen verwendet. Wenn nun auch die in so anmuthiger Weise durchgeführte Auseinandersetzung Rochlitz', wie hier jede Person oder Personengruppe ein Instrument oder eine Instrumentengruppe zugetheilt erhalten habe und wie damit eine überaus treffende Charakterisirung derselben, etwa nach Art der Leitmotive, erreicht sei**), auf einem wenig erbaulichen Irrthume beruht, der augenscheinlich durch die Nebeneinanderstellung des Personen- und des Instrumentenverzeichnisses entstanden ist, so ist doch unverkennbar an vielen Stellen die Klangfarbe der verschiedenen Instrumente bereits sehr feinsinnig den sich darbietenden Stimmungen und Situationen gemäss benutzt worden.

„So erklingen Rohrwerke zu der anfänglichen Weigerung des Charon, dem Orpheus den Eintritt in die Unterwelt zu gestatten. Da beginnt Orpheus mit der Begleitung eines Flötenwerks und der grossen Zither; sein rezitativischer, aber sehr reich mit Koloraturen versehener Gesang wird dann durch verschiedene instrumentale Zwischenspiele unterbrochen, zu denen erst zwei Violinen, dann zwei Cornets, dann die Doppelharfe gebraucht sind; beim letzten Verse greifen drei Violinen und der Bass

*) Neu herausgegeben von der Gesellschaft für Musikforschung im X. Bande ihrer Publikationen, Berlin 1881.

**) a. a. O. pag. 189.

schon während des Gesanges ein, und bei ihren leise gezogenen Tönen sinkt Charon in Schlaf.“*)

Nicht auf gleicher Höhe wie der Komponist steht der ungenannte Dichter des Werkes. In einem Schlussgesange, dem ersten Opern-Duett, lassen sich Orpheus und Apollo in leichten Koloraturen also vernehmen:

So lass uns singend auf zum Himmel steigen,

Wo wahre Tugend findet Fried' und Freuden,

und der Chor endigt mit den Worten:

Wer in Liebe sä'te, erntet aller Gnade Frucht,

Gnad' erwirbt im Himmel, wen hier Hölle heimgesucht.

Wesentlich christliche Anschauungen sind hier mit der griechischen Sage vermischt, und hierauf folgt noch eine *moresca*, ein maurischer Tanz! Gleich in den ersten Anfängen trifft man demnach auf diejenigen dem guten Geschmacke widerstrebenden Auswüchse, die sich später in der Oper so sehr breit gemacht und sie zum Gegenstande des Zeitvertreibs und Amüsemments herabgewürdigt haben. Von Rinuccini's Dichtungen hat Monteverde, der durch seine Opern einer der gefeiertsten Musiker Italiens ward, nur die *Ariadne* komponirt, von dieser Musik aber, die über sein Verhalten zu einem Drama reinen Styles gewiss interessante Aufschlüsse gegeben hätte, ist ausser einem berühmten Monologe der vom Theseus verlassenen *Ariadne***) nichts erhalten.

Aus allen diesen, hier nur in gedrängter Kürze angeführten Mittheilungen muss entnommen werden, dass das anfängliche Ziel der Oper in der That kein anderes war, als dasjenige, welches die grossen Reformbestrebungen Richard Wagner's wieder in's Auge gefasst haben, ein Ziel, das aber damals nur in so weit verwirklicht werden konnte, als Zeit und Umstände es zulassen. Fast drei Jahrhunderte sind seitdem vergangen. Wenn nun auch eine Darstellung der Irrfahrten, welche die Oper inzwischen hat erleiden müssen, hier um so eher unterbleiben kann, als Richard Wagner selbst im ersten Theile von „Oper und Drama“ dieselben in meisterhaftester Weise geschildert hat, so sei doch daran erinnert, dass die mannigfachen Wandlungen, welche dieses lebendigste Kunstwerk erfahren hat, seinem Ursprung und Wesen nach nur zu natürlich und vielleicht unvermeidlich waren.

Der Dichter hatte den Musiker, den Sänger und Mimen, den Tänzer, den Maler und Maschinisten sich beigelegt; kann es da Wunder nehmen, dass nun jedes dieser Elemente bestrebt war, sich selbst möglichst zur Geltung zu bringen, die Herrschaft über die Genossen an sich zu reissen? Wenn ich zur Komposition einer Oper berufen bin, sagte der Musiker, so will ich auch zeigen, welche Künste mir zu Gebote stehen; er fand einen Dichter, der vielleicht im Gefühl seiner eigenen Schwäche ihm zu Willen war, der sich begnügte, an dem Ruhm und Gewinn des Verbündeten Theil zu nehmen, und so wurden für die Dichtung die Formen der absoluten Musik maassgebend. Ebenso haben auch Dichter und Musiker den Prätensionen gefeierter Gesangskünstler sich dienstbar machen müssen; woneben endlich auch prachtvolle Scenerie und Ballet, durch die Gunst der Höfe bevorzugt, übermässige Ansprüche erhoben. Nicht vereinzelte Erscheinungen sind es, die hier kurz berührt werden; es können vielmehr die einzelnen Perioden durch nichts treffender charakterisirt werden, als durch Anführung derjenigen beteiligten Künste, welche jeweilig die Herrschaft an sich gerissen hatten. Die Geschichte der Oper weiss von grossen Thaten der Komponisten und Sänger, von Pracht und Glanz aller Art, dagegen lange Zeit hindurch so gut wie Nichts vom Dichter zu berichten, der seinerseits, wie es scheint, sogar auf jeden Versuch verzichtete,

*) Lindner a. a. O. pag. 35.

**) v. Kieseletter, a. a. O. mitgetheilt.

dem Drama die anfängliche bestimmende Stellung wieder zu erobern. Selbst grosse Dichter — ich könnte Goethe nennen — machten hierin keine Ausnahme, wenn sie sich gelegentlich der Oper zuwendeten.

Den Kulturbestrebungen des Hofes und der vornehmen gebildeten Kreise entstammt die Oper, für diese und nicht für das Volk blieb sie ferner bestimmt*); darf es da Wunder nehmen, dass nun bald mehr das Bedürfniss nach Zerstreuung und Unterhaltung, als nach künstlerischer Sammlung und Erhebung sich geltend machte, und diejenigen Elemente der Oper die beliebtesten wurden, welche diesem Bedürfniss zu genügen vorzüglich geeignet waren? Kamen die Künstler diesen Ansprüchen der Höfe nur zu bereitwillig entgegen, so hat auch das Publikum, das seinen Maassstab der Beurtheilung dem regelmässig Gebotenen entnimmt, sich völlig daran gewöhnt, in der Oper das Drama nur so weit zu beachten, als dieses seinem Bedürfniss nach Unterhaltung und Schaulust entspricht und dem Musiker und Sänger eine zur Entfaltung ihrer Kunst geeignete Stätte zu bieten vermag, auf stylvolle Wiedergabe, ja sogar auf das Verständniss der Worte unbedenklich verzichtend.

Der Irrthum, der in diesem Vorgange liegt, musste erst in seinen äussersten Konsequenzen verfolgt werden, er musste sich erst völlig ausleben, ehe er erkannt und von Rich. Wagner dahin defnirt werden konnte: „*dass ein Mittel des Ausdruckes (die Musik) zum Zwecke, der Zweck des Ausdruckes (das Drama) aber zum Mittel gemacht war.*“ Der bis zum Wahnsinn gesteigerte Wahn, „*dass jenes Mittel des Ausdruckes aus sich die Absicht des Dramas bedingen wollte*“, ist indess insofern wohlthätig gewesen, als die in der Oper lange Zeit unumschränkt gebietende Musik sich immer reicher und vielseitiger entfalten und ihre Ausdrucksfähigkeit bis zu der in jenen unsterblichen Werken von Mozart, Beethoven und Weber erreichten Höhe hat steigern können. Erst nachdem auf diesem Wege der Musik das Vermögen erworben worden war, das Werk des Dichters aus eigenster Kraft wieder zu gebären, in stätigem Flusse alle Tiefen der Empfindung wiederzuspiegeln, konnte der entscheidende Schritt geschehen, konnte das musikalische Drama aus dem Banne der festen musikalischen Formen erlöst werden, ohne zur Anfangsstufe der trockenen Rezitation zurückkehren zu müssen. Damit ist auch dem Dichter die Freiheit des Schaffens wiedergegeben und das Ideal erfüllt worden, das jenen edlen und kunstbegeisterten Florentinern vorgeschwebt hat. Sagten diese doch unverholen, „*dass eine viel höhere Vollkommenheit dieser Schauspiele zu erwarten sei, dass sie sich mit den gefeierten Tragödien der alten Griechen würden messen können, wenn grosse Meister der Dichtkunst und Musik die Hand daran legen und die Fürsten, ohne deren Hilfe jede Kunst schwer zur Vollendung gebracht werden kann, sie begünstigen*“**).

Diese Prophezeiung ist erfüllt, nur dass unser Meister mit seinem Werke sich nicht allein an die Fürsten, sondern *an das ganze deutsche Volk* gewandt, für das er gekämpft und gerungen hat.

Die „*Erfinder*“ der Oper hatten zuerst den Begriff des musikalisch-dramatischen Styles mit edelem Ernste erfasst; aber noch hatte die lebendige Kunst ihnen gefehlt, welche diesen Styl würdig erfüllen konnte. Diese Kunst hatte sich in der Folge selbständig ausgebildet, die einst wohlerkannten Stylformen über-

*) Nur die Republik Venedig, wohin Monteverde bald übersiedelte und wo schon im Jahre 1641 das dritte Opernhaus eröffnet ward, scheint in dieser Beziehung eine Ausnahme zu bilden.

***) Lindner a. a. O. pag. 23.*

wältigt und aus dem Bewusstsein verdrängt. Nun hat der Meister unserer Tage den neu gewonnenen und vertieften Gedanken des höchsten Styles endlich mit der ganzen Fülle der früher gewonnenen Kunst innig verbunden. Dadurch hat er den Begriff zum Leben, dem Leben zur Form verholfen. An dem durchdachten Stylbegriff konnten die hochgebildeten Patrizier und Gelehrten des Italien der Renaissance, an den voll entfalteten Reizen der absoluten melodischen Kunst der Opernmusik die glanzliebenden Fürstenhöfe moderner Zeit sich erfreuen. Das lebendige Kunstwerk des musikalischen Drama's aber gehört der ganzen Nation als höchste Aeusserung ihres eigenthümlichen Kunstvermögens. Es gehört ihr als das grosse Erbe, das der dahingeschiedene Meister ihr hinterlassen hat. Möge denn der gewaltige Ruf nach der Erhaltung und Fortbildung eines reinen Styles nationaler Kunst, wie er nicht allein aus einem stillen Grabe, wie er aus einem wirklichen, lebenden Kunst-Monumente, dem Bayreuther Theater, in die Welt hinausdringt, in allen deutschen Herzen Wiederhall finden und die Hände des Volkes bewegen zum Ausbau der durch den Meister selbst ihm geweihten und für alle Zeit erschlossenen Stätte seiner *Schule!* —

Nürnberg — nicht Hamburg — Geburtsstätte und Wiege der deutsch-nationalen Oper*).

In fast allen Literaturgeschichten, wie auch in den meisten grösseren musikalischen Geschichtswerken wurde bis in die Neuzeit Hamburg als die Geburtsstätte der ältesten Oper genannt. Als älteste Oper aber wurde die in Hamburg 1678 zuerst aufgeführte Oper „*Oronles*“ von Kapellmeister Theile (nicht Thiel, wie manche angeben) erwähnt. Ein Literaturhistoriker schrieb diese irrthümliche Angabe dem andern nach und so vererbte sich dieselbe bis auf unsere Tage. Bessere musikalische Werke (z. B. die Musikgeschichte von Brendel) korrigirten und nannten das zur Eröffnung des Hamburger Theaters aufgeführte Werk „Adam und Eva“ von Theile als erste und älteste deutsche Oper. Einige wenige nannten vorübergehend Stadens „Singspiel“, das ausführlich Reissmanns Allg. Gesch. d. Musik II 168 ff. behandelte. Selbst die berühmte Geschichte der Musik von Brendel kennt nur eine Oper von Opitz und die von Theile. In unserer deutschen Poetik haben wir nunehr den aktenmässigen Beweis erbracht, dass nicht der Stadt Hamburg, wohl aber der altberühmten Meistersingerstadt Nürnberg das Verdienst einzuräumen ist, die Wiege der ältesten deutschen Oper zu sein.

Anfangs des 17. Jahrhunderts übersetzte der schlesische Dichter Opitz († 1639) das Hirtengedicht *Dafne* des ital. Dichters Ottavio Rinuccini, das vom Sänger Jacopo Peri komponirt war und 1597 zu Florenz zum erstenmal mit Beifall privatim zur Aufführung gelangte. Der bekannte Komponist Heinrich Schütz († 1672), der Begründer der Passion und des Oratoriums, lieferte hierzu die leider verloren gegangene, wahrscheinlich nach dem ital. Vorbild entstandene Musik, welche am Hofe Johann Georgs I von Sachsen bei Vermählung seiner Tochter Sophie mit Beifall aufgeführt wurde. (Bis zu dieser Zeit hatte man in Deutschland nur lyrische Stellen aus geistlichen Spielen mit einfacher Instrumentalbegleitung rezitirt, oder man liess auch in den geistlichen Spielen Einzelgesänge eintreten und diese später sogar mit Chören abwechseln, in welcher Weise bereits einige Dramen des Nürnberger Notars Ayrer († 1605) zur Aufführung gelangt sein sollen.)

*) Nachfolgende Zeilen sandte uns unlängst der Verfasser der vor einiger Zeit erschienenen und vielbesprochenen „*Deutschen Poetik*“ (Theoretisch-praktisches Handbuch der deutschen Dichtung. Nach den Anforderungen der Gegenwart. Von Dr. Conrad Beyer. Zwei Bände. Stuttgart, G. F. Göschen, 1882), eines Buches, welches vornehmlich durch eingehende Würdigung des Wagnerischen Kunstwerkes, (u. a. auch der in diesem Hefte der B. Bl. wieder hervorgehobenen Bedeutung der „*Lautsymbolik*“), sich vor allen ähnlichen (oder richtiger: unähnlichen,) Werken über deutsche Poetik eigenartig auszeichnet. Der Abdruck dieser geschätzten Einsendung dürfte hier als ein nicht uninteressanter Nachtrag zu dem vorhergehenden Aufsatz über die „*Entstehung der Oper*“ seine passende Stelle finden.

Der Erfolg Opitz' mit seiner dem Italienischen entlehnten *Dafne* liess dem Nürnberger Dichter Ch. Ph. Harsdörffer (1607—58) keine Ruhe. Er sprach die Ansicht aus, „dass die aus dem Wälschen übersetzten Schäferspiele bei uns ihre Anmuth verlieren“, und er versuchte daher durch eine selbstgedichtete deutsche Schäferei den Nachweis zu liefern, dass unserer deutschen Sprache solche (wegen ihrer Handlung Waldgedichte zu nennende) Schäferien nicht unmöglich seien.

So entstand Harsdörffers nennenswerthes Libretto zur ersten deutschen Originaloper, nämlich das von einem Nürnberger Organisten komponirte geistliche Waldgedicht oder Freudenpiel: „*Seelewig*“ (= ewige Seele), welches uns im 4. Bande der Harsdörffer'schen „Frauenzimmergesprächspiele“ (Nürnberg, Wölg. Endtern, 1644) zugleich mit den sämtlichen Musiknoten erhalten ist.

Der Oper geht ein kurzes Vorspiel voraus, welches folgende Personen hat: Angelika von Keuschewitz, eine adelige Jungfrau; Reymund Discretin, ein gereist und belesener Student (hinter den sich Harsdörffer mit seinen Ansichten versteckt); Julia von Freudenstein, eine kluge Matrone; Vespasian von Lustgau, ein alter Hofmann; Cassandra Schönlebin, eine adelige Jungfrau; Degenwart von Ruhmeck, ein verständiger und gelehrter Soldat. — Diese Personen verbreiten sich über das Schäferspiel, welches den Gegenstand der Oper bildet. Die allegorisirende Oper selbst hat folgende handelnde Personen: der Verstand *Hertzigild*, die Sinnlichkeit *Sinnigunda*, das Gewissen *Gwissulda*, die den Kunstkätzcl darstellenden, vom Satyr *Trugewalt* angestellten Hirten *Künsteling*, *Reichmuth* und *Ehrelob*, endlich *Trugewalt*. Der Kern der Handlung, die viel zu sehen gibt, ist folgender: Die menschliche Seele *Seelewig* soll auf Veranlassung des höllischen Geistes *Trugewalt* von den Hirten verführt werden; sie wird jedoch im entscheidenden Augenblick, als sie mit verbundenen Augen am Spiel „blinde Liebe“ sich betheiliget und *Trugewalt* herzutritt, um sich anstatt des Hirten haschen zu lassen, durch ihre Gespielin *Hertzigild* und ihre Hofmeisterin *Gwissulda* gerettet.

Harsdörffer, dessen weibliche Figuren seiner Vorschrift gemäss (IV 164) in Sammt und Seide einhergehen, brachte den Wechsel seiner belebten Scenen dadurch zu Wege, dass er im Hintergrunde eine in 4 Abtheilungen getheilte, drehbare Scheibe anbringen liess (IV 165), mittels welcher er immer diejenige Abtheilung in den Vordergrund drehen lassen konnte, welche er für die Handlung brauchte. Sein Komponist verpflanzte bereits den ganzen Apparat der damaligen italienischen Oper auf deutschen Boden; vor jedem der 3 in je 6 Scenen getheilten Akte lieferte er eine mit Generalbass geschriebene, kurze Ouverture für Geige, für Flöte und zuletzt für Pomparton oder Fagot (er nannte die Ouverture „An- oder Gleichstimmung, Symphonie“), ferner bot er liedartige, strophische Einzelgesänge, Duette, Terzette, Quartette etc. und am Schluss eines jeden Actes (Handlung) einen Chor. Durch den sehr verdienstlichen Versuch, die einzelnen Personen nach ihrer Verschiedenheit musikalisch zu charakterisiren, geht der Komponist bereits über die Italiener hinaus, welche bekanntlich auch an Frauen Männerrollen übertrugen. In der 1. Handlung lässt er die sentimentale *Seelewig* in Moll singen; die sinnliche *Sinnigunda* dagegen in Dur antworten; bei der Charakteristik der *Gwissulda* und der *Hertzigild* bedient er sich des Soprans und des Alts, ferner gestaltet er die Partie der *Hertzigild* melodienreich, während die der matronenhaft belehrenden *Gwissulda* mehr rezitativisch-deklamatorisch gehalten ist. Auch der Charakter des durchtriebenschlaun *Künsteling*, wie der des grobsinnlichen *Trugewalt* ist durch die eigenartige Musik gezeichnet. Ferner ist die Arie der *Sinnigunda* mit Läufen und Koloraturen geziert, um das Trilliren der Nachtigall nachzuahmen; der Schmerz der *Seelewig* ist durch Anwendung des geraden Zeitmaasses angedeutet etc. Einzelne Partien (vergl. den 3. Aufz. der 3. Handlung) sind durchweg dramatisch gehalten. Andere Partien erscheinen dem Musikkenner als Ensembles, wie aus den Schlusschören eines jeden Actes nachweislich das unsere Oper auszeichnende charakteristische Akte-Finale sich entwickelt hat.

Als 1678 die oben erwähnte Richter'sche Oper „Adam und Eva“ (komp. von Theile, einem Schüler Schütz') in Hamburg zur Aufführung gelangte, erklärte der die Oper vertheidigende Hamburger Prediger *Elmenhorst*, sie entspreche der Harsdörffer'schen Oper: ein Beweis, wie bekannt die heute nahezu vergessene, von uns im Original eingesehene Oper Harsdörffers um jene Zeit gewesen sein muss.

Nach alledem aber war Harsdörffer (welcher im 5. Band seiner Gesprächspiele auch noch die alten 7 Kirchentonten mit den 7 Kardinaltugenden als musikalische Scene darstellt) der Begründer einer deutsch-nationalen Oper, und er brachte den Ruhm, für alle Zeiten als Geburtsstätte und Wiege der ältesten, deutschen Oper genannt werden zu dürfen, der altgeliebten fränkischen Meistersingerstadt Nürnberg!

Geschäftliche Mittheilungen des „Allgemeinen Richard-Wagner-Vereins“.

Kassen-Bericht bis incl. 7. Juli 1883.

Einnahme:

An Mitglieder-Beiträgen von Bayreuth	M.	400. —
(incl. Abonnements auf „B. Bl.“)		
do. „ Elberfeld	M.	12. —
do. „ Graz fl. 100. — ö. W.	M.	170. 70
do. „ München	M.	800. —
do. „ Wien fl. 97. — ö. W. u. M. 100. —	M.	265. 60
An Spenden (vgl. nachfolgendes Verzeichniss)	M.	3431. 45
	M.	5079. —

Verzeichniss der bis incl. 7. Juli bei der Zentralkasse eingegangenen Spenden.

Vom Akademischen Wagner-Verein in Wien	M.	600. —
Von Herrn Fritz Brandt in Darmstadt	M.	100. —
„ Herrn A. Brodhag in München	M.	5. —
„ Frl. Isabella v. Edesberg in München	M.	20. —
„ Herrn C. Elischer in Kaschau (?) fl. 100. — ö. W. =	M.	170. 70
„ Herrn Dr. Fiedler in Leipzig	M.	6. —
„ Herrn Carl Friedrich in Wien	M.	16. —
„ Frau Emilie Kaula in München (Ertrag eines Konzertes)	M.	600. —
„ Frl. Therese Malten, Hofopernsängerin in Dresden	M.	10. —
„ Frau Amalie Friedrich-Materna, k. k. Kammersängerin in Wien	M.	10. —
„ Herrn Theater-Direktor Pollini in Hamburg (Ergebniss einer Theater-Vorstellung)	M.	1200. —
„ Frl. E. und S. Poyet in München	M.	10. —
„ Herrn Rud. Rosenlehner in München	M.	200. —
„ Herrn Emil Scaria, k. k. Kammersänger in Wien	M.	10. —
„ Herrn Herm. Sebastian in München	M.	6. —
„ Herrn Theater-Direktor Stagemann in Leipzig (Baar- einnahme eines Konzerts)	M.	457. 75
„ Frau Winkelmann in Wien	M.	10. —
	M.	3431. 45

Das nächste Heft erscheint Anfang Oktober.

Im Verlage der Redaktion.

Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.

~~~~~  
Druck von Th. Burger, Bayreuth.

# Luther.

Was ist uns, vor nun vierhundert Jahren, mit Martin Luther geschenkt worden? Was besitzen wir heute noch in ihm? —

Als der gewaltige Mann sein Werk von Feinden ringsum bedroht, und, noch weit bedrohlicher, von Freunden verkannt sah: berief er sich immer wieder auf das Wort, das man wirken lassen müsse und dem der Sieg gewiss sei.

Dieses „Wort“ ist nun zunächst: die deutsche Bibel Luther's. Er gab, mit diesem Worte, den Deutschen ihre Sprache. Hiervon sagt Jakob Grimm: „Luthers Sprache muss ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neu-hochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lautverhältnissen und Formen gesunken; was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie hervorgetrieben, verdanken wir keinem mehr, als Luthern.“ — Wer ermisst, was in der Stille, ohne alle Sichtbarkeit in Sprachausprägung und Poesie, den edlen Lauten der deutschen Evangelien in diesen vergangenen Jahrhunderten entsprossen ist! —

Luther nannte aber auch den Inbegriff seiner evangelischen Lehre selbst: das Wort. Hat dieses nun, als solcher, gleich lebensvoll gewirkt, und ist es uns gleich verständlich geblieben?

„Durch den Glauben fährt der Christenmensch über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Dieweil ein Jeglicher für sich genug hat an seinem Glauben, sind all andere Werk und Leben ihm übrig, seinem Nächsten damit aus freier Liebe zu dienen; dazu führt der Apostel ein Christum zu einem Exempel und sagt: Seid also gesinnet, wie ihr's sehet in Christo.“ So schreibt Luther in der „Freiheit eines Christenmenschen.“

Glaube und Liebe sind sprachlich nicht unverwandt; sie drücken hier gemeinsam im tiefsten Grunde Eines aus: jenes Gemüths-Ideal, dessen Belebung und theilweise Schöpfung als die That Luther's verstanden werden muss. — Wollen wir uns von seinem Glauben eine eindringliche Vorstellung machen; so sehen wir diesen in ihm zunächst als heroische Treue gegen das eigene Wesen an, welche sich zu einem Vertrauen über alle eigene Kraft und über alles irdische Geschick hinaus erweitert. Er ist die, zum Bewusstsein gekommene, Grundeigenthümlichkeit des edlen Menschen, schlicht und wuchtig gegen Trug und Entartung der Welt als „nicht von dieser Welt“, als göttlich, sich aussprechend. Diese Treue gegen das eigene Wesen, die zum Vertrauen über allen Wechsel der Geschehisse hinaus wird, ist eine Macht, wie nur irgend eine Kraft der Erde und des Irdischen:

diess fühlen und wissen wir, und daher eben darf sie fester, allmächtiger Glaube heissen. — Was der Reformator unter Liebe verstand, scheint nur im Dienste dieses Glaubens in Kraft treten zu sollen. So soll der zum reinen Glauben Gelangte aus Liebe zu den schwächeren Brüdern in der Erneuerung der kirchlichen Formen nachgiebig sein: diess war der Inhalt der Predigt gegen Karlstadt und die Wiedertäufer. Als Grundzug seines Gemüthes aber ist Liebe dem Glauben selbst innig verwandt und ebenbürtig. Wollte man Diesen das Deutsche in Luther nennen, so ist seine Liebe das Christliche in ihm: ihre Grundform ist das unsäglich innige, unmittelbare, kindlich-herzliche Verhältniss zu Jesu. Hier bricht sein Herz. Der hohe Sinn des Helden wird zur hingebenden Milde. Jene über alles Menschliche und Irdische hinausgeleitende Gewissheit neigt sich zu dem Nächsten, sie findet ihre beseligenden Entzückungen in der Theilnahme an dem Bruder in einer neuen Form und unbeschreiblicher Fülle wieder, und fühlt, was in und über allen Welten ist, im Du und Ich der menschlichen Persönlichkeit. — Glaube und Liebe sind die Gemüthskräfte der Verehrung und Rührung, in grosser Reinheit und Stärke empfunden und zum Bewusstsein gebracht: eine hohe Ahnung, die das Edle in uns mit dem Ewigen in allen Dingen verbindet, und eine Herzensregung, die dieses Wissen in den Beziehungen der Menschen unter sich verwirklicht.

Es ist nicht anders vorzustellen, als dass dieser eigenste Inhalt der Luther'schen Religion sich in ihm selbst habe eine Gefolgschaft von weit größerer, greifbarer Beschaffenheit gefallen lassen müssen. Luther ergriff mit der darstellenden Sinnlichkeit des Dramatikers die Gestalten der jüdischen Mythologie, wie die der deutschen Sage. Er kannte den Teufel von Angesicht, und wehrte sich mit seinen Fäusten gegen ihn. Er warf, in bitterster Gebetsnoth um Melanchthon's Leben „seinem Herrgott den Sack vor die Thüre“. Was diesen sinnlich derben Vorstellungen verwandt ist, nimmt in Schriften, Predigten und Aussprüchen Luther's den breitesten Raum ein: jenes Andere gränzt allzu nahe an das Unausprechliche. Dennoch bleibt es als Grundgefühl auch selbst jener mythologischen Schemen sehr wohl erkenntlich. So wenig der Jesus, der in dem Inneren Luther's lebte, den Anfechtungen der historischen Kritik ausgesetzt ist; so wenig hat es im Grunde mit jehovistischen und scholastischen Begriffen zu thun, und enthält in sich eine diesen weit überlegene Wahrheit, wenn der Reformator in seinem Wormser Gebete ausruft: „O du mein Gott, du mein Gott, stehe du mir bei, wider aller Welt Vernunft und Weisheit. Thue du es, du musst es thun, du allein. Hast du mich dazu erwählet, ich frage dich, wie ich es denn gewiss weiss, ei, so walt es Gott!“

Dass freilich sein Gegensatz gegen die Grundlagen der Theologie Luthern nicht so deutlich zum Bewusstsein gekommen ist, als sein Gegensatz zu der Hierarchie Rom's, mag das tausendfache Wirrsal des Protestantismus verschuldet haben. Immerhin fehlt es nicht an Andeutungen über den wesentlichen Unterschied des alten und des neuen Testaments. Es heisst

in der Vorrede zu Luther's geistlichen Liedern 1545: „Es war im Alten Testament unter dem Gesetz Mose der Gottesdienst fast schwer und mühselig: solchen faulen und unwilligen Gottesdienst hat Gott fahren lassen. Denn Gott hat unser Herz und Muth fröhlich gemacht durch seinen lieben Sohn, welchen er für uns gegeben hat zur Erlösung von Sünden, Tod und Teufel. Wer solches mit Ernst gläubet, der kanns nicht lassen, er muss und mit Lust davon singen und sagen. Wer aber nichts davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, dass ers nicht gläubet, und nicht ins neue, fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehört.“

Hier vertraut denn Luther die Seele des neuen Bundes dem Ausdrucke durch eine edle Kunst an. „Ich halte gänzlich dafür,“ sagt er ein anderes Mal, „dass nach der Theologie keine Kunst sei, die mit der Musik zu vergleichen sei. Mein Affekt oder Neigung waltet mir auf gegen sie, die mich oft erquicket und mir grossen Unmuth vertrieben hat. — Es ist kein Zweifel, es steckt der Same vieler guter Tugenden in solchen Gemüthern, die der Musik ergeben sind.“

Möchte Dieses an den Jüngern des musischen Kunstwerkes im ernstesten Sinne Luther's sich bewähren. Wir fühlen in der Hingabe an edelste Kunstausübung und Kunstvorführungen, wie unsere Brust weit wird, und wir recht von innen heraus dem Eigensinn und trugvollen Eigenwillen in lauterster Freude entsagen müssen: die eigenste Kraft jener Kunst ist eben in uns, und führt uns, durch Besinnung auf uns selbst, weit über uns hinaus. Verehrung und Rührung — Glaube und Liebe! Diese sollen uns ja nicht als Tugenden, deren Ausübung von uns als Gebot verlangt wird, gelten; sie drücken vielmehr die innere Nothwendigkeit unseres Wesens, unser eigenstes Wollen und Müssen aus — wenn wir, um nochmals mit Luther und den Theologen zu reden, dem Stand der Gnade angehören. Was nun hier als Reich der Gnade ahnungsvoll bezeichnet wird, dessen sinnliches Gegenbild erscheint als die beseligende Freiheit der Kunst. Bleibt diese stäts ein Spiel; so ist uns aber gelehrt worden, dem tiefen Ernste dieses Spieles nachzudenken, und zu erkennen, dass sie, sobald sie mit Treue und Wahrhaftigkeit ausgeübt und aufgefasst wird, die starke Wirklichkeit selbst in sich aufnimmt, und in ein seelenvolleres Bewusstsein erlöst.

Dieses Bewusstsein — die Erlösung vom Uebel durch das auf sich selbst sich besinnende Gemüth — durchzieht alle Gedanken, Bestrebungen und Werke jener Grössesten, deren Einen wir heute feiern. Fühlen wir diesen warmen Pulsschlag ihres Lebens, so wird von da aus der unendlich sie unterscheidende Reichthum ihrer Ausdrucksweisen und Fähigkeiten ebenfalls erst lebensvoll verstanden. Daher ist es ein ernstes, künstlerisches Thun, sie in diesem Geiste wirklich sichtbar und ungetrübt uns vor unsere Augen zurückzurufen. Sie sind uns zum Beispiele gegeben, so dass wir die mögliche Bedeutung unseres Erdendaseins in ihnen an einem deutlichen Abbilde erschauen.

## Helden und Welt.

### Die Märtyrer von Costnitz.

Schon seit Monden rüstete man sich im ganzen evangelischen Deutschland zur Feier des vierhundertjährigen Geburtstages Martin Luthers. Und nicht blos kirchlich wollte man den Tag feiern, es sollten auch ausserhalb der Kirche grosse öffentliche Festlichkeiten stattfinden, welche dem Ganzen die Bedeutung einer ebenso sinnfälligen als nachdrücklichen Manifestation des protestantischen Bewusstseins geben werden.

Was nun in dieser Hinsicht bereits geschehen oder noch beschlossen sein mag, das bleibe hier auf sich beruhen. Es ist nicht der Zweck der nachfolgenden Erörterungen darüber eine eigne Ansicht aufzustellen, wozu ich mich nicht berufen fühle. Nur auf Eins drängt es mich hinzuweisen. Will sagen: dass es uns nicht wohl anstehen würde, Luthers Namen und Werk zu feiern, ohne dabei zugleich der Märtyrer von Costnitz zu gedenken, des Johann Huss und seines Gefährten Hieronymus von Prag, welche in Deutschland Luthers Vorgänger gewesen waren, und für dasselbe Werk, welches später dieser unternahm, ihr Leben eingesetzt hatten. Wie Luther vor dem Reichstage zu Worms, so hatten jene vor dem Konzil zu Costnitz gestanden. Und unterlagen sie zwar dort, so entstand doch gerade aus ihrem Scheiterhaufen ein Brand in dem Gebäude der römischen Hierarchie, der noch bis zu Luthers Zeit fortglimmte. Unbestreitbar war demnach von den Hussiten der erste erfolgreiche Angriff auf das römische System ausgeführt, und ohne das würden Luthers allerdings viel grössere Erfolge selbst nicht zu ermöglichen gewesen sein.

War doch in Böhmen ein Präzedenz geschaffen; denn eine partielle Reformation war dort nicht nur thatsächlich durchgedrungen, sondern zur anerkannten Geltung gelangt. Die bis dahin noch bestandene Allgemeinherrschaft des römischen Systems war also jetzt schon durchbrochen, und damit eine Perspektive zu immer weiteren Aenderungen eröffnet. Das hatte man in Rom von Anfang an erkannt, und daher den Hussitismus mit Feuer und Schwert wieder auszurotten gesucht; aber das eben war damals keinesweges gelungen. Erst viel später, nach der Schlacht am weissen Berge, gelang es allerdings den Jesuiten die Gegenreformation in Böhmen, im Ganzen und Grossen, zu Ende zu führen.

Dennoch ist selbst damit der Hussitismus noch lange nicht ganz aus der Geschichte eliminiert, so dass er nur wie ein vorüberziehendes Meteor gewesen wäre. Lebt er ja in den geringen Ueberresten des *Utraquismus* sogar in Böhmen selbst noch offen fort, und um wie viel mehr dürfte er verborgen noch im Herzen des czechischen Volkes fortleben! Was aber die Hauptsache ist: mittelbar lebt er fort in dem ganzen evangelischen Deutschland, so gewiss als die lutherische Reformation unbestreitbar in innerem Zusammenhang mit dem Hussitismus stand. Und fort lebt er endlich

in der aus den hussitischen Bewegungen hervorgegangenen *Mährischen Brüderunität*, die dann späterhin in das *Herrnhuterthum* überging, welches zwar an und für sich nur eine winzige Minorität darstellt, gleichwohl aber nach aussen hin eine umfangreiche Missionsthätigkeit entwickelt, und auch in Deutschland selbst einen nicht unerheblichen Einfluss auf die ganze evangelische Kirche ausgeübt hat, und noch bis diesen Tag ausübt. Zumal durch die herrnhuterschen Erziehungs- und Lehranstalten, die auch von Niehtherrnhutern besucht werden. Dort hatte namentlich Schleiermacher seine erste Bildung empfangen, was eine so tiefe Nachwirkung auf seine ganze Denkweise zurückliess, dass man sagen kann, dass dieser gefeierte evangelische Theologe noch einigermaassen auf Huss zurückweist. So weit reicht die Filiation der Ideen.

Diess Alles, meine ich, wäre schon Grundes genug, dass wir uns in Deutschland dringend aufgefordert fühlen müssten, bei der Lutherfeier auch des Huss zu gedenken. Es kommt aber noch Wichtigeres hinzu.

Gehörten zwar Huss und sein Gefährte Hieronymus zunächst dem Czechenthume an, so gehörte doch das Czechenland selbst zum deutschen Reiche. Unter dem Schutz des vom Kaiser zugesagten freien Geleites war Huss damals nach Costnitz gezogen, aber diese Zusage wurde schmählich gebrochen, und gewissermaassen vor den Augen der ganzen deutschen Nation, deren Fürsten, Prälaten und gelehrte Autoritäten in Costnitz versammelt waren, wurden dann die Scheiterhaufen für ihn und seinen Gefährten errichtet. Noch mehr: bald darauf liess die deutsche Nation sich sogar dazu verleiten und verhetzen, gegen die Hussiten in Böhmen, die doch lediglich das Recht ihrer freien Ueberzeugung und Gottesverehrung beanspruchten, förmliche Kreuzzüge zu unternehmen. Sagen wir es demnach unumwunden: die deutsche Nation hat sich damals mit einer schweren Schuld belastet, deren bittere Folgen sie auch sofort zu schmecken bekam, da die Hussiten, nachdem sie die gegen sie herangezogenen Kreuzfahrer zurückgeschlagen, darauf selbst verheerend in die deutschen Nachbarländer einbrachen, Schrecken verbreitend bis an die Ostsee hin. Diese Thatsachen sind allbekannt. Um aber die Schuld, welche damals die deutsche Nation auf sich geladen, nach ihrer vollen Bedeutung zu erkennen, müssen wir hier noch einige Erwägungen anstellen.

Es handelte sich ja in dem Falle von Huss und Hieronymus nicht blos um eines der zahllosen und damals bereits gewohnheitsmässigen Ketzergerichte, welche einen so düsteren Schein auf die Geschichte der Hierarchie werfen, sondern das Auftreten jener Männer, wie ebenso das gegen sie geübte Verfahren, stand in unmittelbarem Zusammenhange mit den damals feierlich verkündeten und im grössten Style unternommenen Versuchen zu einer allgemeinen Kirchenreformation, nach welcher die ganze abendländische Christenheit schmachtete. Wie wäre nun aber eine wirkliche Reformation möglich gewesen, ohne eine Einschränkung der in's Maasslose

angewachsenen hierarchischen Gewalt, und wie ferner diess wieder, ohne der freien Forschung und der Gewissensfreiheit einigermaassen Spielraum zu verschaffen? Gab man aber rücksichtslos die Hussiten preis, so war damit auch schon von Anfang an der reformatorische Zweck des Konzils verfehlt, denn nach solchem Vorgang musste die Hierarchie zuletzt doch wieder vollständig triumphiren. Trotz aller Anstrengungen und Velleitäten verlief also das Costnitzer Konzil, wie bald darauf auch das Baseler Konzil, zuletzt in Sande. Beide waren hinterher wie für nichts gewesen. Ein unermessliches Unglück, denn damals wäre eine allgemeine Reform wohl noch möglich gewesen, ohne dass dadurch ein radikaler Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung zu entstehen brauchte. War doch das mächtigste Hinderniss einer tiefgreifenden Reform, d. i. die Herrschaft der römischen Kurie, in welcher selbst sich alle Missbräuche konzentrirten, für einstweilen beseitigt, indem vielmehr das Konzil die oberste Gewalt übte, und sich ausdrücklich über das Papstthum stellte, wie auch noch zu Basel geschah. Blieben gleichwohl die damaligen Reformversuche erfolglos, so war es nach solchem Präzedenz sehr natürlich, dass dann später Luther auch von vornherein gegen die Autorität der Konzilien protestirte; und so musste seitdem die Reformation unvermeidlich zur Kirchenspaltung führen, weil es nun für die Erhaltung der Einheit kein Organ mehr gab, wie das seit Anfang der christlichen Kirche allerdings die Konzilien gewesen waren. Dass aber jene beiden grossen, ausdrücklich zu dem Zweck der Kirchenreformation berufenen Konzilien — die glänzendsten Versammlungen, welche das neuere Europa gesehen — dennoch einen so dürftigen Ausgang nahmen, das hat freilich nicht Deutschland allein verschuldet, aber immerhin zum meist. Denn auf deutschem Boden, und unter den Auspizien des deutschen Kaisers, hatten sie getagt. Galt noch ausserdem der Kaiser ausdrücklich für den obersten Schirmherren der ganzen abendländischen Kirche, so hätte er gewiss einen sehr bedeutenden Einfluss auf den Verlauf der Verhandlungen zu üben vermocht; es hätte nur ein anderer Mann dazu gehört, als der für solche Aufgabe doch zu leichtfertige Sigismund.

Zum Zweiten sind es gerade die Hussitenkriege — die doch lediglich dadurch entstanden waren, dass man das hussitische Kirchenwesen mit Gewalt unterdrücken wollte, — wodurch es verhindert wurde, dass der schon damals hereindrohenden Türkenmacht noch rechtzeitig entgegengetreten werden konnte. Denn in jenen Kriegen, in welche neben Deutschland namentlich auch noch Ungarn verwickelt wurde, waren unermessliche Kräfte nutzlos vergeudet. Man erwäge nur, was allein schon die hussitischen Kriegeshelden auszurichten vermocht hätten, wären sie mit ihrer Wagenburg gegen die Türken gezogen, statt dessen sie sich in der traurigen Nothwendigkeit befanden gegen ihre christlichen Nachbarn ziehen zu müssen. Hinterher aber war die Zeit versäumt, wo das Vordringen der Türken noch unschwer aufzuhalten gewesen wäre. So geschah es, dass nicht lange darauf

ganz Ungarn der türkischen Obermacht erlag, und dass dann die Türken zweimal Wien umlagern konnten, indessen ihre Renner und Brenner bis Regensburg streiften. Für Deutschland wie für die römische Hierarchie die gerechte Strafe ihres unweisen Verfahrens gegen die Hussiten.

Endlich noch Eins, was zugleich aktuelle Verhältnisse betrifft. Denn gerade aus der Hussitenzeit datirt im letzten Grunde auch der beklagenswerthe Nationalhass der Czechen gegen die Deutschen, der sich vordem noch nicht gezeigt hatte. Ein Ottokar II, welchen die Czechen zu ihren grössten Regenten zählen, muss wohl vielmehr ein Freund der Deutschen gewesen sein, da er zahlreiche deutsche Kolonisten in das Land berief, und ein Städtewesen nach deutscher Art zu begründen unternahm. Wie er denn auch dem deutschen Orden in Preussen zur Hilfe zog, und dort das heutige Königsberg gründete, nach seiner Königswürde so benannt. Andererseits müssen auch die deutschen Autoritäten vordem wohl keinen Hass gegen das Czechenthum empfunden haben, sonst wäre gewiss der Czechenherzog nicht mit der Königskrone geschmückt, noch wären ihm vor allen anderen Reichsfürsten so grosse Vorzüge gewährt, dass er fast unabhängig dastand. Wie wäre gar unter Karl IV von einem gegenseitigen Hass der beiden Nationalitäten zu reden gewesen. Auch dass manche altczechische Adelsgeschlechter sich selbst, oder ihren Burgen, deutsche Namen gaben, spräche dagegen.

Erst in Folge der Kreuzzüge gegen die Hussiten verwandelte sich die friedliche Gesinnung in wüthenden Nationalhass, der dann zwar nach dem Ende der Hussitenkriege allmählich wieder zu erlöschen begann, darauf aber auf's neue angefacht wurde durch die furchtbare Unterdrückung, welche das czechische Volk nach der Schlacht am weissen Berge zu erdulden hatte. So wie damals das Czechenthum ist kaum jemals ein anderes Volksthum gemisshandelt worden. Das Geringste dabei war noch, dass zahllose Landgüter dem eingebornen Adel nach kurzem Prozess genommen, und aus aller Herren Ländern zusammengelaufenen militärischen Glücksrittern verliehen wurden. Was die kirchlichen Verhältnisse betrifft, so wurde dann die Gegenreformation mit brutalster Gewalt durchgeführt. Und selbst damit noch nicht zufrieden, wollte man dem czechischen Volke selbst seine geschichtlichen Erinnerungen, seine Litteratur und seine Sprache rauben. Darum wurden alle czechischen Bücher, so viel man deren habhaft werden konnte, als im voraus des Hussitismus verdächtig, feierlich verbrannt, — gewiss ein augenfälliges Nachspiel zu dem Autodafé von Costnitz, und zwar im grössten Style. Konnte doch schon ein einzelner Jesuit sich berühen 60,000 czechische Schriften verbrannt zu haben! Was Wunder, wenn in Folge eines solchen Unterdrückungssystems, welches noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts fortgesetzt ward, das czechische Volk von der vergleichsweise schon beträchtlichen Kulturhöhe, die es vor dem dreissigjährigen Kriege erreicht hatte, in eine neue Barbarei und geistige Finster-

niss versank, und einem stupiden Aberglauben verfiel. Was dabei insbesondere die czechische Sprache betrifft, die vegetirte nur in dem gemeinen Volke noch kümmerlich fort, antlich galt sie überhaupt nichts mehr, und aus den mittleren und oberen Regionen war sie allmählich so verdrängt, dass der grosse czechische Sprach- und Litteraturforscher Dobrowsky, von dessen Wirken dann eben die Wiederbelebung der czechischen Sprache und Litteratur herdatirt, diese Sprache selbst erst hatte erlernen müssen, ganz wie eine ihm vordem fremde Sprache.

Diess vorausgeschickt, so ist nun weiter die Sache, dass eben der Landesherr, unter dessen Autorität alle jene Unterdrückungsmaassregeln ausgeübt wurden, ein deutscher Fürst und sogar der deutsche Kaiser war; wie es auch nicht minder vorzugsweise Deutsche gewesen sind, die dabei der Gewalt als Schergen dienten. Was konnte also die Folge davon sein? Denn war gleich das czechische Volk in dumpfe Betäubung versunken, unmöglich doch, dass sich nicht in der Tiefe seiner Seele eine immer wachsende Masse verhaltenen Ingrimms angesammelt hätte. Wehe, wenn der einmal ausbräche! Lässt doch Schiller schon seinen Wallenstein, zu dessen Zeit das Unterdrückungswerk nur erst begonnen hatte, die Worte sprechen:

„Ein glühend, rachvoll Angedenken lebt  
Der Greuel, die geschahn auf diesem Boden.  
Und kann's der Sohn vergessen, dass der Vater  
Mit Hunden in die Messe ward gehetzt?  
Ein Volk, dem das geboten wird, ist schrecklich,  
Es räche, oder dulde die Behandlung.“

Was stände also gar zu erwarten, wenn die Unterdrückung noch zwei Jahrhunderte lang fortgesetzt wurde? Denn eigentlich ist doch erst nach 1848 dem czechischen Volke das Schloss von dem Munde genommen worden, welches man ihm nach der Schlacht am weissen Berge angelegt hatte. Mit welchen Schwierigkeiten und Plackereien hatte selbst noch der Geschichtschreiber Palacky zu kämpfen! Ein obskurer Censor wollte ihn lehren, was über Huss zu sagen oder nicht zu sagen wäre.

Stellen wir uns jetzt auf den allgemein menschheitlichen Standpunkt, so müssten wir wohl ein erfreuliches Ereigniss darin erblicken, wenn ein Jahrhunderte lang in dumpfes Vegetiren versunkenes, und darin geflissentlich niedergehaltenes Volk trotz aller äusseren Hemmnisse sich endlich wieder aufrafft. Wie dürften also die Deutschen sheel dazu sehen wollen, wenn das czechische Volk wieder ein eignes Geistesleben zu entwickeln beginnt? Denn traurig wäre zu denken, dass das Deutschthum den Wettkampf scheuen müsste, und sein Flor nur auf Unterdrückung seiner schwächeren Nachbarschaft beruhen könnte. Freilich aber, wie einmal die menschliche Natur ist, kann es kaum anders geschehen, als dass bei solchem Wiedererwachen aus langer Betäubung auch manche Verirrung, Selbstüberhebung und Ausbrüche der Rachsucht hervortreten werden. So hat denn auch Palacky in

seinem, unstreitig hochverdienstlichen und für die böhmische Geschichte gewissermaassen grundlegenden grossen Werke, durch sein überreiztes Nationalgefühl, rücksichtlich Deutschlands, sich nicht selten zu eben so gehässigen als unhaltbaren Behauptungen hinreissen lassen. Konnte das selbst einem sonst so ernstern Forscher begegnen, was steht erst von geringeren Leuten und von dem grossen Haufen zu erwarten! Solche Gehässigkeiten sind dann tief zu beklagen, und wenn sie gar zu thätlichen Exzessen führen, wird dem nachdrücklichst entgegen zu treten sein. Wollen wir aber der Wahrheit die Ehre geben, so müssen wir immerhin bekennen: die Deutschen ärndten da, was sie vordem gesäet. Und leider wird wohl noch Zeit dazu gehören, bis die heute auf beiden Seiten erregten Leidenschaften sich genugsam abgekühlt haben werden, um eine ruhige Würdigung der wirklichen Verhältnisse zu ermöglichen, und dadurch beiderseits eine friedliche Gesinnung aufkommen zu lassen.

Hiernach aber glaube ich auch zugleich gezeigt zu haben, dass die letzte Ursache des traurigen Nationalhasses, welcher einstweilen in Böhmen in so manchen bedenklichen Erscheinungen hervortritt, allerdings in dem einst von deutscher Seite gegen den Hussitismus geübten Verfahren zu suchen ist, denn bis dahin reicht durch die Verkettung der Ereignisse die Genesis des gegenwärtigen Zustandes zurück, wie sich Schritt vor Schritt verfolgen lässt. Es war damals ein grosser Wendepunkt. Sind nun geschehene Dinge nicht wieder ungeschehen zu machen, so läge doch einigermaassen eine Sühne des damals begangenen Unrechtes darin, wenn wir das Unrecht offen eingeständen. Eingeständen in vollem Maasse, indem wir andererseits auch die grosse Stellung, die Huss in der Geschichte der Menschheit einnimmt, unumwunden anerkannten. Und damit auch die weltgeschichtliche Bedeutung, die damals wirklich dem Czechenthum zukam. Denn selbst in dem kriegerischen Auftreten der Hussiten, trotz alles des Grässlichen, was sich daran anschloss, werden wir die bewunderungswürdige Thatkraft, Ausdauer und strategische Meisterschaft nicht verkennen dürfen. Es bleibt für immer ein denkwürdiges Zeugniß davon, welcher gewaltigen Leistungen unter Umständen selbst ein kleines Volk fähig ist, wenn seine moralische Kraft bis in ihre letzte Tiefe aufgeregt ward.

Mag doch die klägliche Rolle, welche dem gegenüber die deutsche Nation spielte, für uns tief beschämend sein, nationale Eitelkeit sollte uns weder dazu verleiten unsere Schwächen und Fehler bemänteln, noch das wirklich Grosse, was damals auf Seiten unseres Feindes hervortrat, ablengnen oder verkleinern zu wollen. Hier vor allem gilt, was einmal Schiller an Körner schrieb\*).

„Es ist ein armseliges kleinliches Ideal für eine einzige Nation zu schreiben; einem philosophischen Geiste ist diese Grenze durch-

\*) Siehe Hettners „Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts“, III. Buch, Abth. II. S. 137.

aus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren Form der Menschheit, bei einem Fragment — und was ist die wichtigste Nation anderes? — nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation, oder Nationalbegebenheit, als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.“

Wohlan denn, es war allerdings das kleine Czechenvolk, welches in jener Zeit an dem Fortschritt der Gattung arbeitete, dafür kämpfte und litt. Und eben dieses Volk machte damals zuerst den auch einstweilen gelungenen Versuch, ein von den hierarchischen Banden, welche das ganze Mittelalter umspinnen hatten, freies Staatswesen herzustellen, wie Palacky mit Recht hervorhebt. Es geschah diess namentlich unter Podiebrad, welchem, beiläufig bemerkt, auch der Geschichtsschreiber Droysen, in seiner Geschichte der preussischen Politik, gegenüber der elenden Politik des Kaisers Friedrich III seine Anerkennung nicht versagen konnte.

Damit genug davon; denn wir dürfen uns hier nicht in politische Betrachtungen verlieren, die allzu weit von unsrem Thema abführen würden, dessen Kernpunkt lediglich darin liegt, dass wir für Huss die Ehrenstelle eines Luther selbst ebenbürtigen Mannes, und des wirksamsten Vorarbeiters der Reformation vindiziren wollen. Und wie dann Luther seinen Melancthon zur Seite hatte, so ist ganz füglich Hieronymus neben Huss zu stellen.

Wird aber etwa Luthers Bedeutung dadurch verkleinert, wenn wir sagen, dass er selbst auf Huss Schultern stand? Im Gegentheil, erst dadurch tritt seine Bedeutung recht hervor, dass er in seinem Wirken gewissermaassen alles das wieder neu aufnahm und zusammenfasste, was frühere Reformatoren angestrebt, und leider nicht hatten durchsetzen können, weil die Zeit noch nicht reif dazu war. Erst so erscheint die deutsche Reformation — gegenüber der ebenso beschränkten als unwahren Auffassung derselben in dem Geschichtswerke Janssens, welches jetzt bei den Ultramontanen ein solches Triumphgeschrei erregt, als ob dadurch die Reformation moralisch vernichtet wäre, — erst dadurch, sage ich, erscheint sie in ihrem wahren Lichte, dass sie eben kein bloß deutscher und insbesondere auf Luthers persönlichem Wirken beruhender Vorgang war, wie jener Mann die Sache darstellt, sondern als deutsch zugleich von universalem Charakter, und als das Endprodukt vielfältiger früherer Vorarbeiten. Wie sich denn auch thatsächlich zeigte, dass alsbald nach dem Auftreten Luthers auch in allen anderen Ländern, rings um Deutschland herum, neue reformatorische Bestrebungen erwachten, wozu es eben nur eines Anstosses bedurfte hatte. So in Frankreich, den Niederlanden, England und Skandinavien; selbst in Italien und Spanien, wo freilich die protestantischen Regungen gleich im ersten Anfang wieder erstickt wurden, indessen in Ungarn und Polen die Reformation doch geraume Zeit hindurch glücklichen Fortgang hatte, bis sie da erst später unterdrückt wurde, zumeist durch den Einfluss der Jesuiten, und sehr zum Unsegen namentlich für Polen.

Wie nun also die deutsche Reformation einen zugleich universalen Charakter hatte, könnte und sollte es auch mit der Lutherfeier so sein, indem sie zugleich für alle anderen Länder zur Aufforderung zu dienen hätte, dass man sich dort der früheren reformatorischen Bestrebungen erinnerte; besonders aller derjenigen Männer, welche dafür gearbeitet, gekämpft oder gelitten hatten. Und fürwahr: in einer Zeit, in welcher die Hierarchie kecklich wieder Ansprüche erhebt, die man für längst verjährt gehalten, indem sie unverblümt genug sich das Recht zu gewaltsamer Unterdrückung sogenannter Ketzereien zuschreibt\*), auch sogar sich nicht entblödete, den Oberketzerrmeister Arbuez zum Lohn für seinen Feuereifer, den er in rastlosem Ketzerverbrennen erwiesen, unter die Heiligen zu versetzen, da thut es noth, dem gegenüber vielmehr ausdrücklich das Andenken an alle die schon in früherer Zeit hervorgetretenen reformatorischen Tendenzen wieder wach zu rufen, um damit der römischen Kurie die Lehre zu geben, dass die Welt schon längst nicht mehr gesonnen ist, durch klerikale Vorspiegelungen sich zu neuen Ketzerverfolgungen verleiten zu lassen, und dass ihr das Wirken des heiligen Arbuez vielmehr für eine Ausgeburt teuflischer Wahnbethörung gilt.

Mögen darum die Engländer das Andenken ihres Wiclef feiern; die Franzosen ihres Petrus Waldus und der Albigenser; die Italiener ihres Arnold von Brescia und Savonarola. Wir Deutsche haben vor allem des Huss und seines Gefährten Hieronymus zu gedenken, deren Martyrium sich auf deutschem Boden vollzog, unter Guttheissung der deutschen Autoritäten, obenan des Kaisers. Und waren gleich jene beiden Männer aus dem Czechenthum hervorgegangen, um desswillen gehörten sie nicht minder dem deutschen Reiche an. Wir hatten darum das Czechenvolk als ein Brudervolk anzusehen, wofür es auch noch heute gelten muss, und davon haben wir jetzt Zeugniß abzulegen. Denn soll die Lutherfeier zunächst doch eine kirchlich-religiöse sein, so geziemt sich auch, dass wir uns dabei über den eben so beklagenswerthen als engherzigen und rundweg unchristlichen Nationalhader erheben. Und das wäre wohl auch ein Segen dieser Feier, wenn sie zugleich sich als den Anfang zur Beschwichtigung dieses Haders erwiese.

So sollte denn jetzt zu Costnitz an derselben Stelle, wo einst Huss und Hieronymus den Feuertod erlitten, beiden ein würdiges Denkmal errichtet werden; von Trauereichen umgeben, als ein Zeichen der Trauer über die Wahnbethörung, in welche die Menschheit so lange Zeit hindurch versunken gewesen, und welcher jene Glaubenshelden zum Opfer gefallen waren; wie nicht minder zum Zeichen dessen, dass dennoch der von ihnen ausgestreute Samen Wurzel geschlagen, woraus dann Gewächse entsprossen, die nun stark wie Eichen dastehen, ungebeugt durch die Stürme der

\*) Die „potestas vis inferendae“, wie es im Syllabus lautet.

Jahrhunderte. Und eben dass es also geschähe, das sollte am Luthertage beschlossen werden. \*)

Es war der Zweck der vorstehenden Zeilen öffentlich dazu aufzufordern. Haben wir doch zu lange schon hier unsere Pflicht versäumt, und wenn wir Luther und Melanchthon neue Standbilder errichten, so ist es endlich Zeit auch an Huss und Hieronymus unsere Ehrenschilder abzutragen.

Unsere katholischen Mitbürger würden sich dadurch in keiner Weise verletzt fühlen dürfen. Denn offenbar läge darin keine Demonstration gegen die katholische Kirche, sondern nur gegen die hierarchische Entartung derselben. Oder hatte diese Kirche nicht schon Jahrhunderte lang bestanden, ehe noch an Ketzerverbrennung gedacht war? Welcher denkende Katholik könnte also in solchem Greuel ein wesentliches Stück des Katholizismus erblicken wollen, oder in seinem Herzen sich getrieben fühlen zu dem heiligen Arbuez zu beten? Gäbe es aber gleichwohl derartige Irrgläubige, dann eben wäre die Errichtung eines Denkmals für Huss und Hieronymus ein geradezu nothwendiger, und wie der einfachste so durch seine Sinnfälligkeit gewiss auch wirksamste Protest gegen solchen Irrglauben, den noch mit besonderen Vernunftgründen bekämpfen zu wollen in unseren Tagen schon unter der Würde denkender Wesen wäre. Darum schliesslich noch einmal: lasst uns am Luthertage vor allem auch der Märtyrer von Costnitz gedenken!

Constantin Frantz.

\*) Costnitz oder Constanz, die kleine erinnerungsreiche Stadt am Bodensee, giebt dem ersten Durchwanderer und Betrachter ihrer Gassen und Häuser gar manches zu bedenken, was den Blick durch die Zeiten und Wendungen Deutscher Geschichte wohl zu schärfen vermag. Da sehe ich im Winkel des kleinen Obermarktes das alte Haus, woselbst heut vor 700 Jahren Friedrich der Rothbart seinen Frieden abschloss mit den Lombardischen Städten: das letzte grosse Deutsche Kaisergeschlecht paktirt mit dem aufstrebenden freien Bürgerthume, römisches Caesarennachgebild im schwäbischen Rothhaar mit altgermanischer Volkskraft im neuromanischen Städterkleide, — und heute? — eine moderne Inschrift nennt mir das graue Gebäude im Winkel: *Café Barbarossa!* Aber auch dicht daneben trägt das Eckhaus eine Schrift, die spricht von anderer hochwichtiger Stunde historischer Neugeburt: hier belehnte im Jahre 1417 Kaiser Sigismund den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Zollern, mit der brandenburgischen Mark; das Geschlecht des neuen deutschen Kaiserreiches beginnt von dieser bescheidenen Stätte her seinen unvergleichlichen Siegeslauf. Und nur zwei Jahre früher, 1415, ward wenige Schritte davon im ehrwürdigen Dome dem kühnen Reformator, dem geistigen Vorkämpfer der neuen Zeit, Huss, das Urtheil gesprochen; drüben aber auf der schönen Insel des alten Dominikanerklosters, wo gegen des Kaisers Wort der Apostel der Freiheit in Bande geworfen ward, da erhebt sich heute aus den Resten des frommen Gebäudes das erste „*Hôtel*“ der Stadt, und das Refektorium der Mönche ist der „*Speisesaal*“ für die internationalen Besucher und Begaffer ihrer historischen Kuriositäten. Dazu gehört denn auch an erster Stelle das nahe alte „*Kaufhaus*“ mit dem berühmten, stattlich restaurirten „*Konziliumssaale*“; und in den Konziliumssaal lädt heute die israelitische Gemeinde von Constanz die christliche Bürgerschaft ein zur Weihefeier am Vormittage und zum Bankett am Abende, zu Ehren ihrer neuvollendeten Synagoge. — Sieht man da nicht aus den Jahrhunderten her eine neue Zeit, wie sie sich anzeigt, wie sie aufblüht, und wie sie ihrem Ende zugereift ist? — Möchte es denn ein Zeichen anbrechender neuester Zeit sein, wenn in der That einmal die Denkmäler der Praereformatoren zu Constanz aufgerichtet würden — von Solchen, die da wissen, was sie thun! Was sagen und sind uns sonst alle Lutherfeste und kuriose historische Reminiszenzen?! Anm. d. Red.

## Die Sprache Luther's in Wagner's Kunst.

### Ein Wort zur Einführung.

Neben mir liegt das soeben eingetroffene *Wagner-Lexikon*.\*) Wir sollten „unter uns“, wie wir hier die „Blätter“ schreiben und lesen, kein Wort mehr darüber zu verlieren haben: es ist vorhanden, und wir Alle werden es besitzen müssen. Indem ich die Feder ansetze zu dieser Einführung, fühle ich lebhafter als je die Nothwendigkeit eines solchen Besitzes und den unschätzbaren Werth der Gabe, welche damit allen Arbeitern am Werke Wagner's dargeboten ist. Es sei und bleibe: der „thematische Leitfaden“ unserer Blätter.

Meine Arbeit gilt heute der Einführung einer Abhandlung, welche einer der Herausgeber jenes Lexikons verfasst hat; und betrifft dieselbe nun das wichtige und schwierige Thema der Sprache, so will ich vor Allem einmal in Lexikon nachschlagen, was dort an Aussprüchen unseres grossen Lehrers und Meisters über diesen Gegenstand zu finden ist. Wir werden an diesen Worten alsbald die Richtschnur haben, sowohl für das rechte Verständniss der nachfolgenden, ganz darauf begründeten Abhandlung, als auch für unser eigenes Nachdenken, welches so von vornherein vor Willkür und Mühsal führerlosen Umherirrens in den verschlungenen Gängen sprachwissenschaftlicher Untersuchungen — wozu man so leicht sich verleitet fühlt — mit bedeutendster Entschiedenheit bewahrt sein wird.

S. 737. „Betrachten wir die Geschichte der Entwicklung der modernen Sprachen näher, so treffen wir noch heute in den sogenannten Wortwurzeln auf einen Ursprung, der uns deutlich zeigt, wie im ersten Anfange die Bildung des Begriffes von einem Gegenstande fast ganz mit dem subjektiven Gefühle davon zusammenfiel, und die Annahme, dass die erste Sprache der Menschen eine grosse Aehnlichkeit mit dem Gesange gehabt haben muss, dürfte vielleicht nicht lächerlich erscheinen.“ (VII, 149.)

„Die Tonsprache ist Anfang und Ende der Wortsprache. Das ursprünglichste Aeusserungsorgan des inneren Menschen ist die Tonsprache, als unwillkürlicher Ausdruck des von Aussen angeregten inneren Gefühles. In den Vokalen, wenn wir sie uns von den Konsonanten entkleidet denken, und in ihnen allein den mannigfaltigen und gesteigerten Wechsel innerer Gefühle nach ihrem verschiedenartigen, schmerzlichen oder freudvollen Inhalte kundgegeben vorstellen, erhalten wir ein Bild von der ersten Empfindungssprache des Menschen. In der reinen Tonsprache gab das Gefühl bei der Mittheilung des empfangenen Eindruckes nur sich selbst zu verstehen, und vermochte diess, unterstützt von der Gebärde, durch die manigfaltige Hebung und Senkung, Ausdehnung und Kürzung,

\*) *Wagner-Lexikon*. Hauptbegriffe der Kunst- und Weltanschauung Richard Wagner's, n wörtlichen Anführungen aus seinen Schriften zusammengestellt von Karl Fr. Glasenapp und Heinrich von Stein. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1883, 984 Seiten Lex. Form. Preis: M 15, geb. M 18.

Steigerung und Abnahme der tönenden Laute: um aber die äusseren Gegenstände nach ihrer Unterscheidung selbst zu bezeichnen, musste das Gefühl auf eine dem Eindrücke des Gegenstandes entsprechende, diesen Eindruck ihm vergegenwärtigende Weise den tönenden Laut in ein unterscheidendes Gewand kleiden, das es diesem Eindrücke und in ihm somit dem Gegenstande selbst entnahm. Dieses Gewand wob sie aus stummen Mitlautern; die so bekleideten und durch diese Bekleidung unterschiedenen Vokale bilden die Sprachwurzeln, aus deren Fügung und Zusammenstellung das ganze sinnliche Gebäude unserer unendlich verzweigten Wortsprache errichtet ist. (IV. 114, 15, 16, 17.)

S. 752. „Wenn die Sprache nun solche Wurzeln nach ihrer Aehnlichkeit und Verwandtschaft zusammenstellte, so verdeutlichte sie dem Gefühle in gleichem Maasse den Eindruck der Gegenstände, wie den ihm entsprechenden Ausdruck durch gesteigerte Verstärkung dieses Ausdruckes, durch welche sie den Gegenstand selbst wiederum als einen verstärkten, nämlich als einen an sich vielfachen, seinem Wesen nach durch Verwandtschaft und Aehnlichkeit aber einheitlichen bezeichnete. Dieses dichtende Moment der Sprache ist die Alliteration oder der Stabreim, in dem wir die urälteste Eigenschaft aller dichterischen Sprache erkennen. Eine Empfindung, die sich in ihrem Ausdrucke durch den Stabreim der Wurzelwörter rechtfertigen kann, ist uns, sobald die Verwandtschaft der Wurzeln durch den Sinn der Rede nicht absichtlich entstellt und unkenntlich wird — wie in der modernen Sprache —, ganz unzweifelhaft begreiflich; und erst wenn diese Empfindung in solchem Ausdrucke als einheitliche unser Gefühl unwillkürlich bestimmt hat, rechtfertigt sich vor unserem Gefühle auch die Mischung dieser Empfindung mit einer anderen. Der sinnig-sinnliche Stabreim vermag den Ausdruck einer Empfindung mit dem einer anderen zunächst durch seine rein sinnliche Eigenschaft in der Weise zu verbinden, dass die Verbindung dem Gehöre lebhaft merklich wird und als eine natürliche sich ihm einschmeichelt. Der Sinn des stabgereimten Wurzelwortes, in welchem bereits die neu hinzugezogene andere Bedeutung sich kundgibt, stellt sich, durch die unwillkürliche Macht des gleichen Klanges auf das sinnliche Gehör, an sich aber schon als ein Verwandtes heraus, als ein Gegensatz, der in der Gattung der Hauptempfindung mit inbegriffen ist, und als solcher nach seiner generellen Verwandtschaft mit der zuerst ausgedrückten Empfindung durch das ergriffene Gehör dem Gefühle, und durch dieses endlich selbst dem Verstande, mitgetheilt wird.“ („Die Liebe bringt Lust und — Leid.“)

„Dieses sinnliche Organ ist gegen Den, der sich ihm liebevoll mittheilt, so hingebend und überschwänglich reich an Liebesvermögen, dass es das durch den wählerischen Verstand millionenfach Zerrissene und Zertrennte als Reinmenschliches, ursprünglich und immer und ewig Einiges wiederherzustellen, und dem Gefühle zum entzückendsten Hochgenusse darzubieten vermag. — Naht Euch diesem herrlichen Sinne, Ihr Dichter! Naht Euch ihm aber als ganze Männer und mit vollem Vertrauen! Gebt ihm das Umfangreichste, was Ihr zu fassen vermögt, und was Euer Verstand nicht binden kann, das wird dieser Sinn Euch binden und als unendliches Ganzes Euch wieder zuführen.“ (IV. 117, 165, 166.)

S. 739. „Die dichterische Absicht ist nicht eher verwirklicht, als bis sie aus dem Verstande an das Gefühl mitgetheilt ist. In der modernen Prosa sprechen wir eine Sprache, die wir mit dem Gefühle nicht verstehen, deren Zusammenhang mit den Gegenständen, die durch ihren Eindruck auf uns die Bildung der Sprachwurzeln nach ihrem Vermögen bedingen, uns unkenntlich geworden ist.“ (IV. 123, 22.)

S. 744. „Italiäner und Franzosen sprechen eine Sprache, deren wurzelhafte Bedeutung ihnen nur auf dem Wege des Studiums aus älteren, sogenannten todtten Sprachen verständlich werden kann. Wollen wir nun annehmen, dass auch für diese Sprachen ganz neue, von uns noch nicht geahnte Bedingungen zur gefühlsverständlichen Umgestaltung aus einem Leben hervorgehen könnten, das, frei von allem historischen Drucke in einen innigen und beziehungsvollen Verkehr mit der Natur tritt, — und dürfen wir jedenfalls auch versichert sein, dass gerade die Kunst, wenn sie diesem neuen Leben Das ist, was sie sein soll, auf jene Umgestaltung einen ungemein wichtigen Einfluss äussern wird, — so müssen wir erkennen, dass ein solcher Einfluss derjenigen Kunst am ergiebigsten entspiessen muss, welche in ihrem Ausdrucke sich auf eine Sprache gründete, deren Zusammenhang mit der Natur dem Gefühle jetzt schon noch kenntlicher ist, als es bei der italiänischen und französischen Sprache der Fall ist.“ „Von allen modernen Sprachen ist nur die deutsche befähigt, zur Belebung des künstlerischen Ausdruckes verwandt zu werden, schon weil sie die einzige ist, die auch im gewöhnlichen Leben den Accent auf den Wurzelsyllben erhalten hat.“ (IV. 263.)

S. 741. „Ehe wir (aber) unsere staatlich-politisch oder religiös-dogmatisch umgebildeten Empfindungen nicht bis zu ihrer ursprünglichen Wahrheit gleichsam zurück zu empfinden vermögen, sind wir nicht im Stande, den sinnlichen Gehalt unserer Sprachwurzeln zu fassen. Was die wissenschaftliche Forschung uns über sie mitgetheilt hat, kann nur den Verstand belehren, nicht aber das Gefühl zu ihrem Verständnisse bestimmen. Die Wissenschaft hat uns den Organismus der Sprache aufgedeckt; aber was sie uns zeigte, war ein abgestorbener Organismus, den nur die höchste Dichternoth wieder zu beleben vermag, und zwar dadurch, dass sie die Wunden, die das anatomische Sezirmesser schnitt, dem Leibe der Sprache wieder schliesst, und ihm den Athem einhaucht, der ihn zur Selbstbewegung beseele. Dieser Athem aber ist — die Musik.“ (IV. 160.)

S. 26. „So wollen wir die kärgliche Sprache des Alltagslebens, in welchem wir noch nicht das sind, was wir sein können, und desshalb auch noch nicht kundgeben, was wir kundgeben können, hinter uns werfen, um im Kunstwerke eine Sprache zu reden, in dem wir einzig das auszusprechen vermögen, was wir kundgeben müssen, wenn wir ganz das sind, was wir sein können! — (IV. 175.)

Das Deutsche, welches wir heute als „kärliche Sprache des Alltagslebens“ reden, nennt sich noch immer mit Vorliebe die „Sprache Luther's.“ Auch hei den Lutherfesten dieser Tage wird sie viel geredet, und manig-fach von ihr geredet werden. Ob wohl einer der Redner sich dessen entsinnen wird (oder auch nur entsinnen kann), zu welcher Bedeutung im Geiste des Künstlers Wagner diese Sprache Luther's sich bis in ihre Wurzeln hinein enthüllt hat? — Wer dem Grunde jener Bedeutung nicht ganz leichtfertig vorbei geht, — wer sie sich nicht nur spielend vom Zweige der Gewohnheit pflückt, der von dem Baume, aus der Tiefe entsprossen, sich in unser „Alltagsleben“ hineinhängt, — der wird in ein Nachsinnen verfallen müssen, das ihn vielleicht die rechte Strasse führt, wo Luther und Wagner mit deutschem Wort und Gruss die Hand sich reichen.

„Die Sprache Luther's“, das bezeichnet den Grund, aus welchem diese Sprache uns einstens in den nationalen Besitz hineinwuchs: dieser Grund ist das deutsche Gemüth unter der Weihe des Geistes deutscher Religion. Wir mussten es seitdem erleben, wie die Sprache Luther's unter den geschichtlich-sozialen Verhältnissen und Geschieden des deutschen Volkes nicht minder entdeutscht ward, als die deutsche Religion und das deutsche Volk selbst. Auch hier heisst es nach dem Spruche des Hans Sachs: „Was deutsch und echt, wüsst' Keiner mehr, lebt's nicht in deutscher Meister Ehr.“ Was Luther mit dem Worte Gottes seinem ganzen Volke zu eigen gegeben hatte, das ward in der Empfindung, Erkenntniss und Ausbildung vereinzelter grosser Vertreter des im Volke darniedergetretenen deutschen Geistes auf den gesonderten Gebieten der Dichtung, der Wissenschaft und der Philosophie fortwirkend erhalten. Es waren diess die leuchtenden Beispiele eines dennoch unsterblichen Lebens deutscher Sprache. Die Thaten eines Goethe, Jakob Grimm und Schopenhauer bilden die treue und seltene Gefolgschaft des grossen Werkes unseres Luther; sie haben den kostbaren Schatz unserer Sprache unter sichernder Fassung hinüber gerettet in das Eigen des grossen Künstlers der neuen Zeit. In dem allverbindenden Kunstwerke, — diesem Werke der in Ton und Wort zugleich wiedergeborenen Sprache des deutschen Gemüthes —, da kehrt nun das deutsche Wort, das einst so wehevoll und allverständlich als „Gottes Wort“ erklingen war, zum vollen Empfängniss- und Verständnissvermögen seines eigenthümlichen Volksgeistes in idealer Reinheit und Erhabenheit zurück. Die Sprache im Kunstwerke Wagner's, sie spricht das künstlerisch befreite Wort der tönenden Herzenskraft desselben Genius, der aus der Seele Luther's uns die „feste Burg“ des deutschen Glaubens in siegeskräftig singenden Tönen neu erbaute.

Was die Sprache Luther's, unser geliebtes Deutsch, dem Künstler Wagner bedeutet habe, das sagten uns soeben seine eigenen Worte; was sie ihm gewesen sei, das erklingt uns verwirklicht in seinem Kunstwerke. Mögen nun wir Alle, welche sein Kunstwerk zunächst verbunden hat, auch die Worte seiner Lehre mit Ernst und Einsicht in uns aufnehmen. Eignen wir uns die dort ausgesprochenen Gedanken bis in ihre Tiefe wirklich an, so müssen wir an diesem einen Beispiele schon erkennen, wie weit und gross unser Arbeitsfeld ist, wenn wir das kostbare Erbe der uns hinterlassenen Meister-Lehre nach allen Richtungen hin treulich verwalten und verwerthen wollen.

*Lehren* heisst in deutscher Sprache wörtlich *lesen lassen*. Was nun unsere moderne Papier-Kultur ihre Kinder und Schüler alltäglich „lesen lässt“, das geht derart in das Uermessliche, spielt sich dabei dermaassen auf das Unerlässliche, und verliert sich darüber so vielfach in das gänzlich Unerlesene, dass unter solchem Schwall von Ansprüchen an unsere Lernfähigkeit und Belesenheit nachgerade nichts so gründlich von uns verlernt

werden musste, als eben das rechte und schlichte Lesen selbst. So müssen wir eigentlich erst lesen lernen, bevor wir überhaupt eine Lehre, welche uns wahrhaft Auserlesenes und Erlernenswerthes „lesen lassen“ will, nach Recht und Würden in uns aufnehmen können, anstatt sie nur gewohnheitsmässig obenhin von der Landstrasse der Journal-Lektüre her aufzulesen. Ja, und wir müssen, um dergestalt lesen zu lernen, vor Allem doch erst sprechen lernen, d. h. unsere eigene gute deutsche Sprache wieder von Grund und Wurzel aus verstehen lernen, nachdem sie uns schon ganz und gar zum Universal-Jargon des modernen „Selbstverstandes“ geworden war. Diese Sprache gründlich und wurzelhaft zu verstehen, dazu gehört aber nach des Meisters Lehre mehr als der gelehrte wissenschaftliche Verstand, welcher gleichfalls nur zu sehr bereits geneigt ist mit dem modernen Selbstverstande zu arbeiten, anstatt sich in die blühende deutsche Märchenlaube Jakob Grimm's und an die ernste Luther-Arbeit der rechten Verdeutschung unseres erb- und eigenthümlichen Gotteswortes, nämlich der immer neu uns zu gewinnenden theuren Muttersprache, sinnig und fleissig hinzusetzen. Es bedarf dazu vor allem Anderen auch etwas von Dem, was Luther in sich trug, als er an seine fromme Arbeit auf der deutschen Wartburg ging, und was ihn zum begeisterten Sänger des protestantischen Kirchenliedes machte. Diess aber ist jenes reine deutsche Gemüth, dessen tiefem Heilsquelle einst unsere Sprache selbst als natürliche Wort-Ton-Bildung entsprungen war.

Zur Erweckung und Kräftigung dieses Gemüthes ist nun wiederum die Kunst unseres Meisters erklungen, welche durchaus in den Wurzeltiefen unserer Sprache begründet ruht. Ja, eben dadurch konnte seine Kunst alles Fremde und Falsche historischer Umschalungen und Verbildungen von sich abstreifen, um frei und offen als das neugestaltete Uralt-Eigene und Wahrhaftige vor uns hinzutreten: indem sie dagegen mit der ganzen Macht des in der deutschen Musik sich unmittelbar ausdrückenden Volksgemüthes nun einmal vor Allem die Grundrechte der deutschen Sprache selber schöpferisch durchzusetzen wagte. Sobald das musikalisch ertönende deutsche Gemüth sich auch Deutsch aussprach, warf es alles Undeutsche in den Kunstformen derart über den Haufen, dass die Kunst selbst darüber ganz und gar Deutsch ward. Solchergestalt dann kühnlich hineingetreten in die Welt moderner Zivilisation, — wohl musste diese streng durch die Sprache erzogene freie Kunstgeburt des deutschen Gemüthes alsbald einen unerhörten Sturm erregen, welcher vielfach erst noch kaum in seinen Ursprüngen und Wirkungen begriffen, aber mit elementarer Gewalt sich verbreitend, einer endlichen Durchdringung dieser Welt mit deutschem Geiste in all ihren Fugen und Falten unwiderstehlich Bahn brechen will! Hätte aber Wagner seine Werke nicht aus diesem Geist der Sprache herausgeschaffen und durch ihn gebildet, — hätte er nicht vor Allem wieder Deutsch zu sprechen begonnen, um Deutsch

singen zu können; wir hätten vielleicht, wie noch Manche wünschen möchten, eine Reihe klangvoller Opern ihm zu verdanken gehabt, welche etwa neben einem Meyerbeer'schen Nachwuchs romanischer Kompositionstalente sich auch im deutschen Repertoire gehalten hätten; aber nimmer erlebt hätten wir das musikalische Drama, und darin die Wiedergeburt der deutschen Kunst, und damit die ahnungsvolle Möglichkeit einer deutschen Kultur.

So weit also reicht die Bedeutung der Sprache für das gesammte uns begeisternde Meisterwerk. Das innige Verständniss der Sprache, wie wir es von Wagner erlernen können, verbindet recht eigentlich wurzelhaft die Kunstanschauung des Meisters mit jenen grossen Ahnungen und Möglichkeiten einer höheren Kultur, ohne deren besonnenste Beachtung und Ergründung ihm selber alles noch so schwärmerische Betreiben seiner Kunst als wieder nur eitel Opernspielwerk und seine wahre Lebensarbeit als vergeblich erschien. Er vor Allen musste tiefschmerzlich die Erfahrung empfinden, wie manch Einer, der seine Kunst begeistert feiern konnte, den von ihm idealisch vorgedeuteten kraftvollen Bildungen einer menschlich edelen Kultur des Gemüthes aber kühlen Herzens und scheuen Blickes vorüberging, sehr „musikalisch“ sein mochte, nur leider dabei noch nicht einmal „Deutsch verstand.“ —

„Um lesen zu lernen, muss man sprechen gelernt haben.“ Wer eine deutsche Meisterlehre verstehen will, muss dieser ersten Bedingung vor Allem gerecht zu werden suchen. Sonach wäre wiederum nichts mit grösserer Aufmerksamkeit zu lesen, als was über die Sprache selbst, im Sinne der Lehre unseres Meisters, uns belehrt; und nirgends besser werden wir „lesen lernen“, als indem wir eine solche Betrachtung der Sprache gründlich und aufmerksam zu lesen uns bemühen. Denn hier wird jene hochwichtige Dreieitigkeit unserer Verständniss-Bedingungen, das Sprechen, das Lesen und das Lernen, durchaus in einander verwoben und gegenseitig sich durchdringend, in Einer Gesammthätigkeit des ehrlichen Verstehen-Wollens uns auferlegt. Allerdings ist damit die angestrengteste geistige Arbeit von uns erfordert, und es genügt dann freilich nicht, nur nach dem ohnehin Bekannten und Verständlichen zu spähen, um es nur gleichsam nochmals im Gedächtnisse zu unterstreichen. Bei der allgemeinen Schwächung des Gedächtnisses durch die massenhaften modernen Anforderungen an unsere „Bildung“ mag ja ein solches Unterstreichen recht nöthig sein, und ganz charakteristisch wird dadurch das gewöhnliche Befassen unserer Aufmerksamkeit mit den Gegenständen unserer Bildung bezeichnet. Wo jedoch dem Gemälde unserer Weltanschauung irgendwie neue Striche hinzugefügt, oder den Andeutungen des Meisters von seinen Schülern nachgezogen werden, da müssen wir vielmehr den Muth fassen, dem kühnen Griffel mit eigenem Verlangen nach der Bereicherung unserer Kenntnisse zu folgen. Liegt nun ein solcher Fall heute und hier in unseren

„Blättern“ vor, so möchte ich von vorn herein unsere Leser bitten, gerade der nachfolgenden Arbeit einige Stunden freier Ruhe und geistiger Sammlung zu widmen, um ihr jene ernstlich entschlossene Aufmerksamkeit zuwenden zu können, welche sich nicht alsbald zurückschrecken lässt von einer Reihe philosophischer Betrachtungen, die dem ersten Blicke schwer verständlich erscheinen mögen. Denn in dieser Arbeit eben gilt es dem eigenthümlichsten und gründlichsten alles Verständnisses: dem der Sprache, — der Sprache Luther's im Geiste der Kunst unseres Meisters.

Es wäre ein Leichtes gewesen, wenn man etwa nur die letzten fünf Abschnitte dieser Arbeit hier hätte veröffentlichen wollen; aber was hätten die Leser von einem solchen litterarischen Abstrich gehabt? Sie hätten, im Glauben etwas Verständlicheres gelesen zu haben, vielmehr den vorgebrachten Gegenstand gar nicht verstehen lernen können. Anstatt bedeutende Beispiele für die vorhergegangenen philosophischen Deutungen unseres Sprachvermögens zu gewinnen, würden sie nur noch mit, scheinbaren, etymologisch-philosophelnden Spielereien sich zu vergnügen haben, welche ein nachhaltiges und nutzbringendes Interesse ihnen zu erregen nicht vermöchten. Wer es dagegen über sich gewinnt, mit wirklichem Interesse, d. h. Betheiligtsein am Gegenstande, in die vorliegenden Kapitel — zumal auch in das wichtige vierte — sich zu vertiefen, der würde diesen Studien selbst dann, wenn er mit den darin entwickelten Ansichten von der Bedeutung der Sprache nicht einverstanden wäre, noch eine manigfaltige schöne Anregung seines eigenen Nachsinnens verdanken dürfen. Er wird aber damit einverstanden sein müssen, wenn er vorerst wiederum mit unseres Meisters eigenen Aussprüchen sich vertraut gemacht hatte; wonach alsdann nicht leicht eine Betrachtung „Wagnerianischer“ genannt zu werden verdient, als eine solche, auf Grund jener Aussprüche abgefasste, philosophisch-wissenschaftliche Abhandlung über die Sprache.

Bezeugten nun schon jene Worte Wagner's genugsam klar und bestimmt die Bedeutung, welche eine Betrachtung der Sprache in seinem Sinne für uns Anhänger des „Kunstwerkes der Zukunft“, das keine „Oper“ ist, rechtmässiger Weise haben muss, so möchte ich zum Schlusse an Eines beispielsweise noch erinnern: dass nämlich in der That ein jedes Wort, welches wir aussprechen, gewissermaassen ein kleines „musikalisches Drama“, nicht nur bedeutet, sondern ist. Erscheint doch in jedem Worte eine gewisse Verbindung zum unlöslichen Ganzen: aus dem Elemente der Musik als reinem Gefühlsausdrucke, nämlich dem Vokalismus, und dem Elemente der besondernden Vorstellung als poetisch gestaltender Verstandeskraft, dem Konsonantismus. (Vgl. meine Poetische Lautsymbolik S. 1—4\*.) Nun geben wir aber mit solchem einfachen Worte

\*) Oper und Drama III. 2. „Die stummen Mitlauter umgeben einen tönenden Vokal um ihn unterscheidend zu individualisiren und aus einem allgemeinen Empfindungsausdrucke zum verdeutlichenden Ausdruck eines besonderen Gegenstandes zu verdichten.“

unserer Sprache mitunter auch einer philosophischen „Weltanschauung“ selbst Ausdruck, z. B. wenn wir mit Schopenhauer solch ein recht ursprüngliches Wort wie Wille zur Bezeichnung des Wesens der Welt in den Mund nehmen, d. h.: aus unserer sprachzeugenden Seele bedeutend wiedererklingen lassen. In einer solchen Benennung des mit philosophischem Bewusstsein ahnungsvoll erschaute Welt-Wesens durch die Sprachlaut-Figur: „Wille“ — darin tritt wirklich etwas von dem Wellenschlage unserer Seele, welcher die Welt zu durchdringen und zu umschlingen sucht, aus lautgebender Empfindung unmittelbar zu Tage. Es vollzieht sich da produktiv etwas Aehnliches in unserer Seele, wie wenn wir uns, sobald die Musik des „Rheingold“ anhebt, rezeptiv in des Urelement des Werdens hinein versetzt fühlen. Man könnte von dieser Wellen—Bewegung der Musik auch sagen: Hier beginnt das Wogen des Willens noch dunkel und unbewusst; aber es wird mit dem ersten Erstrahlen des Lichtes eine Welt aus diesen Wellen auftauchen, und diese Wellen-Welt wird eine Willens-Welt sein. Wer das Wesen dieser Welt nun als Philosoph mit der Lautfigur „Wille“ bezeichnet, der drückt darin sprachlich selber jene geheimnissvolle Wellen-Welt aus, welche in seiner eigenen Seele als waltendes Wesen wallt, und die auch dem Musiker die tönende Wellen-Figur seines „Motivs des Urelementes“ für das Ton-Drama der Welt-Tragödie eingab.

Wie Sprache und Musik, wie der Laut überhaupt, als Ausdruck der Empfindung, unseren metaphysischen Ahnungen eine spontan bedeutende Form verleihen könne: diess einigermaassen mit nachdenkendem Bewusstsein in das Auge zu fassen, dahin will die nachfolgende Arbeit vorsichtig weiter tastend ihre aufmerksamen Leser zu geleiten suchen. Sicherlich wird sie diess thun dürfen, ohne dadurch von dem Gebiete abzulenken, in welchem die Wurzeln unserer idealen Kultur geborgen ruhen. Vielmehr sind diese Wurzeln der Kultur mit denjenigen wunderbaren Gebilden, welche wir die Wurzeln der Sprache nennen, auf das Innigste verwandt. Würde auch nur ein etwas bestimmteres Gefühl von dieser Verwandtschaft eine Folge der Lektüre der nachstehenden Seiten sein, so wäre die Arbeit unseres werthen Genossen an dieser Stelle nicht fruchtlos veröffentlicht worden. Die Lehre des Meisters, welche unserem verdunkelten Sprachgeföhle als ein scharfes Grubenlicht in die Schachte der ferneren Ergründungen hineinleuchten sollte, würde hiernach am Widerscheine der gehobenen Schätze selber in um so deutlicherer Klarheit dem zur Selbstthätigkeit erweckten Bewusstsein erstrahlen; und die „Sprache Luther's“ würde uns nicht mehr eine zeitgemässe Redensart sein, sondern das in seiner Eigenart erschaute lebendige Material, aus welchem die deutsche Kunst uns den Weihetempel idealer Kultur erbaut: eine feste Burg aus Ton und Wort, eine gute Wehr und Waffen! —

Hans von Wolzogen.

## Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen.

Von Heinrich von Stein.

Die vorliegende Arbeit ist mir aus einem eingehenden Studium der Schriften Richard Wagner's, bei Gelegenheit der Bearbeitung des kürzlich erschienenen Wagner-Lexikons, entstanden. Der Leser der „Bayreuther Blätter“ würde sich demnach durch sie vor allem darauf hingewiesen finden, was auch jene grössere Arbeit so deutlich als möglich hervortreten lassen soll: dass nämlich der volle Athem des Kunstwerkes alle jene einzelnen und nur wie nebenbei angeführten Begriffe der „Gesammelten Schriften“ beseele, aus deren treuer Beachtung daher die bedeutsamste Belehrung im Sinne einer wahrhaftigen Weltanschauung zu gewinnen sei.

Der Gelehrte würde meine Arbeit nur dann seiner Beachtung werth finden, wenn er das Gefühl — nicht als eine etwa mit Nachsicht aufzunehmende Neben-Eigenschaft des wissenschaftlichen Schriftstellers, sondern alles Ernstes als Erkenntniss-Quelle gelten lässt. Dieses Prinzip muss aber in der That als der Sinn der grossen, schöpferischen Wendung des Geisteslebens in Kant und Schopenhauer angesehen werden. Wie sich nun diese Wendung vermöge der denkbar grössten philosophischen Besonnenheit vollzogen hat, so wird eben auch die Vernunft ihrer wahren Bestimmung erst dadurch zugeführt, dass jenes unendliche Element der Dinge überhaupt, welches als Gefühl in uns athmet, als Grundelement auch ihrer (der Vernunft) Thätigkeit verstanden wird. Eine vollkommene Kultur des Gefühles ergibt sich sodann als einheitliche höchste Aufgabe der praktischen und theoretischen Vermögen der Menschen.

Ein wichtiger Theil dieser, einzig wahrhaft vernunftgemässen, Kultur würde eine Kultur der Sprache sein. Aus dem Mittelpunkt eines umfassenden wissenschaftlichen Systemes wird diese von einem Dühring gefordert. Die tief gegründete sprachliche Eigenart des Kunstwerkes veranlasste vor allem Hans von Wolzogen auch an dieser Stelle wiederholt zu hierauf zielenden Betrachtungen. — Darf, dem deutschen Wesen entsprechend, eine solche Kultur nicht als klingende Rhetorik vorgestellt, und könnte sie vielmehr einzig als Erweckung der Ehrfurcht vor den Lauten unserer Zunge gedacht werden: so wäre hierfür aus der folgenden Arbeit sehr wohl eine Anregung zu gewinnen.

Aus der Tiefe des unwillkürlichen Gefühles hervorbrechend, drücken die Urlaute unserer Sprache und deren unmittelbar dem Gehöre wahrnehmbare Verwandtschaft die Möglichkeiten einer Erfassung des Unbedingten bis zu dem Grade deutlich aus, dass der absoluten Reflexion kaum eine andere Aufgabe übrig bleibt, als diese ihre Beschaffenheit achtsam zu erläutern. So stellen sich die uns so tief vertrauten Wurzeln unserer Sprache zugleich als bestimmende Mächte dar. Sie sind die Götter-Bilder des Deutschen, welche Dieser vor allem dann sich fromm zu bewahren hätte, wenn ein ungeheures Weltgeschick ihn seinen Beruf auf neuen Bahnen erfüllen hiesse, und seine Heimath, wenn die Erden-Heimath sich ihm versagt. Ist hierin ein fernstes Ziel der heute auszusprechenden Gedanken angedeutet, so sei mit seiner Erwähnung diese Arbeit jenen Versuchen angereicht, wie sie in unseren Tagen, aus mannigfach und ungleich empfunder Noth, einer neuen Artung des Echten und Guten gemeinsam zustreben.

Die Sprache ist das Vehikel der Erkenntniss-Mittheilung. Wie einflussreich nun dieselbe bereits als solches auf die Entwicklung geistiger Qualitäten einwirke, ist nie verkannt worden. Das Aeusserungsvermögen eines Menschen ist bezeichnend für dessen geistigen Zustand; indem es aber seinen, meist so beschränkten, Wortvorrath bestimmt, beeinflusst es auch unmittelbar seine geistige Entwicklung. Ein Wort, was man nie auszusprechen in die Lage kommt, versteht man auch nicht völlig; wer diese Behauptung prüfen will, denke an ideale Vorstellungen, oder noch bestimmter: an diejenigen Vorstellungen, die wir heute dem Gebrauche des Wortes „Ideal“ verdanken.

Wie die Erkenntniss des gemeinen Mannes in einem gewissen Alter nicht unabhängig angenommen werden kann von den Worten, welche dieser Mann, seinen Erfahrungen gemäss, zu brauchen weiss; so ist es für Umfang und Tiefe der von den Angehörigen eines Volkes zu erreichenden Erkenntnisse von entscheidender Wichtigkeit, — wenn auch nicht endgiltig bestimmend —, wie dieses Volk seine Sprache sich geprägt hat. Ferner aber könnte man hieran anschliessen: die Sprache überhaupt stehe in Beziehung zu Umfang und Tiefe der menschlichen Erkenntniss. Was in einer Sprache nicht irgendwie auszusprechen ist, kann auch nicht als Erkenntniss gelten. Als Form unserer Erkenntniss aber, müsste die Sprache wohl gar, wenn zutreffend analysirt, uns bestimmte, allgemeine Prinzipien jener Erkenntniss ergeben, in ähnlicher Weise etwa, wie die Anschauungsform des Raumes zu den Grundsätzen der Geometrie in unmittelbarster Beziehung steht. —

Die Sprache ist als Erkenntniss-Quelle neuerer Zeit in folgendem Falle betrachtet und angewendet worden: Man hat aus den gemeinsamen Sprach-Stämmen der sogenannten indogermanischen Sprachen eine eigene Sprache zusammengesetzt, und es sind Wörterbücher dieser Sprache ausgearbeitet worden, obwohl dieselbe in einem historischen Dokumente nicht existirt. Aber nicht nur emanzipirt sich hier der Sprachforscher von dem Historiker, sondern er übertrifft denselben unmittelbar in dessen eigenem Bereich; denn diese abgeleitete Sprache ist nun selbst ein historisches Dokument von unbezweifelbarer Wichtigkeit, und es kann aus ihr bestimmt werden, was etwa das Leben arischer Stämme, vor dem Beginne aller eigentlichen Geschichte, gewesen sei.

Ein bedeutungsvoller Zug der wissenschaftlichen Logik in ihrer Gewinnung von Bestimmungen eines Gebietes, welches der Unbesonnene mit seinen Träumen ausfüllt! — Die gleiche Wendung, auf gewisse Sprachgebilde angewandt, würde vielleicht ergeben, dass wir in der Sprache ein Mittel besitzen, um die prinzipiellen philosophischen Fragen, somit aber auch die sogenannten metaphysischen Probleme, wenn nicht zu lösen, so doch genau zu bestimmen.

Diese Wendung ist, mit hinreichender Entschiedenheit, noch nicht begründet und vollzogen worden. Finden wir ganz allgemein philosophische Betrachtungen auf die Sprachwissenschaft angewandt; so treffen wir selten auf eine Andeutung, dass durch die Sprache die Philosophie als solche, d. h. ohne selbst Sprachwissenschaft zu werden, zu erhellen sei. Wo hätte eine solche Anwendung näher gelegen, als in der an weitesten Bezügen überreichen (I.) Vorrede Jakob Grimm's zu seiner deutschen Grammatik? Doch ist gerade hier immer nur von der Philosophie als der Gebenden und Bestimmenden, nie als von der Empfangenden und zu Bestimmenden die Rede. In der That aber dürfte gerade aus seinen Arbeiten, insbesondere auch aus dem von ihm begonnenen Wörterbuch, der deutschen Philosophie mancher hochzuschätzende Gewinn erwachsen, in dem uns hier vor-schwebenden Sinne.

Zunächst jedoch war das Grundverhältniss selbst, welches etwa zwischen Sprache und metaphysischen Problemen angenommen werden dürfte, philosophisch zu bestimmen, und hierbei in gleicher Weise von Kant's philosophischen Grundlegungen, wie auch von den bezüglichen Aeusserungen sprach-wissenschaftlicher Autoren auszugehen.

## I.

Herder nennt die Sprache das sonderbare, das besondere Mittel zur Bildung der Menschen. (Philosophie der Geschichte der Menschheit IX, 2.) Wir wollen von dieser Formel als von dem ersten Ausdrücke des von uns hier näher zu erörternden Gedankens ausgehen. Denn dieselbe richtet die Aufmerksamkeit bereits in einem anderen Sinne auf den Ursprung der Sprache, als diess im rein philologischen Sinne geschieht. Es ist eine wichtige und unsere Wissenskräfte mit Recht in Anspruch nehmende Frage, wie es Menschen möglich geworden sei, sich über gewisse Wahrnehmungen gegenseitig zu verständigen: diess ist das Problem der Sprache als Erkenntniss-Mittheilung. Nun aber beachten wir, welche geistige Fähigkeit überhaupt in der Thatsache solcher Aeusserungen sich offenbare; und suchen wir eine Anschauung von dieser Fähigkeit dadurch zu gewinnen, dass wir den formengebenden Einfluss uns vergegenwärtigen, welchen, abgesehen von jeder gegenseitigen Verständigung mit Anderen, die blossе Fähigkeit der Aeusserung unwillkürlich auf Gefühle und Vorstellungen des Einzelnen ausübt.

„Wenn uns Jemand ein Räthsel vorlegte, wie Bilder des Auges in Töne gefasst werden sollen, so hielte man ohne Zweifel dieses Problem für den Einfall eines Wahnsinnigen.“ (Herder). Und dieses Problem lösen wir mit unzweifelhafter Bestimmtheit, in jedem Augenblicke, in dem wir sprechen! — Sehen wir uns jenen Einfall etwas näher an. Er ist in bestimmter Form, und mit Beziehung auf die Sprachtöne selbst, neuerdings

als psychophysisches Problem wieder in Betracht genommen worden. Es wird von Einigen behauptet, von Anderen allerdings auch gänzlich in Abrede gestellt, dass das Aussprechen gewisser Vokale von gewissen Farbenempfindungen begleitet sei, deren wir uns nur in der Regel nicht bewusst würden, weil sie ja unsrer gegenständlichen Erkenntniss nicht weiter dienlich seien. Achte man aber darauf, so werde man finden, dass man e sich grün, i aber sich gelb denke. — Wenn eine derartige Verbindung in unserem Bewusstsein wirklich existirt, eine wie schwache Andeutung jenes Vorganges wäre sie dann, welcher mich befähigt, die so mannigfach zusammengesetzten Farbenempfindungen der sichtbaren Dinge durch einen gleich mannigfach bedingten Laut meiner Stimme zu benennen. Ich glaube bemerkt zu haben, dass jene vokalische Farbenempfindung bei Kindern stärker ist, als bei Erwachsenen. Hieraus könnte man schliessen, dass es sich allerdings hier um eine die Sprach-Ausbildung begleitende Erscheinung handle. Wer nun in dem Gebrauch der Sprache bereits durch eine diesen Gebrauch stäts verfeinernde Erfahrung geübt ist, der wird sich von der Erinnerung an jene ursprüngliche Empfindung vielleicht mit Lächeln abwenden. Denn welche wirkliche Spracherscheinung würde durch dieselbe erklärt! Eben nur in diesem Sinne führe ich nun jenen „Einfall“ hier an; wenn er uns kleinlich erscheint, obwohl er aus sich bereits die Andeutung einer höchst merkwürdigen Thatsache enthält, so sehen wir daraus, welches Wunderbare die uns unbewusst mögliche Sprachbildung in sich schliesst.

„Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt.“ —\*)

Aber was wird hier unter der „Welt“ verstanden, deren Gemälde die Sprache sei? Die durch Gesicht und Getast, und theilweise auch durch das Gehör von uns sinnlich wahrgenommenen Dinge.

Werden wir uns doch auf das Genaueste bewusst, wie alle diese Wahrnehmungen sich zu unserem Begriffe von „Welt“ verhalten. Was ich heute und morgen, und inzwischen in meinen Träumen, sehe, enthält in sich wahrlich nicht den zureichenden Grund, der mich zur Bildung eines Einheits-Begriffes hindrängte. Dieser Drang und die ihm entsprechende Fähigkeit ist in einem anderen Vermögen, als dem der Sinne aufzusuchen.

Wie man nun auch immer diese „Einheit der Apperzeption“ des Näheren hat bezeichnen wollen, so ist doch als ihre kenntlichste Form Dasjenige anzusehen, worin sich eine Bildung von „Begriffen“ nun ihrerseits wieder dem Gefühle wahrnehmbar macht: Das Gefühl also, welches uns bei der Bildung der Worte bestimmt, ist eine unmittelbarste und kenntlichste Funktion jener, sonst gleichsam nur als logisches Postulat sich uns ergebenden, „Einheit der Apperzeption“. Demnach dringen wir in die Natur unseres Erkenntnissvermögens um Einiges tiefer ein, wenn wir das Sprachvermögen, als wenn wir die „Wahrnehmung“ in Betracht ziehen.

\*) Herder, a. a. O.

Wir schliessen weiter: ein genaues Erwägen Dessen, was uns bei Bildung und Gebrauch der Sprache leitet, wird uns über die Beschaffenheit der Begriffe selbst aufklären, insbesondere aber über diejenigen allgemeinen Begriffe, welche ihr natürliches Maass nicht an jederzeit sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen haben: über jene Begriffe also, deren Verwendung als Metaphysik das philosophische Bewusstsein so vielfach beschäftigt und so vielfach irreleitet.

Nicht demnach auf den Ursprung, sondern auf die Bedeutung der Sprache komme es uns hier an. Sind wir für diese Untersuchung zunächst nur auf Quellen angewiesen, welche in erster Linie den Ursprung der Sprache betrachten, so zeigt uns diess, dass man bisher die wichtigere Seite eines viel diskutirten Problems noch nicht hinreichend beachtet hat. Ergiebt mir mein philosophisches Bewusstsein eine Hypothese über die historische Entstehung der Worte, so habe ich für einen seltenen Krystall das brauchbarere Kupfer eingetauscht. Vermag ich dagegen das philosophische Bewusstsein selber aus den Betrachtungen über den Ursprung der Sprache aufzuklären, dann erst habe ich aus blossen Nutzwertthen deren wirklichen Werth mir gewonnen und dargestellt.

Herder nun richtet seine Aufmerksamkeit allerdings auch auf die Bedeutung der Sprache. Er drückt, wie angedeutet, nicht allein den schr naheliegenden Gedanken aus, dass die Möglichkeit gegenseitiger Verständigung die menschliche Gesellschaft zu dem gemacht habe, was sie ist. Vielmehr giebt er seiner Formel: „die Sprache ist das besondere Mittel zur Bildung der Menschen“ einen philosophischen, und nicht nur historischen Sinn, wenn er weiter unten sagt: „Sprache ist der Charakter unsrer Vernunft, durch welchen sie allein Gestalt gewinnet, und sich fortpflanzt.“ Er beachtet dann weiter doch nur wieder die letztere Eigenschaft allein. Er verlegt einer philosophischen Untersuchung des Gegenstandes den Weg durch die Behauptung: „In der Sprache werden die Merkmale der Dinge in *willkürliche*, ihnen *ganz unwesenhafte* Laute verfasst, mit denen die Seele denkt.“ — Gewissermaassen ist die Widerlegung dieser Behauptung, durch Bezugnahme auf bestimmte, allgemeine Begriffe und deren deutschen Ausdruck, der Gegenstand der vorliegenden Arbeit. — Er erwartet, dem entsprechend, von einer *Vergleichung* der Sprachen die „Logik und Metaphysik des *gesunden Verstandes*“. Man begreift, dass Kant, als er diese Aeusserung las, aus ihr kein grosses Zutrauen zu den philosophischen Betrachtungen des Verfassers sich entnahm.

In der That scheint Kant, bei der grossen Aufmerksamkeit, welche er den „Ideen“ Herder's zuwandte, nicht ohne eine gewisse Entrüstung die philosophischen Grundbegriffe ihres Autors sich vergegenwärtigt zu haben. Herder hatte in Königsberg zu seinen Füessen gesessen; er hatte ihm ein schönes Zeichen lebendigen Verständnisses gegeben. Nun erschien sein Buch,

in welchem von der tiefen Umwälzung der Erkenntnisweise, die der Name Kant's in der Geschichte des Geistes bezeichnet, keine Spur anzutreffen war, obwohl Probleme berührt waren, welche dem Gegenstande der Spekulationen des Königsberger Denkers nahe standen. Mit einer Aeusserung wie der eben angeführten war, im Jahrzehnt des Erscheinens der „Kritik der reinen Vernunft“, dem Verfasser derselben von einem Kenner seiner Lehre übel gelohnt.

Ausser diesem aber bezieht Kant in seiner Rezension der Ideen (Hartenstein'sche Ausgabe IV, 191) den Satz Herder's: „Auf diesem Wege der Averroischen Philosophie soll unsere Philosophie der Geschichte nicht wandeln“, auf seine eigene philosophische Methode. Nun handelt es sich hier um einen Gegensatz, über welchen durch eine Entscheidung für den einen oder den anderen der beiden berühmten Autoren keinesweges endgiltig hinwegzukommen sein dürfte. Herder hatte in Abrede gestellt, dass „Gattung“ irgend etwas an und für sich sei; sie sei nur ein allgemeiner Begriff, der einzige Wirklichkeits-Inhalt desselben aber sei ausschliesslich das einzelne Wesen. Kant entgegnet: „Gattung, Menschengattung ist das Ganze einer ins Unendliche (Unbestimmbare) gehenden Reihe von Zeugungen.“ Er führt diess weiter durch Bezugnahme auf ein mathematisches Beispiel aus. Die Reihe der Zeugungen, der Individuen wird mit einer Kurve verglichen, welche einer Geraden sich unaufhörlich nähert, ohne doch jemals mit derselben zusammenzufallen. Diese asymptotische Beziehung stellt dem Philosophen das thatsächliche Verhältniss von Gattung und Individuum dar. Der Mathematiker bestimmt jene Kurve mit Hilfe jener Geraden, welche doch in ihren Theilen nirgends mit den einzelnen Theilen der Kurve zusammenfällt; der Philosoph drückt die Bestimmung der Menschen durch eine Idee aus, welche darum keine geringere Bedeutung hat, dass sie sich in dem Menschen nie vollkommen verwirklicht.

Wer wollte hier die grosse Ueberlegenheit der Kantischen Spekulation verkennen! Der Gewinn, welcher der Philosophie aus der Art und Weise, wie dieser ausserordentliche Denker seine Probleme behandelt, erwachsen ist, dürfte vielleicht ganz allgemein in Vergleich zu bringen sein mit der Umwandlung, welche die Mathematik durch die Analysis des Unendlichen erfahren hat. \*) Wie ungewandt nimmt sich hiergegen die Aeusserung Herder's aus!

Ist aber nicht dennoch in dieser Aeusserung eine Frage angeregt, welche über die Kantische Beantwortung hinausreicht? Kant's Antwort begründet sich, in scharfsinnigster Weise, auf eine mathematische Analogie. Wir gewinnen demgemäss aus derselben eine formale Möglichkeit der Vorstellung: was die Gattung Mensch an und für sich sei, oder zu bedeuten habe. Aber es bleibt doch immer nur der einzelne Mensch, für welchem

\*) Vgl. Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung. IV. Aufl. II, 89.

und in welchem dieses „An- und Für-sich-sein“ eben eine „Bedeutung“ gewinnt. Es ist hier mit formalen Möglichkeiten der Kern einer Frage nicht berührt, welche allzusehr mein eigenes Gemüth unmittelbar ergreift und bestimmt. Es muss, so sollte man meinen, auch eine Erkenntnisquelle geben, aus welcher allerdings, wie es Herder vorschwebt, eine unmittelbarere Bestimmung der Realität eines solchen Allgemeinbegriffes zu gewinnen wäre.

Wenn es nun im weiteren Verlaufe gelingen sollte nachzuweisen, dass eine solche Erkenntnisquelle in den deutschen Sprachwurzeln, insofern dieselben sich zu einer Anwendung auf allgemeine Begriffe ausgestaltet haben, allerdings belegen sei; so wäre hiermit auf's Neue an die Fragestellung Herder's angeknüpft. Nur aber ist der Boden seiner philosophischen Voraussetzungen, und zwar gänzlich im Sinne Kant's, zu verlassen, um eine Lösung der ihm vorschwebenden Aufgabe als absehbar anzudeuten.

## II.

Es dürfte keinem Widerspruche begegnen, dass Wilhelm von Humboldt es gewesen ist, welcher unser Problem, seiner allgemeinen Form nach, entscheidend bestimmt hat: „Die Sprache ist das bildende Organ des Gedanken.“\*)

Auf Humboldt haben in gleicher Weise die Anregungen der Weimari-schen Klassiker unserer Litteratur, und andererseits ein wirkliches Studium der Kantischen Gedanken eingewirkt. In ihm findet sich eine vollkommene Würdigung der Herder'schen Ideen mit einer tieferen philosophischen Grundlegung vereinigt. So kehrt nun auch in der obigen Formel ein Gedanke wieder, der immerhin bereits in dem zitierten Kapitel der „Philosophie der Geschichte der Menschheit“ („Das sonderbare Mittel zur Bildung der Menschen ist die Sprache“) in dem Leser angeregt werden konnte. Aber Humboldt verbindet denselben mit einer bestimmten philosophischen, und nicht mehr nur historischen Ansicht von dem Wesen der Sprache. Er bestimmt nämlich dieses, mit glücklichster Anwendung der Methode der Kritischen Philosophie, als geistige Thätigkeit.\*\*)

Rufen wir uns demnach hier, um den Gedanken Humboldt's uns anzu-eignen, den Grundzug der Kantischen Kritik unseres Erkenntnisvermögens in das Gedächtniss zurück.

Wir gehen, um denselben zu bezeichnen, von den physiologischen Deutungen aus, welche man dieser Kritik gegeben hat. Zunächst ist die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien von deren Urheber an die Philosophie Kant's angeknüpft worden. Keineswegs aber ist mit dieser Lehre etwa bereits das genaue und vollständige physiologische Gegenbild

\*) Gesammelte Werke VI, 51.

\*\*) ebenda S. 42.

der Kantischen Theorie des Erkenntniss-Vorganges gegeben. Wir sind uns bewusst geworden, und haben es in allen Einzelheiten nachzuweisen gelernt, dass und inwiefern der Wahrnehmung des Gegenstandes die Eigenthümlichkeiten des jedesmal dieselbe vermittelnden Sinnesorganes anhaften: diess begründet eine kritische Ansicht von unserer sinnlichen Rezeptivität. Aber dieser letztere Begriff der „Rezeptivität“ fordert selbst eine viel weiter gehende Kritik. Denn inwiefern verhalten wir uns rezeptiv, aufnehmend in der Wahrnehmung eines Gegenstandes? Der Physiologe belehrt uns durch die entscheidendsten Beobachtungen, dass unsere Wahrnehmung durch und durch von spontanen Akten bestimmt werde. Die Richtung der Aufmerksamkeit ist es, welche in dem die Netzhaut treffenden Wirrsal der Lichtabstufungen und Farbentöne eine bestimmte Wahrnehmung allererst ermöglicht. Unser ganzes Leben lang treffen von rechts und links her Lichtstrahlen unsere beiden Augen, welche zu einer gegenständlichen Wahrnehmung ausschliesslich von dem Physiologen benutzt werden, der durch sorgfältige Lenkung seiner Aufmerksamkeit die Begrenzung des Gesichtsfeldes festzustellen sich bemüht. Hier ist also Licht aufgenommen, doch aber durchaus nichts wahrgenommen worden. Die an sich leichtempfindlichen Nervenfasern sind von Lichtstrahlen getroffen, nicht aber zur Vermittelung einer wirklichen Empfindung angeregt worden. Man gelangt zu dem Schlusse, dass eine Innervation nicht minder der sensiblen, wie der motorischen Nerven, ihr Funktioniren bedingt\*). — Die Physiologie giebt zahlreiche weitere Belege dieses allgemeinen Satzes an die Hand: hier diene er nur zu einer greifbar deutlichen Bezeichnung Dessen, was einem Kant aus der rein philosophischen, formalen Bestimmung des Erkennens sich ergab, nämlich des spontanen Charakters aller Erkenntniss.

Ich erkenne, indem ich aus dem Elemente der Eindrücke Etwas gleichsam herausgreife, erfasse und gestalte: durch Richtung der Aufmerksamkeit, Beurtheilung nach Kategorien des Verstandes, endlich Rekognition im Begriffe. Der Abschluss nun dieses Vorganges, in enger, natürlicher Verbindung mit demselben, ist diess, dass ich den Gegenstand benenne.\*\*)

Haben wir nämlich eingesehen, dass kein Sinnesorgan rein rezeptiv funktionire, und haben wir vielmehr den spontanen Charakter einer jeden Wahrnehmung uns deutlich vorgeführt: so wird es uns möglich, die spontanste Erfassung eines Gegenstandes, welche sich in dem Akte der Benennung kundgiebt, immer noch mit jener elementarsten geistigen Thätigkeit zu vergleichen.

\*) Die hier berührten Fragen versuchte ich in meiner Dissertation „Ueber Wahrnehmung“ abzuhandeln. Vgl. besonders S. 38 ff.

\*\*) Wie im „Begriff“ das Ergreifen sich ausdrückt, so steht auch das Vernehmen mit dem Namen-gaben, Benennen, in naher sprachlicher Verwandtschaft.

Mit diesem Vergleich gewinnen wir aber nicht minder einen Einblick in den so überaus folgenreichen Unterschied beider Thätigkeiten. Stellen wir uns nämlich vor, das Netzhautbild eines gerade in Betrachtung genommenen Gegenstandes strahlte selbst, als Abbild dieses Gegenstandes, wahrnehmbar Licht aus: so hätten wir erst hiermit, gewaltsam, die Analogie der Vorgänge zu einer Art von wirklicher Gleichheit gesteigert. Nun wissen wir, welche Bewandniss es in der That vielmehr mit jenem Netzhautbilde hat: es ist gar kein integrierender Bestandtheil der Wahrnehmung; es ist weder nach aussen noch nach innen im entferntesten Das für das Sehen, was das Wort für das Sprechen ist.

Folgendes also lehrt die der Kritik der Wahrnehmung analoge, kritische Auffassung der Sprache: Hier wie dort befinden wir uns einem Elemente der Objektivität überhaupt gegenüber, welches wir zu erfassen uns bemühen. Dort gelingt diess in gegenständlichen Bildern, welche die Spuren der formengebenden Subjektivität an sich tragen; hier in gewissen selbstgeformten Lauten der eigenen Brust. Die Spontanität überwiegt weit in dem letzteren Falle. Wo es demnach auf Erfassen äusserer sinnlich wahrnehmbarer Gegenstände ankommt, würde ich einen vielleicht nicht gänzlich irreleitenden, aber doch sehr erheblichen Umweg beschreiten, wenn ich durch Analyse der Sprachgebilde die gegenständliche Bedeutung der Dinge begreifen wollte.

Vielleicht aber giebt es Gegenstände unserer Erkenntniss, welche doch nicht eigentlich sinnlich wahrgenommen werden können. Giebt es Namen, Worte für dieselben? Dann stehen diese Worte zu diesen Gegenständen in derselben Beziehung, wie die Sinneswahrnehmungen zu den Gegenständen der Erfahrung. In demselben Verhältnisse, in welchem, das letztere Bereich betreffend, eben auf die kritische Betrachtungsweise ein besonnener empirischer Realismus zu begründen war, würde aus der kritischen Sprachtheorie Humboldt's eine gewiss sehr bescheidene und vorsichtig zu diskutirende, aber doch in jedem Falle absehbare Möglichkeit eines metaphysischen Positivismus sich ergeben.

Wenigstens hat Humboldt diese Folgerung im Prinzip selbst gezogen. Es lag jedoch nicht auf seinem Wege, näher auf dieselbe einzugehen und sie auf bestimmte Probleme wirklich anzuwenden.

### III.

Das uns hier beschäftigende Problem eines unmittelbar philosophischen Ergebnisses aus den Thatsachen, auf welche die neuere Sprachwissenschaft unsere Aufmerksamkeit hingelenkt hat, finden wir in den Arbeiten von Steinthal, Max Müller und L. Geiger angedeutet.

Steinthal fasst am Schlusse seines Buches: „Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens“ (III. Aufl. S. 371.)

ein hauptsächliches Ergebniss seiner Untersuchungen in die Worte zusammen: „Wesen und Ursprung der Sprache müssen als ein und dasselbe erfasst werden.“

Diess ist der Ausgangspunkt einer philosophischen Betrachtungsweise, im Unterschiede von der, sogleich näher zu bezeichnenden, historischen. Die Sprache bildet sich stäts auf's Neue aus dem Bedürfnisse des sprechenden Individuums: die Formen ihrer Bildung können durch Gewohnheit und Vererbung geglättet sein, der Guss selber aber ist immer wieder ein neues Werk, welches unmittelbar von der schöpferischen Kraft Kunde giebt, der, im tiefsten Grunde, auch jene Formen selbst ursprünglich sich verdanken. Diese beständige Sprachgenese nun hat Steinthal sowohl als Gedanken Humboldt's, wie auch in seinen eigenen ferneren Folgerungen besonders hervorgehoben. Wenn er als Sinn und Endziel dieser Folgerungen „nicht Metaphysik, sondern empirische Psychologie“ bezeichnet, so bliebe vielleicht immer noch zu fragen übrig, ob nicht die hier anzuziehenden „psychologischen“ Thatsachen eine „metaphysische“ Bedeutung haben, und ob nicht eben diese Auffassung den grundlegenden Humboldt'schen Gedanken noch nach einer neuen Richtung hin auswerthe und fortsetze.—

In dieser Richtung bewegen sich die Untersuchungen Max Müller's in der XII. Vorlesung der 2. Serie seiner „Wissenschaft der Sprache“, gegen Ende, wo er über Worte wie „übernatürlich“, „unendlich“ spricht. (S. 515 ff. 526 ff.) Er gelangt jedoch über die Mahnung zur Vorsicht im Gebrauch dieser Worte nicht wesentlich hinaus, obwohl er freilich diese Mahnung höchst überzeugend zu belegen weiss. Auch er scheut den „Abgrund der Metaphysik“ — gewiss mit grossem Rechte, so lange diese ein „gedankenleeres Spiel mit Worten“, wie „endlich“ und „unendlich“ ist. Aber wie, wenn sie sich vielmehr auf einen durchaus sinnvollen Gebrauch solcher Worte zu begründen verstände? Wir würden, um deren bedeutungsvollen Gehalt nicht unterschätzen zu lassen, uns sodann auf M. Müller's eigene Theorie der Sprachwurzeln berufen, (S. 331 des ersten Bandes jener Vorlesungen) und sagen, wenn „jedes Ding, das ist, einen Klang von sich gebe, welcher ihm eigenthümlich sei“, so habe auch der unendliche Zusammenhang der Dinge einen solchen Klang: und nirgends anders erklinge derselbe, als in denjenigen Wurzeln tiefsinniger Sprachen, welche zu einer Benennung allgemeiner Begriffe sich ausgebildet haben.

Wenn demnach M. Müller, „*Vernunft oder Glaube* das Organ der Erkenntniss“ nennt, „mit welchem wir das Unendliche, d. h. Alles, was über den Gesichtskreis unserer Sinne hinausliegt, und was unser Verstand *nicht begreifen kann*, zu erfassen *suchen*“, so wäre gegen dieses skeptische Ergebniss, im Sinne seiner eigenen Theorie, eine Einwendung zu machen. Denn in der Sprache hat dieses Organ eine sinnliche Gestalt. Was dem Gesicht unfassbar ist, ist diess nicht auch dem Gehör, und nicht unserem sprachbildenden Gefühl. Metaphysisch und unbegreiflich sind nur dann

synonym, wenn wir den „Verstand“ willkürlich auf eine Deutung der Gesichtswahrnehmungen einschränken. Wollen wir freilich zu dem ebenfalls erkennenden, sprachbildenden Gefühl Vertrauen fassen, so dürfen wir nicht bei Sprachbildungen wie „übernatürlich“ und „unendlich“ stehen bleiben, sondern müssen vielmehr auf wurzelhaftere Bildungen und Zusammenhänge näher eingehen. Gerade in diesem Gebiete der spontanen Kundgebungen menschlicher Vernunft könnte jene Theorie der Naturlaute einen folgenreichen Sinn behalten, während sie dagegen als Theorie der Bezeichnung sichtbarer Gegenstände mannigfaltigeren Einschränkungen durch andere Motive der Benennung ausgesetzt sein könnte. —

Wir entnehmen demnach M. Müller die Beachtung der realen Bedeutung des Lautes im Munde des Menschen. Keineswegs jedoch folgen wir ihm zu der Annahme, dass diese reale Bedeutung nur dem sprachbildenden Urmenschen zu Gebote gestanden habe. Vielmehr verbindet sich die sinnvolle Deutung des Wortes als des Eigentones des menschlichen Organismus weit besser mit jener anderen Einsicht in die fortwährende Genesis der Sprache, in die Einheit von Wesen und Ursprung derselben. Eben in ihrer Verbindung dürften diese beiden Erkenntnisse geeignet sein, einem philosophischen Verständniss der Sprachwurzeln zum Anhalt zu dienen.

Denjenigen Schriftsteller nun, welcher am ausführlichsten die Zusammengehörigkeit von Sprache und Vernunft zu seinem Gegenstande gemacht hat, L. Geiger, hat unseres Erachtens die Nichtbeachtung dieser beiden Einsichten an der Gewinnung zufriedenstellender Ergebnisse gehindert: sie stellt sich uns als eine Unzulänglichkeit seiner philosophischen Grundansicht dar, während wir hingegen von seinen sinnreichen Einfällen in Betreff einzelner Züge der Sprach-Entstehung und -Entwicklung überaus häufig angezogen und gefesselt werden.

Geiger findet sich durch die angedeutete Müller'sche Theorie „auf einen mystischen Standpunkt zurückgeführt.“\*) Diese Aeußerung bezieht sich zunächst auf Müller's Annahme eines jetzt erloschenen Vermögens der Sprachschöpfung; aber sie richtet sich auch gegen den von uns hervorgehobenen realen Kern jener Theorie. Hierauf werden wir hingeleitet, wenn wir dem Gebrauche der Bezeichnung „mystisch“ bei diesem Autor nachgehen. Geiger ist ein entschiedener Anhänger Darwin's. Trotzdem schreibt er auch diesem einmal „eine mystische Vorstellung“ zu, „die das eigentliche Geschehen unerklärt lässt.“\*\*) Es handelt sich hier um die Frage nach einem positiven Bildungsprinzip innerhalb der Entwicklung: gegen die Annahme eines solchen aber wendet sich Geiger mit aller Entschiedenheit; sie heisst ihm mystisch.

Wir dürften dieser Anschauungsweise nicht selten in modernen Theorien begegnen. Was nicht im Neben- und Nacheinander der Erscheinung be-

\*) Der Ursprung der Sprache, 1869. S. 37.

\*\*) S. 198.

obachtet und beschrieben werden kann, wird als zur Erkenntnissgewinnung ungeeignet angesehen. Wer hätte das Ungenügende dieser Erkenntnissart nicht erfahren, wenn etwa gar von Atom- und Aether-Theorien zu Erklärungen und Auffassungsweisen der Welt in ihrer Gesamtheit fortgeschritten wird? Auch Geiger gelangt aus seinen Betrachtungen der Differenzirung und Entwicklung zu einer solchen allgemeinen Weltansicht. „Die Welt ist Bewegung und Empfindung; Bewegung ist eines jeden Dinges Aeusseres, sein Inneres Empfindung.“ (S. 208.) Er findet es diesem nach „gestattet, den Namen Empfindung auch für jenes einfachste, vorausgesetzte Element zu gebrauchen, für das, was im Innersten des fallenden Steines vor sich geht“.

Wie anders verfährt hier Schopenhauer, an dessen Wort von der Welt als Wille und Vorstellung man bei jenen Betrachtungen zu denken unmittelbar genöthigt ist; er sucht seinerseits auf das Gemeinsame in Bewegung und Empfindung hinzuweisen; er findet, dass der Impuls, welcher in uns als Empfindung von Lust und Schmerz reagirt, in uns mit dem Impuls des Wollens und Thuns identisch sei; er erkennt, dass die innere Natur der Bewegung demnach zusammenfalle mit der inneren Natur der Empfindung, welche letztere aber eben desshalb als solche nicht verallgemeinert werden kann, sondern dem Medium der Vorstellung vorbehalten werden muss. Wäre nun die hieraus sich ergebende Anschauung Schopenhauer's vom „Willen“ von Geiger beachtet worden, so würde er sie unzweifelhaft eine „mystische Vorstellung“ genannt haben. Denn diese Art der Forschung vermeidet es eben, den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ zu erfassen. Sie ist die skeptische Verwendung der kritischen Methode Kant's, von welcher man aber nicht meinen darf, dass sie den Sinn der Leistungen dieses Philosophen erschöpfe: denn gesetzt auch, unsere Erkenntniss sei mit dem Erfassen der sichtbaren Vorgänge und dem Bewusstsein von der Form abgeschlossen, welche sie diesem Erfassen giebt, — so würde uns eben dann die so folgenreiche Wahrhaftigkeit und unendliche Bedeutung dieser uns innewohnenden „Formen“ angelegentlich beschäftigen müssen. Dieser Zug des Kantischen Systems war es, welcher einen Schiller, einen Wilhelm von Humboldt so tief ergriffen und völlig hingegenommen hat.

Das Verfahren des uns hier beschäftigenden sprachwissenschaftlichen Autor's liesse sich vielleicht dahin bezeichnen, dass er überall, und gewiss mit sehr scharfem Blicke, die Form sieht, nirgends aber deren realen Gehalt und innere Bedeutung. So macht er im IV. Abschnitte des angeführten Buches die vortreffliche Bemerkung, dass die Geberde des Mundes Anlass zu Sprachbildungen gegeben habe, aber er weist es von sich ab, dem Laute, der hierbei entstand, eine eigentliche Bedeutung beizumessen. (S. 165.) — So ist ihm die Gesichtswahrnehmung überhaupt Das, „was den Vorzug des Menschen vor dem Thiere bildet.“ Aber hat nicht manches Thier einen schärferen Gesichtssinn, als der Mensch? Nicht der Sinn ist es,

antwortet Geiger, worin jener Vorzug besteht: sondern das Vermögen der Anschauung der Gestalt.\*) Aber dieses Vermögen, fügen wir hinzu, ist eben bereits, seinem eigentlichen Gehalte nach, von der Wahrnehmung des Gesichts verschieden; wir begegnen ihm, dem anschaulichen Gestaltungsvermögen, in einem Meisterwerke der Musik oder Poesie, ohne alle Theiligung unserer Sehkraft. Sollte dieser höchsten Eigenart des menschlichen Erkennens nicht also das Sprachvermögen, das Sprachgefühl weit näher stehen, als die Gesichtswahrnehmung? „Ganz Anderes sieht der Architekt an einem Gebäude, als der Ungeübte;“ „so sieht der Mensch anders, als das Thier.“ Ein vortrefflich ersonnener Vergleich! Was aber sieht denn in der That der Kenner, der Architekt? „Goethe verlangte von einem schönen Gebäude, dass es nicht bloß auf das Auge berechnet sei, sondern auch einem Menschen, der mit verbundenen Augen hindurch geführt würde, noch empfindbar sein und ihm gefallen müsse.“ (Schiller an Humboldt 9. Nov. 1795.) Dieser Mensch würde einen Gesamteindruck der Raumverhältnisse erhalten, und durch das Gefühl hierfür in künstlerischem Urtheil denjenigen überbieten, welcher an den Einzelheiten der Façade seine Kennerschaft erprobte. Er gliche dem Erkennenden, welcher sich des spontanen Gehaltes der Gesichtswahrnehmungen auch an und für sich bewusst zu werden, und denselben auch in anderen Formen als Erkenntniss zu verwerthen vermag: zum Beispiele in edlen Laut- und Sprachgebilden.

Den Ursprung der Sprache denkt sich Geiger als eine zufällige, gewohnheitsmässige Entstehung gewisser Bedeutungen für ebenfalls zufällig, in unbegrenzter Mannigfaltigkeit entstandene Laute. Er nimmt also den rein historischen Standpunkt ein: Steinthal hat hiergegen eine überzeugende Kritik gewandt. Geiger nämlich drückt jene Theorie in der Formel aus: *die Sprache habe die Vernunft gebildet*; wobei er nicht beachtet, dass jene zufälligen Laute genau nur in dem Maasse „Sprache“ heissen können, als in ihrer Auffassung und Beziehung auf Gegenstände auch bereits „Vernunft“ thätig ist. Als Kern jenes Satzes stellt sich hiermit die Humboldt'sche Formel dar: die Sprache ist das bildende Organ des Gedankens, und die rein historische Umwandlung dieser Formel kann nicht als eine glückliche — sie muss nach dem Sprachgebrauche Geiger's als eine „Entartung“, nicht als eine „Entwicklung“ bezeichnet werden. Denn zugegeben, dass der Zufall in der Entstehung der Laute eine Rolle gespielt hat, so hat er damit noch nicht die Entstehung der Sprache bedingt; zugegeben, dass die Gewohnheit die Bedeutung der Worte abgewandelt habe, so ist es nur um so wichtiger, auf welche Bedeutung sich einmal der Gedanke dauernd mit dem Worte vereinigt habe: dieser Bedeutung wird dann eben eine sinnvolle Beachtung des Philosophen zuzuwenden, und beispielsweise

\*) S. 184.

ein Wort wie „Werden“ darum nicht gering zu schätzen sein, weil es als „vertere“ eine nur sinnliche Bedeutung hat. \*) (Vgl. J. Grimm, Deutsche Grammatik, 1875, II, 81: „In der Wurzel erscheint die sinnliche Bedeutung früher, die geistige später. Nur aber war jene weder roh leiblich, noch diese dürr verständig; beide hält und hielt ein geheimer Zug verbunden u. s. w.“)

## IV.

Die Grundzüge einer philosophischen Ansicht der Sprache treffen wir bereits in dem Platonischen „Kratylos“ vereinigt an. Vor allem nämlich kann die Bedeutung einer Benennung der Dinge nicht nachdrucksvoller ausgesprochen werden, als wenn das Hinstellen der Grundgestalt eines Dinges von dem Worte erwartet wird. (390 E.) Demnach beachtet der Philosoph auch sehr wohl die Fehlbarkeit der Benennungen (435/6.), sowie die nothwendige Verschiedenheit des Abbildes von seinem Gegenstande (432.): woran er die Bemerkung knüpft, dass ein unmittelbarer Bezug zwischen Erkennen und Benennen nur im Gebiete der allgemeinsten Begriffe anzunehmen sei. (432 A.) — „*Ὁργανον ἄρα τί ἐστὶ καὶ τὸ ὄνομα*“ (388 A.) giebt bereits einigermaassen den leitenden Humboldt'schen Gedanken. Wenn nun Sokrates sich in dem Dialoge dieses „Werkzeuges“ kühn und rückhaltslos zu etymologischen Philosophemen bedient, so geschieht diess einerseits gewiss nicht ohne wirklich ernste und tiefsinnige Absicht, wie denn die Erklärung des Gottes Hades (403.) sicherlich zu den wundervollsten Zügen Platonischer Philosophie überhaupt gehört, — andererseits erscheinen die Willkürlichkeiten des Verfahrens durch die heiter ironische Ueberlegenheit des Redenden ausgeglichen: vgl. 411. 415., besonders aber 399 A: „*. . . καὶ κινδυνεύσω, ἐὰν μὴ εὐλαβῶμαι, ἔτι τήμερον σοφώτερος τοῦ δέοντος γενέσθαι.*“ —

Diese Erinnerung an Platon mahnt uns, ein philosophisches Ergebniss auch auf dem uns hier beschäftigenden Gebiete nicht von empirischen Beobachtungen allein, sondern von der Anwendung einer philosophischen Gesamt-Anschauung auf diesen Gegenstand zu erwarten. Die philosophische Grundansicht hätte uns zu leisten, was dem Physiker die Hypothese leistet. Wie dieser nämlich durch eine solche in der Anstellung des Experimentes geleitet wird, dessen Erfolg jedoch die Hypothese sowohl zum Gesetz erheben, als auch widerlegen kann: so hätten wir uns nicht zu scheuen, im Voraus von der Absehbarkeit einer Annahme über das Wesen der Dinge uns zu überzeugen, welche sodann, versuchsweise, aus sprachlichen Thatfachen abgeleitet werden soll.

\*) Neben der gewöhnlichen Ableitung von Wz. „*vart*“, *vertere*, finden wir bei Grimm, Gesch. d. D. Spr. S. 218 und 302 noch den bemerkenswerthen Versuch gotisch „*vairtha*“ (werde) als eine alte Passiv-Flexion von „*visan*“ (sein), nämlich: *vis-ada=vir-ada=vair-tha*, zu deuten.

In der Ansicht Schopenhauer's vom Willen finden wir den Versuch ausgedrückt, aus der allgemeinen Form der menschlichen Spontaneität, wie dieselbe sich dem Selbstbewusstsein darstellt, die reale Bedeutung der Dinge überhaupt zu begreifen. Welche „Bedeutung der Dinge“ aber? Eben die, welche in Platon's Philosophie als „Idee“ erkannt wird.

Diesen eigentlichen und tiefsten Gehalt offenbart uns der Anblick der Erscheinung in den seltenen, ausserordentlichen Augenblicken der „Kontemplation.“ In solchen Augenblicken steht das einzelne Ding als Gestalt vor uns; wir verlieren uns in seine Anschauung, vergessen über dieser einer jeden Frage nach dem „Woher“ und „Wozu“ jener Erscheinung, und glauben, bei tiefstem Schweigen alles eigenen Wollens, vielmehr deren eigensten Sinn sehend und ahnend zu verstehen.

Einen Reflex dieser Kontemplation der Idee hält die Vernunft als Begriff fest, und sucht die Sprache als Wort auszudrücken.

Ist schon der Begriff nur ein blosses Gegenbild der „Idee“, so ist im Worte eine unmittelbare Aehnlichkeit mit dem anschaulichen Charakter derselben in jedem Falle oder doch fast in jedem Falle ausgelöscht. — Weder durch „Onomatopoeie“, noch selbst auch durch „Lautnachahmung“ klanggebender Gegenstände hat man die Spracherscheinungen zu ergründen vermocht. —

Warum also antworten wir der „Idee“ durch den Laut, da doch beide sich nicht unmittelbar entsprechen? — Der tiefere, vermittelnde Grund hierfür wäre nun bei Schopenhauer eben in der Theorie des Willens aufzusuchen. (In dem Zusammenhange des zweiten mit dem dritten Buche seiner „Welt als Wille und Vorstellung“.)

Die Bedeutung nämlich der Dinge hat zwar als Idee, *εἶδος*, einen anschaulichen Charakter, sie muss aber auch als konstitutives Prinzip der Dinge an sich selbst aufgefasst oder doch aufzufassen versucht werden. Man hat das Prinzip der Dinge als Bewegung aufgefasst. Folgendes giebt uns ein Recht hierzu: wo das thierische Auge ruhende Erscheinungen wahrnimmt, entdeckt die kunstvoll gesteigerte Sehkraft des Forschers allmannigfaltige Bewegungen. Viel Deutlicheres aber noch sagt Jedem hierüber sein eigenes, inneres Sein. Welches fortwährende Regen und Bewegen giebt sich dem Gefühle kund, während Glieder und Haut dem Auge des Anderen in vollkommener Ruhe zu verharren scheinen! Aber hier eben finden wir, am bestimmtesten etwa, wenn wir eine Aufwallung unseres ganzen Wesens bewusst niederkämpfen, und somit in äusserer Regungslosigkeit verharren, — dass in Bewegung und Ruhe ein Drittes, ihnen Gemeinsames walte: eine bald in deutlichen Schwingungen sichtbare, bald verhaltene Grundkraft. Diese nennt Schopenhauer „Wille,“ indem er nicht etwa unser Bewusstsein (die „Empfindung“) von einer solchen inneren Form der Vorgänge, sondern die Beschaffenheit dieser Vorgänge selbst als typisches Prinzip auch auf die bewegenden oder sich gegenseitig fesselnden

Kräfte der Natur überträgt. — Führen wir nun einen solchen einfachsten Kraftvorgang in der Natur uns vor: die Schwingungen der Luft in ihren gegenseitigen Aufhebungen und Verstärkungen. Dieser Kraftvorgang, diese Bewegungsform ist zu dem allgemeinsten Mittel der theoretischen Darstellung der Natur überhaupt von neueren Physikern erhoben worden. Fragen wir aber, nach der Weise unseres Philosophen, nach deren innerer Bedeutung: so giebt sich uns diese, in Stimme und Gehör, als Laut kund. Es trifft also mit dem Schopenhauer'schen Prinzip der Weltauffassung zusammen, und ist gewissermaassen dessen unwillkürliche und allgemeine Grundform, dass wir die Dinge durch spontan erregte Luftschwingungen, durch Stimmlaute bezeichnen.

Die Anschauungsweise Schopenhauer's hier heranzuziehen, obwohl sie doch zu ihren wichtigen, ja entscheidenden ethischen Konsequenzen an dieser Stelle nicht verfolgt werden kann, dazu geben die Aussprüche Humboldt's unmittelbare Veranlassung, mit welchen Dieser die allgemeine Bedeutung des Sprachlautes zu bestimmen bemüht ist.

Humboldt macht nämlich auf die ungewöhnlichen, besonderen Eigenschaften des „wirklichen Stoffes der Sprache, d. i. des Lautes überhaupt“ (S. 46), aufmerksam, und sagt: „Der Laut besitzt vorzugsweise eine eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft. Diess ihn von allen übrigen Eindrücken Unterscheidende beruht sichtbar darauf, dass das Ohr (was bei den übrigen Sinnen nicht immer, oder anders der Fall ist) den Eindruck einer Bewegung, ja bei dem der Stimme entschallenden Laut einer wirklichen Handlung empfängt, und diese Handlung hier aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes hervorgeht.“ (S. 51.) Heisst es nun später, dass die Sprache eine Weltansicht sei, so haben wir jenem Ausspruch zu entnehmen, inwiefern sie hierzu durch die besondere Natur ihres Stoffes auch wirklich befähigt sei. Die allgemeine Form der Natur, ihrer Bewegungen und Handlungen, hat in der natürlichen Beschaffenheit des Lautes ihren deutlichen und kraftvollen, einfachsten Typus. Hier sind Schwingungen der Luft; als solche sind sie jedoch ohne Bedeutung: aber das Gehör erfasst sie, streng wahrhaftig, und giebt ihnen Werth und Bedeutung als Laut. Genau nun diesem entsprechend deutet die Schopenhauer'sche Philosophie die Bewegungen der Körper überhaupt, die Natur, das All, aus dem Inneren des Menschen.

Auch Humboldt beruft sich darauf, dass „die Natur doch auch nur als eine Entwicklung geistiger Kräfte betrachtet werden kann.“ (S. 61.) Die grosse Unbestimmtheit eines solchen Ausdrucks lässt sich durch ein Beispiel, wie das eben angeführte der geistigen Bedeutung der Luftschwingungen als Laut, einigermaassen aufheben. Aber nicht unmittelbar hieran knüpft der Schriftsteller jene Bemerkung. Dieselbe steht vielmehr in Bezug auf die weitere Bedeutung des Sprach-Baues. „Die Sprache

verpflanzt nicht bloß eine unbestimmbare Menge stoffartiger Elemente aus der Natur in die Seele, sie führt ihr auch dasjenige zu, was uns als Form aus dem Ganzen entgegenkommt.“

Nicht die „Idee“ der Einzeldinge, erkannten wir mit Schopenhauer, „führt die Sprache unserer Seele zu“: diesen anschaulichen Gestalten gegenüber behält sie gewissermaßen etwas Stoffartiges, Einförmiges, Elementares an sich. Vielleicht aber die „Idee“ des Ganzen?

Darauf zielt Humboldt hier ab. „Durch die dem Laute in seinen Verknüpfungen eigenthümliche rhythmische und musikalische Form erhöht die Sprache, ihn in ein anderes Gebiet versetzend, den Schönheitseindruck der Natur.“ (61/2.) „Die Begriffe werden in ihr von Tönen getragen, und der Zusammenhang aller geistigen Kräfte verbindet sich also mit einem musikalischen Element, das, in sie eintretend, seine Natur nicht aufgibt, sondern nur modifizirt . . . Erst dann aber hat sich die innere Arbeit des Geistes auf die kühnste Höhe geschwungen, wenn das Schönheitsgefühl seine Klarheit darüber ausgiesst.“ (108.)

Wer fände sich nun aber hier nicht erinnert an Schopenhauer's von Diesem selbst als kühn und schwer fasslich bezeichneten Gedanken: dass die Musik ein Abbild des „Willens“ sei, — ein Abbild also der Welt nicht in ihren anschaulichen Gestalten, sondern in ihrem nicht-anschaulichen, inneren Kräftespiel, — nicht ein „exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi“, sondern ein „exercitium metaphysices occultum nescientis se philosophari animi.“ (Welt als Wille und Vorst. I/313. IV. Aufl.) Nur wendet Humboldt diesen Gedanken von der spezifischen Musik ab und auf den Gehalt der Sprache hin: auf jenen „untrüglichen Prüfstein ihrer inneren und allgemeinen Vollendung, die künstlerische Schönheit, die kein zufälliger Schmuck, sondern eine in sich nothwendige Folge ihres übrigen Wesens ist.“ (108.)

Gewiss ist diese Uebereinstimmung tief bedeutungsvoll. Sie vermehrt die Sicherheit unserer Annahme eines hier sich kundgebenden, gemeinsamen Grundgedankens von zuverlässigster Wahrhaftigkeit; und diess insbesondere auch deshalb, weil beide Schriftsteller so verschiedene Wege gegangen sind, dass sie sich unmittelbar zu begegnen in ihren Untersuchungen keine Gelegenheiten gefunden haben. Jener Gedanke wird hier von einer empirischen Erforschung der Sprache, dort von abstrakten Philosophemen eingegeben. Der Kritiker könnte vermuthen, uns täusche der Gleichklang einiger Sätze, und ein tieferer Zusammenhang sei zu leugnen. Hier würde man sich jedoch historisch auf den Ursprung und die Entwicklung der Gedanken eines Humboldt und derjenigen eines Schopenhauer zu berufen haben. Beide gehörten persönlich, wenn auch zu verschiedenen Zeiten, dem Weimarer Kreise an; wie von der geistigen Grösse Humboldt's sicherlich nichts einen so bestimmten Begriff giebt, als seine Beurtheilung

Schiller's, wie sie in seinem Briefwechsel mit demselben sich ausspricht, so dürfte Schopenhauer oft aus dem persönlichen Eindrücke, welchen ihm Goethe hinterlassen hatte, weitaus am Besten zu verstehen sein. Dürfte hierin ein Grund gemeinsamer Anschauungsweise sehr wohl erkannt werden, so ist doch auch ferner die gemeinsame Abhängigkeit von Kant, und die übereinstimmende Richtung auf das indische Alterthum hervorzuheben, um jene Uebereinstimmung nicht als zufällig oder oberflächlich erscheinen zu lassen.

Die Anwendung des „*exercitium metaphysices occultum nescientis se philosophari animi*“, ist, auf Sprachwurzeln und Zusammenhänge angewandt, der allgemeinste Ausdruck einer wichtigsten, zwischen Sprache und philosophischem Erkennen anzunehmenden Beziehung. Darf derselbe als in einer tieferen Auffassung vom Wesen der Sprache begründet angesehen werden, so wären ihm bereits in dieser Allgemeinheit wichtige Folgerungen zu entnehmen.

Die philosophische Terminologie würde zum Gegenstand einer Beachtung zu machen sein, die über das Gemeinwort „Der Styl ist der Mensch“ ihrem Charakter nach noch sehr erheblich hinausginge. Der philosophische Kunstausdruck verräth, aus eben diesem Grunde, schon einigermaßen Werth oder Unwerth der ihn hervorbringenden Ueberlegungen. Jedoch so lange wir nur an das einzelne Wort diesen Maassstab legten, würden wir Gefahr laufen, nur ein Werkzeug skeptischer Kritik neuerdings geschärft zu haben. Mag es immerhin sein, dass wir gegen die Weltanschauung eines deutschen Denkers, so lange er dieselbe nur mit klassischen Terminis kundzugeben vermag, Misstrauen hegen dürfen; mag ferner im Ausdruck grundlegender Ansichten sogar auch schon die Bevorzugung zusammengesetzter Worte vor einfachen, wurzelhaften Worten den nachdenkenden Leser zur Vorsicht mahnen: so liegt diesem eben doch vor allem eine positive Anschauung von der Echtheit philosophischer Redewendungen zu Grunde. Wir vernehmen in diesen oft den „Eigenton“ eines wahrhaften philosophischen Verstandes, wenn sich auch das eigentliche philosophische Kunstwort noch nicht überzeugend hat gewinnen lassen. Ja, wir müssen finden, dass der einzelne Terminus zwar oft von dem echten Gehalt des vorgetragenen Gedankens ablenkt, und dieser Gedanke doch deutlich hervortritt aus den Wendungen, welche jenen Terminus umschreiben und auslegend wiederholen. Selten nur kann ja die Philosophie des einzelnen Denkers genau und nur den Punkt betreffen, den Ahnungen und Gedanken der Vergangenheit oder, um allgemein zu sprechen, der „Volksgeist“, bereits einmal zum Bildungsmittelpunkte eines Wortes, einer Wurzel gemacht haben. Und doch ist ein solches Zusammentreffen sodann nicht ganz gering zu achten. Humboldt's Wort wäre darauf anzuwenden:

„Der Laut entdeckt einen neuen Pfad, auf dem, wenn eigentlich der Gedanke dem Laute die Seele einhaucht, dieser ihm wieder aus seiner Natur ein begeisterndes Princip zurückgiebt.“ (104.)

Wir hoffen mit dem Bisherigen zu dem genaueren Verständniss eines solchen Ausspruches beigetragen, und die Bedeutung des in demselben enthaltenen Gedankens in so weit festgestellt zu haben, dass diese nicht als ausschliesslich von einzelnen Anwendungen abhängig erscheint. Wir fügen jedoch den Versuch einiger solcher Anwendungen in den folgenden Abschnitten bei, für welche denn das eben angeführte Wort als Motto anzusehen wäre.

Unsere fernere Untersuchung gliche demnach einigermaassen der des Platonischen „Kratylos“. Vor etymologischen Willkürlichkeiten glauben wir uns jedoch durch die genaue Abgränzung unseres Problems gegen die Aufgaben empirisch-historischer Sprachforschung schon im Voraus bewahrt zu haben. Statt der Götternamen jenes Dialoges liegen uns jene Worte vor, welche, wie Welt, Wesen, Wahn, auch den kritisch gesinnten Deutschen gleichsam wider seinen Willen immer wieder zum Metaphysiker zu machen pflegen. Wohl eingedenk bleiben wir jedoch auch der Verwahrung des Platonischen Sokrates, auf welche wir zu Anfang dieses Abschnittes hinwiesen. —

## V.

Wir sprechen in einem sehr bestimmten Sinne von Weltanschauung, und sagen nichts Geringses von Jemandem aus, von dessen „Weltanschauung“ wir zu reden Gelegenheit nehmen. Nicht allein nämlich deuten wir mit dieser Redewendung an, dass der Betreffende irgend welche Ansicht über die allgemeine Beschaffenheit der Dinge hege; sondern wir beziehen uns auch bereits mit diesem Worte auf die Sinnesart, ja die Gesinnung jenes Mannes. Ist nun gerade dem unbelehrten Gefühle etwas Derartiges in jenem Worte gegenwärtig, so bestimmt demnach das deutsche Wort uns unmittelbar zur Erfassung eines bedeutungsvollen Zusammenhanges; wie wir diesem nun hier weiter nachzuforschen hätten.

Zunächst bezeichnet Welt-Anschauung zwar etwas dem Sehen irgendwie Verwandtes, doch aber von sinnlicher Wahrnehmung Verschiedenes. Wollten wir von einer Weltwahrnehmung sprechen, so würde uns der Wortsinn Lügen strafen. Man kann die „Welt“ umschiffen, und sein Tagebuch mit erstaunlichen Wahrnehmungen anfüllen; der phantastische Autor vermag uns zu den fernen „Welten“ des Mondes und der Sterne zu geleiten, indem seine Schilderung möglicherweise dort zu machende Wahrnehmungen zu einem Bilde vereinigt; die Welt als solche aber wird auf keine Weise wahrgenommen, durch Wahrnehmungen auf keine Weise erlesen und erschöpft: sie verbirgt ihre Gränzen im Raume und des schrankenlosen Geistes, der etwa glaubte ihre räumliche Sichtbarkeit erfasst zu haben, spottet sie durch den Wechsel der Erscheinungen, in welchem sie zwischen dieser und der folgenden Minute alles Sichtbare und Ausgedehnte zu verändern vermag. Von diesem All-Dinge nun, diesem durch keine Wahrnehmung irgend einem Wesen als Gegenstand sich darbietenden Un-dinge besitzen wir — eine Anschauung.

Diese die Wahrnehmung durch eine so merkwürdige Fähigkeit überbietende Anschauung pflegt der Logiker als Theil, als Element jener ersteren zu definiren. Anschauung bezeichnet den sinnlichen Eindruck, insofern derselbe überhaupt zu irgend welchem Bewusstsein kommt; Wahrnehmung die hieraus geformte Erkenntniss eines Gegenstandes. Halten wir nun von diesem Sprachgebrauche diess fest, das unter Anschauung etwas Unmittelbareres, als unter Wahrnehmung, ein Ereigniss innerhalb unseres Bewusstseins ohne Rücksicht auf die dasselbe vermittelnden Beziehungen verstanden werde; so schliesse dieses, so gefasst, eine unbedingtere Bedeutung jenes Elementes der gegenständlichen Erkenntniss ein. Denn erst wenn ich mich der Bestimmung des Gegenstandes zuwende, bin ich dem Irrthum ausgesetzt. Ich zweifle, ob dieser Lichtstrahl von einem fernen Sterne oder von einem verglimmenden Funken zu mir hergedrungen sei; dennoch steht in meinem Inneren das Ereigniss des Lichtes da: es bezieht sich zwar nicht, als Wahrheit, Wahrnehmung auf einen Gegen-

stand; enthält aber doch, mit Gewissheit, den Sinn (hier die rein sinnliche Bedeutung) einer Gruppe von möglichen Gegenständen in sich.

Bedeutungsvollere Beispiele dieses Verhältnisses einer gewissermaassen elementaren Anschauung zu wahrnehmender Erkenntniss wären etwa diese: wenn ein erster Blick auf das Antlitz eines Menschen etwas Erhebliches über diesen Menschen aussagt, eine genauere Bekanntschaft mit demselben uns hieran aber vollkommen irre werden lässt, bis uns etwa ein ausserordentliches Ereigniss in dem Leben dieses Menschen belehrt, dass jener erste Blick den späteren wohlbegründeten Urtheilen gegenüber Recht behalte. Oder: den ersten, ausserordentlichen Eindruck eines Gemäldes vermögen wir bei späterer eingehender Betrachtung nicht wieder zu finden. Der Kritiker wird annehmen, dass jener erste Eindruck eine Täuschung gewesen sei. Vielleicht aber war vielmehr nur jener Eindruck der Einblick in den Seelenzustand, welchen der Künstler durch sein Werk mittheilen wollte. — So enthüllt uns plötzlich der Blick auf Wald und Berg den Sinn der Natur. So vermöchten wir gerade nur aus dem einzelnen Gebilde oder Vorgang die Gesammtheit, die Welt zu erfassen, oder anzuschauen, nicht aber aus einer Summirung von Wahrnehmungen ihre Erkenntniss uns zu gewinnen.

Hierauf also wies der Sprachgebrauch hin. Wollen wir aber mit Bestimmtheit verfahren, so haben wir zu prüfen, inwiefern vielleicht der Sprachgebrauch dem tiefsten, wahren Sinne des Wortes entspricht.

Berufen wir uns nun bei diesem näheren Eingehen auf das Wort Anschauung selbst, auf einige ältere, verwandte Formen, so führen wir solche doch weder hier noch später als rein historische Belege an. Wären sie nur diess, und von den in ihnen angedeuteten Zusammenhängen in unserer unmittelbaren Auffassung der betreffenden Worte durchaus nichts mehr zu verspüren, so könnten solche historischen Zusammenhänge zur Bestimmung philosophischer Aufstellungen in unserem Sinne nicht mehr verwandt werden. Ist aber ein noch nicht erloschenes Gefühl bedeutungsvoller Sprachzusammenhänge durch Anführung älterer Formen zu verdeutlichen, so scheint es mir in einem solchen Falle gestattet, diese in die philosophische Diskussion gelegentlich hineinzuziehen. —

Die Geschichte der Sprache giebt als älteste Form für schauen das gotische *skavjan* an, welches, zwischen beiden Worten vermittelnd, dennoch dem *skapjan*, „schaffen“ sogar näher zu stehen scheint, als dem gotischen „sehen“, *saihvan*. Aber auch in der heutigen Form ist, dem Klange nach, *schauen* näher mit *schaffen* verwandt, obwohl der Bedeutung nach näher mit „sehen“ (wie denn, im Dialekt, der Unterschied zwischen beiden sogar gänzlich verschwindet). Die philosophische Bedeutung der Worte erhellt sich nun eben ganz und gar aus der Verwandtschaft mit „schaffen“. Dessen älteste Form bedeutet sowohl „schaffen“ als „schöpfen“. Wir haben die sinnliche Urbedeutung noch in „Scheffel“ fest-

gehalten. Demnach nun heisst „ich verschaffe mir etwas“ Folgendes: ein unbestimmtes und als solches mir unzugängliches Ganzes nöthige ich dadurch mir nutzbar zu werden, dass ich mir ein bestimmtes Einzelnes z. B. durch ein Gefäss (Scheffel, scaphil von scaphjan = schöpfen, schaffen) aus jenem Meere des Ganzen herausgreife. Dem Herausgeschöpften, mir Verschafften, ertheilte ich hiermit zugleich eine gewisse abgegrenzte Gestalt, eine Beschaffenheit (Eigenschaft). Eigenschaft aber ist das ältere „scaf“, welches in gleich deutlicher Beziehung zu „schaffen“, doch auch die auf das Schauen bezügliche Bedeutung Form, Gestalt hat.

Also: „wie ich aus dem Flüssigen mit einem Gefäss (skaphil) mir schöpfe (skapjan), so erschaue (skavjan) ich mir aus dem Sichtbaren eine Gestalt (scaf)“. Dem gemäss bezieht sich „Schauen“, seinem echten Wortsinne nach, auf ein Einzelnes, aber so, dass es in diesem Einzelnen das Ganze mir fassbar macht; es hebt diess Einzelne aus dem Ganzen hervor, und „schafft“ insofern dasselbe, als ein Bestimmtes, aus einem Grenzenlosen, Unbestimmten.

Dieser Zusammenhang wird durch den gegenwärtigen Gebrauch und Klang der Worte nur in geringem Grade verhüllt. Aus den nur gewussten, nicht aber mehr unmittelbar gefühlten Beziehungen der Worte hatten wir uns nur auf die ursprüngliche Einheit von „schaffen“ und „schöpfen“ zu berufen: aber auch diese ist unserem Gefühle andererseits in dem Worte „Schöpfer“ noch vollkommen kenntlich. Nur aber wenn wir die Worte uns nach ihrem echten Gehalte zu gesteigertem Bewusstsein bringen, ergeben sie sich nun als wohl geeignet zum philosophischen Gebrauch. Denn der wahre Sinn des Wortes „Anschauung“ entspricht dem Gebrauche des Wortes „Weltanschauung“, wie dieser uns im allgemeinen vorschwebte, und bestimmt hiermit deutlich und fest den in Rede stehenden philosophischen Sprachgebrauch.

Von dem auf sinnlichem Wege nicht zu Ermessenden, durch Wahrnehmung nicht zu Bestimmenden — von Diesem bot sich uns eine „Anschauung“ dar. Verstehen wir diess jetzt dahin: Wer seinen Blick auf das Einzelne richtet, und sich dessen Beschaffenheit, in solchem Anblick sich dieselbe gleichsam aneignend, zu tiefem unmittelbaren Bewusstsein bringt: der erschaut eine „Gestalt“. Hiermit verschaffte er sich eine bedeutungsvoll ihn einnehmende Bestimmtheit der Erkenntniss, wie sie nicht durch vergleichende Betrachtung der Gegenstände in ihrer wechselnden Vielheit zu gewinnen war. Er gewann, durch Schauen, eine Welt-Anschauung: dieses wäre demnach die ihrem vollen und wahren Gehalte nach (besonders auch hinsichtlich der auf das Gemüth ausgeübten Wirkung) aufgefasste, einzelne Anschauung. — Diess „Anschauung“ würde demnach hier dem Platonischen *εἶδος, ἰδέα* sehr nahe entsprechen. —

Zu unmittelbarem Bewusstsein brachte die Sprachverwandtschaft ferner, dass der schaffe, welcher schaut. Beides treffen wir am bestimmtesten in

dem schöpferischen Schauen des Dichters vereinigt an. Aber in gleichem Sinne ist auch eine Weltanschauung schöpferisch. Wir haben in der Besonnenheit eines solchen wahrhaften Einblickes in den Welt-Gehalt den inneren Grund selbständigen, schöpferischen Handelns zu erkennen. Ist der Thatkraft ohne Gesinnung, und „Anschauungen“ ohne ein thatkräftig denselben entsprechendes Verhalten nicht zu vertrauen: so wirkt dagegen eine Weltanschauung auf unser geistiges und sittliches Schaffen bestimmend ein, wie wir diess ja auch bereits im unwillkürlichen Gebrauche dieser Zusammensetzung angedeutet fanden.

## VI.

Prüfen wir nun das Wort „Welt“, wie wir das Wort „Anschauung“ soeben prüften. Vielleicht dürften hieraus über den Begriff und möglichen Inhalt einer Weltanschauung fernere Bestimmungen zu gewinnen sein.

Im Anschauen eines Dinges sehen wir dasselbe, und sehen es nicht. Wir haften an der Erscheinung, jedoch nur insofern sie eine gewisse innere Beschaffenheit des angeschauten Gegenstandes ausdrückt. In einer solchen Anschauung spricht die Natur zu uns. Hier gebrauchen wir „Natur“ in einem sehr weiten, und zugleich tiefen Sinne; ein Gebrauch, der wiederum gerade dem deutschen Gefühle innig zu entsprechen scheint. An Anschauungen der Natur denkt hauptsächlich und zunächst, wer eine Ansicht von der Welt aus der Anschauung sich gewinnen wollte: er hätte am Ende nur den lebensvollen Inhalt, welchen sein Gefühl mit dem Worte „Natur“ verbindet, auf „Welt“ zu übertragen, um hieraus eine sinnvolle, im edlen Sinne naturalistische Weltanschauung zu erhalten.

Jedoch kündigt sich sogleich die Einmischung des fremden Wortes als beunruhigende Unbestimmtheit an.

Man könnte vermuthen, das Wort „Natur“ sei erst dann in Aufnahme gekommen, als durch den Einfluss der Kirche der Begriff des Uebernatürlichen eingeführt wurde; dem Germanen wäre ein eigenes Wort für Natur eben desshalb nicht eingefallen, weil er nichts anderes kannte, als nur diese, — diess ihm sowohl vertraute Etwas aber vielmehr durch verschiedene einzelne Worte, wie Feld, Berg und Wald, zu bezeichnen gestimmt war. Man könnte hieran anknüpfend dann ferner sagen, es sei in dieser Einmischung der lateinischen Worte jener Einfluss angedeutet, welcher zu Gunsten der Verehrung des „Uebernatürlichen“ die unendliche Bedeutung der Erscheinungen selbst verblassen machte. Der deutsche Wortsinn verbindet „Erschautes“ mit „Erscheinung“. Das trügerische Gewand des Erscheinenden soll durchschaut, und aus dieser Erfassung des Einzelnen der tiefe Sinn des Ganzen dem Bewusstsein angeeignet werden. Diesen heiligen Zusammenhang zerreisst der in dem Worte Natur angedeutete Gegensatz eines Uebernatürlichen.

Nicht auf ein Uebernatürliches, wohl aber auf ein „Innernatürliches“ richtet sich das Schauen. Was wir jedoch hier mit einem dem fremden „Natur“ entstammenden Unworte bezeichnen, darauf deuten die Sprachzusammenhänge des Wortes Welt in schlichter, doch aber bestimmter Weise hin. Man kann „Welt“, englisch world, ahd. wëralt, zunächst als Wirklichkeit verdeutlichen; angeleitet durch die Verwandtschaft mit wërah, Werk. Dann erschiene es gewissermaassen als Synonym von Natur; und insbesondere wird es nur so gebraucht, wenn daneben eine Wortbildung wie „überweltlich“ gelingen kann. Dagegen führen sowohl wëralt als wërah auf wër, Mann\*). „Männererde“, und ferner „Menschenalter“, „Leben“ ist demnach die ursprüngliche Bedeutung von Welt. Wir entnehmen derselben einen bedeutsamen Hinweis auf eine mehr als naturalistische, nämlich anthropomorphistische Welt-Anschauung.

Haben wir nun aber noch ein Gefühl von dieser Bedeutung des Wortes „Welt“, welches uns im Nachdenken hierüber zu bestimmen vermöchte?

In jedem Falle dürfte dasselbe durch die auf den Begriff des Ueberweltlichen begründeten Theorien getrübt und vermindert worden sein: sie bestimmten unser Gefühl, das Unbedingte über den Wolken zu suchen, anstatt in der Erscheinung, und vor allem in der eigenen Brust. Weit wahrhaftiger ist bereits der Sprachgebrauch, der eine „andere Welt“ zum Gegenstande jener tieferen Betrachtungen macht; dieser sucht gleichsam das innerlichst Erschaute nur wieder an eine Art von sichtbarer Wirklichkeit anzuknüpfen.

Der mittelbar anthropomorphistische Gebrauch findet sich noch im Munde des Dichters. Schlegel kann den Hamlet mit verständlichster Deutlichkeit vom Treiben der Welt reden lassen; König Richard (Richard II., V, 4) kann der Welt den Kerker nicht vergleichen, „sintemal die Welt so volkreich ist“; am engsten möchten wir uns jedoch an Goethe's Verse halten:

„Wohl ist sie schön, die Welt! In ihrer Weite

Bewegt sich so viel Gutes hin und her.“

Das All in seiner Beziehung zum Menschen, und insofern es durch den Menschen Bedeutung erhält, dürfte fast stäts den edleren Gebrauch dieses Wortes genau bezeichnen. — In dem allgemein gebräuchlichen „Mitwelt“ und „Nachwelt“ sind ausschliesslich Menschen gemeint; auch kennt der Volksmund die „böse Welt“, worin man wohl nicht bloß einen Reflex des französischen „monde, tout le monde“, zu erkennen hätte. —

Um nun aber den philosophischen Anthropomorphismus einer „Weltanschauung“ näher zu bestimmen, bedarf es freilich eines noch viel genaueren Eingehens auf verwandte Worte.

\*) Wërah führt zunächst auf Wz. varg, (gr. ἐργ —, ὄργ —), diese auf var —, wovon vir und wër.

## VII.

Wesen der Welt: diese Formel bietet sich im Deutschen dar, um den Gegenstand einer Weltanschauung zu benennen.

Mit Recht wird ein solches Wort stäts mit kritischer Vorsicht angewendet; nur dürfte darum nicht auf dasselbe zu verzichten sein, insofern eben durch seine sorgfältige kritische Beachtung die allgemeinste Aufgabe der Erkenntniss selbst möglicherweise erläutert werden kann.

Wir wurden uns bewusst, dass das Schauen sich der Erfassung der tieferen, eigentlichen Beschaffenheit der Erscheinung zuwende: demnach dem Wesen eines Dinges. Jedoch gestattet die Sprache diese letztere Wendung nur mit Widerstreben; man wird vielmehr versucht sein, abermals von dem „tieferen, eigentlichen“ Wesen eines Dinges zu sprechen: ein Anzeichen, dass das Wort „Wesen“ selbst in dieser Verbindung nicht zu seinem Rechte komme. Diese Schwierigkeit nun löst sich, wenn wir von dem Wesen der Dinge, oder dem Wesen der Welt reden; diese Verbindungen sprechen sich gleichsam von selbst, während ich mich vorher zu einem gewissen künstlichen Nachdruck und verstärkenden Pathos genöthigt sah: womit das Sprachgefühl demnach andeutet, dass „Wesen“ sich auf ein Allgemeines, nicht an ein einzelnes Ding Gebundenes beziehe. Andererseits ist es aber doch an etwas Dingliches überhaupt gebunden oder, sprachgesetzlich ausgedrückt, es kann ohne beigefügten abhängigen Genitiv überhaupt nicht philosophisch gebraucht werden; denn wenn wir von einem Wesen schlechthin reden, meinen wir etwas ganz anderes, ein Einzelnes, Belebtes nämlich — was freilich sich ebenfalls als bedeutsam für jenen allgemeineren, philosophischen Gebrauch des Wortes herausstellen wird. —

Also ist, wie in „Weltanschauung“, so auch in „Wesen“ die Anknüpfung an ein gegebenes Wirkliches, und zugleich die Richtung auf eine über diese Gegebenheit hinausliegende Bedeutung ausgedrückt; jedoch jene Anknüpfung deutlicher in „Anschauung“, diese Richtung dagegen ausschliesslicher in „Wesen“.

Dieses merkwürdige Wort wird, als solches, z. B. von Krause beachtet, wenn er in seinen „Grundwahrheiten der Wissenschaft“ (1829, S. 75/6.) „Wesenheit“ von „Seynheit“ grundsätzlich trennt. Hier hätte nun aber eben eine kritische Erwägung des sprachlichen Unterschiedes zur Bestimmtheit der entsprechenden philosophischen Unterscheidung behilflich sein können; während hingegen gerade Krause's sprachliche Kühnheiten andeuten, dass er von dieser Betrachtungsweise sehr weit entfernt war. Nicht nämlich wird man zu willkürlichen Umformungen von Wörtern sich entschliessen, deren wurzelhafte Natur man sich ernstlich zum Bewusstsein gebracht hat. Durch Bildung und Gebrauch dürfte in solche Worte ein so reicher Schatz eigenthümlichen Gehaltes niedergelegt sein,

dass es der Mühe verlohnt, diesen zunächst zu heben, das heisst aus dem Gefühle in das Bereich der Erkenntniss zu übertragen. \*) Hiermit ist dann der Gedanke nicht zum Knechte des Wortes gemacht — aber, möchten wir hinzufügen, er ist zu seinem Freund geworden. Wort und Gedanke werden durch sinnvolle Wechselwirkung, das Wort an edlerem Gebrauche, der Gedanke an festerer Begründung gewinnen, im Sinne jenes schönen Humboldt'schen Ausspruches; und demnach eine richtige Auffassung des hier in Rede stehenden Verhältnisses sich vor allem auch als Treue gegen die echten Gebilde unserer Sprache geltend machen. —

Man kann „Wesen der Welt“ nicht aussprechen, ohne einen ersten Schritt zur Erkenntniss des Wesens der Welt hiermit bereits zu thun. Die Erkennbarkeit des Wesens der Dinge zu diskutieren, lenkt dagegen die Aufmerksamkeit auf einen allerdings wichtigen Nebenumstand, nämlich den: die verschiedenen Versuche zu prüfen, und abzuweisen, welche aus irgendwelchen noch so sinnvoll kombinierten Relationen der Dinge unter sich (diesen normalen, durchgängig uns sich anbietenden Gegenständen der Erkenntniss) jenes Wesen der Dinge ableiten wollen.

Handelt es sich in der That in dem Sehen der Gegenstände um Kontouren, und in dem Betrachten der Dinge, diesem entsprechend, um Unterschiede, Relationen: so handelt es sich eben im Betreff des Wesens der Dinge nicht um Sehen, sondern um Schauen, nicht um ein Betrachten von aussen, sondern um ein Inneres, ein Gefühl. — Schopenhauer beschrift diesen Weg der philosophischen Erkenntniss.

Aber, könnte man einwenden, Gefühl bleibt eben Gefühl und wird nimmermehr Erkenntniss: — wenn nicht gerade die Sprache Empfindung und Begriff in jedem Augenblicke vermittelte, und in ihren edelsten Bildungen Begriff und Empfindung gleichmässig anregte.

Gewiss darf der Philosoph daher einer Wortbildung wie „Wesen“ nicht vorübergehen; er wird dieselbe vielmehr, wo nicht als Erkenntnissquelle, so doch als bestimmenden Hinweis in Richtung auf eine solche Erkenntniss verstehen. Unsere eigene Natur würde diess Wort nicht hervorgebracht haben, wenn hier ein absolutes Geheimniss der Natur überhaupt von der philosophischen Kritik als letztes Ergebniss konstatiert werden müsste. —

Wir treffen in „Wesen“ und „Sein“ die Doppelbildung einer gemeinsamen Wurzel an. \*\*) Diess dürfte als wichtig festzuhalten sein; es führt in die tiefste Vergangenheit der Sprache zurück, obwohl der uns hier beschäftigende substantivische Gebrauch von Wesen sich nicht über das Mittel-

\*) In dem Seite 1 vorübergehend erwähnten Worte „Ideal“ ist der neuere Gebrauch desselben ganz ersichtlich bedeutung-schaffend gewesen; in dem Worte „Wille“ ist diess für uns der Gebrauch eines einzelnen Denkers.

\*\*) esse, ist und sein von Wz. as; Wesen, war v. Wz. vas.

hochdeutsche hinaus verfolgen lässt. Dagegen scheint ein ahd. wäsanti zu sehr dem essentia der Mönche nachgebildet, um besonders beachtet zu werden; eigenthümlicher ist das mhd. wesenunge, womit uns, wie mit wesenen, Wesen geben, gesagt wird, dass jene Wortbildung auf eine Thätigkeit, auf Leben und Ableben bezogen werden könne: wie wir diess in verwesen noch festhalten. -- Jene Duplizität der Wurzel bleibt als der Vorzug unserer Sprache kenntlich, gegenüber aller hierauf etwa angewandten klassischen Terminologie.

Diese Umbildung wird durch den Anlaut *W* bewirkt. Fragen wir nach der Bedeutung dieses Anlautes zunächst in Wortbildungen, die dem sinnlich Wahrnehmbaren näher liegen.

Ich lese auf einem Blatte die eine Seite zu Ende; hierauf, um weiter zu lesen, wende ich das Blatt. Im Leben sagen wir wohl: es ist zu Ende, wenn es eine neue Wendung mit uns nehmen will. Diese Wendung schafft dann neues Leben aus jenem Ende, jenem Untergang; aus der nunmehr sich endenden Nacht wende ich mich dem jungen Tage zu, und jene Nacht selber erscheint nur noch als die Verknüpfung zweier Tage, als der Wandel, welcher neu belebend aus dem Einen zum Anderen überleitete. \*)

Hier hat, durch Endliches, ein Unendliches statt; das Prinzip dieses Vorganges drückt „Wandel“, insbesondere also der Anlaut *W* aus. Wie belehrend ist es nun zu finden, dass die in der nicht wurzelhaften Bildung „unendlich“ enthaltene Undeutlichkeit durch das nahe verwandte „Wenden“, „Wandel“, aufgehoben wird.

Wenn es auch dem Nachdenkenden schnell zum Bewusstsein kommt, dass sich der Begriff des Unendlichen in keinem Falle eigentlich auf etwas Quantitatives, sondern vielmehr stäts auf ein qualitatives Verhältniss bezieht, so sind doch immerhin hiergegen verstossende Anwendungen des Wortes „unendlich“ überaus häufig. — Der Mathematiker nennt eine Reihe unendlich, welche man, nach einem deutlich eingesehenen Gesetze, in das Unbestimmte fortgesetzt sich denken kann; oder auch spricht er von einem unendlich Kleinen, wenn er eine beliebig klein anzunehmende Grösse in seine Rechnungen einführt. Aber der philosophische Gebrauch des Wortes ist mit diesem „unbestimmt“, „beliebig“ nicht erschöpft. Immer wieder verstehen wir das Unendliche als wirkliches Gegenbild des Endlichen.

Sollte nun nicht hier die eben erwähnte Wortbildung andeuten, inwiefern ein solcher Gebrauch ebenfalls berechtigt sei? Wenn nämlich das Endliche als Neben- und als Nacheinander sich darstellt, als unbestimmt sich erstreckende Veränderung, so ist sehr wohl das Prinzip dieser Veränderung (gewissermaassen das In- und Miteinander der Erscheinungen) für sich in das Auge zu fassen, und dem Endlichen als ein qualitativ verschiedenes Unendliches gegenüberzustellen: „der Wandel ist das unendliche Prinzip des Endlichen.“

\*) Das Jahres-Ende wird zur Jahres-Wende!

Dem entsprechend hätten wir nun „Wesen“ als das unendliche Prinzip des „Seienden“ zu verstehen, als den belebenden, selbst aber beharrenden und ewigen Keim des Seins. Einerseits nämlich ist Wesen von Sein durch eine Bildung (W) unterschieden, welche es mit Wandel und Wechsel, mit Bewegen und Wirken verbunden zeigt. Andererseits steht es weit ab von diesen Erscheinungen, durch die vollkommene Wurzelgleichheit mit Sein (—as).

Setzen wir, um diess noch deutlicher zu machen, für „Wenden“ (Wandel) das nahe verwandte Werden ein. Gewiss hat man Wesen und Werden richtig gebraucht, wenn man sagt, dass das Wesen eines Menschen zu trennen ist von Dem, was äussere Einflüsse an ihm verändern, und was er, wie wir uns ausdrücken, „wird“. Dass aber Beides ganz und gar nichts miteinander gemein habe, wird man wiederum nicht sagen dürfen. Wir finden das Wesen jenes Menschen nach Jahren unverändert; aber eben diess sein Wesen hat Veranlassung zu Dem gegeben, was inzwischen mit ihm vorgegangen, und was aus ihm geworden ist.

Etwas nicht durchaus Unähnliches meinen wir, wenn wir vom Wesen der Dinge reden. Die Sprache warnt davor, etwa auszusagen, es habe mit dem durchgängigen Anderswerden der Erscheinung gar nichts gemein: das Wesen der Dinge ist vielmehr ein das Sein zum Werden belebender Keim, als solcher aber von den werdenden und vergehenden Erscheinungen selbst zu unterscheiden.

Man sieht, wie im Deutschen, bei besonnenem Gebrauch der Worte der an sich gewiss tief sinnige Widerstreit zweier der edelsten Denker des Alterthums von selbst sich schlichtet. Heraklit behauptet, dass das Werden, ihm entgegen verfiicht Parmenides, dass das wandellose Sein das Wesen der Dinge sei. Den Einen unterstützt der Anblick der Erscheinung, den Anderen die Bildung des Begriffs. Aber aus dem Begriff führt das Wort in die Welt der Sinne zurück. Und so sagt denn auch das Wort „Wesen“ deutlich von sich aus: ich bin nicht jenes nur Beharrende, welches Du Dir unter dem Sein der Dinge durch Abstraktion zu denken vermagst; und auch nicht jenes Wechselnde, welches dagegen Du als Fluss der Dinge einzig an diesen wahrnimmst; dennoch aber bin ich, und zwar in Jenem wie in Diesem. \*)

In zwei bereits vorübergehend angedeuteten Verbindungen fassen wir schliesslich den Sinn des uns beschäftigenden Wortes zusammen. Wir sprechen von einem lebenden Wesen. Diess ist der häufigste Gebrauch des Wortes. Wir verbinden dann Wesen jedesmal mit einem Beisatze, hier „lebend“, sonst aber auch gut und böse, treu, klug, u. s. w.: in jedem

\*) Es leuchtet ein, wie zu obigen Ausführungen die vordem von mir angegebene Ableitung des Wortes „werde = vis - ada“ von „wesen = visan“ ganz besonders bedeutsam sich fügen würde.

Falle bezieht sich das Wort in concreto nur auf Thiere oder Menschen, nie aber auf ein Artefact, und auch schon auf eine Pflanze nicht mehr. Der Begriff der Belebtheit ist also unweigerlich mit demselben verbunden. — Andererseits sprechen wir von dem ewigen Wesen der Dinge. Ja, eine besondere Verwandtschaft des Sinnes beider Worte drängt hierzu, als Wohlklang dieser Wortverbindung; wogegen von einem ewigen Sein der Dinge wir nur mit Widerstreben reden können. Das ewige Sein ist eine Abstraktion, welcher das fortwährende Dasein der Dinge eben nicht entspricht. Von diesem aber wird in „Wesen“ zu einem inneren Prinzip übergegangen, welches nur ablenkend und negativ mit unendlich bezeichnet werden kann, während dagegen jener Beisatz sich ihm unmittelbar anschmiegt und sinnvoll verbindet.

### VIII.

Durfte so die Frage nach dem Wesen der Welt zu einiger Deutlichkeit durch genaue Beachtung der hierbei angewandten, deutschen Worte gebracht werden; so könnte man aber auch ferner versucht sein, sich deren Beantwortung auf gleichem Wege noch um Einiges anzunähern.

In allen bisher betrachteten, und zunächst noch zu betrachtenden verwandten Hauptwörtern leitet unsere Betrachtung der Anlaut *W*. Sollte diesem Umstande als einer Zufälligkeit vorübergehen sein? Sollte nicht vielmehr hier, und vielleicht nur hier, in diesem einzigen Falle ein solcher „philosophischer Eigenton“ wirklich angenommen werden dürfen, wie wir dessen Annahme hypothetisch oben bei Besprechung der Max Müller'schen Ansichten andeuteten?

Wenn sich die Brust eines Menschen erweitert, um dem Gedanken universeller Beschaffenheiten Ausdruck zu geben, oder gar dem Sinn des Alls überhaupt: dann ist zu diesem Sinn, zu jenen Beschaffenheiten eben diese Regung des sich kundgebenden Menschen unmittelbar zugehörig. In dem Geiste des edelsten Menschen erhält die Welt ihre echtste Bedeutung. Nicht erst zu ermesen hat dieser die Bedeutung der Welt, sondern er stellt sie selbst dar. — Versucht er sie nun aber auch bewusst zu ermesen und auszusprechen, so spräche dann aus ihm unmittelbar der höchste Sinn der Dinge selbst. Aus diesem erhabensten Beispiel wird für unseren elementaren Fall absehbar, dass der in einer edlen Sprache stäts wiederkehrende, gemeinsame Anlaut allgemeiner Benennungen die Andeutung einer allgemeinen Wahrheit unmittelbar in sich enthalten könne. Erweitert jener Mensch seine Brust in einem tiefen Athemzuge, und theilt er, ausathmend, diesen wiederum nach aussen mit, indem er durch einen leichten Schluss der Lippen den aus seinem Inneren hervordringenden Luftstrom einen allereinfachsten Laut hervorzubringen nöthigt; so hat er genau ent-

sprechend jener ihn einnehmenden Richtung auf das Allgemeine sich kundgegeben: er hat aber in der That *W* ausgesprochen.

Die unmittelbare sinnliche Bedeutsamkeit der Wurzellaute ist gelegentlich wohl von jedem über die Sprache Nachdenkenden in irgend welcher Form angenommen und beachtet worden; z. B. von Krause S. 213; von Humboldt S. 81, von Geiger S. 168 der angeführten Werke. Jedoch musste der Bereich solcher sinnlich deutbaren Wurzeln sehr eng angenommen werden, und eine prinzipielle Begründung dieser Deutungen gelingt unter den angeführten Autoren nur dem Letztgenannten, durch seinen sinnreichen Einfall der sprachbildenden Gebärden des Mundes. \*)

Auch hier nun soll eine prinzipielle Verallgemeinerung der angegebenen Deutung in keiner Weise versucht werden. Vielmehr stellt sich eben jener Fall als eine so elementare Spracherscheinung dar, gleichsam nur als das kundgegebene Verlangen nach Ausdruck, dass hier sehr wohl ein für sich allein stehendes Beispiel angenommen werden könnte, ohne dass doch hiermit dessen Wichtigkeit sich verringerte. Der tönende Anlaut *W* (also weniger *W* als Konsonant, sondern vielmehr als halbvokalischer Ansatz) könnte demnach für sich allein unmittelbar zur Auffindung fernerer philosophischer Grundwörter dienen. — Dessen Bedeutung aber möge nochmals in folgendem Beispiele vorgestellt werden. Wenn wir „Wandern“ ausrufen, so sagen wir etwa dasselbe, was wir sonst auch als Ortsveränderung andeuten. Aber wie anders sagen wir es. Indem wir „verändern“ zu „wandern“ verdichten, scheint in diesem belebenden Anlaut die Weite des Horizontes sich zu erschliessen und der Athem der weiten Welt selber in dem Wanderer wiederzuhalten.

Giebt es ein Wort, in welchem jener Anlaut die Bedeutung des Stammes erhält? Dieses müsste dann als ein einfachstes philosophisches Grundwort betrachtet werden dürfen. Wirklich bilden wir aus „*W*-aussprechen“, „wehen“: *Wahn*\*\*).

Hier hätte man sich nun zu entscheiden, ob man annehmen wolle, dass wir in „Wehen“, „Wahn“, dem Winde nachahmen; oder vielmehr, dass dieser allgemeinsten Regung der Natur eine eigenste spontane Kundgebung des menschlichen Sprachvermögens von selbst entspricht. Nimmt man aber,

\*) Schon in Platon's *Kratylos* steht zu lesen (422 ff.) „Wenn wir keine Stimme und keine Zunge hätten, und uns doch die Dinge mittheilen wollten, würden wir nicht, wie die Stummen, mit den Händen, dem Kopfe, und dem übrigen Körper, Zeichen geben? — — „Da wir uns nun aber mit Stimme, Zunge und Mund ausdrücken wollen, so muss die Nachahmung durch diese geschehen.“ (Vergl. L. Geiger, *Ursprung der Sprache*, S. 178.)

H. v. W.

\*\*\*) „Die sächsischen Runen fügen einen Buchstab für *v* (*w*) hinzu, den sie *vên* (*opinio*) benennen.“ (Grimm, I. 104). Auch da also zeigt sich der im Neuhochdeutschen unmittelbar wahrzunehmende enge Zusammenhang des bedeutungsreichen Wortes „Wahn“ mit dem Buchstaben „*W*“.

wie nothwendig sich aus dem Vorstehenden ergibt, das Letztere an, so ist die sinnfällige Richtigkeit unserer Benennung des Wehens aus dem tieferen Grunde einer inneren Zusammengehörigkeit erklärt: der objektiv vernommene Laut hat kein Vorrecht vor dem subjektiv gesprochenen; dieser ist nicht jenem nachgeahmt, sondern nach demselben Gesetze neu gebildet, und die Bewegung der Luft spricht mit vollkommener Wahrhaftigkeit, als „Wehen“, sich durch unseren Athem und unsere Sprache aus.

Der Deutung des Wehens nun aus blosser Nachahmung gehörter Laute entspricht der Gebrauch des Wortes „Wahn“ im Sinne von Irrthum. Trägt dagegen jenes „Wehen“, trotz seines geringen, weil sehr allgemeinen Bezeichnungsinhaltes, doch aber die Bürgschaft natürlicher Richtigkeit als Gesetz seiner eigenen Entstehung in sich, so entspräche diesem ein philosophischer Gebrauch von „Wahn“.

Wenn diese Bürgschaft richtiger Benennung in dem tiefen Athemzuge des Sprechenden belegen war, so verliess dagegen dieser Athemzug den Mund als Hauch, um sich schnell im Luftmeer zu verlieren. Dem Athem gleicht die innere Kraft des Wahnes; dem Hauch seine Trüglichkeit. Wir werden also keineswegs jeden Irrthum schlechthin als Wahn bezeichnen; sondern nur eine solche Regung, die zugleich den Menschen innerlichst ergreift und bestimmt, und aus dem tiefsten, eigensten Inneren des Menschen hervorzugehen scheint. Ist nun in diesem Begriff des Wahnes seine ganze Furchtbarkeit eingeschlossen, so deutet derselbe doch auch bereits die erhabene Möglichkeit an, dem echtsten Kerne des Individuums durch den Wahn sich zu nahen. Die Fähigkeit, in ein Nichts mit allen inneren Kräften seines Wesens sich aufzulösen, diese spricht Wahn, nach seiner sinnlich zutreffend aufgefassten Bedeutung aus: demnach aber die zugleich furchtbarste und edelste Fähigkeit des Menschen. Als eine edle bewährt sie sich in dem Maasse, als von ihrer inneren Kraft ihre Trüglichkeit überwogen wird; also durch ein vermehrtes Bewusstsein von dieser inneren Kraft als einer Kraft des Seins überhaupt, als eines Zuges vom Wesen der Dinge. Dieses Wesen ahnen wir, als Wahn, je mehr wir uns in des Wahnes innere, seelische Beschaffenheit versenken, und dagegen von seinen trüglichen Beziehungen nach aussen absehen.

Genau in diesem Sinne nun ist der Wahn die Grundkraft der künstlerischen Anschauung. Diese ertheilt den Erscheinungen, mit scheinbarer Willkür, eine unendliche Bedeutung. In roher Form aber spricht sich dieses Bestreben als ein sinnloser Trug, als eine schnell missglückende Umdeutung der Erscheinung aus: so, wenn der Asiate durch ungeheure Vergrösserung, und Einnischung gewaltiger thierischer Züge die Gestalt eines Königs künstlerisch darzustellen vermeint. Im äussersten Gegensatze hierzu entfernt sich die edelste Kunst, die Musik, von jeder Beziehung auf die äussere Erscheinung; ihr Gegenstand sind die inneren, auch allem Schauen zu Grunde liegenden Seelenkräfte selbst. Deshalb schien nun

diese Kunst einem Schopenhauer das Wesen der Dinge am unmittelbarsten auszusprechen: was wir hier daraus sich herleiten sehen, dass der innere Athemzug des Wahnes einer allgemeinsten Beschaffenheit der Welt — seiner blossen Wortbedeutung nach — unmittelbar entspricht; und nun dieser Athem in der Kunst der Töne, aus einer schwachen Andeutung, zu einem vielsagenden Ganzen wird.

Drückt Schopenhauer diess dadurch aus, dass er die Musik ein Abbild des Willens nennt, so nehmen wir hiervon Veranlassung dieses schwierige Wort zunächst aus einer Verwandtschaft mit „Wahn“ uns zu erklären, da uns ja die Kunst als eine Form des Wahnes darauf hingeleitet hat. Offenbar gehen beide Worte übereinstimmend auf die Benennung einer Bewegung zurück. Wie Wahn zu dem Wehen des Windes, so verhält sich Wille zu dem Wallen der Wellen\*). Das Erdgerippe ist von zwei Hüllen umkleidet, welche Sage sowohl als Forschung in allernächste Beziehung zu der Möglichkeit des Lebens auf der Oberfläche der Erde setzen: ein Meer von Wasser, und ein Meer von Luft; dieses wie jenes in fortwährender Bewegung, dieses mannichfaltiger, jenes wuchtiger sich regend, und durch seine Wogen wohl gar das feste Erdgerippe selbst gestaltend. Die letztere Form machtvoller, schöpferischer Bewegung sucht das Wort „Wille“ aus dem eigenen Inneren heraus wahrhaftig aufzufassen, wie Wehen nicht durch Nachahmung, sondern durch eine spontane Kundgebung von gleicher, eigener Beschaffenheit den Wind zutreffend benannte. Wir erwähnten bereits, wie die Lehre vom Willen in einer Deutung der eigensten Beschaffenheit der Dinge aus der Beschaffenheit der eigenen Spontaneität bestehe.

So bietet sich nun auf unserem Wege dieses fernere philosophische Grundwort gleichsam von selbst dar, durch Verfolgung der in Wehen angedeuteten Bewegung zu ihrer kraftvolleren, subjektiven und objektiven Form. Aber auch unmittelbar lässt sich jener Einfall durch eine etymologische Beziehung als ein glücklicher nachweisen. Wille und Welle zeigen nämlich eine Verwandtschaft zu dem edlen Worte Wala. Dieses bedeutet Freiheit, als Urmacht der Natur, wie auch Kraft des Helden zu Thaten und Kampf; die Mythologie kennt es daher als Eigennamen einer geheimnissvollen Gottheit, wie aber auch Walhall, Walstatt den auf Menschen sich beziehenden Gebrauch desselben überliefern. Wir Neueren nun bewahrten von alledem nur die Bedeutung „Wahl“; wir setzten hiermit die Freiheit

\*) Die indogerm. Wz. var, daneben und später val, bedeutet 1) wallen (sieden), 2) wählen (wollen), 3) wahren, 4) wälzen, 5) wehrhaft, stark sein; daher: skr. Varūnas (Gottheit des Wolken- und Wellenmeeres), várās (Wunsch), várman (Panzer), valanam (Windung), balam = valam (Kraft); griech.: Οὐρανός, V-αλέα (Gluth), βουλή, V-ούρος (Wächter), ε-V-λύω (wälze); latein.: Vulcanus (?), volo, vereor, verus, volvo, valeo; german.: vulan (wallen), walm (Gluth), warm, vilja (Wille), valjan (wählen), wår, wåra (Acht), wëlla (Welle), valvjan (wälzen).

in das Wählen, in das Belieben; der Deutsche der Vorzeit dagegen in jenes höchste Müssen, welches einzig dem Menschen die volle Bethätigung seiner Natur gewährt, ihn hiermit den Grundkräften des Alls verbindet, und ihn in diesem Sinne als freiestes Wesen zeigt. Zu einer solchen tieferen Auffassung aber der Freiheit führt Schopenhauer's Ansicht vom Willen abermals zurück, wie diess sowohl aus dem vierten Buche seines Hauptwerkes, als auch aus seinen ethischen Schriften gefolgert werden muss. Vielleicht nun wurde demnach dieser Denker von einem Gefühle jener Urbedeutung von „Wala“ zu seiner Theorie des „Willens“ angeleitet.

Sind wir nun aber bereits hiermit, durch „Wahn“ und „Wille“, zu einer Antwort auf jene Frage nach dem „Wesen der Welt“ gelangt? — Wollten wir uns dahin zusammenfassen, so dürften wir nicht weniger schnell zu widerlegen sein, als jene hellenischen Theorien vom Werden und Sein. Nur dass man sich durch Verständniss jener Wortbildung einem Verständniss der allgemeinen Beschaffenheit der Dinge ebenfalls annähere, dürfte allerdings auszusagen sein.

„Das Wesen der Welt ist Wahn“ gäbe daher freilich eine sehr üble Bedeutung; und auch „das Wesen der Welt ist Wille“ lässt wiederum das Willkürliche, das Zufällige nicht hinreichend in einem solchen Philosophem als inbegriffen ansehen. Verfolgen wir hingegen den Wahn bis dahin, wo er ganz und gar Wille wird; und denken wir uns andererseits den Willen nach Analogie des Wahnes wirksam: so sind unsere Vorstellungen vom Wesen der Welt bereits keine gänzlich leeren Schemen mehr.

Was die letztere Vorstellungsweise anbetrifft, so ist diese in Schopenhauer kenntlich nachzuweisen. Es ist vielleicht nicht stäts genügend beachtet worden, welche nähere Erklärung dieser Philosoph dem Worte „Wille“ beifügt, um es in einem allgemeineren Sinne, als dem wirklicher, gewollter Handlungen, gebrauchen zu können. Er sagt, Wille sei Dasjenige, was in uns als Lust und Unlust, als Weh und Wonne sich rege; und demnächst erst als Wollen oder Nichtwollen sich äussere. Die Bezeichnung also der von ihm gedachten Grundkraft des menschlichen Wesens gelingt ihm nur durch Herbeiziehung des „Wahnes“, dessen Wurzel wir sowohl in Weh als in Wonne wiedererkennen. Der Grund des Wahnes ist der Wille; und die Aeusserung des Willens ist der Wahn: so deutet sich demnach Schopenhauer's Philosophie das Wesen der Welt.

Knüpfen wir an unsere Worterklärung des Wahnes aus Wehen an; so hätte gleichsam als jene innere Athemkraft des Wahnes die kräftigere Bezeichnung Wille zu gelten, und wäre diesem gegenüber Wahn dem Hauche zu vergleichen, der zwar verweht, doch aber einzig jene innere Kraft in einem Laute kundgiebt. Wir müssten dann ferner jener stummen inneren Athemkraft das nicht in der Erscheinung enthaltene, und doch allergewisseste eigene Sein der Dinge vergleichen. Dem verhaltenen Athem

gliche die innere Seinskraft der Natur. Sein erstes Regen hätten wir in den Pflanzen zu erlauschen. In immer volleren Zügen beseelt er aber die Thier- und Menschenwelt, als Bewusstsein, endlich als Erkenntniss. Um hierzu zu gelangen, erweitert er die Schranke der einzelnen Erscheinung, welche nun sich wissend und fühlend mit anderen Erscheinungen als Eines zu setzen vermag: diess eben leistet der Wahn in seiner edleren, heroischen Gestalt, welcher somit als das Medium erscheint, in dem der Wille seine Entzweigung zum Bewusstsein bringt und seine Wiedervereinigung vollzieht. —

Immer wieder bietet sich uns das Bild des Athems an: müsste nicht dieses Wort demnach Wille und Wahn ersetzen können? — Diess geht im Deutschen nicht an, weil ihm die Beziehung auf eine Bewegungsform fehlt (wie Wille auf Wellen, Wahn auf Wehen), demnach es immer nur bildlich verstanden werden kann, während unser Gefühl dagegen einem erweiterten objektiven Gebrauch von Wille und Wahn nicht widerstrebt. Dagegen dürfte in dem âtman des Sanskrit die objektive allgemeine Bedeutung unseres Athem sich ausgebildet haben, so dass wir dieses denn auch als philosophisches Grundwort in ausgedehntem Gebrauche finden. \*)

Hier wäre denn nochmals an die Herder'sche Anforderung zu erinnern, dass aus einer Vergleichung der Sprache philosophische Feststellungen gewonnen werden sollten. Die hier gegebene versuchsweise Bestimmung hatte dagegen nirgends auf solche Heranziehungen fremder Sprachwurzeln einzugehen; selbst die historische Heranziehung deutscher Wortformen schien nur unter einer Einschränkung möglich: da als das Maassgebende stäts das Gefühl anzusehen war, welches uns, den Sprechenden, unmittelbar eine bestimmte Bedeutung aufnöthigt. Ist nun aber nicht hiermit jene terminologische Bestimmung zu etwas ganz und gar Individuellem geworden? In der That kann wohl eine Individualisirung der Philosophie je nach der Sprache, in welcher sie vorgetragen wird, nicht in Abrede gestellt werden, Nun weist aber gerade die Anführung des „âtman“ für unseren, „Wahn“ und „Wille“ erläuternden Gebrauch des Athems darauf hin: dass die edleren Gebilde verschiedener Sprachen, wo nicht durch Wurzelgleichheit, dann durch nothwendig sich ergebende Kombinationen, eine Konformität der philosophischen Grundansicht begünstigen. Es wäre einer sehr eingehenden besonderen Untersuchung vorzubehalten, diess näher zu erörtern. Unsere Betrachtungen würden jedoch von derselben unabhängig zu erhalten sein, und das Resultat jener Untersuchung würde nicht als ein philosophisches, sondern als ein ethnologisches, auf die Unterschiede der Denkweise der Völker bezügliches, sich herausstellen. —

\*) Das Wort „âtman“ wird auf Wz. an, hauchen, direkt zurückgeführt, = an-man; neben an steht van, wie neben as: vas.

Das schöne gotische Wort *anan*, dem *Athem* verwandt, ist uns in der Bedeutung „hauchen“ verloren gegangen. Es würde unserer Diskussion die Formel zuführen: „das Wesen der Welt sei eine Ahnung“; gewiss ein schöner Ausdruck der Deutung der Welt aus dem Innern des Menschen. Was in dieser Formel als wirklich mystisch zu bezeichnen wäre, hätten wir uns dann lautphysiologisch so zu erklären, dass der Laut „*anan*“ aus dem Einathmen entstanden ist, demnach er nur die Beziehung des Aussen auf das Innen anzudeuten vermag; dagegen *W*, „Wahn“, als Ansatz-Geräusch des Ausathmens, sich von innen heraus auf ein Aeusseres, auf die Erscheinung, auf das andere Selbst beziehen.\*)

## IX.

In dem Gleichklang von Leben und Liebe deutet die deutsche Sprache ein höchstes sittliches Gesetz an. Den Begriff der Liebschaft vertraut sie den Worten *Friedel*, *Freien*, *Freude*. Dagegen stellt sich *lieben* als Intensiv-Bildung von *leben* dar. (ahd. *liupjan* und *lipjan*.)\*\*) Der

\*) Hier dürfte wohl auf Folgendes hingewiesen werden. Wenn der aus der Tiefe der Brust durch das Thor der Lippen hervorbrechende Hauch seelischer Erregung „*Wa*, *wehen* *Wahn*“ im vollen Ausathmen das „*Wesen der Welt*“ wie von Innen heraus ergreift, und somit *benam't*, — und wenn dann in der Wortbildung „*Wille*“, anstatt in der Empfindung zu *verwehen*, die innere Athemkraft die Form lebendiger Bethätigung empfängt: so wird dagegen in dem bekannten brahmanischen Geheim-Worte *Om* (= *A<sup>n</sup>m*, nasalirtes *A* mit Lippenschluss), umgekehrt, die ganze tiefe Empfindung des „*Weltwesens*“ einathmend im Innern durch das gesperrte Lippenthor mystisch verschlossen („*mystisch*“ von „*myo*“ Mund schliessen). In unserem *anan* (vgl. *an-man*, *ât-man*, *Odem*) erscheint die gleiche Lautgebung über den Nasal-Verschluss hinaus zu neuer Wort-That (Verbalbildung) fortgesetzt.

H. v. W.

\*\*) Es wäre gewagt, und ist weiterer Untersuchung vorzubehalten, Folgerungen daran anzuknüpfen, dass diese wichtige Doppelbildung sich erst im Althochdeutschen findet; im Gotischen heisst „*liban*“ nur „*leben*“, noch nicht aber „*lieben*“. Demnach nämlich viele das Aufkommen dieser zweiten Bedeutung und die dieser entsprechende Nebenbildung *liupjan* mit dem allgemeineren Einflusse des Christenthums zusammen: es wäre merkwürdig, wenn dessen seelenvollere Empfindungsweise diese Sprachbildung hervorgebracht hätte. Dann wäre dem echten christlichen Gedanken gelungen, was den kirchlich-scholastischen Begriffen nicht zu Theil ward; während nämlich diesen die vieldeutigen Ableitungen „*übernatürlich*, „*überweltlich*, „*unendlich*“, gerecht zu werden suchen, hätte dagegen jener einer Wurzel sich bemächtigt, zu einer Doppel-Bildung, welche derjenigen von „*Wesen*“ und „*Sein*“ an Bedeutsamkeit nicht nachsteht. — (H. v. W.: Noch mag hier daran erinnert werden, dass wir im Worte „*Glauben*“, ahd. *ga-laub-jan*, sprachlich, eine vokalisch gesteigerte Form des Wortes *liup-jan* zu erkennen haben, dergestalt, dass „*leben-lieben-glauben*“ eine bedeutungsvolle, schöne Klimax deutscher Sprachbildung uns darstellt. — Wie übrigens zum „*Wahn*“ mit der Grundbedeutung des „*Wehens*“ als naturalistisches Gegenbild der „*Wind*“ sich gesellt, so zu „*Liebe*“ und „*Leben*“ die nahe verwandte „*Luft*“, zu „*anung*, *anima*, *animus*“ der gr. *anemos*, „*Wind*“, und auch in „*psyche*“, wie im wurzelverwandten „*spiritus*“ (Wz. *spu-psy*), verbinden sich wiederum dieselben seelischen und natürlichen Bedeutungen. Selbst „*Sprache*“, gemeinlich auf Wz. *spra(n)g*, *sprossen*, *springen*, gedeutet, weist in der engl. Form „*speak*, *speech*“ auf „*psych-spukh*“ annähernd zurück.)

Ethiker, welcher Leiden als die allgemeine Beschaffenheit des Lebens erkennt, dafür aber auch den rettenden Ausweg im natürlichen Mitleiden findet, und somit das erlösende Element der Liebe nachweist, findet seine Lehre durch die Sprache auf's einfachste vorgebildet. Vielleicht wären demnach ethische Betrachtungen durch die Erinnerung an diese deutsche Grundformel der Ethik in ähnlicher Weise zu fixiren, als metaphysische Fragen durch die eben besprochenen, mit „Wesen“ verwandten Grundworte.

Die Verbindung beider Bereiche stellt sich uns in engster Beziehung zu der uns zunächst beschäftigenden Terminologie etwa in folgender Weise dar.

An die Hervorbringung des Lebens aus dem Leben knüpft die natürliche Beschaffenheit der Dinge den Wahn der Liebe an. Dieser Wahn besteht in der Gleichsetzung eines anderen Lebens mit dem eigenen, eines anderen Wesens mit dem eigenen Selbst. Demnach erhält „Wahn“ in „Liebe“ seine edelste Bestimmung; bedeutete es zunächst ein aus tiefstem Innern nach Aussen Gehen, und demnach eine erweiternde Richtung auf das Allgemeine: so hat auch die Liebe diess zu ihrer allgemeinen Form; aber nicht als Frage der Erkenntniss spricht sie es aus, sondern mit vollkommenster, psychischer Bestimmtheit als Gesetz des Lebens. Hier hätte demnach ein „Wahn“ sich jener inneren Lebenskraft, des „Willens“, gänzlich bemächtigt: die allliebende Fähigkeit ist durch und durch Wahn, und doch auch durch und durch Wille, Kraft des Wollens, Fühlens und Seins. Eine vollkommenste Vereinigung von Willen und Wahn erschien uns aber als die einzig absehbare Annäherung an die Beantwortung der Frage nach dem Wesen der Welt. Dieses spräche sich demnach in der Erscheinung der vollkommensten Liebe wirklich aus; während alle anderen Erscheinungen der belebten und unbelebten Welt nach dem Maasse ihrer Annäherung an diesen höchsten und endgiltigen Ausdruck des Seins überhaupt, zu beurtheilen wären.

Eine solche Weltanschauung finden wir in den besprochenen deutschen Worten angedeutet. „Anschauung“ wies auf Erfassen des Einzelnen, der Erscheinung hin; „Welt“ auf die Deutung aus dem Menschen. Die möglichen Beziehungen des menschlichen Inneren auf eine Erfassung der Beschaffenheit des Alls waren durch eine Gruppe mit W anlautender Worte näher bestimmbar. Es erübrigte, auf ein Gesetz des menschlichen Inneren selbst, in „Leben“ und „Liebe“ hinzuweisen, um diesen möglichen Beziehungen einen Inhalt, dem erwähnten Gesetze des Menschlichen aber eine universelle Bedeutung zuzuschreiben. Diess aber ist die zugleich auf die Gesinnung einwirkende Aufgabe einer anthropomorphistischen Weltanschauung. —

Wenn wir der terminologischen Betrachtung, gleichsam als Vehikel der Gedankenbewegung, die Schopenhauer'sche Ansicht zu Grunde legten,

welche der Philosoph selbst einmal durch die Formel „Makranthropos, nicht Mikrokosmos“\*) bezeichnete, so scheint es fast, als habe das Experiment die Hypothese bestätigt.

Die eigentliche Grundform dieser Hypothese war aber nicht Schopenhauer, sondern Kant entnommen. Was eine Beachtung der menschlichen Spontaneität als Erkenntnisform ergebe, fanden wir in dessen Vernunftkritik ausgedrückt; was eine Beachtung der menschlichen Spontaneität als Erkenntnisquelle ergebe, ist die Frage, welche sich den Nachfolgern Kant's sofort aufdrängte, und dem Leser Kant's auch heute noch immer wieder nahe tritt.

In so hohem Grade hat Kant selbst die absolute Bedeutung der subjektiven Spontaneität beachtet, dass hierdurch es gerechtfertigt erscheinen muss, unmittelbar an ihn immer wieder anzuknüpfen. Aber er hat diese Bedeutung streng von jeder möglichen Erkenntnis abgetrennt. — Als „Autonomie des Willens“ wird jene ihm zum Hauptbegriffe einer „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“. Fragen wir uns, wodurch diese Schrift eine so unvergleichliche Wirkung ausübt; so können wir hier nicht, wie in der Kritik der reinen Vernunft und den Prolegomenen, auf die Strenge der Methode hinweisen. Vielmehr war es sehr nahe gelegt, gegen diese letztere Einwendungen zu erheben. Das „gute Wollen“ bleibt der Angelpunkt aller Ueberlegungen; es geleitet zu den Begriffen des „kategorischen Imperativs“, der „Autonomie“, der „Freiheit“, und giebt so, in charakteristischer Abwandlung, ein Prinzip der Durchmessung des ethischen Bereiches ab: wo aber würde es selbst begründet oder begrifflich abgeleitet? Hierin nun aber liegt eben die Grossartigkeit der Kantischen Behandlung dieses Gegenstandes. Das Bewusstsein des Guten war selbst das Unbedingte, von dem er ausging. Wenn er, im Mittelpunkte seiner Schrift, von einem „göttlichen Willen“ spricht,\*\*) so verfährt er hier mit zweifellosester Bestimmtheit, welche durch irgendwelche metaphysische Dogmatik in keinem Falle hätte vermehrt werden können. Hier sehen wir also durch die Wahrnehmung der Bedeutung der Ideen, des Ideals der reinen Vernunft, praktisch alle Metaphysik ersetzt.

Man sollte nun sich bewusst werden, dass dieser Ersatz sich ganz unmittelbar zu einem theoretischen Ersatz der Metaphysik weiterbilden lässt; jedoch tritt man hierdurch allerdings mit dem Buchstaben der Vernunftkritik in Widerspruch.

Wenn diese nämlich „das eigenthümliche Verdienst des Philosophen“ anerkennt, wenn dieser zur Betrachtung und Verknüpfung der Ideen sich

\*) Die Welt als Wille und Vorstellung, II. Band, S. 739.

\*\*) IV, 262, Hartenstein'sche Ausgabe.

aufschwingt;\*) so will sie doch aber die theoretische Gültigkeit transcendentaler Ideen gänzlich geleugnet wissen.

Was sind nun Ideen in jenem, was in diesem Sinne?

Gestehen wir von vorneherein, dass wir durch die Unausgleichbarkeit eines solchen Gegensatzes uns immerhin beunruhigt fänden, so sehr wir uns bemühen würden, an der praktischen Bedeutung der „Ideen“ festzuhalten. So wohl es dem Philosophen anstand, scholastischen Schemen behufs einer Begründung des sittlichen Ideals zu entsagen: so wären wir doch andererseits einem grauenvollen Wirrsal anheimgegeben, wenn dieses Ideal mit unserer Erkenntniss in gar keine Verbindung zu bringen wäre; der metaphysische Skeptizismus würde, gerade bei lebhaften Geistes- und Gemüthsregungen, den ethischen Rigorismus bedrohen.

Woher stammen denn nun jene transscendentale Ideen, deren Nichtigkeit Kant nachweist? Und wären sie nicht durch Ideen besseren Ursprungs zu ersetzen? —

„Die Form der Vernunftschlüsse, wenn man sie auf die synthetische Einheit der Anschauungen, nach Maassgebung der Kategorien anwendet, wird den Ursprung besonderer Begriffe a priori enthalten, welche wir reine Vernunftbegriffe oder transscendentale Ideen nennen können, und die den Verstandesgebrauch im Ganzen der Erfahrung nach Prinzipien bestimmen werden.“ (\*\*)

Also die höchsten Formen der Spontaneität des erkennenden Subjektes sollen transscendentale Ideen heissen.

Ob sich Kant durch diese Erklärung, so tief sinnig und überzeugend sie in dem vorstehenden Satze von ihm gegeben war, wirklich habe führen lassen, ist mit Recht bezweifelt worden. So echt und einfach nämlich jene Erklärung sich anlässt, so verwickelt sind die Ideen selbst, welche ihr zufolge der menschlichen Vernunft unumgänglich sein sollen. Sie treten als „psychologische“, „kosmologische“ und „theologische“ auf: die Rubriken der Scholastik hier; wie dort, in der Deduktion der reinen Verstandesbegriffe, die Kategorien nach den Schlussformen des Aristoteles zu bilden waren. So wenig wie diesen Gegenstände an sich, „Noumena“, zu geben waren; so wenig dürfen nun jene „transscendentale Ideen“ auf objektive Bedeutung, auf theoretische Gültigkeit Anspruch erheben. So vernichtet Kant die Unbegriffe der Scholastik; aber er hat sie zu systematisch mit unserer geistigen Beschaffenheit verknüpft: wir müssen dieser selbst misstrauen, wenn jene als haltlos sich erweisen.

Wäre dagegen der Philosoph von einer Beachtung der natürlichen Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens durchweg auch hier ausgegangen; so wären in demselben ihm andere, schlichtere Nöthigungen zu Bildungen allumfassender Begriffe aufgefallen.

\*) III, 260.

\*\*) III, 261/2.

Die deutsche Sprache weist auf solche Nöthigungen in Gebilden hin, welche mit aristotelisch-scholastischen Einflüssen im tiefsten Grunde keinenfalls zu thun haben. Sie giebt uns in „Wesen der Welt“, „Wille“, „Wahn“ u. a. transscendentale Ideen, welche ihren Ursprung damit rechtfertigen, dass sie unserem sprachbildenden Gefühl in jedem Augenblicke auf's Neue entspringen, und welche in ihren Folgerungen dann ferner von selbst zu jenen praktischen Idealen hinleiten, die als solche auch Kant festhielt. Im genauesten Anschluss also an die angeführte Erklärung Kant's tritt die bedeutungsvolle Beziehung solcher Sprachgebilde zum philosophischen Erkennen am ersichtlichsten hervor.

Die Gränzen dieses philosophischen Erkennens, an deren Bestimmung dem kritischen Denker vor allem gelegen war, und deren Erforschung auch seine positiv grundlegenden Gedanken die unvergleichliche Nachdrücklichkeit und innere Gewissheit verdanken: diese Gränzen dürften demnach ihrem ganzen Begriff nach kritisch zu erwägen sein.

Unmittelbar schreibt sich dieser Begriff zum grossen Theile davon her, dass der Philosoph unwillkürlich immer wieder unter Erkennen gegenständliche Wahrnehmung verstand. Diese freilich ist durch die Gränzen des Gesichts- und Tastsinnes, sowie durch Anschauungs- und Verstandesformen in dem von Kant nachgewiesenen Sinne bedingt. Aber diese Nachweisungen treffen bereits in ihrer Allgemeinheit nicht mehr genau zu, wenn man sie auf das Gehör anwendet. Dieser Sinn beachtet das Objekt als solches weniger, erfasst es aber dennoch mit zweifellosester Bestimmtheit. Der Schrei des Schmerzes klingt nicht nur von aussen an unser Ohr: wir werden durch denselben in das Innere des Leidenden unwiderstehlich und sinnlich unmittelbar hineinversetzt.

Hat man nun sehr bald nach Kant die von Diesem gesteckten Gränzen des Erkennens durch ein „Schauen“ überschreiten wollen; so könnte es dazu beitragen, Dem, was wir als den berechtigten Gehalt jener Bestrebungen anerkennen müssen, neuerdings eine angemessene Form zu geben, wenn, wie hier geschehen, auf die Ausnahmestellung des Gehörs und Sprachgefühls gegenüber dem Gesicht- und Tastgefühl hingewiesen, und die hieraus zu gewinnenden Folgerungen angedeutet werden.

## Wilibald Alexis.\*)

Von Theodor Fontane.

Wilibald Alexis, mit seinem eigentlichen Namen Wilhelm Häring, wurde am 29. Juni 1798 zu Breslau geboren. Seine Familie, ursprünglich Hareng, stammte aus der Bretagne und verliess Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes. Indessen wahrscheinlich nicht unmittelbar wie die Mehrzahl der Refugiés, sondern erst einige Jahrzehnte später. Der Grossvater liess sich in Soldin in der Neumark nieder, modelte sein französisches Hareng in ein deutsches Häring und widmete sich, wie so viele andere Eingewanderte, dem Gartenbau oder der Obstbaumzucht. Der Sohn, also der Vater unseres Wilibald Alexis, trat in die Beamtenlaufbahn ein, wurde Kanzleidirektor und starb frühzeitig zu Breslau. Bald nach diesem Todesfalle, sehr wahrscheinlich zwischen 1805 und 10, übersiedelte die Wittve nach Berlin und liess ihren Sohn, der studiren sollte, das Werdersche Gymnasium besuchen. So trafen ihn die Befreiungskriege. Die Kämpfe der Jahre 1813 und 14 mitzumachen, war er zu jung; 1815 aber trat er in das berühmte Regiment Kolberg als freiwilliger Jäger ein und nahm insonderheit an der Belagerung der Ardennenfestungen Theil. „Die Nibelungen,“ so wird erzählt, „hatte er mit in den Krieg genommen; er brachte sie unversehrt wieder heim, aber auch — ungelesen.“ In Berlin nahm er seine Studien wieder auf, widmete sich der juristischen Karriere, machte sein Staatsexamen und arbeitete als Referendar beim Kriminalgericht. „Seine Arbeiten nach dieser Seite hin waren nichts weniger als hervorragend.“

Etwa ums Jahr 1820 veröffentlichte Wilhelm Häring, bereits damals unter dem Namen Wilibald Alexis, den er als Mitglied einer studentischen Verbindung geführt hatte, seine erste Arbeit, ein scherzhaftes Epos; bald auch einige Novellen. Fouqué, der Kenntniss davon nahm, fand das Talent darin so ausgesprochen, dass er ihm rieth, die Karriere zu vertauschen. Wilibald Alexis folgte diesem Rath und trat bereits 1823 mit einer Erzählung hervor, die bald

\*) „Zu einer Zeit, wo die Anfertigung historischer Romane in Deutschland mehr und mehr zu einem Handwerk (keinem Kunstwerk) herabsinkt, schien es uns an der Zeit, das Andenken an einen der grössten deutschen Meister des Geschichtsromanes wieder aufzufrischen. Es sollte uns freuen, wenn es unserem hochverehrten Mitarbeiter gelänge, auch in nichtnorddeutschen Kreisen die Augen auf Wilibald Alexis zu lenken.“ —

Wir können diese Worte der Redaktion des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“ zu unseren eigenen machen, gleichwie uns die obige Arbeit Theodor Fontane's, des ausgezeichneten Märkischen Dichters und Wanderers, durch die Güte des Autors und die Bereitwilligkeit des Redakteurs des „Magazin“ Dr. E. Engel und des Verlegers W. Friedrich in Leipzig, als nachzudruckendes Eigenthum der „Blätter“ überlassen worden ist, nachdem wir zufällig zur gleichen Zeit mit der genannten Redaktion den Gedanken gefasst hatten, Fontane um einen Aufsatz über Alexis zu ersuchen. Einen solchen Aufsatz hatten unsere „Blätter“ schon längst bringen sollen; so erscheinen denn nun die zwei Abdrücke desselben fast gleichzeitig in den Oktoberheften der beiden Zeitschriften. — Wie oft vernahmen wir schon die Klage aus unserem Leserkreise: „Wenn wir nun eine *Deutsche Bibliothek* besitzen möchten, welche dem erzieherisch wirkenden Geiste unseres Meisters durch strenge Beschränkung auf das Echte, Reine, Tüchtige entsprechen soll — was bleibt uns übrig aus nachklassischer Litteratur dahinein zu stellen, dass wir es mit rechtem, heimathlich sicherem Wohlgefühle lesen und wieder lesen könnten?!“ — Nun denn, obiger Aufsatz möge die Fragenden hinweisen auf einen, ob zwar älteren, doch heute noch frischsaftig gesunden, edelgewachsenen Stamm, dessen treffliche Früchte neuerdings wieder gesammelt worden sind in der Volksausgabe der „Vaterländischen Romane von W. Alexis“, Berlin bei Otto Janke.

Die Red.

in ganz Europa von sich reden machte. Es war sein Roman „Walladmor,“ halb eine Nachbildung, halb eine Ironisirung Walter Scott's. Er stand damit nicht gerade vereinzelt da. Tieck, Raupach empfanden und dachten ähnlich; letzterer schrieb um dieselbe Zeit seine „Schleichhändler“. Es war aber doch ein Unterschied zwischen Raupach und Wilibald Alexis. Jener persifflirte nur die Wirkung, die die Romane sozusagen unverschuldet ausübten; dieser, indem er ihnen spielend ein Gleiches an die Seite stellte oder zu stellen vorgab, die Romane selbst. Es war eine sehr eigenthümliche Prozedur. Sehr richtig ist gesagt worden, dass heutzutage ein solches Sicheinführen in die Litteratur einen Menschen ruiniert haben würde; damals nahm man das hin, amüsirte sich, ja, es gab „feine Ironici“, die diess witzig fanden. Mein Empfinden kann an diesem Scherz keinen Gefallen finden, noch weniger daran, dass Wilibald Alexis den Scherz wiederholte und 1827 „Schloss Avalon“, ebenfalls unter der Maske Walter Scott's, publizirte. Die Aufnahme war kühler und die Mystifikation hatte damit ihre Endschaft erreicht.

Drei oder vier Jahre später erschien der erste selbständige Roman W. Alexis' „Cabanis“, zugleich derjenige, der, wenn nicht am meisten gefeiert, so doch am öftesten genannt worden ist. Die Veranlassung dazu fand der Dichter in den Briefen und Aufzeichnungen einer Familie der französischen Kolonie, welchem allem er einen geschichtlichen Hintergrund gab. So wurde denn eine blose Familiengeschichte zum grossen historischen Roman, zum Zeit- und Sittenbild des siebenjährigen Krieges. Das Buch machte hier und dort Aufsehen; Friedrich Wilhelm III. liess dem Verfasser eigens seine Freude darüber ausdrücken. Es scheint indess, dass es bei dem blossen „Aufsehen“ verblieb, und dass weder ein grosser äusserer Erfolg noch eine besondere Zustimmung seitens der Kritik das Erscheinen des Werkes begleitete. Wer jener Zeit sich entsinnt, wird das Letztere ziemlich erklärlich finden. Die herrschende litterarische Richtung war zwar die romantische; aber für den Walter-Scottismus blieb trotz alledem in den tonangebenden Kreisen nicht viel übrig. Die phantastisch-abenteuerliche Seite der Waverley-Novellen liess man in diesen Kreisen gelten, die historische jedoch stiess auf Kühle oder Widerspruch. Und nun gar die Uebertragung dieser Dinge auf die Mark! Ein Interesse, das die Stuarts nur unvollkommen einzuflüssen gewusst hatten, sollten es die Hohenzollern und zwar innerhalb des Romans zu überbieten vermögen? Wusterhausen lag so prosaisch nah, Potsdam war so öde und langweilig; — die Kritik erschrak also bei dem Gedanken an märkische Rob Roys und Kenilworths und gab ihrem Schrecken Ausdruck. Diess war hart genug für W. Alexis, aber es war noch nicht das Härteste. Viel niederdrückender war es, dass sich das Urtheil der Freunde mit dieser Kritik identifizierte. Jeder, der in verwandter Lage war, wird an sich selbst erfahren haben, wie schwer diess wiegt. Der Tageskritik lässt sich trotzen, auch der bittersten und schärfsten; sie ist wie ein Sturmwind — nach kurzen Momenten der Gefahr richtet der Baum sich wieder auf. Anders die Freundschaftskritik, die Tag um Tag geübte stille Negation der nächsten Umgebung! Sie ist der Tropfen, der den Stein höhlt. Ihr sich zu entziehen, ist schon da unmöglich, wo uns das Gefühl der Gleichberechtigung oder der Ueberlegenheit begleitet, doppelt unmöglich aber wird es da, wo wir unserer Umgebung eine allgemeine oder eine kritische Superiorität selber zusprechen. Dieser Fall war der Fall unseres Wilibald Alexis. Es waren nicht Niemande, die sich nüchtern oder ablehnend gegen ihn verhielten, — es waren die besten Geister, die Berlin damals besass, oder solche die von Halle, Dresden, Leipzig aus das Berliner Urtheil unterstützten, beziehungsweise machten: Tieck und Fouqué, Hitzig und Chamisso, Raupach und Rellstab, Varn-

hagen und Sternberg; und unter den jüngeren: Ferrand und Gaudy. Der Einfluss dieser Kühle, den das Einzige was darüber hinweg helfen kann: eine begeisterte Aufnahme beim Publikum nicht balancirte, konnte nicht ausbleiben; Wilibald Alexis schob das Kurbrandenburgische, das kulturhistorisch-Märkische wenigstens vorläufig wieder bei Seite und schrieb „Haus Düsterweg“ und die „Zwölf Nächte“, Romane, in denen er sich mehr oder weniger als unter dem Einfluss der modernen jungdeutschen Richtung stehend erwies. Die „Zwölf Nächte“ erschienen 1838. In demselben Jahre vermählte er sich mit einer durch Schönheit und Herzensgaben ausgezeichneten Dame, Lätitia Perceval. Schon zwei Jahre früher, 1836, hatte er bei Ferdinand Dümmler ein Bändchen Lyrisch-Episches unter dem Titel „Balladen“ herausgegeben. Bei Besprechung dieses jetzt halb verschollenen Büchelchens verweilen wir einen Moment.

Wenn mit Recht gesagt worden ist: „Besser als an Eichbäumen, erkenne man an den Strohhalmen, von wo der Wind weht,“ so gilt im Gegensatz zu Romanen ein gleiches von Liedern und Gedichten. Das Kleine charakterisirt oft rascher und durchschlagender als das Grosse, und wenn ein umfangreiches Werk, an dem äusserliche Erlebnisse und ganze Bibliotheken mitgearbeitet haben, uns in Zweifel über die eigentlichste Beanlage seines Verfassers lassen mag, so schliesst ein Lied uns das Geheimniss seines Werthes oder Unwerthes auf. Hier sprechen, je nachdem, Selbständigkeit und Nachahmung, Innerlichkeit und Phrase, Reichthum und Armuth am deutlichsten zu uns und gestatten Rückschlüsse auf eine vorhandene Kraft oder Ohnmacht. Was nun die „Balladen“ von Wilibald Alexis angeht, so geben sie uns, wie es Dichtungen sollen, den ganzen Mann. Wir haben hier konzentrirtes Leben. Das Beste, das aus seinem Herzen kam, wir finden es hier. Das Buch selbst ist todt, aber einzelne Blätter desselben leben und werden weiter leben. Dahin gehören in erster Reihe: „Fridericus Rex, unser König und Herr“ und „General Schwerin“. Das erstere ist längst zu einem Volkslied geworden, so ganz und gar, dass die wenigsten den Verfasser kennen und darauf schwören würden, dass es vor mehr als hundert Jahren, in den Tagen des siebenjährigen Krieges entstanden sei; das andere, von gleicher Schönheit, ist minder ins Volk gedrungen, wird es aber noch. Gut Ding will Weile haben. Ich gebe nur drei Strophen daraus:

„Schwerin, mein General, ist todt,

Schwerin ist todt!

Sie luden in eine Kanone ein

Vier Kugeln schwarz wie Pech und Stein,

Vier Kugeln in der Prager Schlacht,

Die haben meinem General den Tod gebracht.

Schwerin ist todt.

General Schwerin ergriff die Fahn':

„Allons, Grenadiers, ich gehe voran!“

Vier Kugeln, ach, von heissem Blei,

Die rissen dem General die Brust entzwei.

Schwerin ist todt!

Er sank, die Fahn' in seiner Hand,

Wie ein guter Preuss und Protestant.

„Es lebe mein König“ rief er noch,

Und hörte die Siegestrommeln noch.

Schwerin ist todt!“

Neben dem Holteischen „Mantellied“ mit seinem erschütternden:

„Und mögen sie mich verspotten,

Du bleibst mir theuer doch,

Denn wo die Fetzen herunterhingen,

Sind die Kugeln hindurchgegangen,

Jede Kugel, die macht ein Loch“,

ist auf dem Gebiete preussischer Kriegsliryk, vielleicht aller Kriegsliryk überhaupt, nie schöneres geschrieben worden als das „Fridericus Rex“ und „Schwerin ist todt“. Diese beiden Gedichte allein würden ausreichen, den Namen ihres Verfassers, so lange es ein Preussen gibt, unsterblich zu machen.

Mit dem „Cabanis“ war er an der Stelle gewesen, wo er hingehörte; äussere Einflüsse, wie wir sahen, hatten ihn davon abzudrängen vermocht; jeder hat durch solche Kämpfe und Schwankungen zu gehen; aber, Gott sei Dank, ein Stamm, der bestimmt ist, geradlinig aufzuwachsen, überwindet alle Irrungen nach rechts und links und schiesst, sich selber überlassen, wieder nach oben. Jene äusseren Einflüsse erlahmten oder schwanden ganz: Varnhagen zog sich mehr und mehr in seinen Schmollwinkel zurück, Simrock ging an den Rhein, Tieck und Fouqué wurden alt oder entfremdeten sich dem Berliner Leben; Hitzig, Chamisso, auch die jüngeren, Ferrand und Gaudy, starben fort. Was er menschlich an diesem Hinscheiden verlieren mochte, gewann er litterarisch. Er fand sich selber wieder; er knüpfte da an, wo er 1832 stehen geblieben war; acht Jahre später, 1840, erschien der erste jener vaterländischen Romane, zu denen „Cabanis“ der Vorläufer gewesen war. Auf den Cyklus dieser Romane komme ich weiterhin zurück; hier sei vorläufig das Biographische, der äussere Gang seines Lebens zum Abschluss gebracht.

Das Jahr 1848 mit seinen politischen Erregungen, man darf auch sagen, mit den Forderungen, die es an einen Mann wie Wilibald Alexis stellte, unterbrach sein ruhiges, sich immer mehr klärendes, ihm immer bewusster werdendes Schaffen. Bald nach den Märztagen, von einer grössern italienischen Reise zurückkehrend, trat er in die Redaktion der Vossischen Zeitung ein und blieb innerhalb derselben etwa ein Jahr lang thätig. Dann schied er aus, um zu seinen „Historien“ zurückzukehren. Die Journalistik war nicht sein Feld. Er war zu reizbar, verfügte auch nicht über jene rasche Produktionskraft, die das Zeitungswesen wohl oder übel erheischt. Anderes kam hinzu. Ein von ihm herrührender Artikel hatte eine Reprimande König Friedrich Wilhelms IV. erfahren, etwa des Inhalts: „Von Ihnen hätt' ich mir Besseres erwartet.“ Dergleichen konnte er nicht ertragen; Anstoss geben war überhaupt nicht seine Sache, und nun gar Anstoss an solcher Stelle! Er zog sich zurück, verdrossen über Persönliches und Allgemeines. Die Aera Hinckeldey behagte ihm nicht; der neue Geist, der auf Sanssouci umging, hatte nichts gemein mit dem alten, der hier einst ein Menschenalter hindurch geherrscht hatte: er fühlte sich in seinen besten Empfindungen verletzt, und seine Arbeiten aus jener Zeit lassen diese Missstimmung zum Theil erkennen. Berlin war ihm vergällt und bei aller Vorliebe für die Mark — er gab sie auf, um der Hauptstadt nicht länger allzu nahe zu sein. 1853 kaufte er sich in Arnstadt in Thüringen an und baute sich daselbst ein bequem eingerichtetes Haus, das, mit der Rückseite an eine schöne Lindenallee lehnend, die Aussicht hatte auf freundliche, bis in den Spätherbst blühende Gärten und grüne Berge im Hintergrund. Er fühlte sich in dieser Stille glücklich. Da traf ihn plötzlich 1856 inmitten rüstigsten Schaffens ein Schlaganfall, der sich im Jahre 1860 wiederholte. Von da ab war er gebrochen. Er vermochte noch zu folgen und zu verstehen, er las, ihm blieb die Fähigkeit, Geistiges aufzunehmen und sich innerlich zustimmend oder ablehnend dazu zu stellen; aber die Kraft, das geistig in ihm Vorgehende auszudrücken, war ihm genommen. Er verwechselte die Worte. Es war dasselbe Leiden, an dem, genau um dieselbe Zeit, König Friedrich Wilhelm IV. dahinsiechte. Die Jahre, die von 1860 an folgten, waren, wie sich voraussehen liess, keine Freudenjahre mehr; es fehlte jetzt das, was das Glück eines solchen Hauses ausmacht: die

geistige Arbeit, die Freude am Schaffen. Aber so viel Freude, wie überhaupt noch denkbar war, so viel blieb ihm. Pflege, milde Geduld, Entsagung, — die leuchtende Erscheinung einer selbstsuchtlosen Liebe wurden dem Hause ein neuer Glanz, und Gastlichkeit und feine Sitte trugen das Ihre dazu bei, ein wohlthuendes Licht innerhalb seiner Mauern nicht ersterben zu lassen. An der politischen Neugestaltung Deutschlands, an den Preussischen Siegen 1864 und 66, auch noch an dem grossen Kriege von 1870, nahm er den lebhaftesten Antheil, denn es blieb ihm sein preussisches Herz bis zuletzt getreu, und wenn er dem Hochgefühl über die Erfüllung seines Jugendtraumes auch nicht mehr in Worten Ausdruck geben konnte, man sah es doch an dem freudig glänzenden Auge, wie tief er empfand. Eine besondere Freude ward ihm noch 1867, als ihm König Wilhelm, auf Antrag des Kronprinzen, den Hohenzollern'schen Hausorden verlieh. Ob er ihn noch getragen, ist gleichgiltig; es gab keinen Mann in Preussen, dessen Brust, speziell an der Stelle wo das Herz sitzt, mehr Anspruch darauf gehabt hätte, mit diesem Kreuze geschmückt zu werden. Allein sein „Fridericus Rex“ hatte ihm den vollgiltigsten Titel darauf verliehen.

Das war 1867; die Jahre gingen; er war müde geworden, er sehnte sich nach Ruhe. Wer damals, um die Sommerzeit, nach Arnstadt kam und an stillen Nachmittagen unter den Bäumen des Parks spaziren ging, der begegnete einem Wägelchen, darin ein Kranker langsam auf und ab gefahren wurde: ein alter Herr, das Haupt entblösst und auf die Seite geneigt, das Gesicht interessant, trotz aller Zeichen des Verfalls. Dieser Kranke war Wilibald Alexis. Manches Auge ist theilnahmvoll diesem stillen Gefährt gefolgt. So kam der Dezember 1871. Am 8. wurde er bettlägerig; vier Tage später wusste er, dass er sterben werde, und nahm Abschied von seiner treuen Pflegerin, ihr in rührenden Zeichen, da er das Wort nicht finden konnte, für ihre Liebe dankend. Dann verfiel er in einen bewusstlosen Zustand; am 16. schloss sich sein Auge für immer. Am Vorabend vor seinem Begräbniss wurde ein Gottesdienst an seinem offenen Sarge gehalten. „Er lag wie in Blumen begraben; nur sein Antlitz sichtbar. Er sah ernst, bleich, müde aus, so müde, wie ich noch keinen Todten gesehen.“ Oberkonsistorialrath Propst Drenckmann sprach am Sarge schöne Worte des Trostes und der Erhebung, zugleich ein Lebens- und Charakterbild des vieljährigen Freundes vor den Versammelten entrollend.

Einem Briefe Dr. A. Vollerts durfte ich über den Charakter W. Alexis' das folgende entnehmen:

„Ich glaube, dass Sie Widersprechendes über ihn hören werden, denn er war nicht leicht zu erkennen: ein Gemisch von Schelm und kraftvollem, knorrigem Mann, dabei ein echt kindlicher Sinn. So lange er gesund war, ungesellig, schweigsam und gelegentlich unzufrieden; seit seiner Krankheit voll liebenswürdiger Laune, heiterer und gesprächiger als früher und höchst vergnügt, wenn er einmal im Hause eines Freundes sein konnte. Er war nie sentimental, liebte und besass gesunden Humor, Tiefe des Gemüths und einen auf das Ideale gerichteten Sinn. Während seiner letzten Lebensjahre traten ihm auch religiöse Fragen näher. Ich weiss, dass er gern in der Bibel las und wiederholentlich das heilige Abendmahl empfing. Aller Orthodoxie indessen blieb er entschieden abgeneigt. In politischer Beziehung war er altliberal. Er war keine Windfahne, buhlte nicht mit der Macht, huldigte nicht dem momentanen Erfolg; er hasste das Cynisch-sein in der Wahl der Mittel, ebenso das Schwätzen über alles. *Er gab nicht zu, dass der politische Kampf ein Recht habe, unter Umständen mit Ausschluss aller guten Sitte geführt zu werden.* Eine grosse Liebe hatte er von jeher zur Natur. Zu allen Zeiten seines Lebens ist er gern gewandert, oft mit dem Ranzen auf dem Rücken. Diess Wandern, so lange er noch schaffensfähig war, hielt seine Seele frisch. Seine Bücher machen deshalb nirgends den Eindruck des Müden und Abgestandenen, selbst da nicht, wo es zweifelhaft sein mag, ob man sie interessant nennen kann. Auch wiederholt er sich nicht in seinen Landschaftsschilderungen; er sah eben

immer Neues. Diese Vorliebe für die Natur blieb ihm bis zuletzt, und eine Wagenpartie nach Elgersburg, Ilmenau oder der Schmücke zählte zu seinen grössten Vergnügungen. Man empfand dann, das Herz ging ihm auf. Merkwürdig war sein lebendiges Interesse für „Mordgeschichten“. Ich habe ihm fast jeden Prozess, den ich seit 1861 in den Pitaval aufnahm, erzählt, und je blutiger die Sache war, destomehr hatte sie seinen Beifall. Ich habe ihn oft mit seinem Blutdurst geneckt. Er war ein guter Wirth, für seine Person einfach und bedürfnisslos; aber was ihn umgab, das Haus und seine Einrichtung, musste gefällig, geschmackvoll sein. Er hatte ein Auge für diese Dinge; viele, zum Theil gute Bilder, schmückten seine Zimmer. Er hing an allem, womit er sich eingelebt hatte, und trennte sich ungerne von ihm bequem gewordenen Möbeln und Kleidungsstücken“.

Von anderer Seite wurde mir das Bild dahin vervollständigt:

„Wie ein Tropfen fremden Blutes pulste ihm etwas von Spekulationsgeist in den Adern. Unternehmungen reizten ihn; er hat meist theuer dafür bezahlen müssen. In Gesellschaft war er schweigsam, aufmerksam, beobachtend. Auch in der Mittwochsgesellschaft, die alle damaligen litterarischen Namen der Hauptstadt umfasste, verhielt er sich passiv. Er hatte den immer seltener werdenden Vorzug, besser hören als sprechen zu können. Dabei stand ihm ein scharfes Urtheil zur Seite, das ihn davor bewahrte, sich gegen Schwächeres ohne weiteres in den Schatten zu stellen. Aber diess vergleichsweise Selbstbewusstsein hatte dann immer einen sachlichen, nie einen persönlichen Charakter. Wie politisch, so nahm Alexis auch kirchlich eine Mittelstellung ein, wenigstens so lange er Berlin angehörte. Er suchte, ohne recht zu finden. Man könnte sagen: er glaubte das, was er nicht glaubte; und umgekehrt. Diess war im innersten Zusammenhange damit, dass er den Romantizismus, die „Tiecksche Ironie“ nie ganz los wurde. Er begeisterte sich für eine Sache, um auf der Höhe der Begeisterung in Skepsis zu verfallen. Das „alle Dinge haben zwei Seiten“ war in ihm zu Fleisch und Blut geworden; er war wie doppelsichtig und sah Avers und Revers der Medaille zu gleicher Zeit. Eine wunderbare Mischung von Vertrauen, Spott, Zweifel; aber voll Zweifel nur den Dingen gegenüber. Im Verkehr mit den Menschen ein Kind ohne Argwohn“.

Nach diesen Vorausschickungen, die sein Leben und seinen Charakter betreffen, wende ich mich nun seinen Arbeiten zu, jenen märkisch-preussischen Romanen, die, fünfhundert Jahre umfassend, mit dem „falschen Woldemar“ beginnen und mit dem „Isengrimm“ schliessen. Ich halte in ihrer Besprechung die historische Reihenfolge fest, nicht die, in der die Romane, ziemlich bunt durcheinander, entstanden.

„Der falsche Woldemar“. Der Titel giebt den Inhalt. Es ist eine Darstellung der Epoche von 1348 bis 50 oder 55, wo es der lützelburgischen Partei, Kaiser Karl IV. an der Spitze, gefiel, den Müller Jakob Rehbock zum Markgrafen Woldemar zu machen, unter dem Vorgeben, dass dieser (der Markgraf) 1319 nicht gestorben, vielmehr zur Beruhigung seiner Seele dem gelobten Lande zugewandert sei. Die Kunde von der Noth seines Landes habe ihn zurückgerufen. Es giebt bekanntlich eine ganze „Woldemarlitteratur“, in der, mit Scharfsinn und Erbitterung, für und gegen seine Echtheit gefochten wird. Der Gelehrtenstreit hat den Waffenstreit um ein halbes Jahrtausend überdauert und ist noch nicht geschlichtet. Wie stellte sich nun W. Alexis zu dieser Frage? Höchst eigenthümlich. Er lässt uns bis auf die letzten Seiten in Zweifel darüber, ob wir uns, all' die Zeit hindurch, dem echten oder unechten Woldemar gegenüber befinden haben, und als er schliesslich einem bestimmten Stellungnehmen zu der Frage nicht mehr gut ausweichen kann, führt er in poetisch-mystischen Paraphrasen den Gedanken durch: „Er sei zwar der unechte gewesen, — aber doch der echte“. Die betreffende Stelle ist zu charakteristisch, als dass ich sie hier nicht kurz und andeutungsweise wiedergeben sollte. Der Graf von Anhalt ist dem

Helden des Romans auf die Letzt doch zweifelnd entgegengetreten und ruft ihn nunmehr an: „Bist Du Wahrheit oder bist Du ein Lügengebilde?“ worauf Woldemar antwortet: „Ein Gelöbniß lag auf der Brust Woldemars, nach Palästina zu wallfahrten. Als er zum sterben kam, liess ihn das unerfüllte Gelöbniß nicht sterben. Was war Der, der es auf sich nahm, die heiligen Aufträge eines Sterbenden zu erfüllen? Ich pilgerte ins gelobte Land statt seiner. Ich trug die Seele eines andern. Wer solche Vollmacht übernimmt, der stirbt für sich, er wird ein anderer.“ Und dann gleich darauf: „Der grosse Woldemar hatte seine Sündenlast (durch mich) am Grabe des Herrn niedergelegt; — der freigewordene Woldemar, ihn rief Gott in sein Land zurück. Das ist Wahrheit. Sinnst Du nach über das Räthsel? Ich kann es Dir nicht anders lösen.“ — Ja, Räthsel! Der mystischsten eines. Was W. Alexis seinem Helden in den Mund legt und womit er ersichtlich seine eigene Anschauung identifiziert, das heisst: „Ich (falscher Woldemar) trug die Sünden des echten, in heiliger Mission des Sterbenden, nach Palästina und legte sie am Grabe des Erlösers nieder. Der nun Sündenentlastete, als er der Noth seines Landes gewahr wurde, kehrte als Schutzgeist in die Mark zurück und wählte, um in die Erscheinung zu treten, als sterbliche Hülle, mich.“ — Hier haben wir, wie den Kern dieser Gestalt, zugleich den Kern des ganzen Romans. Es muss unentschieden bleiben, ob W. Alexis diese Art der Anschauung aus romantischer Laune freiwillig wählte, oder ob er sich zu dieser oder einer verwandten Auffassung einfach durch die Betrachtung gezwungen sah „dass ein beständig auf den Höhen wandelnder, von Patriotismus strotzender falscher Woldemar auf die Dauer unerträglich werden müsse, wenn es nicht gelänge, dem Lügnerischen ein Wahrheitsmäntelchen umzuhängen.“ Ich sage, diese Frage mag unentschieden bleiben. Wahrscheinlich aber ist es, dass die romantische Laune, die Freude an einer mystisch-räthselvollen Gestalt den Ausschlag gab. Entgegengesetzten Falles würde seinem geübten Auge schwerlich entgangen sein, dass der prophetische Aufputz, die Wunderthäterschaft, die Ehrenmannsallüren, anstatt über das Hässliche der Lügenhaftigkeit hinwegzuhelfen, nur umgekehrt dahin wirken konnten, das an sich Untolerable noch untolerabler zu machen. Alle die „Falschen“, die bisher, namentlich von der Bühne herab, zu uns sprachen, glaubten entweder treu und ehrlich an ihre Echtheit, oder aber, wenn sie von ihrer Unechtheit überzeugt waren, bekannten sie dieselbe jeden Augenblick vor sich selbst und empfanden es als ein Sühne-erheischendes, über kurz oder lang die Strafe heraufbeschwörendes Unrecht, diesem oder jenem Staatszweck zuliebe, zur Rolle einer Lügenpuppe verurtheilt zu sein. Solche Gestalten, in dem sittlichen Kampf, den sie kämpfen, flössen uns ein Herzensinteresse ein; wir folgen ihnen gern, sie sind von unserm Fleisch und Bein, sie sind Menschen; dieser „falsche Woldemar“ aber ist ein Schemen, und das Interesse, das wir an ihm nehmen, ist ein spukhaftes. Die grossen Worte retten ihn nicht, auch nicht die Reinheit seines Wandels. Er ist ein Mormonenpriester ohne sieben Frauen, ein Johann von Leyden ohne Harem. Die Sinnlichkeit fehlt, aber die Sittlichkeit hat dadurch um nichts gewonnen. Er spricht wie der Uhländische Sänger, „von allem Hohen, was Menschenherz erhebt,“ aber er bleibt, gleichviel ob Jacob Rehbock oder nicht, eine beliebige menschliche Hülle, darin Beelzebub der Vater der Lüge gefahren ist. Diess zu bestreiten, durch poetisch-mystischen Apparat den Lügengeist in den entsühnten Geist des grossen Woldemar umzuwandeln, ist die Aufgabe, die sich W. Alexis in diesem Romane gestellt hat. Hat er sie gelöst? Wer den historischen Sinn hat, wird antworten: Nein; wer umgekehrt den Hang hat, das Leben mit Wundern und allenfalls auch mit Wunderlichkeiten zu um-

stellen, wird antworten: Ja. Es ist eine Art Glaubensfrage. Wessen Glaube stark genug ist, um die Rückkehr eines Geistes aus jenem in dieses Leben und ein Wohnungsbeziehen in der Körperlichkeit eines noch hier Wandelnden glaubhaft zu finden, und zwar mit der Modifikation, dass der hier unten Wandelnde aufhört er selbst zu sein und nun jener andere wird, — wessen Glaubenskraft über dieses Vollmaass verfügt, der wird in dem „Falschen Woldemar“ einen der glänzendsten Romane bewundern müssen, die je geschrieben wurden. Ich persönlich gehöre jedoch zu diesen Allerglaubenskräftigsten nicht. Die Kunst der Darstellung, die Macht der Sprache, die romantische Lust, um nicht zu sagen die romantische Ueberzeugung von seiten des Dichters ist aber freilich so gross, dass er momentan auch den widerwillig Nüchternsten in seinen Bann zwingt, wenn auch nur um den Zweifel hinterher mit verdoppelter Macht heraufzubeschwören. Ich würde schliesslich doch sagen müssen: das Ganze, wenn die Poesie mehr ist als ein Schattenspiel, ist verwirrend und unstatthaft, weil einem falschen Glauben Altäre errichtend; eine allerglänzendste Leistung, aber wie ein Schneemann im Nordlichtglanze. In die Sonne gestellt, schmilzt seine Unterlage und er selber fort.

Historisch-chronologisch folgt „Der Roland von Berlin.“ Er spielt genau hundert Jahre später und umfasst den Zeitraum von 1442—49. Es ist diess die wichtig entscheidende Epoche in dem mittelalterlich freien Leben der Städte Kölln-Berlin. Die letzten Anstrengungen ihrer Freiheit gehen unter an Nebenbuhlerschaft, innerer Fehde, Selbstsucht und Selbstgerechtigkeit. Bürgermeister zu jener Zeit war Johannes Rathenow, dessen Eltervater bereits mit Albrecht dem Bären ins Land gekommen war. Der Roman ist zunächst eine Geschichte des Johannes-Rathenow'schen Hauses. Sein einzig Kind, Elsbeth, liebt den Henning Mollner, eines Raschmachers Sohn. An ein Ehebündniss ist nicht zu denken. Henning, ein Kleinbürger, ein Handwerker; auf der andern Seite Elsbeth, die Tochter des ersten Mannes der Stadt, eines Patriziers aus alt-sächsischem Geschlecht. Johannes Rathenow erklärt: „Eh nicht der Roland von seinem Stein springt und durch die Stadt schreitet, eh' kann mein Kind nicht die Deine, werden.“ Natürlich tritt schliesslich dieser Moment ein; der Berliner Roland „springt“ nicht vom Stein, aber wird herabgenommen. Der Sieger, Kurfürst Friedrich II., entfernt das Sinnbild städtischer Macht und Freiheit von seinem Rathhausplatz. — Der Roman wurde geschrieben, um in einer Reihe historischer Genrebilder ein Gesamtbild des republikanisch-freiheitlichen Lebens unserer Städte Berlin und Kölln zu geben. Diess ist die Tendenz. W. Alexis, wenn ich recht berichtet bin, gedachte der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten: so waren eure Väter und so seid ihr. Es heisst, er habe an keinem seiner Romane (die übrigens alle einen seltenen Fleiss bekunden) mit solcher Hingebung gearbeitet. Diess ist sehr wahrscheinlich. Man empfängt den Eindruck einer besondern Sorglichkeit und Gefeiltheit, zugleich freilich auch den einer mehr oder weniger „verlorenen Liebesmüh“. Der ganze Roman repräsentirt ein Missverhältniss zwischen Kraft und stofflichem Inhalt. Die angewandte Kraft ist ausserordentlich, aber der Stoff spottet derselben. Die Vorgänge, um die es sich handelt, sind weder so interessant, noch so wichtig, als W. Alexis uns glauben machen möchte. Die Absicht, ihnen künstlich einen Reiz oder eine Bedeutung beizulegen, die sie in Wahrheit in so hohem Grade nicht hatten, bessert nichts und macht den Leser nur allzu geneigt, den poetischen und historischen Werth noch geringer zu veranschlagen, als sie verdienen. Diese Bürgerpatrizier- und Rittergestalten, die uns hier zu ganzen Dutzenden vorgeführt werden, können sie eine tiefere menschliche Theilnahme, ein

Roman-Interesse in uns wecken? Ich antworte darauf, „nur sehr bedingungsweise“. Und zwar nur sehr bedingungsweise deshalb, weil wir doch eigentlich herzlich wenig von ihnen wissen. Das blosse Allgemeine, die Rubrik, die Inhaltsangabe fesseln so gut wie nie; alles Interesse steckt im Detail, erst das Individuelle bedingt unsere Theilnahme; das Typische ist langweilig\*). Diese Gestalten nun aber, wie sie uns im Roland von Berlin vorgeführt werden, sind alle typisch, müssen es sein, weil uns die individualisirenden Züge nicht mit überliefert worden sind. Solche Züge zu erfinden, geht nicht. So stellt sich uns denn Alles mehr oder weniger schema- und schemenhaft vor, wobei es sich ereignen kann, dass der einzelne Schemen ein drei Centner schwerer Rathsherr ist. Denn gerade auch „der Dicke“ gehört mit zu den typischen Figuren. Wie auf den Todtentänzen des Mittelalters, denen wir noch in so mancher norddeutschen Kirche, beispielsweise auch in der Berliner Marienkirche begegen, so treten auch in diesem Romane der Bischof, der Priester, der Rathsherr, der Junker, das Fräulein, als blosse Gattungsgestalten an uns heran. Sie sind Begriffe, nicht Menschen. Aber nur Menschen wecken unser Interesse. Das Mittelalter, über das Typisch-Allgemeine hinaus uns menschlich näher zu führen, hat Victor Scheffel in seinem Ekkehard versucht und erreicht. Es ist diess also möglich. Aber freilich nur unter einer Fülle von Voraussetzungen. Historischer Sinn, poetisches Ahnungsvermögen, rückwärts gewandte Begeisterung, unbedingte Musse, jahrzehntelanges Studium — sie alle sind nöthig, um eine Seele derartig zu bilden und zu pflegen, dass sie unter den Lebenden unserer Tage wie unter Schatten und unter den Schatten der Vergangenheit wie unter lebensfrischen Gestalten wandelt. Vielleicht hätte diess W. Alexis seinem Fleiss und seinem Talente nach gekonnt; aber es war ihm, dem wir für so vieles zu Dank verpflichtet sind, schliesslich doch nicht vorbehalten, nach dieser Seite hin ein wirklicher Entdecker zu sein. So fleissig er war, so historisch er empfand, so tief er grub, er grub doch noch nicht tief genug. Die Gestalten, die uns aus diesem seinem „Roland von Berlin“ heraus grüssen, sind alte Bekannte, typisch immer wiederkehrende Mittelaltersfiguren, wie wir sie aus Büchern und Bildern genugsam kennen. — Die zweite der von mir angeregten Fragen ging dahin: wie gross oder wie gering war die historisch-politische Bedeutung der in diesem Romane geschilderten Vorgänge? Vielleicht nicht ganz gering; aber auch sicherlich nicht allzugross, und keine Anstrengung wird je dahin führen, die Mark zu jenem gelobten Lande zu machen, das von Anfang an, wenn man nur scharf zuzusehen verstehe, die Verheissung Deutschlands gehabt habe. Dieser Gedanke aber zieht sich durch all diese Romane hindurch, während in Wahrheit Kurbrandenburg ein blosses Reichsanhängsel war und die Lehmkatenherrschaft unserer Städte, in allem was Reichthum, Macht und Kultur anging, neben dem eigentlichen Deutschland, mit seinen Reichs- und Hansastädten, verschwand. Wir bedeuteten damals nichts mehr als Mecklenburg, Pommern, Holstein; zu Zeiten erheblich weniger. Der Roman selbst, der uns hier beschäftigt, kann an einigen Stellen nicht umhin, Aehnliches auszusprechen. „Und was sind diese Krähen- nester,“ so heisst es darin, „gegen eine Reichsstadt! Schlammputzen, Pfahlbauten; von ehgestern all und jedes, und wenn sich das, was drin umherkriecht, mit deutscher Abkunft brüstet, so sind es Flamänder und Friesen, die das Wasser, das an der Nordsee sie vertrieb, hier im feuchten Schmutze wieder-

\*) NB. in der Roman-Epik! Im grossen idealen Drama — „das ist ein Andres!“ Da fällt die Kategorie des „Interessanten“ von vornherein aus. Gerade die typische Bedeutung, bis zu welcher der Individualismus in der Gestaltenbildung sich erheben konnte, bezeichnet hier die monumentale Grösse des Kunstwerkes.  
H. v. W.

fanden. Es war der rechte Mischmasch zu dem wendischen Gezücht. Plump, halsstarrig, faul, Trunkenbolde; ohne Schwung und Erhebung bleiben sie fest, wo sie sich hinsetzten . . . Nichts Geschmeidiges; ist dumm und will nicht klug werden; ist versessen auf was es hat und nimmt nichts an, was von aussen kommt. Man mag's ihnen ins Land, man mag's ihnen ins Haus tragen, sie stellen's in den Winkel und bleiben beim Alten.“ Es muss durchaus gesagt werden, dass diese Schilderungen, und nur diese, das im wesentlichen Richtige treffen. Wenn es einen gab, der scharfen und wenn er wollte — wie die zitierte Stelle zeigt — vorurtheilsfreien Auges derselben Ansicht und Ueberzeugung war, so war es W. Alexis selbst. Er schloss aber das Auge absichtlich, und aus der ethischen Idee heraus, dem Bourgeoisthum von 1840 einen Anstoss zum Bessern zu geben, erzählte er ihm ein historisches Märchen von der Freiheit und Herrlichkeit der Berliner Rathmannen von 1440. Was Anfangs Tendenz war, wurde schliesslich, wie's immer geht, zu einer Art von künstlich heraufgeschraubter Ueberzeugung. Er enthusiastirte sich an seinem Wort und seinen Geberden. Ich persönlich habe von dieser Zeit, in all' und jeder Beziehung die allerniedrigste Vorstellung und segne die Stunde, wo der Schlossbau als „Zwing-Berlin“ fertig ward. Es war, um es zu wiederholen, eine rohe, tölpische, allem Geistesleben weit abstehende Bevölkerung und nur von Einem noch weiter entfernt als von Geist und Kultur, von wirklicher Freiheit. Wer anders über jene Epoche denkt, dem mag das Herz höher schlagen, wenn er von der Herrlichkeit der Schumms und Blankenfeldes liest, aber dieser Glücklichen werden wenige sein.

„Die Hosen des Herrn von Bredow“ spielen zehn Jahre vor dem Auftreten Luthers, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, wo das sprichwörtlich gewordene:

„Jochimken, Jochimken hyde Di,  
Wo wi Di kriegen, do hängen wi Di“

an die Schlafzimmerthür Joachims I. geschrieben und dem jungen Kurfürsten ein Sporn wurde, dem Buschklepperwesen ein Ende zu machen. Der Roman schildert einerseits die Uebertretungen, andererseits die Ahndungen; das Kapitel „Kläger und Günstling“, in dem vor versammeltem Hofe der „Lindenberger“, der Vertraute und Geheime Rath des Kurfürsten, durch diesen selbst als Wegelagerer entlarvt und verurtheilt wird, zählt mit zu dem Schönsten und dramatisch Erschütterndsten, was W. Alexis je geschrieben hat. Die Verurtheilung des v. Lindbergs indess — ein Rechtsübergreif, wie die damaligen Edelleute vermeinten — ruft gegen Joachim eine völlige Adelsverschwörung wach; man versammelt sich in der Köpnicker Haide und beschliesst, den „Schädiger an Recht und Ehre“ zu umstellen, aufzuheben und, wenn es sein muss, ihn zu tödten. An der Spitze steht Otterstädt. Ebenfalls mit im Komplott — nicht weil ihn sein Herz dazu drängte, sondern weil man ihm beim Trunk sein adelig Wort abschwatzte — ist auch der alte Götz v. Bredow auf Hohen-Ziatz. Er will auch „mitreiten“. Aber seine ehrsame Frau Brigitte, die ein klug Einsehen davon hat, dass die Hohenzollern es schliesslich doch länger machen werden als die Otterstädts, lässt den vom Nachtrunk schwermüden Mann nicht nur die richtige Stunde zum Ausritt verschlafen, sie entführt ihm auch mittlerweile seine alten Familienhosen, die „Elensbüchsen“, die einzigen, die er überhaupt hat, so dass sich ihm, als er schliesslich erwacht, wie von selber das Nachreiten verbietet. Wer kann hosenlos zu Felde?! So wird der Zwischenfall zur Rettung seiner selbst und seines Hauses. Ueber die anderen Verschwörer bricht der volle Zorn des Kurfürsten herein; sie büssen es mit dem Leben; Götz von Bredow aber, dessen inzwischen

bis ins Berliner Schloss geschafften „Elensledernen“ den vollgiltigen Beweis erbringen, dass er trotz seines Verzeichnetseins auf der Liste, nicht „mit dabei gewesen“ sein kann, geht nicht nur heil aus diesem Wirrsal hervor, sondern wird auch mittelbar in den Hofadel eingereiht, indem seine Kinder, Hans Jürgen und Eva, in den persönlichen Dienst des Kurfürsten und der Kurfürstin treten. — Die „Hosen“ bilden in diesem Romane etwa denselben Mittelpunkt wie das Rolandsbild in dem „Roland von Berlin.“ Doch ist in dem Hosenromane alles viel konzentrierter und dadurch (ganz abgesehen von dem Drastischen der Situation) auch viel wirksamer. Der Roland, in der breitangelegten Erzählung gleichen Namens, ist ein Mittelpunkt, den man erst suchen muss. Anders die Elensbüchsen in den „Hosen des Herrn v. Bredow.“ Um diese dreht sich in ebenso zu Tage tretender wie ergötzlich-gemüthlicher Weise von Anfang an die ganze Geschichte, sie spielen nicht nur mit, sie sind Held und Clown zugleich, und aller Wundersegen, der nur je an etwas äusserlichem gehaftet hat, wir erwarten ihn von diesen Inexpressibles. Wir gewinnen sie lieb, wir sorgen uns, wenn sie fehlen, wir freuen uns, wenn sie wieder da sind. Sie sind wie ein treuer Diener, ein Hund, ein Talisman. Die Kunst, mit der diess durchgeführt ist, und zwar ohne irgendwo oder -wie anstössig, albern oder langweilig zu werden, ist ausserordentlich. Das Wenige, das sich von Marotte und Schelmerei mit einmischet, stört nicht, sondern steigert vielleicht nur noch die Wirkung. Hätte sich W. Alexis entschliessen können, das Ganze knapp-novellistisch zu behandeln, statt, wenigstens partiell, in volle Romanbreite und lange Dialoge zu verfallen, so würde diese Erzählung eine Zierde unserer Litteratur und völlig eigenartig sein, etwa wie Chamisso's Peter Schlemihl, Eichendorff's liebenswürdiger Taugenichts, oder Fouqués Undine.

„Der Wärrwolf.“ Dieser Roman gilt gemeinhin als eine Fortsetzung des vorigen. Einige Personen, wie die alte Brigitte, Eva und Hans Jürgen, vor allem der Kurfürst selbst, werden in der That aus dem einen in den andern mit herübergenommen; nichtsdestoweniger ist der Inhalt beider grundverschieden. Das macht, das 1517, das Auftreten Luthers, liegt dazwischen. Wenn der eine Roman die letzten Reste des Raubritterwesens bringt, so bringt der andere die ersten Anfänge der märkischen Reformation. Die Stellung des Kurfürsten ist zu beiden Erscheinungen eine sehr verwandte. Die eine wie die andere betrachtet er als Auflehnung, und mit derselben Energie wie gegen die Wegelagerei erhebt er sich auch gegen die Ketzler. Aber mit sehr verschiedenem Erfolg. Den qualmenden Stumpf der einen konnte er austreten, das helle Siegesfeuer der andern schlug ihm über dem Kopf zusammen. Der Schauplatz der sich entspinrenden Kämpfe ist, so weit der Roman in Betracht kommt, zu wesentlichstem Theile das Haus des Kurfürsten selbst. Elisabeth von Dänemark (Christians II. Schwester) war im Stillen zur neuen Lehre übergetreten. Es werden die Vorgänge geschildert, die zur Flucht der Kurfürstin führten; zugleich wird ein Generalbild des damaligen kirchlich-bewegten Lebens des Landes und seiner Hauptstadt gegeben. Hieronymus Scultetus, Bischof von Brandenburg, Matthias v. Jagow, sein Amtsnachfolger, treten auf; vor allem auch Probst Musculus, der in der Erzählung selbst eine seiner Predigten gegen den „Hosenteufel“ hält. Alle diese Dinge sind nicht sehr interessant, aber zu Beginn und Schluss enthält der Roman ein paar Kapitel, die an Reiz, Frische und Eigenthümlichkeit von nichts ähnlichem übertroffen werden. Diess ist die Episode mit Hake von Stülpe. Hake von Stülpe war es, der, zwischen Frankfurt und Jüterbog, dem Dominikanermönch Tezel seinen Geldkasten abnahm, nachdem er vorher Ablass für einen zu begehenden

Raubanfall bei ihm selber gekauft hatte. Dieser an sich interessante Vorgang, der in der ihm zu Grunde liegenden protestantischen Geisteskecke einen Antirömling wie W. Alexis ganz besonders anregen musste, ist mit einer solchen dämonischen Freudigkeit wiedergegeben, dass man die Gestalt des Dichters über ihr sonstiges Maass hinauswachsen sieht. Der Hohn verdoppelt ihm die Kraft und der einem höhern Zwecke dienende Cynismus wird von der sittlichen Macht einer hier zu Gericht sitzenden unermesslichen Verachtung geadelt. Hake von Stülpe, lang, hager, abgerissen, ein Tottenkopfgesicht, mit dem Teufel auf dem besten, mit den Pfaffen auf dem schlechtesten Fuss, ist in seinem Gemisch von „wildem Jäger“ und märkischem Junker, von Schnapphahn und Edelmann, von Strolch und Freigeist, eine der interessantesten Figuren, die je eines Dichters Phantasie schuf. Dabei durchaus märkisch-original.

„Cabanis“. Dieser vielgenannte Roman enthält die Lebensgeschichte von Etienne Cabanis, einzigem Sohne des Marquis von Cabanis. Dieser Marquis von Cabanis, trotzdem er immer nur meteorhaft auftritt, einige Raketen sprüht und dann wieder verschwindet, ist nichtsdestoweniger viel mehr die Hauptperson als sein Sohn Etienne, trotzdem dieser, tausend Seiten lang, wie ein Fixstern am Firmament der Erzählung steht. Wir sehen ihn immer. Etienne hat die Heldenrolle, sein Vater der Marquis aber ist die originalere und interessantere Figur. Ich beginne deshalb mit ihm und stelle seine Geschichte in den Vordergrund. Die Eltern des Marquis waren als Refugiés und scharfe Hugenotten aus dem südlichen Frankreich ins brandenburgische Land gekommen. Etwa ums Jahr 1730 — die Eltern des Marquis waren inzwischen gestorben — vermählte sich dieser letztere mit einer jungen Dame von der „Kolonie“; er sollte seines Eheglückes jedoch, infolge eigner Schuld und Marotte, nicht lange froh werden. Schuld und Marotte. Sein Protestantismus nämlich erwies sich bald als ebenso schwächlich, wie sein Aristokratismus überschwänglich und phantastisch war, weshalb ihn der Gedanke beschäftigte, die grossen Familiengüter in Languedoc, coûte que coûte, wieder in seinen Besitz zu bringen. Er reiste nach Südfrankreich, trat zum Katholizismus über, erfüllte dadurch die Bedingung, auf die es ankam, und kehrte nun — was sich in sich selbst widersprach — als ein katholisirter Refugié nach Berlin zu seiner jungen Gemahlin und ihrem Kinde (Etienne) zurück. Auch bei Hofe meldete er sich in Person. Aber hier brach es jetzt über ihn herein. Friedrich Wilhelm I., in Glaubenssachen kaum minder streng als in Sachen der Disziplin und Subordination, tobte ihm entgegen; ein solches Convertitentum, das den opferfreudigen Glaubenseifer der kaum im Grabe ruhenden Refugiéeltern geradezu verhöhnnte, erschien ihm als niedrig, feil, unedelmännisch, und er hob die Hand und schlug nach dem Marquis. Dann jagte er ihn aus dem Schloss. Dieser forderte nunmehr Genugthuung. Aber der König verletzte ihn durch ablehnenden Hohn zum zweiten Male. Welche Lage! Das also war die erste Frucht des wiedergewonnenen Marquisats! Entehrt, und der Waffengang zur Wiederherstellung der Ehre versagt! Der Marquis verliess Preussen, trennte sich von seiner Gemahlin, die seinen eignen Worten nach nicht länger einem „Ehrlosen“ angehören sollte, und führte nun, in allen Staaten Mitteleuropas auf und ab fahrend, ein Abenteuerleben, das nur noch eine Aufgabe hatte: Befriedigung seines Hasses gegen Preussen. Sein Reichthum gestattete es ihm, seinen grotesken und in einen lächerlichen Ernst getauchten Plänen nachzuhängen; er wird antipreussischer Verschwörer von Fach, wie wir sie auch jetzt wieder in aller Herren Ländern sich umhertummeln sehn, und die letzten Zeiten des Siebenjährigen Krieges, die Jahre nach Kunersdorf, erfüllen ihn mit der Hoffnung,

seinen Hass endlich befriedigt zu sehen. Da führen ihn die inzwischen nach der entgegengesetzten Richtung hin gegangenen Lebenswege seines Sohnes Etienne nach Berlin zurück; König Friedrich II., von der Sachlage, will sagen von dem Schimpf und der verweigerten Genugthuung unterrichtet, fordert den Marquis zu Hofe, legt die Hand an den Degen, zieht ihn zur Hälfte und fragt: ob der Affront, den ihm sein Vater König Friedrich Wilhelm I. angethan, nunmehr gesühnt sei? Diess ist genau das, was der Marquis sein Lebelang erstrebt hat: das symbolische Duell. Seine Ehre ist jetzt wieder hergestellt; der grösste König hat den Degen gegen ihn gezogen; aller Hass ist abgethan; unbedingte Bewunderung tritt an die Stelle. Neue glückliche Tage des Hauses Cabanis brechen an. — Ueber die Bedeutung dieser Figur spreche ich weiter hin. — Wie aber hatte sich mittlerweile das Schicksal Etiennes, unseres eigentlichen Helden, gestaltet? Wir kehren zu den ersten Kapiteln des Romans zurück. Die Mutter, nach der Trennung von dem Marquis, hatte sich mit einem Beamten bürgerlichen Standes, einem ehrlichen, gewissenhaften, aber beschränkten und engherzigen Manne wieder vermählt. In diesem bürgerlichen Hause, das uns die Sitten jener Zeit veranschaulicht, wird Etienne erzogen. Der starre Formalismus, die Gerechtigkeitswuth, die beständig zur Ungerechtigkeit wird, das Prinzip des allein seligmachenden Haselstocks, — sie treiben endlich den achtjährigen Knaben aus dem Hause; er flieht, wird im Walde gefunden (der ihn findende ist natürlich der Marquis, sein Vater) und sichtet sich in einem adligen Institut erzogen, wo, auf Wunsch des von nun ab beständig im Hintergrunde als Deus ex machina operirenden Marquis, in seiner Edukation zwei Dinge angestrebt werden: enthusiastische Verehrung für Maria Theresia, glühender Hass gegen Friedrich. Beides wird erreicht. Er tritt in die österreichische Armee, macht in einem ungarischen Husarenregiment die ersten Schlachten des siebenjährigen Krieges mit, fühlt aber, nach dem Tage von Kollin, eine immer mächtiger werdende Bewunderung für den Preussenkönig in sich aufwachsen, bis er endlich ins preussische Lager desertirt. Er tritt in eines unserer Husarenregimenter ein, erobert sich, allem Familieneinspruch zum Trotz, das Herz einer sächsischen Gräfin, macht die Hochkirchener Affaire mit, kommt als Verwundeter nach Dresden in das gräfliche Haus, erhält dann, als Russen und Oesterreicher gegen Berlin ziehn, wichtige Aufträge an Feldmarschall Lewald, den Vertheidiger der Hauptstadt, und erreicht, nach Gefahren und Aventuren aller Art, wirklich das inzwischen schon vom Feinde in Besitz genommene Berlin. Nach neunzehn Jahren sieht er die Stadt zum ersten Male wieder, die er als ein achtjähriger Knabe flüchtig verliess. Welch ein Wiederseh'n! Der Vater verarmt, die Mutter todt, der Halbbruder (Grenadier Gottfried, eine Hauptfigur des Romans) seinen Wunden erliegend; die Stadt selbst von Gesindel durchschwärmt; Preussen anscheinend am Ende seiner Tage. Aber die ewigen Gesetze haben es anders beschieden: Glück und Genie helfen weiter, und endlich bricht er an, der gesegnete Tag von Schloss Hubertusburg. Preussen ist gerettet, Schlesien bleibt ihm; Etienne, bis dahin vom Könige ignoriert, steigt zu Ehren und Anseh'n, der Marquis, der inzwischen seine vorerwähnte, wunderliche „Genugthuung“ erhalten hat, erklärt ihn als seinen Sohn, und glückliche Hochzeit, die Vermählung mit der liebenswürdigen sächsischen Komtesse, schliesst das Buch.

Es ist eine ausgezeichnete Arbeit, die zu sehr erheblichem Theile die Anerkennung verdient, die gerade ihr zu Theil geworden ist. Die den ersten Band füllende Jugendgeschichte Etienne's hat neben ihrer Popularität sich auch den Ruf einer gewissen preussisch-brandenburgischen Klassizität zu erobern gewusst.

Und mit Recht! Es giebt vielleicht kein Buch, an dem sich das Berliner Leben jener Epoche: die Armseligkeit der Zustände, die Beschränktheit und Unerbittlichkeit der Anschauungen, die gesellschaftliche Steifheit, die soldatische Präponderanz, und diesem allem zum Trotz doch ein keckes Sichgeltendmachen des Persönlichen, eine gewisse Freiheitlichkeit, die der Freigeistigkeit noch vorausging, so gut studiren liesse als an diesem ersten Bande von Cabanis. Die Schilderungen des Kolonielebens, seine feineren Formen bei gleicher Enge der Anschauung, steigern den Reiz der Lektüre. Einzelne Figuren aus dieser Jugendgeschichte, zumal Frau Kurzinne und Advokat Schlipalius, sind volksthümlich geworden wie Fritz Reutersche Gestalten; sie haben in der That die volle Wahrheit des Lebens mit diesen letzteren gemein und sind auch in dem modernen Berlin, also in den Enkeln und Urenkeln jener, noch keineswegs erstorben. Das Hämisch-Schabernack'sche, das hier immer zu Hause war und von dem die berühmte „Ironie“ nur eine verfeinerte Spielart ist, hat hier zu allen Zeiten Schlipaliusse in Masse gezeugt. Sie laufen noch zu Dutzenden umher. In den folgenden Bänden des Romans sind die Gestalten des auf zwei Schultern tragenden, ewig intriguirenden sächsischen Grafen Meroni, seiner Tochter Eugenie und der Gesellschaftsdame „Fräulein Amalie“ mit besonderer Liebe gezeichnet, namentlich der Charakter der letzteren, in der sich die Shakespeare'sche Beatrice, die Lessing'sche Franziska und die Goethe'sche Philine zu einer sehr reizvollen, von Witz, Laune und Leben übersprudelnden Gestalt vereinigt finden, Diese Amalie ist innerhalb des Kreises weiblicher Jugend seine beste Figur geblieben. Seine Begabung lag nicht sonderlich nach dieser Seite hin. Die Charakterköpfe jenseit vierzig glückten ihm besser. — Der Aufbau des Romans ist vorzüglich; die Geschicklichkeit, mit der uns, ungezwungen, an dem Lebensgange Etienne's alle Parteien: Preussen, Oesterreich, Sachsen, Russland, und zwar zum Theil in einer grossen Fülle von Gestalten vorgeführt werden, verräth den Meister; daneben reissen die Gesinnung, die starke vaterländische Empfindung, der Reichthum an Lebensanschauungen, die gedankliche Fülle, zur Bewunderung hin. Als Zeit- und Sittenbild, weit über das blosser Berliner Leben hinaus, ist der Roman ersten Ranges; die landschaftlichen Schilderungen, beispielsweise in den Kapiteln „Der todte Mann“ und „Der hungrige Wolf“, sind Musterstücke; Fleiss und Liebe sprechen aus jeder Zeile. Dennoch zähle ich diesen bekanntesten seiner Romane nicht gerade zu seinen besten. Namentlich in dem eigentlichen Lese- und Unterhaltungsinteresse, das er einflösst, ist er sehr ungleich. Er ist vor allem zu lang; nichts rückt recht von der Stelle; die Charaktere zeigen sich immer wieder von derselben Seite, und das ein- und zwei- und dreimal Gehörte, hört man schliesslich zum zehnten mal. Alles macht sich selbst Konkurrenz. Die Versuche, den grossen König durch abgegebene Urtheile von Freund und Feind allseitig zu schildern, gehen zu weit. Es ist zu viel, alles dreht sich im Kreise herum, und es gehört schliesslich ein sehr gewissenhafter Leser dazu, durch das Ganze (die Meisten haben immer nur die Jugendgeschichte gelesen) siegreich hindurchzudringen. Zehn Seiten lange, kaum unterbrochene Dialoge sind nicht Jedermanns Sache. In einem historischen Romane will man Handlung, Geschichte, nicht Betrachtung.\*) Die weitaus bedeutendste

\*) Aber gerade diese Dialoge sind psychologische Kunstwerke einer stäts das eindringlichste geistige Mitleben herausfordernden, lebensvollen Dichterkraft. Auch weiss ich nicht, warum man im historischen Romane — einer Kategorie der Literaturgeschichte — absolut „Handlung — Geschichte“ will. Die Historie selber sorgt für Handlung mehr denn genug. Wenn nun der Dichter — auch ein Stück lebendiger Geschichte — aus seiner eigenthüm-

Figur ist, wie schon Eingangs hervorgehoben, der Marquis. Nichtsdestoweniger fürchte ich, dass die Zahl derer nicht gross ist, die sich für einen solchen Charakter besonders interessiren. Die Meisten werden ihn einfach als einen alten Narren bezeichnen, und was schlimmer, ist seine Lebensfähigkeit in Zweifel ziehen; sie werden sagen: schriftstellerische Marotte, Phantasiegebilde, — solche Menschen giebt es nicht. Es giebt ihrer aber. Wer ein nicht allzukurzes Leben hinter sich hat und während desselben einer gewissen politischen Oberschicht der Gesellschaft näher trat, der wird solchen Gestalten begegnet sein, wo immer auch sein Leben verfloßen sein möge. Denn diese Gestalten kommen überall vor, ja ihre Zahl ist verhältnissmässig gross. Es ist die Gruppe der undisziplinierten, schönrednerischen, tief in Egoismus getauchten, aber meist mit Freigebigkeit, Heiterkeit und angenehmen Umgangsformen ausgerüsteten Phantasten. Die Phrase über alles! Nicht die triviale, landläufig-armselige Redensart, sondern das prophetisch-aufgebauchte Wort, das ganz genau weiss, wann am Nordpol, jenseits des Eisgürtels, die erste Badeanstalt etablirt und unter glücklicher Benutzung des Golfstromes eine angenehm temperirte Villenstadt, ein Polar-Brighton mit der Heilkraft von Pfäfers und Ragatz gegründet sein wird. Denn gründen thun sie alle, Königreiche oder Diamanten-Exploitrungs-Gesellschaften, ozeanische Tunnel- oder Meer-Auspumpungs-Konsortien. Ein Musterstück dieser Gattung ist der Marquis. Die sich am besten darbietende Sphäre, wie heute die Industrie, war damals die Politik. Die Phantastereien gingen also nach dieser Richtung hin. Der Marquis handelte mit Kronen, stürzte und hob Dynastien; die Krone von Corsika hatte er schon so gut wie auf dem Haupte. Worte, Worte, damals wie heut. Das Gesprochene verdichtet sich in den Augen dieser Glücklichen sofort zur That, und so werden Millionen verrechnet, während der letzte Thaler eben verloren geht, werden Königreiche zertrümmert, während zwei Häscher schon an der Thüre stehen, den Zertrümmerer irgendwo in Sicherheit zu bringen. Vielleicht könnte Flucht ihn retten, aber er ist eben in der Ausführung eines neuen Gedankens begriffen; diess ist wichtiger, und so wird er gefangen gesetzt. Die „Rede“ geht ihm über Freiheit und Leben. So der Marquis von Cabanis. Und solche Gestalten leben auch heute noch. Wir wandeln unter ihnen.

„Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.“ Wie „Cabanis“ eine Darstellung der grossen Zeit Preussens ist, so ist der Roman, dem wir uns nunmehr zuwenden, eine Darstellung seiner kleinen und allerkleinsten Zeit. Dort hoher Muth, Aufschwung und fridericianische Herrlichkeit; hier Leichtsin, Niedergang und — während Hannibal an die Thore pocht — jene armselige Anschauung, die in dem polizeiministeriellen „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ ihren charakteristischen Ausdruck gefunden hat. Der Roman beginnt mit dem Sommer 1804 und schliesst 1806 mit dem 14. Oktober (Jena) und den unmittelbar folgenden Tagen. Der Auflösungsprozess des damaligen Preussens soll gezeigt werden. Um ihn zu zeigen, führt uns der Verfasser in die damalige „Gesellschaft“ ein. Diese „Gesellschaft“ lernen wir nun in einzelnen Ministerialpalais und Wilhelmsstrassenkreisen, ganz besonders aber in den Salons der Geheimrätin Lupinus und der Fürstin Gargazin kennen. Hunderte von Gestalten werden uns vorgeführt, einerseits dem Hof, dem Adel, der Armee, andererseits der haute finance, der

lichen Kraft diese Handlungen der Historie in „poetische Betrachtung“ umsetzen will, — wer könnte ihm dieses verbieten, ausser etwa seine Unfähigkeit es zu thun? Auf diese Thatsache kommt es an; nicht wohl aber auf die „Sache Jedermann's“. H. v. W.

Diplomatie, wie dem Intriganten- und Abenteuerthum angehörig. Frömmelndes, Romantisches, Litterarisches (beispielsweise ein entzückend geschilderter Besuch Jean Pauls im Hause der Lupinus) zieht sich mit hindurch. Das Glänzendste aber, was, nach der Seite der Schilderungen hin, der Roman enthält, sind die „petits comités“, die vertraulichen kleinen Diners, in denen die Staatsgeschäfte, Aeusseres und Inneres, seitens „Excellenz“ des Geh. Rath's Bovillard und des Kammerherrn von St. Real bei einer Anzahl kaltgestellter Flaschen abgemacht werden. Ich mache eigens auf die drei aufeinander folgenden Kapitel aufmerksam: „Auch eine Idylle“; „Von Urmenschen und grossen Menschen im Schlafrock“ und „Das „Citissime“. Es sind wahre Perlen, und zwar in mehr als einer Beziehung. Man sieht in Abgründe und bringt es doch zu keinem Groll; kaum zur Verachtung. Ganz wie die Dinge damals lagen. Die Kunst zu leben, hatte es bis zur Perfektion gebracht. Witz, feine Formen, auch eine gutmüthige Geneigtheit, leben zu lassen, nehmen allem den Stachel, und die Prinzipienstrenge wird einem nicht nur unter den Händen weggetändelt, sondern sieht sich auch so eigenthümlich angelächelt, dass sie sich beim dritten Flaschenwechsel selber als Albernheit anzusehen beginnt. Das Verführerische, das in dieser leichtlebigen und bis zu einer gewissen Grenze hin berechtigten Auffassung aller Dinge liegt, hat selten eine meisterhaftere Behandlung erfahren. Und doch wird in dem vollen Behagen der Ausmalung die Gesinnung, das auch im Scherz noch ernste, richterliche Urtheil gewahrt. Den Geheimerath Bovillard, zu dessen Portrairung ihm wohl Lombard selbst gegessen, halte ich für die frappanteste und gelungenste Figur des Buches. — Viel mehr Raum als diesen Männergestalten wendet W. Alexis den schon genannten beiden Frauencharakteren des Romans, der Geheimiräthin Lupinus und der Fürstin Gargazin zu. Die letztere zeichnet er als eine jener sensitiven, zwischen Lüge und Wahrheit, Sinnlichkeit und Mysticismus, Freiheitsphrase und Leibeigenschaftspraxis hin- und herschwankenden osteuropäischen Gestalten, die sich und Andere durch Intrigue, Klatsch und Liebesabenteuer wohl oder übel zu unterhalten suchen und dabei allabendlich jeden ihrer Vertrauten: den diplomatischen Roué, den sechs Fuss langen Kavallerieoffizier und den strenggläubigen Geistlichen mit der stillen Betrachtung aus ihrem Boudoir entlassen, dass „alles eitel sei“. Ein tiefes Unbefriedigtsein, über das selbst der mittlere und wichtigste der vorgenannten Drei nicht hinweghelfen kann! Lesenswerth, aber freilich bis an die äusserste Grenze des ästhetisch Erlaubten gehend, ist in Bezug auf diese Dinge das Kapitel „Die Wollust der Märtyrer.“ Die ganz ersichtliche Vorliebe, die Wilibald Alexis dieser Gestalt zuwendet, tritt indessen wieder zurück neben seinem künstlerischen Enthusiasmus für die Geheimiräthin Lupinus. Sie ist seine eigentliche Lieblingsfigur. Und das charakterisirt ganz die Wilibald Alexis'sche Richtung. Die Geheimiräthin Lupinus ist nämlich Giftmischerin. Sie zählt zu den entschieden historischen Figuren des Romans und glänzte in der That ein Jahrzehnt lang in der Berliner Gesellschaft. Ihr wirklicher Name war Ursinus. Sie wählte er aus, um an ihr vorzugsweise die Fäulniss unserer damaligen Zustände, den verbrecherischen Egoismus, das Abhandengekommensein jedes natürlichen Gefühls zu demonstrieren. Zu gleicher Zeit war sie ihm ein Mikrokosmos aller Unthat, die sich damals, weit über die kleinen Berliner Verhältnisse hinaus, in der wirklichen Welt überhaupt vollzog. „Es ist ein Konnex da,“ so heisst es in dem Roman, „den wir nur nicht sehen, zwischen den Werken der grossen Geschichte und den Thaten der kleinen Menschen. Das Ungeheuerliche des revolutionären Weltbrandes spiegelt sich wieder im Thun der Individuen; der krankhafte Drang — dort erzeugte er Welteroberer, hier, in dieser schwachen Weiberbrust, nur den Kitzel zu scheuss-

licher That.“ Der Roman ist zu sehr erheblichem Theile die Behandlung eines kriminalistisch-psychologischen Problems und der Versuch, dieses Problem zu lösen. Es gelingt; aber unter Daransetzung von mehr Fleiss und Mühe, als der Gegenstand verdient, wenigstens innerhalb eines Kunstgebildes. Der Kriminalist, wie schon angedeutet, verliert sich hier in seinen „interessanten Fall“ in einer Weise, die ihn über den Unterschied zwischen einem pikanten Prozess und einem fesselnden Roman hinwegsehen lässt. In der That, er überschreitet die Schönheitslinie und verstimmt uns geradezu durch ein Uebermaass von psychologischer Theilnahme, das er dem moralisch Hässlichen zuwendet. Nicht die Schilderung dieser Dinge an und für sich ist zu beanstanden; im Gegentheil, der Gedanke war richtig, an einer Nachtschattenblüthe den ganzen Giftgehalt jenes Schutt- und Kehrlichthaufens von anno fünf und sechs zeigen zu wollen. Aber er versah es im Maass. — All dieser Beanstandungen ungeachtet: es ist nicht der wohlthuedenste und säuberlich-poetischste Roman, den Wilibald Alexis geschrieben hat, aber es ist der lebenswahrste, fesselndste und bedeutendste. Einzelnes, wie die Figur Bovillards, steht unübertroffen da. Man wird in Allem, was Durchdringung seelischer Vorgänge angeht, vielfach an Otto Ludwig; in der Form der Sentenzen an La Rochefoucauld erinnert. Ein Pessimismus, der die Eigenthümlichkeit hat, dass er an die Zukunft glaubt.

Isegrimm. Dieser Roman ist eine Fortsetzung des vorigen und steht in einem ähnlichen Verhältniss zu demselben, wie der „Wärwolf“ zu den „Hosen des Herrn von Bredow“. Einzelne Figuren werden aus dem einen in den andern mit hinübergenommen. Wenn uns „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ bis Jena führte, so zeigt uns „Isegrimm“ die unmittelbar darauf folgenden Jahre der Knechtschaft. Nur die letzten Kapitel, wo die Hochzeiten gehalten werden, geleiten uns bis 1815 und die Schlusseiten sogar bis über das Jahr 48 hinaus. Es scheint seitens des Publikums eine leise Klage darüber geäußert worden zu sein, dass Wilibald Alexis seinem Bilde des Niederganges, des Zusammensturzes nicht ein Bild der Erhebung unmittelbar habe folgen lassen, wenigstens antwortet er in einer Vorrede auf solche Beklagung das Folgende: „Der historische Maler lässt nicht auf die Knechtschaft in Egypten die Eroberung Palästinas folgen; seine nächste Aufgabe ist die Wanderung durch die Wüste.“ Diess ist sehr fein und sehr berechtigt. Wilibald Alexis' historischer Sinn sträubte sich gegen einen solchen Sprung. Im übrigen verdient hervorgehoben zu werden, dass der ganze Stoff von Anno 5 bis 15 auf eine Trilogie berechnet war und dass dem Isegrimm ein „Grossbeeren“ folgen sollte. Dieser Roman blieb leider unvollendet. Auch schon im „Isegrimm“ ging des Dichters Tendenz dahin zu zeigen, dass der dem Hofe fernstehende Landadel, der Bürger der kleinen Städte und vor Allem der Bauer kerngesund geblieben waren. Diese Aufgabe ist glänzend gelöst worden und bildet den schönsten Schmuck des Buches. — Die Geschichte selbst ist die folgende: Der „Isegrimm“ des Romans ist Herr von Quarbitz auf Ilitz, ein Edelmann von echtem Schrot und Korn, schroff, reizbar, vorurtheilsvoll und voll ätzender Lauge, wo ihn Diess oder Das, mit oder ohne Grund, verdriest und verletzt, aber bei aller Schroffheit erweist er sich als weich, dazu patriarchalisch und hilfebereit, tapfer und hochherzig und mehr noch durchdrungen von seiner Pflicht als von seinem Recht. Ein wirklicher Adeliger, der den Schwerpunkt des Lebens, ganz speziell aber den seines Standes, in die Gesinnung legt. Edel fühlen, das ist es. Isegrimm, wie ich ihn der Kürze halber auch in der Folge nennen will, hat drei Töchter: Karoline, Wilhelmine,

Malchen. Die älteste ist sein Stolz, die jüngste das Kind seines Herzens; die mittlere, Wilhelmine, steht ihm in so weit ferner, als er in ihrer wirtschaftlich-praktischen Richtung, zugleich in ihrer äussersten Kühle gegen das Sechzehn-Ahnen-Dogma einen innerlichen Abfall erblickt. „Sie gehört nicht zu uns.“ Die Lebensschicksale dieser drei jungen Damen, die eine erhebliche Anzahl von Kapiteln füllen, gestalten sich nun sehr eigenthümlich. Karoline, der „Stolz des Hauses“, heirathet, nach vorgängiger Entführung, den französischen Obersten d'Espignac, einen ehemaligen Konditorgarçon und spätern Kunstreiter von Lyon; Malchen, der Liebling, das Kind des Herzens, vermählt sich mit dem Predigt-amtskandidaten Mauritz; endlich Wilhelmine, die nie angestanden hat, ihre Gleichgiltigkeit gegen Stamm bäume an den Tag zu legen, wird eine wirklich vornehme Dame und führt den Reichsgrafen von Waltron-Alledese, dessen Familie, vor gerade tausend Jahren, mit Karl dem Grossen ins Sachsenland kam, glücklich heim. Die Schelmerei von Seiten Wilibald Alexis' ist hier unverkennbar; er will das Gewicht legen auf „das reine Blut“ persiffiren und zugleich an diesen Familienvorkommnissen zeigen, wie unsere Berechnungen meistens zu Schanden werden, wie wir in einem Falle da ernten, wo wir nicht gesäet haben, und im andern unsere menschliche Eitelkeit gerade an unserer verwundbarsten Stelle büssen müssen. All diess ist interessant, aber so fesselnd es ist, beruht doch die markige Bedeutung des Buches, wie schon Eingangs hervorgehoben, nicht auf diesen Familienvorgängen und wenn doch, so jedenfalls nur insoweit, als dieselben mitwirken die Idee zu veranschaulichen, die den Grundgedanken dieser Erzählung bildet: die „Gesellschaft“ taugte nichts, aber das Volk war gesund. Deshalb sind die dem dörfischen und kleinstädtischen Leben entnommenen Charaktere und Schilderungen die eigentlichste Zierde des Buches, — in ganzen Abschnitten sein eigentlichster Inhalt. Ich verweise nur auf Gestalten wie Knecht Lamprecht und der Schulze von Werbelitz. Ueberhaupt, der Charakter des gemeinen Mannes, soweit die Mark in Betracht kommt, ist nie treffender und trotz aller Schwächen dieser Rasse nie entzückender geschildert worden, als in diesen Romanen von Wilibald Alexis.

Ich habe noch der landschaftlichen Schilderungen und einzelner Episoden zu erwähnen, die gerade diesen letzten Roman, den „Isegrimm“, auszeichnen. Zu diesen Episoden rechne ich den fragmentarischen Bericht über die Erschiessung des Bürgermeisters Schulze von Nauwalk zu Beginn des zweiten Theiles und die Scene in der Wirthsstube zu Querbelitz, Theil 3, Seite 81, wo ein und derselbe Hergang (die schwere Verwundung, vielleicht die Tödtung eines Franzosen) von vier oder fünf verschiedenen Bauersleuten verschieden erzählt wird. Ein vollkommenes Meisterstück, dabei in ihrer vergleichswisen Wiederholung nicht etwa langweilig, sondern immer spannender und beweglicher werdend. Es mag mir gestattet sein, hierbei noch etwas eingehender zu verweilen. Der Leser, auch der gebildete, liest über solche Dinge hin und prüft sie nur darauf, ob sie ihn ansprechen oder nicht. Einen weitaus gesteigerten Genuss aber, einen Genuss, von dem es schwer ist, einem Ueingeweihten einen Begriff beizubringen, hat derjenige, der jeden einzelnen Pinselstrich verfolgen und Zeile um Zeile erkennen kann, wodurch sich diese Art der Stoffbehandlung von jeder andern unterscheidet. Dafür sind die beiden von mir näher bezeichneten Episoden wahre Musterbeispiele. Nehmen wir die Erschiessung des Bürgermeisters. Ein gewöhnlicher Erzähler hätte die Sache selbst dramatisch vorgeführt. Hier, in der Darstellung, die Wilibald Alexis ihr giebt, liegt sie schon um ein halbes Jahr zurück. Wir sehen ein Blachfeld vor der Stadt; ein Schweinetreiber (wenig poetisch, aber

hier von einer furchtbaren Wirkung) kommt des Wegs; seine Schweine, die umher nach Nahrung suchen, halten an einer Stelle und wühlen Erde auf. Ein Bürger kommt aus der Stadt. In rauher Sprache entspinnt sich ein Gespräch zwischen beiden Männern. Der Bürger giebt in ein paar Strichen ein Bild des Mannes, der hier schuldlos fiel, zugleich ein Bild der Stadt, die damals für sein Leben bat. Die französischen Behörden, der Landadel, auch Isegrimm, werden geschildert, und eh' wir anderthalb Seiten gelesen, sehen wir uns mitten in das Ereigniss hineingestellt. Wir sind mit dabei; es ist uns, als müssten wir mit niederknien und um Aufschub bitten, oder hinaus gehen, um einen Märtyrer sterben zu sehen und uns fürs Leben hart zu machen. In wunderbarem Wechsel erfassen Schmerz, Erhebung, Sterbefreudigkeit unser Herz; unsere Thränen fliessen dem Andenken eines Helden oder auch der Trauer darüber, uns nicht gleich fest und gross und schlicht zu empfinden, und wenn endlich der Bürger geht und der Schweinetreiber den Boden küsst, wo jener Tapfere fiel, und dabei in die Worte ausbricht: „Allmächtiger oben, der du dein Licht so lange uns verbirgst, wird er, der hier eingescharrt wurde, eine lange Reihe anfangen, oder ist es dein Wille, dass er — der Letzte war“, so möchte man mit niederstürzen und dem Beispiele hingebendster Vaterlandsliebe folgen.

Auch noch ein Wort über die Landschaftsschilderungen in diesem Roman. Der Dichter leistet hier sein Höchstes, indem er das, was der Landschaftsschilderung überhaupt Werth und Recht verleiht, in einem Grade erreicht, zu dem wenig andere Romane, seien es seine eigenen oder fremde, eine Analogie darbieten. Eine Sonne auf- oder untergehen, ein Mühlwasser über das Wehr rauschen zu lassen, ist die billigste litterarische Beschäftigung, die gedacht werden kann. In jedes kleinen Mädchens Schulaufsatz kann man dergleichen finden, es gehört zu den Künsten, die jeder übt, und die deshalb längst angehört haben, als Kunst zu gelten; es wird denn auch dergleichen von jeder regelrechten Leserin einfach überschlagen und in neunundneunzig Fällen von hundert mit völligem Recht, denn es hält den Gang der Erzählung nur auf. Es ist noch langweiliger als eine Zimmerbeschreibung, bei der man sich wenigstens wünschen kann, das Porträt des Prinzen Heinrich oder die Kukuksuhr zu besitzen. Die Landschaftsschilderung hat nur noch Werth, wenn sie als künstlerische Folie für einen Stein auftritt, der dadurch doppelnd leuchtend wird, wenn sie den Zweck verfolgt, Stimmungen vorzubereiten oder zu steigern. Das Muster auch hierfür ist Shakespeare; das gewaltig Unerhörte, das geschieht, ist immer von verwandten Erscheinungen draussen in der Natur begleitet. Wenige haben ihm diess Geheimniss so voll abgelauscht, wie Wilibald Alexis. Am meisten in diesem Romane. Gleich das erste Kapitel ist eine landschaftliche Ouverture von dem, was kommt. Wir sehen ein märkisches Luch, an dessen einem Rande unser Isegrimm auf Haus Hiltz wohnt. Auf Meilen hin ein Moorgrund, eine Torfniederung; die ganze Geschichte der Landschaft hier herum knüpft sich an dieses Stück Sumpf und Sand. Hier, vor tausend Jahren, wurde die grosse Wendenschlacht geschlagen. Die beiden Obelisk-Steine, die „Blutsteine“ geheissen, standen schon damals, als der letzte Krole hier unterlag; dann sahen sie (nach der Fehrbelliner Affaire) die Schweden hier umzingelt und ertränkt, und, nachhinkend der Geschichte, schlug auch das Verbrechen immer seinen Weg über das Luch ein, und die Blutsteine trugen ihren Namen nicht umsonst. Ueber dieser Landschaft liegt jetzt ein grau Gewölk; da, wo die Sonne sich durchzukämpfen trachtet, laufen fahle Streifen über das Grau hin; alles öde, leer; nur eine Krähe sitzt auf dem einen Stein. So das Bild, das die ersten Seiten vor uns entrollen. Und alles, was geschieht,

es stimmt zu dem Ton, den Wilibald Alexis hier einleitend anschlägt. Das ist Landschaftsschilderung.\*) —

Die Reihe der vaterländischen Romane (über den letzten: „Dorethea“ gehe ich hinweg) ist hiermit geschlossen, und es erübrigt mir nur noch ihre Gesamtheit, zugleich aber in Vervollständigung dessen, was ich nacherzählend schon an anderer Stelle gesagt habe, den Mann selbst zu charakterisiren. Ich kann diess am besten, wenn ich, gestützt auf den immer wiederkehrenden, etwas bequemen Satz, „dass er der märkische Walter Scott gewesen sei“, zu einem Vergleiche mit dem Verfasser der Waverley-Novellen schreite.

Zunächst ein Wort über die Persönlichkeiten. Scott war unzweifelhaft die sehr viel reicher beanlagte Natur. Er hat ganz den Stempel des Genies, und zwar nicht in dem Einen oder Andern, sondern in Allem. Immer jung und bis zu dem Momente, wo Unglück und Krankheit ihn niederwarfen, von allzeit gleicher Kraft und Frische. Ein Sonnenschein war um ihn her. Der ganze Mann leuchtete. Sein eigenes Wort zu gebrauchen: „he did the honors for all Scotland“; er war der eigentlichste Beherrscher seines Landes, weit mehr als Georg IV. mit seinen Brummels und seinem weissgestickten Jabot, und wie es in einem schottischen Sprichwort heisst:

„A Kings face  
Shall give grace“ —

so beglückte und begnadete auch Sir Walter, wohin er sah. Sein ganzes Leben war ein unausgesetztes Wohlthun; er trug ein Füllhorn, unerschöpflich, weil seine Liebe, seine reiche Begabung und das Glück, das mit den Guten und Heiteren ist, es immer aufs Neue füllten. Alles hing an ihm. Die Thiere seines Hauses umdrängten ihn, wenn sie ihn kommen sahen, denn er kam nur, um zu lieblosen, zu streicheln und — zu geben. Seinen Dienern der gütigste Herr, seinen Gästen der gastlichste Wirth, seinen Kindern ein Ideal des Lebens. Arglos, neidlos, loyal und pietätvoll. Sein Herz für Schottland und seine Werke für die Welt, so ist er durch die Zeitlichkeit gegangen wie ein grosser Beglückter, Segen auf allen seinen Spuren. —

So Scott. Eine Natur ganz aus dem Vollen. Daneben war Wilibald Alexis nur wie die kleinere Ausgabe. Er hatte, von Nebensächlichem abgesehen, dieselben Eigenschaften; er war auch gütig, auch gastlich, auch loyal, er hat auch beglückt, ist auch ein Vorbild edlen Lebens gewesen; aber Alles trug ein anderes Maass. Der eine bewohnte ein Haus in Arnstadt, der andere ein Schloss am Tweed; der eine erschien in Volksausgaben bei O. Janke, der andere machte mit 700,000 Thalern bei Ballantynes Bankerott, der eine erhielt den Hohenzollernschen Hausorden, dem andern wurde eine englische Fregatte zur Verfügung gestellt, auf der er, wie ein kranker König, Licht und Genesung suchend, gen Süden fuhr.

\*) Eine andere Stelle aus einem anderen Werke, kurz, aber bedeutend für den ganzen Stil: —

„Das war ein rechter Schlupfwinkel für Solche, die der Menschen Augen und mehr die der Gerechtigkeit flohen. — Und nun, wenn's Winter ist, und der Winter sein grauestes Kleid übergezogen hat, und die Wolken, finsterner, wo sie über ein finstres Land ziehen, und genährt vom Athem seiner Sümpfe, sich schwer niederlassen auf die Thäler und Hügel, und eine kalte, feuchte Luft dein Antlitz giftig anhaucht, und die Krähen in den knorrigen, weit verzackten Aesten der alten rothen Kiefern sich niedersetzen, und wieder aufrauschen, unheimliche Gäste, böse Nachbarn, schlimme Vorbedeutungen, und es seufzt der See, den du aus der Schlucht siehst, dumpf und unheilvoll, das Schilf beugt sich, und ein kalter Wind kommt schrillend über die Eisfläche; und du bist heimathlos und dem Gesetz verfallen!“ (Roland von Berlin II. 6.)

So war es in Allem. Der eine ein Roland bei Ronceval, der andere ein Fährnich bei St. Privat; Beide ehrenvoll, Beide ruhmreich auf dem Platze geblieben; aber der eine märchenhaft über das uns alltäglich Umgebende hinauswachsend, der andere — ein Mensch.

Ich wende mich nun, nach dieser Parallele zwischen ihren Personen, ihren Werken zu. Ihre Aehnlichkeit besteht darin, dass sie Beide das Heimathliche, landschaftlich und geschichtlich, mit Vorliebe pflegten, dass sie Beide historischen Sinn und historische Kenntniss besaßen, dass sie Beide bis dahin wenig oder gar nicht Bekanntes der Welt erschlossen, dass sie Beide romantisch empfanden und Beide reinen Herzens waren. Ihre Werke darf jedes Kind lesen. Was Sünde ist, wird als Sünde gezeigt. Sie haben keinen Schlaf und keine Unschuld gestört. Mancher wird über dieses Lob lächeln; es ist aber dennoch ein Lob. In all' diesen Dingen sind sie sich ähnlich, aber nicht gleich. Wer schärfer zusieht, dem müssen sich die grösseren und kleineren Abweichungen aufdrängen. Ich will zeigen, worin sie sich in ihrer Landschaftsschilderung, in ihrer geschichtlichen Darstellung und in ihrer Romantik von einander unterscheiden. Was die Landschaftsschilderung angeht, so übertrifft W. Alexis vielleicht sein Vorbild. Jeder ist innerhalb seines Gebietes ein Meister; ich möchte aber das Alexis'sche Gebiet als solches höher stellen. W. Alexis ist nämlich Stimmungslandschafter, während Scott mehr realistisch verfährt. Er sieht mehr, aber er empfindet weniger. Der eine lyrisch-unbestimmt, der andere plastisch-klar. Das Stimmungsreiche ist das Wirkungsvollere, wohlverstanden, wenn es in seiner Vollendung auftritt; das Unbestimmte darf nicht das Produkt der Ohnmacht, es muss das Resultat feinsten Empfindens sein. In diesem Falle wirkt es wie Zauber. Eine schönere Landschaftsschilderung als die von mir zitierte des Querbelitzer Moors mit den Blutsteinen (zu Beginn von „Isegrimm“) giebt es nicht. — Was die geschichtliche Darstellung angeht, so gebe ich der Walter Scott'schen den Vorzug, trotzdem sie vielfach einseitiger, flüchtiger und unkorrekter ist. Aber sie ist künstlerisch freier. Er wusste jeden Augenblick, dass er nicht Historiker, sondern eben nur Geschichtenerzähler war. Er kannte keine Tendenz; er wollte nicht, über den blos litterarischen Erfolg hinaus, noch dieses oder jenes; er wollte ausschliesslich angenehm und belehrend unterhalten, nicht Fragen lösen, nicht Vorbilder aufstellen, nicht warnen, nicht Gerechtigkeit üben. Er nahm alles leichter, machte alles der Phantasie und dem Schönen, nicht dem Verstande und der Korrektheit dienstbar. Die ganze Art seines Schaffens spricht dafür. Eine ganze Anzahl seiner besten Romane hat er in drei, vier Monaten geschrieben. Dabei war seine Tagesarbeit Morgenarbeit und jedesmal gethan, wenn für Andere der Tag erst anbrach. Er stand über den Dingen. W. Alexis, wenige Ausnahmen abgerechnet (wohin ich in erster Reihe die „Hosen des Herrn von Bredow“ zähle), stand immer mitten inne; er hatte den Wust der Arbeit nie ganz abgeschüttelt; die Dinge lasteten noch auf ihm. Daher alle Zeichen des Fleisses und der Treue, oft auch ein Reichthum und Zauber des Details, aber über dem Ganzen liegt nicht der Sonnenschein, der die historischen Partien der Scott'schen Romane beleuchtet. — Und nun der dritte Vergleichspunkt, ihre Romantik. Scott, wenn man diesen Ausdruck gestatten will, war Altromantiker, W. Alexis ein Neuromantiker. Jener hielt es mit der schottisch-englischen Ballade, mit den Romanciers des Mittelalters (unter den neueren war ihm Bürger der liebste); dieser hielt es mit der Romantik, wie Tieck und Hoffmann sie auffassten und gestalteten. Der „Neue Pitaval“, als eine Bezugsquelle aus erster Hand, löste dann später die Hoffmannschen Elixire und Nachtstücke ab. Aber dadurch war nicht viel gebessert.

Die Altromantik, nach der Stellung, die ich zu diesen Dingen einnehme, ist ein Ewiges, das sich nahezu mit dem Begriff des Poetischen deckt; die Neuromantik ist ein Zeitliches, das kommt und geht. Wir dürfen bereits sagen, „das kam und ging“. Die eine ist höchstes und frischestes Leben, die andere zeigt ein hektisches Roth, freilich auch gelegentlich den Zauber davon. Die eine ist ein Geist, die andere ein Spuk; die eine ist aus Phantasie und Wahrheit, die andere aus Ueberspanntheit und Marotte geboren. Die eine, zwischen den Glaubensschwwestern wählend, geht mit der heiteren Frömmigkeit, die andere mit der dunkeläugigen Mystik. Eine Gestalt wie die des „falschen Woldemar“ hätte Scott nie geschaffen. Er hätt' es nicht gewollt. Die Billigkeit heisst hinzusetzen: er hätt' es auch nicht gekonnt. Dieser mystischen Vertiefung, dieser Begeisterung für einen Schemen, dieser Kraft des Wortes für etwas Unwirkliches und Räthselvolles wäre er nicht fähig gewesen. Wer in solchen Gestalten die eigentliche Offenbarung eines Dichtergenius erkennt, wird nicht umhin können, hier Alexis über Scott zu stellen. Ich stehe anders.

Wer unter meinen Lesern bis hierher gefolgt ist und sich erinnert, dass der eine (W. Alexis) lyrisch-unbestimmt zeichnete, wo der andere (Scott) plastisch war, dass der eine innerhalb der Dinge stand, der andere darüber, und wer drittens gegenwärtig hat, dass die Romantik des einen im Dämmer, die des andern im Lichte wandelte, der wird nicht erstaunt sein, als eine fernere Verschiedenheit beider, ihre grosse Stilverschiedenheit namhaft gemacht zu hören. Der eine ist leicht und glatt, der andere schwer und knorrig; über die Dialoge des einen geht es hin wie eine Schlittenfahrt über gestampften Schnee, über die des andern wie eine Staatskarosse durch den märkischen Sand. Langsam mahlt es, bis die Wurzeln kommen und alles zusammenfährt. Der Stil ist W. Alexis schwächste Seite, die gefährlichste Klippe für seine Einführung in die Volkskreise. Es ist unmöglich ihn rasch zu lesen, und unsere Zeit drängt und hastet mehr als eine, die ihr voraus ging.\*)

Wie die Stilfrage in einem nahen Zusammenhange mit jenen aufgezählten Unterschieden steht, so auch die Frage nach dem Humor. Der Humor hat das Darüberstehn, das heiter-souveräne Spiel mit den Erscheinungen dieses Lebens, auf die er herabblickt, zur Voraussetzung. W. Alexis hatte den Kleinhumor, aber nicht den grossen. Er wandelte in der Ebene, und was zufällig unter ihm lag, dafür hatte er eine humoristische Betrachtung; manches der Art ist ersten Ranges; Scott aber, in sein Tartanplaid gewickelt, ritt über die Grampians seiner Heimath, und die Schlösser und die Hütten, die Könige und die Kätner lagen gleichmässig zu seinen Füssen, und nichts barg das Leben, zu dem er nicht eine heiter-superiore Stellung eingenommen hätte. Gelegentliche Vorurtheile steigerten nur noch den Effekt. Er war der Grosshumorist, weil er persönlich gross und frei war. Wo W. Alexis eine ähnliche Position einzunehmen versucht, bleibt er, als Kind seiner Zeit und seines Landes, in der Ironie stecken. Er spöttelt, er persifflirt; aber seine Seele bringt es zu keinem olympischen Lächeln. Er war eben kein Olympier.

Alles in allem, wir haben uns seiner zu freuen; gewiss! Er war einer der Besten und Treuesten, und er darf unser Stolz sein. Aber die Welt,

\*) Ich weiss nicht — ich möchte die „Unmöglichkeit rasch gelesen zu werden“, nie ohne Weiteres für eine schwache Seite des Stils eines Dichters erklären; vielmehr habe ich, wenn Jemandes Stil der Hast der Zeit nicht entspricht, stäts den Souçon, dass daran wohl etwas Ordentliches sein möchte! — Und — ist denn unsere Welt so vollkommen, dass alles Gute in ihr „populär“ werden müsste? — Ach nein! Die rechte Kunst steht anders zur Welt als auf dem Fusse der Cordialität.

oder auch nur das Weltpartikelchen, das sich Deutschland nennt, wird er, wie bei seinen Lebzeiten so auch nach seinem Tode, sich ganz zu erobern nicht im Stande sein. Das liegt nicht an der Mark, nicht an Spree und Havel, nicht an Provinzialismus und Partikularismus; das liegt lediglich an ihm. Die schottischen Haiden sind nicht interessanter als die märkischen, und die Mac Nabs und Mac Krabs erheblich uninteressanter als die Sparrs und die Schulenburgs, — dennoch eroberten sich jene die Welt. Das that Scott. W. Alexis in seiner Gesamterscheinung: in seiner Mischung von Realismus und Romantizismus, im Detail seiner Forschung, in der Schwierigkeit seiner Untersuchungen, in der Endlosigkeit seiner Dialoge (geistvoll, wie sie sind) konnte nicht populär werden und wird es nicht werden. Die Stilschwerfälligkeit — die Einzelne zur „Charakterknorrigkeit“ erheben möchten — spricht endlich das entscheidende Wort und erhebt seine Nichtvolksthümlichkeit zu einer Art Gewissheit.

Aber so gewiss es ist, dass er die Menge der Leser nie hinreißen wird, so gewiss ist es auch, dass kleine Wilibald-Alexis-Gemeinden noch auf lange hin fortleben werden, und innerhalb dieser der, Gott sei Dank, nie aussterbende „Enthusiast“, der herbst- und winterlang, während der Sturm den Schnee bis unter die Fenster fegt, sich in seinen märkischen Klassiker vertiefen und bei Gestalten wie Götz von Bredow, Hake von Stülpe, Bovillard und Isegrimm dankbarst des Schöpfers dieser Gestalten gedenken wird. —

## Stimmen aus der Vergangenheit.

### Alte und neue Aesthetiker.

#### Rück- und Vor-Erinnerungen.\*)

#### I.

#### Von den Alten.

Die *Rückerinnerungen*, welche wir hier unsern Lesern mittheilen wollen, beziehen sich auf einen unserer Klassiker: Johann Gottfried Herder. Die von uns ausgewählten und einigermaassen zu einem Ganzen wieder aneinandergefügtten Aussprüche desselben findet man, meist schon ziemlich zusammenhangend, wie sie hier wiedergegeben sind, in den „Früchten aus den sog. goldenen Zeiten des XVIII. Jahrhunderts“ (Band 12 der Wiener Ausgabe von 1813). Zuerst sind sie im III. Stücke der „*Adrastea*“ erschienen, welche Zeitschrift Herder von 1801 bis 1803, seinem Todesjahre, herausgab. Einzelne Sätze wurden bereits an anderen Orten, z. B. in Franz Müller's Buche über das „Musikdrama“, wieder hervorgehoben; immerhin aber dürfte die ausführlichere Mittheilung noch von Interesse für unsere Leser sein.

Hätte man doch in dem Denkerlande Deutschland seine vielgerühmten Klassiker besser gekannt und mit mehrerm Verständnisse, als es die gangbaren illustrierten und nicht illustrierten Kompendien der Litteraturgeschichte vermitteln, von ihnen zu lernen sich bemüht! Das Werk des Meisters, welcher ein Jahrzehnt nach Herder's Tode geboren ward, um aus den goldensten Früchten des XVIII. Jahrhunderts den unsterblichen Samen zu retten, und ihn aufzuziehen zu einer neuen, herrlichsten Ernte für die Zukunft, — dieses Werk hätte dann nicht erst den mit wüthendem Stumpfsinn berghoch aufgethürmten Widerstand der sog. „Vertheidiger des klassischen Geistes“ zu überwinden gehabt, um frei und offen zu dem Gemüthe seines Volkes sprechen zu können! Sobald ein Meister dieses Gemüth mit seinem eigenen Worte wirklich trifft, so erfüllt sich ja auch wie mit einem Zauberschlage das ideale Sehnen des deutschen Meistergeistes aller Zeiten, und die hehre Ahnung der Edelsten unserer Nation verwirklicht sich in dem schöpferischen Augenblicke dieser einzigen, unvergleichlichen, liebevollen Berührung.

Zu solchen „Thaten“ erklingen dann die „Worte“ der Alten wie bedeutsame *Vorerinnerungen*, und man lauscht ihnen wohl gerne, auch unter dem Schatten des lebendig gewordenen Grossen, wie jenen murmelnden Quellen am Weltbaume des Mythos, in denen das Auge des Ewigen selbst als heilig-irdisches Unterpfand seiner waltenden Gottes-Treue mit lichterhell spiegelndem Blicke aus dunkler Zeitentiefe her zum göttlichen Urbild emporschaut. Dieses Seher-Auges ahnungsvolle Sprache rauschen die Quellen der Erinnerung dem jungen Schüler der Wahrheit in's Ohr: er ruhe eine Weile am Rande und höre den alten Weisen zu!

\*) 1873 gesammelt, 1883 zum Abschluss gebracht,

„In unserer Seele, dieser tiefen, verborgenen Welt, schläft unter anderen Eine sehr wirksame Kraft, die Bildnerin der Gestalten. In dieser Gestaltenbildung, wenn sie guter Art ist, sind Menschen so froh und selig! Schaffet nicht jeder beinahe sich auf seine Weise paradiesische Opiumträume? Er zürnt, wenn man ihn zur nackten Wirklichkeit aufweckt. Jenem ist alles geistiger als vor dem körperlichen Auge; leuchtender das Licht, heller der Mond, entzückender der Klang der Töne. Die Gestalten, die der Geist erschuf, sind Geist, sind Leben. Der Dichter ahmt diesem göttlichen Bildungstrieb nach; oder vielmehr, er wirkt unter ihm mit Verstand und Absicht. In wie hohe Würde tritt hiermit die Dichtkunst! Sie wirkt in der Kraft, sie wirkt in der Macht, mit der der Schöpfer wirket.

In der Rede werden dergleichen Gedankenbildungen gewöhnlich Personendichtung, in der Kunst Allegorie genannt. Jedermann siehet das Hauptgesetz der Allegorie: „in mir spreche Geist durch den Körper; womöglich nicht symbolisch, sondern natürlich.“ Mithin scheint die Kunst der Rede vorzutreten, indem sie spricht: ich bilde Gestalten. Was bildet sie nun durch ihre Gestalten, und wie weit reicht ihre Allegorie? Bildete die Kunst der grossen Schöpfung Alles nach, so stünde es in ihr auch wie in der grossen Schöpfung da, verstandlos oder verstandvoll, nachdem man es in dieser kleineren Schöpfung ansieht; oder vielmehr in der kleinen Kunstschöpfung stünde alles schlechter da, als in der grossen Natur, d. i. leblos unverbunden; da der grosse Genius des lebendigen Daseins Alles mit Allem zusammenfüget. Also muss in der Kunst ein engerer, bestimmter Zweck vorhanden sein, zu welchem sich die Vorstellungen gesellen; und wer kann dieser sein als die Idee des Künstlers? Der Künstler aber kann Ideen nicht anders als nach seiner Kunst gesellen; denn den grossen Zusammenhang der Natur erreicht er nicht. Mithin beschränkt sich seine Allegorie darauf, was er vorzustellen vermag, in jeder Art seiner Künste. In der Bildnerie, die ganze Gestalten bildet, müssen diese durch sich selbst bedeuten: es sind grosse und schöne Personifikationen. Allegorie der Kunst, wie wir diess Wort gewöhnlich nehmen, fordert einen engen Umfang; sie spreche sich selbst aus, sie verachte eine Inschrift. Die ausdrucksvollste Allegorie, die wir kennen, ist der Mensch. Kräfte, Neigungen, Gedanken und Leidenschaften der Seele deuten sein Aeusseres, der Körper, nicht etwa nur an, sondern stellet sie dem Verständigen dar. In zarten sowohl als feurigen Empfindungen hängt alles an der Geberde. Oft entweichen wir selbst dem Worte der Lippe, als ob es jenen innern Ausdruck schwächte oder entweihete. „O sprich nicht!“ sagen wir, „gib mir deinen Blick, deinen Wink; die Seele selbst ist ja unaussprechlich!“ Im seelenvollsten Ausdrücke des Schauspielers hängen wir an Einer Geberde und überhören gern das Wort; „wozu,“ sagen wir, „ist es nöthig, da jene alles sagt?“

Wenn aber die Geberde der Empfindung Worte verschmähet, wird sie in der Natur nicht eine andere Freundin haben, die sie begleitet? Es ist die Musik. Töne unterstützen die Geberde natürlich. Nicht nur, dass in beiden auf dem Zeitmaasse, auf Modulation so viel beruhet; denn auch in Geberden, im Gange, im Auge, in Miene und Handlung spricht Bewegung, Maass der Bewegung, das Meiste. Aber nicht Bewegung allein; die Töne sind eben das, was einem andern Sinne die Geberden sind, Ausdruck der beweglichen Natur, elastische Schwingungen, eine unmittelbare Herzenssprache. Gleiches zu Gleichem gesellt sich also; ja, Eins ruft das Andere auf und führet es mit sich. Mit der wiederkommenden Geberde des Abwesenden kommt uns gerne, auch ohne Worte, der Ton seiner Stimme wieder. Bei einer uns entzückenden

Stellung wünschen wir, dass sie Ton würde! Wenn auf dem sprechenden Theater edle oder sanfte Empfindungen zur grössten, d. i. einfachsten Höhe steigen, heben sie sich entweder selbst zum Tone oder wir vermissen und entbehren schmerzhaft die ihnen analogen Töne, mit denen sie unserem Gefühle nach die Natur selbst verknüpfte. Bei allen Völkern der Erde gesellten sich also Töne und Geberden. Nicht alles aber kann der Tanz, nicht alles die stumme Geberde, auch von der Musik begleitet, ausdrücken. Musik, mit Sprache in Verbindung gebracht, und dann von Geberden unterstützt, öffnet ein neues Feld der Dichtkunst. So verschieden die Werkzeuge der Sprache und des Gesanges, so nachbarlich sind sie einander. Wer lieset ein laut geschriebenes Blatt, ein hochakzentuirtes Rezitativ, ohne dass er es selbst laut oder in der Seele rezitiere, wohl gar mit Geberden begleite? Sobald Modulation die Sprache über ein gemeines Gezisch emporhebt, gibt sie gleichsam den ganzen geistigen und körperlichen Ausdruck. In ihm geniessen wir eine Art Fülle, Vollendung. Die Erste der neueren Sprachen, die sich zu diesem musikalischen Ausdrucke emporschwang, war die Italiänische. Lange vorher, ehe Opern da waren, war in ihr der Geist der Oper. Dante, Petrarca, Ariosto, Tasso, Guarini sangen, indem sie schrieben. Wer sie lieset, singt mit selbst erfundener Melodie, so eintönig diese auch sein möge, ihre Modulationen nach. Aus dem Madrigal, dem Liede, der Stanze, entstand die Italiänische Oper. Natürlich hielt sie sich an die Gegenstände, welche zur Musik am fähigsten waren, an Scenen der Liebe und Freude. Daher die Verzierungen, die man der Oper sogleich in ihrer Geburt beifügte: Scenen der schönen, wohl auch romantisch wilden Natur, Chöre, Tänze; für alle Scenen wollte man ein Arkadien schaffen; in gemeinschaftlicher Freude sollten Auge und Ohr daran Theil nehmen. Nichts ist aber vorübergehender als Prachtszenen, Galanteriestücke, Feuerwerke, Illuminationen; nichts vorübergehender als selbst Lieblingsgänge der Musik. Unser Ohr wird anders gestimmt mit den Zeiten. Pracht und Galanterie, die Kinder der Mode, wechseln. Das Wahre allein, Verstand und Empfindung dauern. In ihnen sind Quinault, Addison, Metastasio, jeder künftige Metastasio Diener Einer und derselben Engelsprache, der Sprecherin für aller reinen Menschen Empfindungen: der Musik. Unnöthiger Weise dagegen hat man sich über das Wunderbare der Oper gequält, wie Menschen an dergleichen Träumen der Un- und Uebernatur Geschmack finden können. Sind wir in wirklichen Traume nicht eben so wohl in einer Zauberwelt? und wie wahr sind uns die Träume! Darf es also keine Kunst geben, die uns mit den schönsten Träumen aufs schönste auch wachend vergnüge? Einmal in eine Welt gesetzt, in der Alles singt, entspreche auch die Welt ringsum dieser Gemüthsart, sie bezaubere. Wo die Oper jetzt steht (1800) wissen wir; auf dem Kunstgipfel der Tonkunst und Dekoration, fast mit Vernachlässigung des Inhalts und der Fabel. Den Opern-Dichter nennet man jetzt kaum; seine Worte, die man auch selten versteht, und die noch seltener des Verstehens werth sind, geben dem Tonkünstler nur Anlass zu seinen (wie er es nennt) musikalischen Gedanken, dem Dekorateur zu seinen Dekorationen. Musikalische Gedanken ohne Worte, Dekorationen ohne Fabel sind freilich sonderbare Dinge; wir denken aber einmal in der Oper „rein musikalisch“. Sie ist der Ort:

où dans un doux enchantement  
le citoyen chagrin oublie  
et la guerre et le Parlement

et les impôts et la patrie  
 et dans l'ivresse du moment  
 croit voir le bonheur de sa vie!

(zu deutsch:)

Wo wie vor süßen Zaubereien  
 der Bürger seinen Gram verträumt,  
 vergisset Krieg und Plackereien,  
 und was er selbst an Pflicht versäumt,  
 Haus, Vaterland und Schurkereien  
 des Rechts, Auflagen; ach er träumt  
 in einem trunk'nen Augenblick  
 sich seines Lebens — Opern-Glück!

Hat der Tonkünstler durch diese Zurücksetzung des poetischen Stoffes gewonnen oder verloren? Für seine Kunst glaubt er gewonnen zu haben; er darf seine Arien drehen und wenden nach Herzenslust; höchstens passet er sie der Kehle an, die sie hinwirbelt. Als Tondichter aber, als Sprecher und Wirker der Empfindung hat er gewiss verloren! Spazieren seine Töne in der Luft, verschlingen sie sich nicht unmittelbar mit Worten und Szenen der Empfindung, so dringen sie nie ans Herz, sie bleiben im Ohre. Bearbeitet er einen unwürdigen, gar schändlichen Stoff, muss seine süßen Töne an Laffereien, an eine Persiflage alles Grossen, Guten und Schönen verschwenden, o, wie bedauern wir dann den Tonschöpfer! Wie bedauern wir, zauberischer Mozart, dich in deinem *così fan tutte*, Figaro, Don Juan u. s. f. Die Töne setzen uns in den Himmel, der Anblick der Szenen in's Fegefener, wo nicht gar tiefer. Lässt der Tonkünstler sich gar hinreissen, seiner musikalischen Drehbank zu Gefallen die Empfindungen zu zerstückeln, zu kauen und wiederzukauen, zu kadenziren — Unmuth erregt er statt Dank und Entzückung in unserer Seele! Schnüret er endlich seine Kunst-Maschine Sängern und Sängerinnen so an die Kehle, dass Held und Heldin darüber zu Spott werden, folgt er dem Trüdelkrame so genannt weicher Empfindungen bis zu Szenen ausgelassener Frechheit, wie? hätte er gewonnen? und nicht das Beste; den Zauber seiner Kunst, die höchste Einwirkung auf das menschliche Gemüth verloren?

Gleichgiltig kann es doch nicht sein, wenn gedankenleere, schmachttüppige Opern-Gesänge oder komponirte Trivialitäten der gemeinsten Art jeden anderen Gesang verdrängen. Als Vergnügen selbst werden sie bald ein fades Vergnügen, da sie am Ende kein Wort zulassen als: „der grosse Tonkünstler!“ oder: „herrliche Stimme!“ und: „vortrefflich accompagnirt!“ Dergleichen Lobeserhebungen machen Kopf und Herz zum hohlen Resonanzboden, so wie Inhalt und Instrumente das Leben zum Fidelbogen und zur Fidel machen. Man streicht und streichet. — *Da Capo! Ancora!* — *Elender Zweck der zwecklosesten Wirkung.* Haben im Reiche Plutos die Danaiden eine traurigere Uebung? Auch liegt die Quelle der Infirmität vor Augen, unter denen das Theater überhaupt leidet: sie ist — die leidige Repräsentation, ein Ding, das Alles „verkünstelt.“ In der Malerei kennen wir den Unterschied der Gemälde, die den Maler anlächeln, und derer, die vor sich hinsehend für sich da sind. Jene liebäugeln jedem, der sie anblickt, wie — — die Gestalten der neueren Bühne. Sind diese nur für den Zuschauer da, für den sie empfinden, dem sie schmeicheln, den sie rühren wollen, und sich damit seinem Wahnsinne, seinen Schwächen anheucheln: so wird Alles ein gegenseitiger Betrug. Der Spiegel der Wahrheit ist zerbrochen; der grosse Gang der Begebenheiten wird durchtändelt. Vergesset, dass ihr Zuschauer habt, ihr Schauspielerinnen und Schauspieler! die Grossen unserer Kunst vergassen es stäts! Als bedeutende Charaktere, als Werkzeuge des Verhängnisses handelt ihr gegen

und für einander. Die Begebenheit, die ihr darstellt, ist eure Welt, der Geist, der diese Begebenheit erfüllt, eure Gottheit, euer *Numen*. Nicht Parterre und Logen. Noch mehr vergesst diese, ihr Dichter! In Eurem Herzen hängt die Wage, auf der ihr uns Begebenheiten und Gesinnungen zuwägen sollt; auf ewigen Tafeln muss Euer Geist die Charaktere gelesen haben, die er darstellt. Hat er diess: so werden ihm Herzen und Geister willig folgen. Hat er es nicht, so bleibt jede Repräsentation kleinlich. Parterre und Theater verderben einander sodann wechselseitig, und Jedes wälzt die Schuld auf das Andere. Vom Dichter muss das Gebot ausgehen; ihm muss der Schauspieler, beiden wird das Publikum willig gehorchen. Er kann es zwingen zum echten Gefühle und zwingt es mit süßer Gewalt, unter dem Scepter inniger Wahrheit. „Der Künstler“ (sagt Petronius) „hat die geringste Schuld. Sie müssen mit Unsinnigen rasen. Wollen sie nicht, wie Cicero sagt, im Theater allein gelassen werden, so müssen sie es wie die Schmarotzer machen, die, weil ihnen nach den Mahlen der Reichen lüftet, auf nichts so sehr denken, als den Anwesenden das Gefälligste zu sagen. Diess können sie nicht anders, als wenn sie ihren Ohren irgend nachstellen (*nisi quasdam insidias auribus fecerint*). Hängt nicht auch der Fischer eben das an den Hamen, was den Geschmack der Fische reizet? Thut er es nicht, so sitzt er hoffnungslos am Felsen. Wer ist also zu schelten? Die Eltern, die nicht wollen, dass ihre Kinder unter einem ernstesten Gesetze fortschreiten sollen.“ —

Wer für die Oper diese Eltern und Kinder sind, ist nach jedes Ortes Weise leicht zu erörtern. Klagt das allelehrige und allvergessende Publikum nicht an, als ob es nur für üppige Gesänge ein Ohr habe. Welch Stück unter Mozarts Kompositionen ist in Deutschland öfter aufgeführt worden, als die Zauberflöte? Geschähe diess ohne Ursache, ohne die doch nichts geschieht? Nichts minder. So übel geleitet die Fabel, so übel gewählt die Worte sein mögen, dem Unverständigsten schimmert der Inhalt der Fabel vor: „*Licht ist im Kampfe mit der Nacht*“; jenes durch Vernunft und Wohlthätigkeit, diese durch Grausamkeit, durch Betrug und Ränke wirkend. Auch die zwei Klassen höherer und niederer Gesinnung in den Bestrebungen der Liebe sind Allen begreiflich. Wollt also nur, ihr Eltern, dass eure Kinder unter einem ernstesten Gesetze Fortschritte thun; sie werden es thun. Hängt gute Speise an den Hamen, ihr Fischer; die Fischchen (*pisciculi*) werden schon beissen! Ein einzig ausgestrichenes Wort beim Melodrama verbessert Alles; das Wort: „*Divertissement*“. *Das kostbarste Schau- und Hörspiel, ein zusammengetragenes Ideal aller Künste, das über die Natur selbst hinausgeht, diess zu einem inhalt- und wesenlosen Divertissement zu machen, ist Verrath gegen die Natur, Kunst und Menschheit!* —

Jahrhunderte vor der Geburt der Italiänischen und Französischen Oper gab es ein Volk, das dem Melodrama eine hohe Gestalt gegeben hatte, die Griechen. Ihr theatralisches Heldenspiel war ganz Melodrama. Bloss aus diesem Grundsatz lässt sich wie sein Ursprung, so seine Einrichtung und Wirkung erklären. Aus Freudengesängen und Freudentänzen an Festen des Bacchus genommen, blieb nämlich der Chor seine Grundstütze. Zwei, drei handelnde Personen traten dazwischen — warum nicht mehr? In jeder Gesellschaft fühlen wir, dass zwei, drei Personen, gleichsam natürlich, in eine Konsonanz, oder gar in einen Akkord, treten, mit allen Variationen, die jede Umsetzung des Gesprächs giebt. Mehrere werden nur Nebentöne, gar Dissonanzen; ein wildes Gewir von Stimmen endlich stört und ermüdet. So beim griechischen Drama. Ein hoher Einklang herrscht durch alle Gänge der Begebenheit oder Leiden-

schaft über dem Grundtone des Chores in wenigen aber trefflich zusammengestellten Charakteren. Wohl der Seele, die dieses geistige Melodrama empfindet! Ein Grieche, der in unser Trauerspiel träte, an die musikalische Stimme des seinigen gewöhnt, müsste ein trauriges Spiel in ihm finden. „Wie wortreich-stumm“, würde er sagen, „wie dumpf und tonlos! Bin ich in ein geschmücktes Grab getreten? Ihr schreiet und seufzet und poltert, bewaget die Arme, strengt die Gesichtszüge an, raisonnirt, deklamirt! Wird denn eure Stimme und Empfindung nie Gesang? Vermisset ihr nie die Stärke dieses dämonischen Ausdrucks? Laden euch eure Silbenmaasse, ladet euer Jambus euch denn niemals ein zu Akzenten der wahren Göttersprache? In Athen war es anders. Unser Theater erklang vom Jambus und Trochäus, vom Choriambus und stürmenden Anapäst. Verschet es und leset sie laut. Ob unsere Aussprache, unsere Deklamation, Aktion und Musik euch gleich verloren sind; eure Kammer wird euch zu enge, euer Haus voll schallender Luft-Genien werden, indem ihr sie nur leset. Denket euch dieses bestimmt fortgehende, immer wechselnde Melos, unterstützt jetzt von der Flöte, jetzt von anderen Instrumenten, wie es Scene und Leidenschaft forderten; hört es im Geiste und verstummt über eure stumme Bühne. Und diesem hohen Tongefolge, was legten wir ihm unter? Etwa nur Liebesseufzer? Galanterie-Phrasen? Tändelei mit der Empfindung, der Sprache, dem Gedanken? Reimspässe? — Nichts weniger! Einen grossen Kampf menschlicher Leidenschaften unter der höchsten Macht, dem Willen des Schicksals. Einen Knoten der Begebenheit, der nur durch Charaktere und Gesinnungen, durch Handlung aufgelöst werden konnte. Der Gang der Töne war hierin unser lebendiges Vorbild. Wie diese sich verschlingen, damit sie sich froh entwickeln, so verschlang, so löste sich unser Drama, der Seele melodisch. Aus Dissonanzen stieg die höchste Konsonanz mit jeder geschonten Annäherung feierlich, schauerlich, langsam, prächtig hervor und schloss mit einer Beruhigung, die nicht etwa dumpf sättigte, sondern einen Fortklang dieser Töne zu hören einlud. Daher, dass wir unsere Fabelwelt so durstig erschöpften, jede grosse Begebenheit in ihre Folgen verfolgten, und nichts unvollendet liessen; denn eine unterbrochene, matt geendete Musik ist ein Plutonisches Kunstwerk. Ihr fangt an und endet, wie es euch beliebt; wir endeten, wo geendet werden musste, und fingen von neuem an. So ward jedes Stück dem innern Herzen Musik, ein Ganzes. Ihr schleppet eine Menge von Trommeln, die weder Klang noch Ton geben, unter die zartesten Instrumente und nennt es historische Schauspiele; wir nicht also. Fabel war bei uns Fabel, Geschichte: Geschichte. Auf dem Theater musste die bekannteste Geschichte eine reine, ganze, sich selbst entwickelnde Fabel werden, oder sie blieb das Werk jenes Leierers, der, wenn er nicht spielen konnte, pfeifend erzählte. Wir wagten es die höchsten Bilder mit den kühnsten Tonfügungen zu vereinigen und klopfen stark an die menschliche Brust.“

Wie aber? Wirkungen der Musik an einer alten Geschichte gezeigt, werden sie auch die unsrigen? Rasen wir mit Alexander, weil er raset? Jammern wir mit Orpheus, flehen mit Amphion? Allerdings; so lange diese aufgeführten Personen selbst sprechen, dringen, von Tönen unterstützt, ihre Empfindungen mit zauberischer Gewalt in uns und werden die unsern. Ordnet der Tonkünstler seine Töne überhaupt noch dahin, dass sie entweder uns gewohnte („reminiszierende!“) oder uns überraschende, höchst erfreuende Lieblingsgänge unserer Herzensmelodie enthalten, so entgeht ihm unsere Mitempfindung

nie. Alle grossen Meister kannten diesen Weg zum Herzen; sie wussten es durch National-Melodien mächtig anzusprechen, oft in den einfachsten Tönen. Wo ihre Töne dergleichen nicht waren, wurden sie es bald, weil sie dem National-Gefühle korrespondirten. Bei den Griechen war nun die ganze Sprache — Gesang (Melos); in die kleinsten Theile und Wortfügungen derselben, in die verschlungensten Gänge der poetischen Erzählung erstreckte sich die eben so verschlungene Kunst des Rhythmus und der Metrik. Lest Pindar, Aeschylus, ja alle tragischen und komischen Chöre. Wer Eurer getraute sich verschlungenere Erzählungen solcher Art mit Wirkung zu komponiren? — Die Griechen thaten es und mit grosser Wirkung. Euch müssen die Empfindungen abgerupft und ausgepflückt in die sanftesten Perioden verfasst oder in einzelnen Worten als Interjektionen aufgetragen werden. In wie anmuthreichen Zeiten leben wir! In züchtig-unzüchtigen musikalisch-theatralischen Zeiten, da der Tonkünstler seine musikalischen Gedanken und Empfindungen mir nichts, dir nichts, jedem Unsinn anpasst, den der dekorirte Schauspieler ohne alles Erröthen singt, indessen Parterre und Galerien in Empfindungen lieblicher Töne zerschmelzen! Im griechischen Drama begleiteten Töne das Spiel d. i. Handlung, Charakter, Aktion, Geberdung. Heute hat sich das Drama von dem Melodrama gänzlich gesondert; nicht nur ist der Chor verstummt, sondern, was daraus folgen musste, in so vielen Stücken auch die Melodie der Handlung. Das Richtmaass und der Zweck, nach und zu welchen bei den Griechen die Begebenheit dem Zuschauer theatralisch dargestellt und entwickelt werden sollte, sie werden von den Neuern nicht anerkannt; in den meisten Stücken sind sie also vom Theater verschwunden. Man hat dafür die Mittelgattung auf's Theater gebracht, die man von einander getrennt bald spricht, bald geiget, und in welcher doch Worte und Töne für einander sein sollen. Eine sehr missliche Gattung, die bald widrig werden kann, weil Töne die Worte, Worte die Töne, als unvereinbar mit einander, jagen. „Warum singst du nicht?“ rufe ich der Deklamantin oder einem Pygmalion zu, „da dir die Töne nachlaufen?“ „Weil ich nicht singen, sondern nur deklamiren kann“, antworten sie; und die Kunst antwortet: „so deklamirt entweder ohne zwischeneinfallende Töne; sie stören mich, indem ich während ihrer entweder dein Spiel oder die Töne vergessen muss und eins mich vom andern wegruft. Oder wenn du dich getrauest, so agire bei fortgehender Musik, die deine Empfindungen ausdrückt, ohne Worte, d. i. sei Pantomime. Jetzt bist du den fliegenden Fischen gleich, die in beiden Elementen ihre Feinde finden; deine Aktion wird zerstückt, und die Musik, ihr vor- oder nachtrillernd, bleibt kraftlos.“ Diese Gattung ist also ein Mischspiel, das sich nicht mischt, ein Tanz, dem die Musik hintennach, eine Rede, der die Töne spähend auf die Ferse treten.

Wie nun? Hat sich die Musik ein eigenes freies Feld in Ouverturen, Sonaten u. s. f. eröffnen dürfen, wo sie unbehindert von jeder andern Kunst ihre Flügel ausbreitet und oft den höchsten, wildesten Flug nimmt, warum sollten Poesie und Musik, zwei Schwestern, sich nicht auch gesellen, um gemeinschaftlich, ohne Rücksicht des Zwanges einer dritten Kunst, ihre Kräfte zu üben? Die lyrische Komposition begreift Alles in sich, was Gesang und Töne ausdrücken können; unsichtbar fliessen nach und nach Stimmen und Töne in unsere Seele, vom zartesten Tropfen bis zum vollen Strome, an keinen Faden gereiht als an den leisen aber mächtigen, unzerreissbaren der Empfindung. In diesen Ufern, auf diesem hohen Meere leitet und regiert das Schiff der *Meister*.

Der Fortgang des Jahrhunderts wird uns auf einen Mann führen, der den Trödelkram wortloser Töne verachtend, die Nothwendigkeit einer innigen Verknüpfung rein menschlicher Empfindung und der Fabel selbst mit seinen Tönen einsah. Von jener Herrscherhöhe, auf welcher sich der gemeine Musikus brüstet, dass die Poesie seiner Kunst diene, stieg er hinab und liess, soweit es der Geschmack der Nation, für die er in Tönen dichtete, zuliess, den Worten der Empfindung, der Handlung selbst seine Töne nur dienen. (NB. es ist Händel gemeint.) Er hat Nacheiferer und vielleicht eifert ihm bald Jemand vor; dass er nämlich die ganze Bude des zerschnittenen und zerfetzten Opern-Klingklangs umwerfe und ein Odeum aufrichte, ein zusammenhängend lyrisches Gebäude, in welchem Poesie, Musik, Aktion, Dekoration Eins sind.

Grosse Idee! und sie ist natürlich! Sobald ein Wesen sang, folgte es dem Strome der Empfindung. Vom einfachsten Liede an, in Tönen der Freude, der Liebe, des Seufzers, der Klage, in Ode, Elegie, Hymnus, Kanzone bis zum feurigen Dithyrambus öffnete sich das menschliche Herz, seine Gefühle aussprechend, ausstönend. Es erhebt sich im Fluge und senkt sich nieder, es weitet und schliesst sich, immer aber macht es sich Luft. Viel bewegt, harmonisch besänftigt fühlt es im Aether der Töne sich wie mit himmlischem Trunke gelabt, der ganzen Natur gleichstimmig, glücklich! Ungebundenheit scheint also die erste Bedingung der Gesangessprache zu sein; und doch, was bindet fester als die Harmonie. Eben in dem süssen Bande ihres Gesetzes liegt der Zauber. Dass man sich diesem sanften und hohen Gesetze unentweichlich, alle seine Empfindungen in ihm verschlungen fühlt, dass Leid und Freude, das ganze innere Gefühl in seiner Weite und Tiefe sich nicht anders als harmonisch aussprechen kann, dass es melodisch ertönen muss, diess ist die heilige Gewalt, die uns ergreift und umschränkt, und im Innern regelt, ja die uns unter dieser Regel mit Allem zusammen band, mit Allem zusammen stimmte. Denn nun treten entweder mehrere Stimmen zu einander, es wird ein Chor, oder die Stimmen theilen sich; sie antworten oder begleiten einander; süsse Eintracht, das Bild himmlischer Zusammenwirkung, Liebe und Freundschaft. Oder sie verfolgen einander, kämpfen, umschlingen, verwirren sich und lösen einander zur süssesten Beruhigung auf. Treffliche Darstellung des ganzen Gewebes unserer Empfindungen und Bemühungen auf dem Kampfplatze des Lebens. Wem Worte und Töne diess verbündet ausdrücken, der wird über sich, aus sich hinaus gezogen; nicht etwa nur in einem Spiegel erblickt er, er empfindet, wenn man so kühn reden darf, die Ethik und Metaphysik seines menschlichen Daseins; wozu wir geboren wurden, was wir sein sollten, wie alles vielartig zusammenstimmte, und nach dem härtesten Kampfe im liebevollsten Zwiste sich harmonisch auflöse.

Dass diess von jeher der Gesang-Poesie Amt gewesen, zeigt das alte Buch der Ebräischen Psalmen. Alle Töne, deren unsere Natur fähig ist, liegen darin verborgen: wer sie erwecken und binden kann, erneuert das älteste Odeum der Vorwelt. Auch fortgeleiteter Gesang ist in einigen Psalmen, Gesangeshandlung, durch unterbrochene, einander entgegengesetzte Chöre. Bei den Griechen war die lyrische Poesie nichts anderes, als ein solcher Schwung der Empfindung durch mancherlei Töne. Im ältesten Chore bewegten sich Strophe und Antistrophe gegen einander, sich antwortend, zuletzt einstimmend mit einander. Den Chor, aus welchem das Griechische Drama

hervortrat, muss man also auch als ein Konzert der Empfindungen ansehen, von Einem Punkte zum andern kunstreich geleitet.

Die dramatische Poesie, die höchste aller, strebt auch zum höchsten Ziele. Menschliche Charaktere und Leidenschaften ordnet sie in eine Fabel der Begognisse des Lebens, die zum Theil aus ihnen gesponnen, gewiss aber durch sie geleitet und aufgelöst wird; und zwar nicht zum blinden Hasse oder zu stupider Unterwerfung, sondern durch Furcht vor uns, durch Theilnehmung an Unseres Gleichen, zu Ordnung und Läuterung unserer Leidenschaften von allerlei Art, wie in den Orphischen Geheimnissen, bei einem *Versöhnungsopfer*. —

Vielleicht sind manche Leser hierdurch noch nicht versöhnt. Der Kranz des Dramas hängt ihnen zu hoch; zu hoch der Ring des Schicksals! Reinigung der Leidenschaften scheint ihnen ein herbes Wort; weiche Seelen wollen gerührt, andere belehrt oder bestürmt werden, alle indessen sich amüsiren. *Also noch Einen Kampf für die Wahrheit!* —

So weit Herder. Dieser letzte Kampf, welcher an Ort und Stelle eine weitere Betrachtung der Tragödie einleitet, mag für uns den würdigen Abschluss der hier zitierten prophetischen Worte bilden. Haben wir doch nach 100 Jahren denselben Kampf zu kämpfen gehabt, nun freilich geführt durch den inzwischen erschienenen Mann, welcher das „Odeum“ uns aufgerichtet, wie Herder es als künstlerisches Ideal verkündigt hatte, und der uns darinnen den „Ring“ des Schicksals gezeigt hat, welcher noch heute Vielen „zu hoch hängt“, die nur „entweder gerührt oder belehrt oder bestürmt, alle aber amüsirt sein wollen.“ Und das vermag ihnen weder jener „Ring“ zu leisten, noch auch, was ihm nachgefolgt: das „Versöhnungsopfer“ des „Parsifal“! —

## II.

### Von den Neuen.

(Zugleich ein XX. Beitrag zur Charakteristik unserer Zeit.)

Nach dem hier erschlossenen Rückblicke in die Vergangenheit, auf die würdevolle Gestalt des klassischen Aesthetikers Herder, ist es wohl am Platze sich auch einmal in der Gegenwart umzuschauen und davon Notiz zu nehmen, wie denn etwa ein moderner Aesthetiker zu der Erfüllung dessen sich stellt, was Herder in der Nähe des Todes so wunderbar ahnen und vorträumen konnte.

Sollte man nicht meinen, der spezifisch-historische und rubrizierende Sinn eines solchen Gelehrten müsste sich mit ganz ausserordentlichem Interesse der merkwürdigen Erscheinung zugewendet haben, wie sie uns in jener sowohl praktischen wie theoretischen Ausführung klassischer Ahnungen durch Richard Wagner sich darbietet? — Und wenn der historiologische Kunstwissenschaftler von heute seine schulmässige Systematik mit einigem philosophischen Tiefsinn zu schmücken und über den Katheder-Sitzpunkt zu erheben sucht, so hätte wohl auch ein fernerer, auffallender Umstand seine Aufmerksamkeit lebhaft beschäftigen sollen: dass nämlich inzwischen auch bereits von philosophischer Seite her, durch Arthur Schopenhauer, die ideellen Vorarbeiten geliefert worden waren, zu jener, auf unser Kunstleben und den Geschmack unseres Publikums so entschieden — sei es nun gefährlich oder heilsam — einwirkenden, künstlerischen Ausführung der Herder'schen Ahnungen.

Vor ungefähr zehn Jahren ist ein sog. „Grundlegendes“ ästhetisches Werk, ein historisches Compendium dieser Wissenschaft erschienen, welches auch alsbald von kompetenten Richtern mit dem Namen eines „klassischen“ beehrt worden ist. Dem Schreiber dieser Zeilen ward es damals sogar als ein passendes Hochzeitsgeschenk von einem der Kunst ferner stehenden Verwandten dargebracht, der offenbar ihm damit nach dem Rathe zuvor befragter Sachkundiger das Beste der Zeit von dem Gebiete der „Kunst-Wissenschaft“ ausgewählt zu haben glaubte. Es zielt seitdem, wohl durchgelesen und schriftlich exzerpirt, als eines der dicksten Stücke seine Bibliothek: „Max Schasler's Kritische Geschichte der Aesthetik, Grundlegung für die Aesthetik als Philosophie des Schönen und der Kunst. Erste Abtheilung: Von Plato bis zum 19. Jahrhundert“ (Berlin, Nicolai, 1872).

In diesem, dem Titel nach also „kritisch-historisch-philosophisch-ästhetischen Grund-Werke“ (I. Abtheilung) von nichts weniger als Eintausend Zweihundert und Achtzehn (1218) Seiten grössesten Formates, wird mit der peinlichen Sorgfalt historischer Gerechtigkeit jegliche „Erscheinung“ auf dem Felde der Aesthetik — Frucht- und Dornen-Stücke gleicherweise — getreulich berücksichtigt. So sind z. B. den ästhetischen Ansichten von Chr. Herm. Weisse sechszwanzig Seiten, denen von Carl Rosenkranz, Arnold Ruge, Herbart, Schleiermacher je zehn bis zwölf Seiten, denen von Chr. Fr. Krause immerhin noch acht gute Seiten eingeräumt worden. Was aber finden wir nun in demselben Werke etwa über das gewiss auffällige Phänomen der Uebereinstimmung Herder'scher Ideen mit Wagner'scher Kunst, oder andererseits Wagner'scher Kunstanschauung mit Schopenhauer'scher Philosophie?

Für die so mannigfaltige und eigenartige ästhetische Thätigkeit Wagner's (von deren Bedeutung für die Vertiefung des Kunstverständnisses überhaupt wir hier ganz absehen), dafür hat unser klassischer Historiograph kein einziges ernst abweisendes Wort. Denn ein anderes wäre nach den Vorerfahrungen kaum zu erwarten gewesen. Er übt die alte Politik des „Sekretirens“ — leider zu spät, nämlich gerade zu einer Zeit, in welcher nichts weniger als Schweigen über die Thätigkeit jenes Mannes herrschte. Warum also inmitten des allgemeinen Lärmens doch so stumm? Vielleicht aus Anstandsgefühl, in der richtigen Empfindung, dass hier dem Gegner eben nur noch ein schimpfliches Verlästern übrig bliebe, und wer nicht darin mit einstimmen möchte, der schwiege besser still? — Ach nein, das kann der Grund nicht sein! Denn das Schweigen betrifft in der That lediglich Wagner's bedeutende Wirksamkeit; den Namen nennt der Autor der kritischen Geschichte der Aesthetik allerdings, sogar zwei Mal auf den 1218 Seiten seines Compendium's, und zwar beide Male wirklich auch mit einer gewissen homöopathischen Beigift jener, in unseren Journalen beliebten, gegnerischen Böswilligkeit, welche den idealen Sphären aufrichtiger Wahrheitsforschung doch am Allerfernsten hätte bleiben sollen! —

Ein Buch, welches der Musik — nicht „Aesthetik“ — Mendelssohn's immerhin mit einer nicht ganz unzutreffenden Bemerkung erwähnt („M. ist nur durch sein Judenthum und die damit tief verknüpfte (?) Reflexionskraft vor einem Versinken in Mystizismus bewahrt geblieben“, S. 817) — und welches nach dieser Erwähnung Mendelssohn's noch volle 400 Seiten, also sein ganzes letztes Viertel, übrig hatte zur Besprechung späterer Erscheinungen: dieses Buch verräth seinen Lesern weder etwas von der Existenz einer Wagnerischen Kunst, noch auch von der Erscheinung solcher Kunst-Schriften wie: „Die Kunst und die Revolution“, „das Kunstwerk der Zukunft“, „Oper und Drama“, „Zukunftsmusik“, „Deutsche Kunst und deutsche Politik“, „Das Judenthum in der Musik“, „Ueber

die Bestimmung der Oper“, „Ueber Schauspieler und Sänger“. Einzig und allein den „Beethoven“ scheint der Autor „auf seine Weise“ gekannt zu haben, „Wie?“ — das beweist die folgende, sehr bezeichnende Bemerkung:

„Ausserdem (nämlich als „Nachtretter Schopenhauer's“ ausser dem „abzurechnenden, weil über Sch. hinausgehenden Hartmann“, sowie ausser „Frauenstädt, Bahnsen und Asher“!) — ausserdem ist etwa noch (!) Richard Wagner zu erwähnen, der in einzelnen Schriften, zum Beispiel (!) „Beethoven“, „die Schopenhauer'schen Hallucinationen über Musik auf seine Weise — d. h. mit viel Selbstgenügsamkeit und noch mehr Mangel an philosophischer Vorbildung zu verwerthen gesucht hat.“

Ja, ja — auf die „philosophische Vorbildung“ kommt Alles an — d. h. wer nicht beim Prof. X die Logik, beim Dr. Y die Psychologie, beim Prof. Dr. Z die Metaphysik und Ethik und „etwa noch“ bei Dr. Max Schasler privatim die Philosophie des Schönen „gehört“ hat, der arme Mensch besitzt eben überhaupt keine „akademische Bildung“, ohne welche ihm doch nun und nimmermehr die Erlaubniss ausgestellt werden kann, „Philosoph“ zu sein! Da können denn freilich manche merkwürdige Narren des Examenglücks als neueste konzessionirte Philosophen zu Tage kommen. Es giebt aber mitunter auch so etwas wie philosophische Genie's, welche kein Examen bestanden haben, und zwar selbst in einigen, seltenen Künstlerköpfen, deren Augen etwas tiefer als andere Sterbliche in die Welt hineinschauen konnten. Das rechte Genie, das immer ein erleuchteter Seher ist, bringt sich sogar seine eigenen Gedanken mit und schafft ihnen auch eine eigene neue Form, welche den mitlaufenden Schultalenten allerdings unverständig und unanständig vorkommen muss, dem nachfolgenden Genie aber wiederum zu seiner einzig würdigen „Vorbildung“ überliefert wird, davon es nun für seine Gedanken zunächst die jugendliche Sprache zu erlernen pflegt. An Stelle der „philosophischen Vorbildung“, welche der Dr. phil. an unserem Künstler vermisst, stehen im Uebrigen für uns einige künstlerische Vorleistungen, welche er nicht zu kennen scheint, — so wenig wie Herder's, Schopenhauer's und Wagner's Gedankenwelt aus „einzelnen Schriften“. Blieb ihm also Schopenhauer's philosophische Vorstellung so fremd wie Wagner's künstlerischer Wille, so konnte er freilich auch nicht ihre wunderbare Zusammengehörigkeit in jenem „Beethoven“ erkennen, welchen er „zum Beispiel“ zu kennen vorgiebt, — ohne doch zu wissen, dass dieser „Beethoven“ die einzige von allen den oben genannten „einzelnen Schriften“ Wagner's ist, worin ästhetische Betrachtungen — und zwar in ganz anderer Weise, als Schasler behauptet — an Schopenhauer'sche Gedanken angeknüpft sind. Seine Vorbildung erscheint uns demnach jedenfalls als recht mangelhaft!

Es fährt aber wirklich zu nichts Gutem, wenn die rechte Vorbildung fehlt, — die rechte, welche für einige wenige Dinge auch auf der besten Hochschule und aus dem klassischsten Kompendium nicht zu erlernen ist! — Was heisst denn z. B. Das, wenn an einer späteren Stelle des Schasler'schen Werkes von Schopenhauer's „Phantastereien“ die Rede ist (wonach der Grundbass die niedrigsten Objektivationen des Willens, die unorganische Natur — die höher liegenden Stimmen die Pflanzen- und Thierwelt — die Melodie endlich das besonnene Leben des Menschen darstellen sollen), und wenn alsdann einfach hinzugesetzt wird:

„Schopenhauer hat sogar die Kühnheit, diese Phantastereien, welche „später von Herrn Richard Wagener (sic!) dann weiter variirt „worden sind, bis in die Differenzen von Moll und Dur, Allegro, „Adagio u. s. f. zu verfolgen, wohin wir ihn indessen nicht begleiten „wollen (S. 1115)?! —

Es ist ein beliebtes Verfahren, Jemanden, mit dem und dessen Wirken Einem „nicht gedient“ ist, höflichst einen „Herrn“ zu tituliren. Diese Titular-Höflichkeit gegen Wagner entspricht vollkommen der Titular-Kenntniß, welche Schasler von dem „Beethoven“ besitzt: denn diese ganze höfliche Phrase beweist erstens, dass Schasler nicht einmal Wagner's Namen genau kennt, sodass er ihn mit dem des Kgl. Preussischen Wirklichen Geheimen Ober-Regierungs-rathes a. D. Wagener verwechseln konnte; zweitens aber beweist jene höfliche Frage auch, dass Schasler noch viel weniger Wagner's Buch über Beethoven ernstlich gelesen haben kann. Und eben diese Phrase ist das einzige Resultat Schasler'schen Studium's Wagner'scher Aesthetik! — Mehr lernt die akademisch sich vorbildende Jugend aus diesem klassischen Compendium nicht davon kennen. Aus dem einzigen „Beethoven“ würde sie mehr lernen, mehr vielleicht als aus dem ganzen Compendium, gewisslich wenigstens von Wagner und Schopenhauer und über jenen künstlerischen Geist, der schon in Herder'scher Aesthetik lebte. —

Unter dem Artikel „Herder“ nämlich (S. 70 § 40) wird der oben von uns angeführten Aussprüche unserers Klassikers absolut gar keine Erwähnung gethan. Vielmehr steht bei seinem Namen die gewiss auch „klassische“ Anmerkung zu lesen:

„Da Herder's Bedeutung mehr in seinen anderweitigen litterarischen und besonders kulturgeschichtlichen Untersuchungen als in der „Aesthetik“ beruht, so ist eine Charakteristik hier nicht am „Ort, und wir bemerken nur, dass er 1744—1803 lebte“!

Der Artikel selbst weist mit gewohnter Akribie Herder's Angriff gegen Kant (in der „Kalligone“) zurück, beschäftigt sich also, nach dem Geschmache gelehrter Kritik auch auf dem Gebiete des Schönen, mit der kritisch-polemischen Seite der Herder'schen Thätigkeit und deren nicht eben erfreulichsten litterarischen Dokumenten. Diese Seite erklärt sich aber doch wieder nur aus dem ganzen geistigen Charakter Herder's, welcher eben in jenen oben angeführten Aussprüchen zu seiner wahrhaft bedeutenden, nämlich lebenskräftig fruchtbaren und fast makellos reinen Aeusserung gelangt war. Herder contra Kant, das ist ein historisches Kuriosum; von dem Aesthetiker Herder dagegen bekannte Goethe die lebhaftesten Anregungen und Aufklärungen für seine eigene Produktion empfangen zu haben. Jenes also gehört in den Kram einer „kritischen Historie“, welche den nöthigen Spiritus zur Konservirung kurioser Antiquitäten auf Lager hat; dieses aber gehört dem ewigen Leben des nationalen Geistes an, und es ist eine Kraft, die wiedergeboren in jedem hohen Genius der Nation vor allem Anderen im Stande ist, einer etwa mit solchem wissenschaftlichen Spiritus allein künstlich genährten und erwärmten Jugendseele den wahren, vollen, freien Lebensathem wieder einzuhauchen.

Das war Herder. — Ferner aber wird Schopenhauer's genialer Gedanke vom Wesen der Musik, welcher doch durch seine unmittelbare Verwirklichung in lebendiger Kunst mehr als je eine ästhetische „Lehre“ zur fruchtbarsten „Bedeutung“ gelangt ist, kurzweg nur wie ein Nothbehelf in der Verlegenheit nicht recht klappen wollender Systematik, wie eine besondere dilettantische Schrulle behandelt (S. 1114). Es ist hübsch zu lesen, wie da im Schatten des Herbart'schen „Ideales:  $x = \frac{m+n}{z}$ “ (S. 1102), und zwischen Griepenkerl und Bobrik, (S. 1116) der Doktor des Schönen sich mit der Grösse des Genius abfindet. Vielleicht ist es der grösste Gedanke, welchen er auf den seit dem Artikel über

Platon vollgedruckten 1005 Seiten seines Werkes zu besprechen hatte, und gerade der musste als unpassender „Dilettantismus“ bei Seite gelegt werden! Aber das grüne Leben kümmert sich keinen Deut um die Systeme aus der Schreibstube; dagegen liebt es seine warmblütigen Liebhaber, die muthigen Schopenhauerischen „Dilettanten“, und schenkt ihnen seine Wahrheit in Fülle. Wo das System versagte, da trat die lebendige Kunst ein und bewies mit all ihrer holdüppigen Wahrhaftigkeit den Hellblick des Philosophen in dem Werke des Künstlers. Da war nun kein Zweifel mehr! Der Lehrer der systematischen Aesthetik, welcher diese zweifellose Wahrheit der Gegenwart durch den Staub der kritisch durchstöberten Bibliotheken der Vergangenheit nicht mehr zu sehen vermochte, der konnte jetzt, wenn er trotzdem noch zwei Worte darüber verlieren wollte, mit jedem Worte nur etwas Unwahres hervorbringen, nämlich etwas, was auf Unkenntniß der Wahrheit beruhend die Wahrheit selber „arg entstellt“. —

Jeder, der Wagner's „Beethoven“ wirklich gelesen hat, weiss es auch, dass von jenen phantastischen „Variationen“ Schopenhauer's darinnen nichts zu finden, ja, dass selbst das Thema von Schasler nicht richtig notirt worden ist. Man dürfte im Gegentheile behaupten: Wagner hat die Variationen, welche Schopenhauer mit den spärlichen Mitteln seiner musikalischen Kenntnisse über sein eigenes metaphysisches Grundthema allzukühnlich angestimmt hatte, dort mit sehr besonnenem Ernste zurück geführt auf ein wahrhaft typisches, echt künstlerisch abgeklärtes Leitmotiv für unsere ganze fernere Auffassung und Betrachtung der Musik; wonach eine jede spätere „Kunst-Philosophie“, oder auch ein „System der Künste“, wenn es diese That Wagner's unbeachtet liesse, uns nur noch eitel Spreu und Wind bedeuten könnte.

Aber, siehe da: was fand sich doch vor einiger Zeit in einer Nummer der „Gegenwart“? Da rezensirt ja ein gewisser Buchstab D. ein neues „Grundlegendes“ Werk unseres klassischen Aesthetiker's:

„Das System der Künste aus einem neuen, im Wesen der Kunst begründeten Gliederungsprinzip mit besonderer Rücksicht auf das Drama entwickelt von Dr. Max Schasler (Leipzig, W. Friedrich, 1882).

In dieser Rezension steht zu lesen:

„Schasler ist der Erste, welcher das Problem der Gliederung der „Künste mit derjenigen Aufmerksamkeit behandelt hat, welche — „dasselbe verdient. — Er sieht ein, dass sich eine Eintheilung „der Künste und Fixirung der Werthstellung jeder Einzelnen im „System nur aus dem Wesen der Kunst ergeben kann. Diess bestimmt er mit Aristoteles als die Ideengestaltung in der Form „des Wirklichen. — Simultane und successive Künste werden da- „nach unterschieden. — Der Schwerpunkt des Buches liegt in dem „glücklichen Gedanken, dass das Maass des ideellen Gehalts oder mit „andern Worten „das Gewichtsverhältniss zwischen Idee und „Material“ die Sonderung der einzelnen Künste von einander und „ihre Werthstellung in System bestimmt. Dasjenige, worin das Prinzip „des Gegensatzes von Idee und Materie zu suchen ist, ist die Bewegung „als wesentlichste Darstellungsform des Geistes. Je ruhiger eine „Kunst, um so tiefer steht sie in der Reihe der Künste. — Es kann „keinem Zweifel unterliegen, dass sich nach dem vom Verfasser „gewiss nicht leicht gefundenen Prinzip des wechselnden Ideen- „gehalts allein die richtige Sonderung und Werthstellung der Künste „ergiebt. — Schlagende Wahrheiten enthält das Kapitel „Die

„Verbindung der Künste zu einer künstlerischen Gesamtwirkung“, welches „die Wagnerianer nicht sonderlich erfreuen wird.“ (Gegenwart, 1882, Nr. 42.)

Du lieber Himmel, was nicht Alles die „Wagnerianer“ erfreuen und nicht erfreuen soll! Mag doch Jeder, der den unwiderstehlichen Drang nach einem „gewiss nicht leicht zu findenden“ neuen Systeme der Künste oder Prinzip des wechselnden Gewichtsverhältnisses zwischen Idee und Materie in sich verspürt, demselben in seines eigenen Genius Namen folgen und auf die vorliegenden 10 Bände Wagner'scher Schriften seinen jüngstgeborenen Codex des Schönen thürmen, dick und schwer, wie der Nebel der thessalischen Tiefen auf den Gipfel des Lichtberges Olympos sich legt! Er wird dann nur eben immer weniger von den freien Höhen sehen, wo die Götter wohnen. Der arme, bedauernswerthe Blinde — doppelt bedauernwerth, wann gerade die Götter sich dem Sehenden so hell und herrlich droben zeigen — mag er doch ruhig weiter beweisen, was nach dem System unmöglich sei, und was unerlaubt nach dem Prinzip; — wir lassen uns freudig an Dem genügen, dass eine Deutsche Kunst vorhanden ist, die uns kein noch so logisch abgeschlossener Beweis vor der Nase wegblasen kann. Das ist, das lebt, das wirkt, dem Blinden zum Anstoss und Schrecken, dem Schauenden aber zur Erhebung und Beglückung!

„Wer giebt Erklärung solcher Schleudermacht?

Der Philosoph — er weiss es nicht zu fassen:

Da liegt der Fels, man muss ihn liegen lassen;

zu Schanden haben wir uns schon gedacht.

Das treu-gemeine Volk allein begreift

und lässt sich im Begriff nicht stören;

ihm ist die Weisheit längst gereift:

Ein Wunder ist's!“ —

Und weiter jubeln wir, aber nicht im Tone des Goethe'schen Teufels, sondern in der Weise uns'res eigenen Meisters:

„Ein Wunder war's!“ —

„Wir preisen dieses Wunder aus uns'res Herzens Tiefe!“

Wenn Herder es schon als ideale Ahnung seiner künstlerisch entflammten Phantasie so hoch gepriesen hat, wie wollten wir zurückbleiben mit unserem Preise vor der allen Sinnen sich herrlich anbietenden Erfüllung selber?! Ja, was unseres Herzens Tiefen einer solchen enthusiastischen Erregung für das Schöne und Wahre, das Grosse und Erhabene erschliessen konnte, das ist es auch, was dem neuen Wunder lebendiger Kunst jene gewaltige Uebermacht verliehen hat über alle noch so kritisch gerüstet und systematisch gegliedert auftretende neuere und neuste „Aesthetik“!

Aber — waren denn nun auch dieses noch: „Stimmen aus der Vergangenheit?“ —

Vergang'ne Stimmen! — Vergang'ne Stimmen! — Im Staube der Bibliotheken erstickt die jung-alte Weisheit bald nach dem ersten Schrei. — Die Nebel weichen, und der Gipfel des Götterberges leuchtet der gläubigen Welt.

Und doch: „Alles Vergängliche ist uns ein Gleichniss“. — Das „Unbeschreibliche“ bleibt uns die künstlerische „That“. —

H. v. W.



# Generalregister.

## Richard Wagner.

Brief an Heinrich von Stein. („Helden und Welt“ I.) S. 5. —

## Eduard Baltzer.

Pythagoras. („Helden und Welt“ III.) S. 147. —

## Bernhard Förster.

Ein Deutschland der Zukunft. S. 44. — Zur Frage der nationalen Erziehung. S. 189. —

## Theodor Fontane.

Wilibald Alexis. S. 344. —

## Constantin Frantz.

Die Märtyrer von Costnitz. („Helden und Welt“ IV.) S. 288. —

## Ernst Grysanowski.

Die Vivisektionsfrage vor dem preussischen Landtage. S. 228. —

## Ludwig Schemann.

Unsere Stylbildungsschule. S. 250. —

## Oskar Schlemm.

Ueber gymnasiale Erziehung. I. „Dazu hat er gar keine Zeit“. S. 157. — II. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“. S. 170. — III. „Von der Höhe nach der Höhe“. S. 180. —

## Heinrich von Stein.

Brief an den Meister. („Helden und Welt“ I.) S. 3. — Solon und Krösos, ein Dialog. („Helden und Welt“ II.) S. 11. — Luther. S. 285. — Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen. S. 305. —

## Hans von Wolzogen.

Ein Gedenkwort. S. 1. — Die Ungleichheit der menschlichen Racen. V. Die Keltosklaven und Rom. S. 16. — VI. Die Germanen und Amerika. S. 25. — Friedrich Franz II, Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin. S. 93. — Die Religion des Mitleidens. Schlussbetrachtungen. S. 96. I. Im neuen Paradiese. S. 99. — II. Unter dem Kreuze. S. 117. — III. „Das Ende ist die That.“ S. 131. — Die Sprache Luther's in Wagner's Kunst. Ein Wort zur Einführung. S. 297. —

## Parsifal-Nachklänge.

I. Von *H. v. Wolzogen*. S. 57. —

II. Von *J. H. Löffler*. S. 61. —

III. Von *Wolfgang Körber*. (Bekenntnisse eines Neulings.) S. 264. —

## Beiträge zur Charakteristik der Zeit.

XIX. *Oswald Zimmernann*, aus der Verstandeskultur der Gegenwart. S. 67. —

XX. *H. v. Wolzogen*, alte und neue Aesthetiker. II. Von den Neuen. S. 375. —

## Stimmen aus der Vergangenheit.

*Conrad Beyer*, Nürnberg — nicht Hamburg — Geburtsstätte und Wiege der deutschen nationalen Oper. S. 282. —

*Hans Sommer*, über die Entstehung der Oper. S. 273. —

*H. v. Wolzogen*, alte und neue Aesthetiker. I. Von den Alten. (J. G. Herder). S. 367. —

## Litteratur.

*Bernhard Förster*, über W. Duncker's „Geschichte des Alterthums“. (Leipzig, Duncker und Humblot). S. 83.

*Heinrich von Stein*, über Oldenberg's „Buddha“. (Berlin, W. Hertz). S. 87. Ueber Nisikānta Chattopādhyāya's „Indische Essays“. (Zürich, Rudolphi u. Klemm). S. 90. —

*Adolf Wahnund*, über E. Gellion-Danglar's „Les Sémites et le Sémitisme au point de vue ethnographique, religieuse et politique“. (Paris, Maisonneuve). S. 77. —

Dazu: Litterarische Anzeigen Nr. 3—7 auf den Umschlägen aller vier Hefte des Jahrgangs.

## Geschäftlicher Theil.

- Vom Verwaltungsrath der Festspiele: Ankündigung der Festspiele 1883. S. 92. — Ueber die Stipendienstiftung, mit Nachwort von *Friedrich Schön*. S. 188. —  
 Von der Redaktion: Aufforderung zur weiteren Unterstützung der Bayreuther Festspiele. S. 92. — Statistik der Blätter 1883. S. 383. —  
 Vom Allgem. R. Wagner-Vereine: Kassen-Bericht bis 7. Juli. S. 284. — Neue Vereine Seite 383. —

## Beilagen.

- Zum II. Heft: An alle Besitzer von Berechtigungskarten. (Verwaltungsrath). Zur Konstituierung des neuen Allgem. R. Wagner-Vereins. (Redaktion). 2 Seiten.  
 Aufruf zum Beitritt. (Constit. Versamml. d. Allg. R. Wagner-Vereins). 2 Seiten. Statuten des Allg. R. Wagner-Vereins. 4 Seiten.  
 Zum III. Heft: I. Generalversammlung des Allg. R. Wagner-Vereins am 27. Juli 1883 zu Bayreuth. 2 Seiten.  
 Verzeichniss der Vertretungen des Allg. R. Wagner-Vereins. (Juli). 2 S.

(NB. Redaktionelle Schlussmittheilung über den Uebergang der „Blätter“ in den Besitz des Allg. R. Wagner-Vereins und Aufforderung zur Erneuerung des Abonnements für 1884: auf dem Umschlage des letzten Heftes).

## Statistik der Blätter-Abonnements für das Jahr 1883.

Bei der Redaktion abonnirt:

|                     |                     |                     |                   |                   |                 |                   |
|---------------------|---------------------|---------------------|-------------------|-------------------|-----------------|-------------------|
| 58 Wien,            | 41 Berlin,          | 40 Bayreuth,        | 32 München,       | 28 Leipzig,       | 20 Dresden,     | 16 Riga,          |
| Worms,              | 13 Frankfurt a. M., | Helsingfors,        | 12 Graz,          | Pössneck,         | 11 London,      | Paris,            |
| 10 Braunschweig,    | 9 Mannheim,         | 8 Breslau,          | Strassburg i. E., | 7 Amsterdam,      | Hamburg,        | New-York,         |
| 6 Cöln,             | Freiburg i. B.,     | Prag,               | Stuttgart,        | 5 Asch,           | Barmen,         | Brüssel,          |
| Darmstadt,          | Göttingen,          | Königsberg i. Pr.,  | Nürnberg,         | 4 Charlottenburg, | Fürth,          | Heidelberg,       |
| Kiel,               | Ludwigshafen,       | Mainz,              | Stettin,          | Schweinfurt,      | Viersen,        | Wiesbaden,        |
| 3 Aachen,           | Buda-Pest,          | Carlsruhe,          | Cassel,           | Elberfeld,        | Florenz,        | Genf,             |
| Jena,               | Marburg,            | Petersburg,         | Rom,              | 2 Antwerpen,      | Bamberg,        | Bellin,           |
| Brieg,              | Carlsbad,           | Colberg,            | Colmar,           | Düren,            | Essen,          | Görlitz,          |
| Güstrow,            | Halle,              | Hannover,           | Håvre,            | Herrnhof b. Wien, | Moskau,         | Mühlhausen i. E., |
| Neu-Strehlitz,      | Rostock,            | Salzburg,           | Utrecht,          | Weimar,           | 1 Alt-Jessnitz, | Aschaffenburg,    |
| Basel,              | Bartenstein,        | Bern,               | Bernburg,         | Bombay,           | Bonn,           | Breddelem,        |
| Bremen,             | Bromberg,           | Buytenzorg i. Java, | Cannes,           | Chemnitz,         | Coburg,         | Cöpenik,          |
| Constantinopel,     | Crefeld,            | Dessau,             | Deutz,            | Dordrecht,        | Dortmund,       | Drem,             |
| Düsseldorf,         | Edesheim,           | Enns,               | Erfurt,           | Eton,             | Fredeburg,      | Gera,             |
| Giessen,            | Goslar,             | Gross-Oerner,       | Gummersbach,      | Haag,             | Hagen,          | Heilbronn,        |
| Hilversum,          | Hochstein,          | Jagetzow,           | Isenhagen,        | Jünkerath,        | Kampen,         | Kapelle,          |
| Kissingen,          | Kochel,             | Konsk,              | Krumbach,         | Kühschmalz,       | Linz,           | Livorno,          |
| Magdeburg,          | Matzen,             | Marktsteft,         | Marseille,        | Meiningen,        | Meran,          | Metz,             |
| Mistelbach,         | Morsbroich,         | Naumburg,           | Neisse,           | Neusatz,          | Niederkrüchten, | Nussdorf b. Wien, |
| Oldenburg,          | Ostrichen,          | Passau,             | Plagwitz,         | Ratzeburg,        | Regensburg,     | Reichenstein,     |
| Rotenburg a. d. F., | Rotenhaus,          | Schwetzingen,       | Singen,           | Solingen,         | Speyer,         | Stäfa,            |
| Stein b. Nürnberg,  | Triest,             | Tübingen,           | Ulm,              | Untermünsterthal, | Villingen,      | Volkertshausen,   |
| Waldegg,            | Warnsdorf,          | Weyarn,             | Wismar,           | Würzburg,         | Zittau,         | Zürich.           |

|                        |                          |                                         |
|------------------------|--------------------------|-----------------------------------------|
| 16 österreich-ung.     | Orte mit 98 Abonnenten.  | 5 schweizerische Orte mit 7 Abonnenten. |
| 5 russische            | " " 35 "                 | 3 italienische " " 7 "                  |
| 8 holländ. (1 Java)    | " " 15 "                 | 2 belgische " " 7 "                     |
| 4 französische         | " " 15 "                 | 1 amerikanischer Ort " 7 "              |
| 4 engl. (1 Indien)     | " " 14 "                 | 1 türkischer " " 1 "                    |
| 49 ausserdeutsche Orte | mit 206 Abonnenten,      |                                         |
| 119 deutsche           | Orte mit 442 Abonnenten, |                                         |

Summa: 168 Orte mit 648 Abonnenten (bei der Redaktion)

— und zwar 503 20 *M.*-Abonn. und 145 8 *M.*-Abonn. —

Dazu kommen noch durch den Buchhandel: 75 Abonnenten (4 *M.*),  
 und von neuen Mitgliedern des Allg. R. Wagner-Vereins: 42 " (6 *M.*)  
 Totalsumme: 765.

Geschäftlicher Theil

Vom Verlagsvertrag... Von der Redaction... Von der Buchhandlung...

Belangen

Zum II. Heft: In alle... Zum III. Heft: In alle... (Zur Redaction...)

Statistik der Hefen-Abonnements für das Jahr 1852

Im Verlage der Redaction.

Im Buchhandel zu beziehen durch Carl Giessel, Bayreuth.

Druck von Th. Burger, Bayreuth.

Table with 2 columns: Title of the work and Price. Includes titles like 'Die Geschichte der Stadt Bayreuth' and 'Die Geschichte der Stadt Bamberg'.